Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

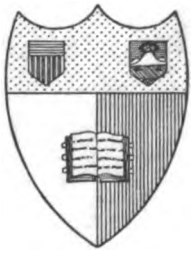
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

AP
30
.U48



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE

SAGE ENDOWMENT FUND

THE GIFT OF

HENRY W. SAGE

1891

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.

To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

3 1921

HOME USE RULES

All books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 087 701 417

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Fünfundvierzigster Jahrgang. Dritter Band

Juli bis September 1920

Stuttgart und Leipzig 1920 Deutsche Verlags-Anstalt

CORNELL
UNIVERSITY
Digitized by Google

A497875

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLV

(Juli bis September 1920)

Seite

Landesfinanzamtspräsident Dr. O. Schwarz (Magdeburg): Internationale Finanzanleihe 1

Minister a. D. Dr. Franz Klein (Wien): Philosophie in der Politik 7

Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener 16. 205. 224

Professor Dr. Otfried Müller, Vorstand der Medizinischen Klinik in Tübingen: Die Tuberkulosegefahr der Gegenwart und ihre Bekämpfung 33

B. W. v. Bülow: Geheimdiplomatie und Friedensrevision..... 44

Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil. Herausgegeben von Professor H. Ulmann .. 50. 157. 257

Karl Hans Strobl: Der Tscheche. Eine völkerpsychologische Betrachtung 66. 175. 245

Baron L. v. Knorring: Aus meinen Berliner Erinnerungen 77

Landgerichtsrat W. Kulemann (Braunschweig): Betriebsräte 83

E. C. Corti: Bismarcks Kampf mit Alexander von Battenberg und der Kaiserin Friedrich 97. 193

Regierungs- und Baurat H. D. Krey (Berlin): Die Ausnutzung der natürlichen Kraftquellen für unser Nationalvermögen 111

Universitätsprofessor Dr. Albert Eichler (Graz): Von deutscher Theaterkunst und Bühnenart 129

Karl Bälz: Deutsche Bildungsfragen (Schluß) 143

Professor Dr. Otto Münch (Darmstadt): Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt 1869 und 1870 151

Theodor Kappstein (Charlottenburg-Berlin): Josef Kohler. Striche zum Bilde einer Persönlichkeit 182

Gesandte v. Scheller-Steinwartz: Parteiendämmerung 203

Generalleutnant Georg Graf Waldersee: Vom Militarismus und Sozialismus 208

Digitized by Google

Seite

Professor Dr. Otto Münch (Darmstadt): Der Kampf um Persien .. 237
Kurt Paechter: Eine Fahrt durch die deutschen Ausgrabungsstätten in Kleinasien 253
H. Wittmaack, Reichsgerichtsrat a. D.: Ein Ausnahmegericht 274

Kleine Revuen

Literarische Berichte 92. 187. 279
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95. 190. 283

Digitized by Google

Internationale Finanzanleihe

Von

Landesfinanzamtspräsident Dr. O. Schwarz (Magdeburg)

Anderthalb Jahre sind seit Einstellung der Feindseligkeiten, über drei Monate seit endgültiger Ratifizierung des Friedensvertrags ins Land gegangen. Aber die wirtschaftliche und finanzielle Lage der europäischen, am Kriege beteiligt gewesenen Länder sieht heute fast hoffnungsloser und drohender aus wie vor einem Jahre. Damals glaubten unsere eigenen Wirtschafts- und Bankfachverständigen Deutschland zur Not noch für fähig halten zu müssen, bis zu 100 Milliarden Goldmark an „Wiedergutmachungskosten", auf deutsch: an Kriegskostenentschädigung zu zahlen; wer wollte nach den Verheerungen, die das letzte Jahr in unserer Wirtschaft und vor allem in unseren Finanzen angerichtet hat, heute noch wagen, solches in den Bereich der Möglichkeit zu ziehen?

Aber nicht nur bei uns haben sich die Dinge verschlechtert. Auch unseren Feinden kommt immer mehr zum Bewußtsein, wie stark der Krieg die Völker Europas wirtschaftlich und finanziell ausgepumpt und erschöpft hat. Wer die Geschichte der Kriegsfinanzen genau verfolgt, sieht, daß eigentlich schon Ausgang 1916, Anfang 1917 der Zeitpunkt eingetreten war, von wo ab die europäischen Großmächte den Krieg auf dem Niveau, auf welches ihn die gegenseitigen militärischen Anstrengungen hinaufgetrieben hatten, entweder nur mit ausländischer Hilfe (England, Frankreich, Italien) oder unter rapide wachsendem wirtschaftlichem Raubbau und Geldverschlechterung (Zentralmächte und Rußland) weiterführen konnten. Ja, die amerikanische Hilfe konnte selbst unsere europäischen Gegner nicht von ähnlichen Wirkungen, wie sie sich bei uns zeigten, völlig retten. Nur ein Grad-, kein Artunterschied lag vor. Das tritt seit Beendigung der Feindseligkeiten, seit dem Augenblick, wo die Vereinigten Staaten ihre helfende Hand von den ehemaligen Alliierten mehr und mehr zurückziehen, immer deutlicher zutage.

Es sind die Kosten der Liquidierung des Krieges, der Demobilisierung, ist der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete, sind mehr noch die allgemeinen in Streiks, Putschen, Arbeitsverkürzungen, Lohnerhöhungen zutage tretenden sozialen und wirtschaftlichen Nachwirkungen des Krieges, welche die Schulden und Budgets der ehemals kriegführenden Länder immer stärker anschwellen

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

lassen, die wirtschaftliche Gesundung in immer weitere Ferne rücken. Es gibt keinen der europäischen Großstaaten — selbst England nicht ausgenommen —, der nicht in Zukunft die Hälfte und mehr der laufenden Ausgaben der toten Last des Schuldendienstes opfern müßte, keinen, der nicht das Vier-, Fünf- und Mehrfache an Steuern aufzubringen hätte wie vor dem Kriege. Und wie sieht es wirtschaftlich aus?

Während die ungezählten, durch den Krieg zerstörten Werte nur durch eine gegen den Friedensmaßstab weit gesteigerte, ja fieberhafte Produktivität wieder ersetzt werden könnten, lassen die Arbeitsunlust, die politische Unruhe in den Arbeiter- und Angestelltenmassen auf der einen, der Rohstoffmangel, die Verkehrsmängel, die Valutaschwankungen, die gegenseitigen Warenabsperrungen der Länder auf der anderen Seite die Produktionsziffern in den einzelnen Ländern und Wirtschaftszweigen noch nicht einmal die Hälfte, zwei Drittel, günstigstenfalls drei Viertel der Friedensproduktion erreichen.

Wie sollen diese Zustände enden? Wie soll bei solchen Aussichten der drohende Staats- und Volksbankrott aufgehalten werden?

Der heroische Versuch der einzelnen Völker und Staaten, aus sich selbst heraus durch Fort- und stellenweise (Italien) Neueinführung der Zwangswirtschaft und Rationierung, durch Verbot von Luxuseinfuhren und von Produktionsmittelausfuhren usw. sich wieder emporzuarbeiten, verdient Bewunderung, scheint aber mehr und mehr zur Aussichtslosigkeit verdammt zu sein. Einfuhrverbote und -einschränkungen von entbehrlichen Bedarfsgegenständen in weitestem Sinne auf der einen Seite, Ausfuhrverbote von Produktionsmitteln, von wertvollen, im Lande erzeugten Rohstoffen auf der anderen, beides Maßnahmen, in denen heute die Länder miteinander wetteifern, bringen zwar dem eigenen Lande zunächst einen gewissen Nutzen, müssen aber auf die Dauer die Weltwirtschaft lahmlegen und schließlich nachteiligst auf die eigene Wirtschaft zurückwirken. Was die finanzielle Seite des Wiederaufbaus aus eigener Kraft anlangt, so geraten die finanziell sich selbst überlassenen Länder, und zwar Sieger wie Besiegte, wenn auch letztere in stärkerem Ausmaße, trotz enormster Steigerung ihrer Steuerlasten, drakonischster Steuerstrafen, immer tiefer in die Abhängigkeit von der Notenpresse hinein, ihre Valuten verlieren jeden Halt, jede Stabilität, Zustände, die dann wieder von den finanziell schwächeren auf die finanziell stärkeren Staaten, welche den Ertrinkenden ihre Hilfe verweigern, aufs stärkste und nachteiligste zurückwirken und auch ihrerseits einen intensiven Wirtschaftsverkehr von Land zu Land mehr und mehr unmöglich machen.

Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die von weitsichtigen Köpfen aller Nationen schon seit lange erkannte Notwendigkeit gemeinsamen Zusammenschlusses der ehemals kriegführenden Länder, unter Beteiligung neutraler und unter Führung wirtschaftlich und finanziell besonders stark gebliebener Staaten, wie vor allem der Vereinigten Staaten, immer weiteren Kreisen des In- und Auslandes zum Bewußtsein kommt, eines

Digitized by Google

Zusammenschlusses mit dem Ziele, in durchdachtem planmäßigem Vorgehen und mit Unterstützung der schwächeren durch die stärkeren Elemente gemeinsame Sanierungsmaßnahmen zu treffen, die allein in absehbarer Zeit Europa wieder aus dem wirtschaftlichen und finanziellen Elend, in das es durch den Krieg geraten ist, herausführen und den drohenden Verfall dieses alten Kulturgebiets noch im letzten Augenblick verhindern können.

Die Tatsache der Einberufung von Wirtschafts- und Finanzkonferenzen in Spaa und Brüssel, zu welchen auch die Zentralmächte zugezogen werden sollen, sowie alles, was über die Ziele dieser Konferenzen bisher verlautbart ist, lassen hoffen, daß man auch in offiziellen Kreisen der Entente endlich sich von der Notwendigkeit überzeugt hat, gemeinsame, energische und schnelle Schritte in dem oben angedeuteten Sinne zu unternehmen, so daß man schon fast versucht sein möchte, anzunehmen, daß gerade die Aussicht auf kommende internationale Sanierungsmaßnahmen den Spekulanten und Schiebern der ganzen Welt den gewaltigen Schrecken eingejagt habe, dessen Folgen wir zur Zeit in vermehrtem Warenangebot und sinkenden Preisen nicht nur in Deutschland, sondern auf allen großen Märkten der Welt begegnen.

Wie jene internationale Aktion gedacht ist, ist noch nicht bekannt geworden und ist vielleicht den Einberufern der Konferenzen selbst noch nicht völlig klar. Nach den früheren Auslassungen von offizieller amerikanischer Seite sollte man auf große finanzielle Unterstützungen von Staat zu Staat, namentlich seitens der Vereinigten Staaten, kaum zu rechnen, sondern sich mehr mit Begünstigung von Abreden zwischen den großen Industrie- und Handelsverbänden der Länder untereinander zu begnügen haben. Da indessen gerade die Behebung und Milderung der finanziellen Not der europäischen Großmächte eine sehr wichtige Voraussetzung für nutzbringende wirtschaftliche Verständigungsaktionen sein dürfte, so wird eine völlige Abstandnahme von finanzieller Zusammenarbeit zwischen Staaten und Staaten kaum möglich sein, neben der dann — allerdings unter Schutz und Garantie der beteiligten Staaten — gemeinsame Verständigungen zwischen den privaten Unternehmer- und wohl auch Arbeiterkreisen und -verbänden herzugehen hätten.

Mag indessen die kommende internationale Finanz- und Wirtschaftsaktion eine Gestalt annehmen, welche sie wolle, eins steht schon heute fest, daß ihre Bedeutung für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Als großer, ganz allgemein-politischer Nutzen springt sofort in die Augen, daß in einer Zeit, wo die Auswüchse des Kapitalismus, wo der Egoismus, um nicht zu sagen, die Gesinnungslosigkeit des Kapitals die abschreckendsten Formen annehmen, wo die sogenannte „Internationalität" des Kapitals sich in den raffiniertesten Arten der Steuer- und Kapitalflucht kundgibt, es geradezu wie eine Ehrenrettung des kapitalistischen Systems wirken würde, wenn die großen Kapitalien aller Länder der Erde in ein den Wiederaufbau Europas sicherndes befruchtendes Sammelbecken zusammenströmen würden. In der Besserung

Digitized by Google

der wirtschaftlichen Zustände, Vermehrung der Gebrauchsgüter, Zurückschraubung des maßlosen Preisniveaus, die mit Bestimmtheit aus einer solchen Aktion zu erhoffen sind, wären zugleich vielleicht die stärksten Dämme gegen bolschewistische und kommunistische Fluten gegeben, deren innere Triebkräfte unzweifelhaft vor allem in dem großen wirtschaftlichen und finanziellen Elend weiter Gebietsstriche und Bevölkerungskreise stets neue Nahrung und neue Kraft finden.

Weiter würde eine derartige gemeinsame Aktion wie kaum eine andere Maßnahme zu der für die Wiederbelebung der Weltwirtschaft so außerordentlich wichtige, ja notwendige Wiederannäherung der Völker, zur Zurückdrängung der tiefgewurzelten Haßgefühle, welche der Krieg erzeugt hat, beitragen. Nur eine beschleunigte Wiederbelebung der weltwirtschaftlichen Beziehungen unter baldigster Wiedereinreißung bzw. verständnisvoller Ausgleichung der gegenseitigen Einfuhr- und Ausfuhrbeschränkungen der verschiedenen Länder werden die letzte Ursache des Weltelends: Zurückbleiben der Produktion wie der Promptheit der Güterverteilung hinter der durch die Arbeiter- und Angestelltenmassen erzwungenen Verbreiterung der Konsumtionsbasis an notwendigen wie Luxusgütern beseitigen können, ehe es zu spät ist, d. h. ehe die Unzufriedenheit der Massen in wahnwitziger Verblendung das kunstvolle, aber schwer erschütterte Gebilde des heutigen Wirtschaftssystems und Kulturgebäudes vollends zerschlägt.

Unmittelbarste Folge internationaler Finanztransaktion würden endlich gegenseitige Handelsabreden zwischen Gläubiger- und Schuldnervölkern sein, da die ihren Kredit und in gewissem Maße ihre Steuerkraft zur Verfügung stellenden Länder solche Abreden als Entgelt für ihre Hilfe sicherlich beanspruchen würden. Durch solche Abreden würden aber wiederum, ebenso wie durch die auf dem Gebiete des Geld-, Zahlungs- und Verrechnungswesens zu treffenden Maßnahmen, die sich notwendig an gemeinsame internationale Finanz- und Wirtschaftstransaktionen anschließen müßten, die weltwirtschaftlichen Beziehungen eine ungeheure, nachhaltigste Belebung erfahren. Wenn man einmal näher darüber nachdenkt, auf welchem Wege der die geplanten gemeinsamen Wirtschafts- und Finanztransaktionen vermittelnde Kredit- und Geldverkehr vor sich gehen soll, so wird man unter anderem die Einrichtung einer gemeinsamen internationalen Noten- und Girobank sowie eines gemeinsamen Scheck- und Clearingwesens als kaum entbehrliches Glied der Aktion ansehen müssen. Mit einem Schlage würden damit alte Pläne und Träume namhafter Wirtschafts- und Finanzgelehrter und -politiker aller Nationen von Weltclearing, Weltgiro und Weltnoten Erfüllung finden.

Über die Zweckmäßigkeit, Erwünschtheit, ja geradezu Notwendigkeit einer großen internationalen Transaktion von einer so weitreichender Auswirkung können nach alledem Zweifel kaum noch obwalten. Auch kann als vollkommen sicher gelten, daß eine große internationale Finanzanleihe, wie sie unter anderem der französische Senatspräsident Bénoist zwischen dem 15. und 20. April d. J.

Digitized by Google

im französischen Senat angeregt hat, die im Namen oder unter Garantie der Großmächte und neutraler Staaten aufgelegt würde, gerade, weil sie in sich selbst eine so große Bürgschaft für ihren Erfolg und ihre wertvollen Rückwirkungen auf alle beteiligten Länder trägt, zahllose, jetzt zinslos in Strümpfen und Safes des In- und Auslands schlummernde Barmittel ans Licht rufen und Kapitalisten der ganzen bewohnten Erde zu Anleihezeichnern anlocken würde.

So sollte man sich fast wundern, daß die Aktion nicht schon längst ins Leben gerufen worden ist. Wie viel Leiden, Sorgen und Elend hätten der unter den Folgen des Krieges zusammengebrochenen Bevölkerung Europas durch schnelleres Handeln erspart werden können! Der Grund der Hinausschiebung lag einmal wohl in der immer noch großen Ungeklärtheit der politischen Lage in den wichtigsten beteiligten Staaten, sodann in der Unversöhnlichkeit und in dem Haß der ehemaligen Gegner gegeneinander, weiter aber vor allem ohne Zweifel auch in der großen Schwierigkeit der praktischen Durchführung des Problems selbst, die bei näherer Vertiefung in dasselbe uns in der verschiedensten Richtung entgegentreten. In welchem Ausmaße zunächst soll eine solche Anleihe gegeben werden? Sicherlich wird sie in erster Linie (darauf scheinen auch die Besprechungen in Hythe abgekommen zu sein) bestimmt sein müssen, den besiegten Völkern die Mittel zur Befriedigung der gegnerischen Forderungen aus dem Friedensvertrage vorzuschießen, da gerade die hinter uns liegenden Monate auch dem Blindesten offenbart haben, daß die im Krieg unterlegenen Mächte aus eigener Kraft heraus nicht einmal die eigenen, geschweige denn die fremden aus dem Kriege folgenden Lasten zu tragen imstande waren, und daß, soweit Leistungen in natura trotzdem erzwungen wurden, diese auf die einheimische Volkswirtschaft verheerend zurückwirkten und außerdem die Entschädigungen für die liefernden Gesellschaften und Privaten nur mit dem unheilvollen Mittel der Notenpresse aufgebracht werden konnten.

Man wird aber kaum umhin können, mit internationalen Anleihemitteln auch darüber hinaus besonders schwachen Ländern, für die keine Aussicht besteht, ihre schwebenden Schulden, namentlich gegenüber den Notenbanken, einzudämmen, geschweige denn abzudecken oder zu konsolidieren, unter die Arme zu greifen, um sie zu vertrauenswürdigen Kunden und Schuldnern der bessergestellten Länder werden zu lassen, wobei ich allerdings an solche Summen, wie sie Bénoist vorschlägt (300 Milliarden), kaum denken kann und solche auch gar nicht für unbedingt notwendig halte.

Ganz außerordentliche Schwierigkeiten wird weiter die mit dem Problem notwendig verbundene Regelung der Valutenfrage, des Verrechnungskurses der verschiedenen Geldeinheiten (Franken, Lira, Mark, Krone) machen, ohne die man selbst bei Schaffung eines neuen, für die internationalen Transaktionen einzuführenden Geldwertzeichens nicht herumkommen wird, schon weil man von der Anleihezeichnung die Inhaber von Mark-, Kronen- usw. -noten und -valuten

Digitized by Google

kaum wird ausschließen wollen, und weil doch auch behufs Regelung der Zins- und Tilgungszahlungen kaum auf ein festes Verhältnis seiner internationalen Werteinheit zu der Währung der beteiligten Länder verzichtet werden kann, wobei im übrigen nicht ausgeschlossen zu sein brauchte, daß dieses Verhältnis in gewissen Zeiträumen einer Veränderung auf Grund gebesserter Wirtschafts- und Finanzverhältnisse unterworfen werden könnte.

Nicht zu unterschätzen ist sodann die Schwierigkeit der Frage der Festsetzung der Höhe weniger des Tilgungssatzes als des Zinsfußes der Anleihe. Er darf nicht zu hoch sein, um nicht den einheimischen Märkten zuviel Kapital zu entziehen, muß aber andererseits auch wieder hoch genug sein, um auf das internationale Kapital anreizend zu wirken. Wird man einen Mittelsatz gefunden haben, so weiß man aber noch nicht, wie er bei der großen Verschiedenheit der Landeszinsfüße in den einzelnen Ländern wirken wird. Auch die Steuerfreiheit der internationalen Anleihe, die wohl für alle Länder zugesichert werden müßte, wird bei der Verschiedenheit der Steuersysteme und Steuersätze in den verschiedenen Ländern recht verschiedene, der Lösung des Problems abträgliche Wirkungen auslösen.

Weitere sehr große Schwierigkeiten wird die Frage machen, welche Sicherungen die schuldnerischen Staaten zu leisten haben, welche Kontrollen nötig, welche Zwangsmaßnahmen gegen säumige Zahler zulässig sind usw.

Auf die zahlreichen Schwierigkeiten endlich, welche sich den Handelsabreden, den Vereinbarungen zwischen den vielen in ihren Interessen differierenden Industrie- und Handelsverbänden der verschiedenen Länder entgegenstellen, braucht ebenfalls nur hingewiesen zu werden, um erkennen zu lassen: Das zu lösende Problem ist von außerordentlichster Vielseitigkeit und schließt zahllose schwierige Einzelfragen in sich, die im vorstehenden nur ganz kurz angedeutet werden konnten. Und doch all solche Erschwerungen und Hindernisse dürfen den Willen zur Tat keinen Augenblick hemmen!

Das zu erstrebende Ziel ist ein so heiß zu ersehnendes, so ungeheuer dringliches und zugleich doch auch reizvolles, daß die besten Köpfe aller Länder sich Tag und Nacht damit beschäftigen sollten, wie sie es der Erreichung näher bringen könnten. Wenn man sieht, mit wieviel Voraussicht und Raffiniertheit das derzeitig unseren Feinden vorschwebende Problem des Friedensvertrags: „Wirtschaftliche Verstümmelung Deutschlands", in wenigen Monaten von ihnen gelöst worden ist, so braucht man nicht daran zu zweifeln, daß es auch den zu der Konferenz abzusendenden Politikern und Sachverständigen nunmehr, wo die Vernunft wieder zu ihrem Rechte zu kommen scheint, verhältnismäßig bald gelingen wird, einen annehmbaren Weg zu finden, diese wirklich gute, dem Wohle Europas, ja aller Völker dienende Sache einem glücklichen Ende entgegenzuführen. Quod bonum, felix, faustum, fortunatumque sit! Hoffen wir, daß die Abreden von Spaa „wieder gutmachen" werden, was die Bedingungen von Versailles gesündigt haben!

Digitized by Google

Philosophie in der Politik

Von

Minister a. D. Dr. Franz Klein (Wien)

Das Leben ist unsicher geworden. Macht, Vermögen, Klassenlage, Verkehrsformen, Urteile wechseln. Unzählige, die bisher mit festen Überzeugungen dastanden, fühlen den Boden schwanken und suchen nach geistigem Halte. Wenn sie ihn nicht im Überirdischen finden, fragen sie nach der Vernunft des Lebens, gehen dem Rätsel des Seins nach und wollen soviel an Welterkenntnis, um daraus Trost schöpfen zu können. Mit anderen Worten, sie philosophieren. Wie die Gesellschaft jetzt mehr, als man es früher für möglich gehalten hätte, von Politik durchtränkt ist, so ist mit dem Nachdenken und Grübeln über Zweck des Geschehens, Menschentum, Schicksal und ähnliches in volkstümlicher Fassung Philosophie im Volke eingekehrt. Dieses Doppelgestirn vermehrt die merkwürdigen Züge der in Krämpfen zuckenden Übergangszeit. Politik und Philosophie erschienen sonst so himmelweit voneinander verschieden, als sich Politiker und Philosophen verständnislos gegenüberzustehen pflegen: die einen Tatmenschen, die anderen gelehrte Denkkünstler, die ersten ganz der zeitlichen Wirklichkeit hingegeben, die zweiten der Zeitlosigkeit des Übersinnlichen. Bei näherem Zusehen verliert aber die Scheidung an Strenge. Für Politik als Staatskunst und Philosophie als Wissenschaft ist das leicht zu zeigen, und was sich in äußerster Verdichtung seines Wesens nicht widerstrebt, wird in seinen ungenaueren Vulgärformen, im Politisieren und Philosophieren des Volkes, um so eher zusammenfließen.

1. Die Philosophie hat vor allem politische Arbeit verrichtet, indem sie überlebte oder unerträgliche staatliche Zustände untergrub und für neue Gebilde Raum machte. Helvétius, Montesquieu, die Enzyklopädisten, J. J. Rousseau und die Männer um Grimm und Holbach, also die französische Gesellschaftsphilosophie war es, die für die Notwendigkeit einer völligen Neugestaltung des seit Ludwig XIV. dahinsiechenden Staatswesens eintrat und damit den Umsturz ins Werk zu setzen begann. Die Ableitung der Moral, die philosophischen Erörterungen über die Gottheit, das Ausdeuten der Natur, der Skeptizismus, alles diente dazu, die Geistigkeit zu zerstören, auf die sich die alten Staatsgewalten stützten. Ebenso fing die Erlösung von der Knechtschaft, die Napoleon den deutschen Ländern aufgezwungen hatte, philosophisch an. J. G. Fichtes Reden an die deutsche Nation bereiteten die Freiheitskriege wie die politische Verjüngung Deutschlands vor.

2. Aber auch zu geordnetem Fortschritte gab die Philosophie den Anstoß. In Frankreich zeichnete A. Comte die Umrisse eines Staatswesens, in dem schon viele Eroberungen der späteren Politik vorweggenommen sind. In diesem Staate sollte nämlich die positive Philosophie das soziale Gebiet, die

Digitized by Google

Kunst und die Industrie durchdringen und mit dem Volke verbunden, die Beziehungen zwischen Arbeitern und Unternehmern versittlichen. Keine unbeschränkte wirtschaftliche Freiheit, dafür aber Humanität und zunehmende Verwandlung der politischen Organisation in eine moralische. Wenn in diesem Vorschlage immerhin das Philosophische Oberhand hat, wurde in England von H. Spencer für den Staat der industriellen Periode ein durchaus politischer Plan entworfen. Der Staat ist der einzelnen willen da und soll deren Glücksstreben freie Bahn lassen. Jeder soll soweit vollste Freiheit haben, seine Fähigkeiten auszuüben, als es sich mit der gleichen Freiheit der anderen verträgt. Die Staatsgewalt hat nur Frieden und Recht zu sichern: keine Einmischung in die Angelegenheiten der Bürger, kein Eingreifen zugunsten der Schwachen, kein Gemeineigentum und keine öffentliche Erziehung. Es ist der Staatstypus des politischen und wirtschaftlichen Liberalismus, der im wesentlichen auch von J. St. Mill, gleichfalls ein zünftiger Philosoph, gebilligt wurde. Nebstdem hat die englische Philosophie des Utilitarismus eine Art moralisch-politische Gesellschaftsordnung aufgebaut, vielleicht die stärkste und am unmittelbarsten praktisch wirkende staatspolitische Leistung der Philosophie. In der politischen Geschichte des vergangenen Jahrhunderts sind die Einwirkungen dieser philosophischen Ideen genau nachweisbar. Schade, daß die Anschauungen H. Spencers vor dem System A. Comtes zur Geltung kamen!

In Deutschland ließen es sich die Philosophen, Kant und J. G. Fichte voran, angelegen sein, der Abkehr von Absolutismus und Polizeistaat durch Klärung des Wesens des Rechts- und Verfassungsstaates vorzuarbeiten. Sicheres Walten der Rechtsordnung, nicht Wohlfahrtspflege war ihnen Zweck des Staates. Kant bekämpft den Erbadel, weil er der natürlichen Rechtsgleichheit zuwider ist, befürwortet Freiheit der öffentlichen Meinungsäußerung und erachtet für Gerechtigkeit und bürgerliche Freiheit die konstitutionelle Monarchie mit geteilten Gewalten als das beste. Fichte rang sich vom Schutzstaate und von Rousseau zum Volksstaate durch, in dem der gesetzgebende Volkswille den Monarchen beaufsichtigt.

Von weitesttragender politischer Bedeutung ist aber Fichtes Philosophie dadurch geworden, daß sie die drei politischen Hauptfragen des 19. Jahrhunderts aufwarf. Sie zog schon vor A. Comte aus „dem großen Plane der Verwirklichung des sittlichen Zweckes" die soziale Folgerung, daß es jedem Staatsangehörigen möglich sein müsse, von seiner Arbeit zu leben, wofür Fichte später im „geschlossenen Handelsstaate" die erforderliche Staatsorganisation darlegte. Daran schloß sich der nationale Gedanke als Erziehung des deutschen Volkes zum Pflichtbewußtsein, und mit ihm verband sich die Idee, daß sittliche und geistige Volksbildung Obliegenheit der Staaten sei und in einen Vernunftstaat überzuführen hätte. G. W. Hegels Anteil an der Politik war von anderer Art. Sein Staatsideal war, wie W. Windelband bemerkt, ein Staat, in dem sich der gesamte Inhalt des gemeinsamen Geisteslebens

Digitized by Google

ausprägt und alle wesentlichen Interessen der Menschen wie seine Kulturtätigkeit ihre Realisation finden. In allen staatlichen Einrichtungen, lehrt Hegel, hat der Volksgeist zu walten und die gesetzgebende Macht zu sein, und als die richtige Staatsform fordert auch er die konstitutionelle (Erb-) Monarchie. Hegel hat ferner — auf Rousseau und H. Saint-Simon fußend — das begriffliche Auseinanderhalten von Staat und Gesellschaft gefordert, das für die Politik des modernen Staates so belangreich wurde. An die Philosophie Hegels und L. Feuerbachs lehnte sich dann das System von K. Marx, mit dem die Zweifel an der kapitalistischen Wirtschaft und die Massen in der Philosophie ihren Einzug halten und dessen Geschichtsauffassung gleichfalls Philosophie ist. Die Entwicklung des Sozialismus war übrigens schon seit dem 18. Jahrhundert in engster Beziehung zur Philosophie. So hat die deutsche Philosophie nacheinander den Rechts-, den Kultur- und den Sozialstaat teils erdacht, teils entscheidend seiner Aufrichtung die Bahn geebnet.

3. Die Philosophie war der Politik häufig auch durch Gedanken hilfreich, die der Festigung von Staat und Gesellschaft oder dem Heranbilden des Menschen zu tüchtigen Bürgern nützen. Vor allem ist der Kern der Lebens- und Weltauffassungen oder -auslegungen, von denen politisches Bekenntnis und Handeln in der Regel abhängig sind, zumeist — bewußt oder unbewußt — der Philosophie entnommen. Ferner ist zu erinnern an die von Helvétius gelehrte Anpassung der natürlichen menschlichen Selbstsucht an das Wohl des Ganzen, an den Altruismus, der von A. Comtes vivre pour l'autrui stammt, und an die Steigerung der „Soziabilität" der Menschen durch die englische Wohlfahrtsmoral, die ebenfalls Einzel- und Gesamtwohl in Einklang bringen will. Besonders hoch anzuschlagen sind die hierher gehörigen Beiträge der deutschen Philosophie: nebst dem früher Angeführten der Pflichtbegriff, das kostbare Kleinod in der Sittenlehre Kants und Fichtes, die Mitleidsmoral A. Schopenhauers sowie die Betonung des Willens, der Energie und der Persönlichkeit im Werke Fr. Nietzsches. Die reichste Gabe aber, die Keime von unerschöpflicher Fruchtbarkeit in sich trägt, ist der deutsche Idealismus, der in der Philosophie mit Leibniz beginnt und seither ungeachtet mancher Gegnerschaft deren Marke wie die des deutschen Geistes ist.

*

So flüchtig diese Übersicht ist, bestätigt sie doch das Hand in Hand gehen von Politik und Philosophie. Die Philosophie bleibt auch, wo sie sich mit Dingen des Staates und der öffentlichen Interessen abgibt, durch und durch sie selbst: Forschen, Wahrheitsuchen. In der Politik zeigt sie Ziele auf und entwirft Grundrisse, in beidem weit ausschauendes Betrachten des gesamten Seins und ewig kreißenden Werdens und deshalb dem gewöhnlichen politischen Rechnen mit veränderlichen Parteien und einem begrenzten Stücke der nächsten Umgebung überlegen. Just in ihrer Beziehung zur Politik hat sich die Philosophie am meisten als hellsehendes Zukunftsschauen erwiesen, wogegen im Lichte

Digitized by Google

der Philosophie die Politik ein „in seinen einzelnen Fortschritten durchaus naturnotwendig bedingter Prozeß" und nur ein Teil der allgemeinen Vernunft- oder Geistesgeschichte ist, der deshalb nie dauernd hinter allen übrigen geistigen Entwicklungen zurückbleiben kann. Politik und Philosophie haben vieles gemeinsam. Die erstere hat schöpferische Änderungen in der Außenwelt zu bewirken, indem sie — gleichgültig, ob Staats-, Klassen- oder Parteipolitik — Massen auf ein Ziel hin in Bewegung setzt und sie so ordnet, wie es zu diesem Behufe zweckmäßig scheint. Die Philosophie in denjenigen ihrer Zweige, die für die Politik in Betracht kommen, hat desgleichen Gedanken, Ideale in solcher Weise zu vermitteln, daß die Menschen daran glauben und gegebenenfalls danach handeln. Das Leben ist sonach beiden Ausdruck, Projektion des Geistes, und wo die Philosophie sich mit Politischem beschäftigt, könnte man, wie Hegel von der Religion, sagen: Die Politik enthält in der Vorstellung, was die Philosophie im Begriffe darstellt. Wie sehr jene Ziele und Gedanken hier wie dort übereinstimmen, ist aus den früheren Beispielen zu entnehmen. Beide trachten nach dem Ideale des besten Staates, beiden schwebt Gleich- und Wohlklang des materiellen und geistigen Daseins vor und unter Umständen erhebt sich die Politik hierbei zu ebensolcher Geisteshöhe wie die Philosophie. Die bestimmende Kraft, die beide Gedankengruppen ausströmen, ist insofern verschieden, als politisches Denken mitunter durch irgendeine Art Zwang unterstützt wird. Den fehlenden Zwang ersetzt aber die Philosophie durch ihr kühleres, reineres, tieferes und schwerer widerlegbares Denken. Diese innere Verwandtschaft wurde zeitlich erkannt. Schon im 17. Jahrhundert erwähnt sie Chr. Wolff. Ihm waren Ethik und Politik Unterabteilungen der praktischen Philosophie. H. Saint-Simon erblickte in der Politik ebenfalls eine Spezialisierung allgemeinerer philosophischer Gedanken; er behauptete, jedes philosophische System sei mit einem politischen verbunden, das sich auf ersteres gründe. Eine so regelmäßige Gleichzeitigkeit im Wechsel der politischen und philosophischen Richtungen wird aber kaum nachweisbar sein. In weniger anfechtbarer Weise bekräftigt A. Comte den Zusammenhang. Ihm ist die Philosophie wichtiger als die Politik, weil sich die letztere nach der Philosophie zu richten habe. In unseren Tagen sind zwei deutsche Gelehrte auf die Ansicht Chr. Wolffs zurückgekommen. Der Staatsrechtslehrer G. Jellinek verlangte, daß jedes philosophische System eine Staatslehre entwerfe, und nach dem Philosophen W. Dilthey ist die Philosophie eine innere Kraft, die auf Steigerung des Menschen und Fortbildung der Lebensordnungen von Wirtschaft, Recht, Staat usw. hindrängt. Das ist Wort für Wort ebenso für die Politik wahr und läuft demnach, was aus verschiedenen Gründen zuviel sein dürfte, auf völliges Einssein hinaus.

Die Verbindung von Politik und Philosophie ist nichts Gesetzmäßiges und — wie das Beispiel Englands und Frankreichs zeigt — auch dort, wo sie sich findet, nicht notwendig eine immerwährende Erscheinung. Sie weist auf ein Überwiegen des Intellektuellen in den politischen Hergängen und als solches kann

Digitized by Google

ihre Ständigkeit in den deutschen Ländern nicht wundern. Einerseits war hier die ganze Umwandlung vom Absolutismus zum heutigen Staate vorzugsweise das Werk des intelligenten Bürgertums, der geistigen ebenso wie der wirtschaftlichen Berufe und der Arbeiterintelligenz und wurde den geschichtlichen Mächten, der Krone und den ihr nahen Gruppen abgerungen. Andererseits hatte in neuerer Zeit die Philosophie wohl nirgends in der bürgerlichen Gesellschaft solchen Widerhall wie in Deutschland während eines großen Teiles des 19. Jahrhunderts und insbesondere zur Zeit der geistigen Grundlegung des modernen Staates. Hier lassen sich drei Abschnitte unterscheiden. Im ersten ist die Philosophie bemüht, das Muster des Staates, der aus absolutistischer und ständischer Herrschaft zu erlösen vermöchte, und dessen innerer Ordnung (politische Freiheit, Gerechtigkeit, Wahrung der Menschenwürde, Verzicht auf Bindungen von Religion und Wissenschaft u. a.) zu rechtfertigen und geistig zu verankern. Es kam ihr dabei sehr zustatten, daß sie im wesentlichen eine idealistisch-optimistische war und die führenden Philosophen bei allen sonstigen Ansichtsverschiedenheiten in Sachen des Staatsproblems einander mehr oder weniger fortsetzten. Kant pflügte das politische Feld, Fichte streute als begeisterter Säemann die leitenden politischen Ideen aus, und Hegel erweckte das deutsche Volk aus staatsfremdem Weltbürgertume zum Staate des Volksgeistes, zum Nationalstaate. Dazu kam als weiterer günstiger Umstand, daß diese politische Philosophie auf wenig Widerstand stieß. In der Gesellschaft überwog die Vorliebe für Ästhetisches, Religiöses und Wissenschaftliches, und trotz des Fichteschen Satzes, wir seien zum Handeln da, waltete Betrachten, Sinnen und Innenleben vor. Die Romantik war der Aufklärungsphilosophie feindlich, doch ihre Gegnerschaft war mehr literarisch. Echte politische Bestrebungen, um die Staatslehre der klassischen Philosophie in Tatsachen umzusetzen, begannen erst nach Hegel, und zumeist unter dem Einflusse seiner Schriften.

Der zweite Abschnitt umfaßt die Zeit nach Hegels Tod bis zur Verfassungsgesetzgebung der sechziger Jahre. Die politischen Antriebe, die aus der französischen Revolution und den Befreiungskriegen entsprungen waren, hatten sich nun erschöpft. Die Restauration ließ keine Hoffnung auf fortschrittliche Neuerungen aufkommen. Eine neue philosophische Staatstheorie wurde nur von Fr. J. Stahl aufgestellt, der unter Friedrich Wilhelm IV. zu dem Zwecke nach Berlin berufen worden war, Hegel zu bekämpfen. Mit seinem Musterbilde eines konservativen Autoritätsstaates hatte er aber wenig Glück. Die Geister standen so sehr im Banne des Hegelianismus, daß alle politischen und gesellschaftlichen Ansprüche, die der Druck der Reaktion und die anhebenden wirtschaftlichen Veränderungen erzeugten, an die Hegelsche Philosophie anknüpften oder in dieser ihre Stütze suchten: der Liberalismus und die Demokratie ebenso wie der Sozialismus, die Fortbildung der Ideen des Nationalstaates, der Materialismus, die verschiedenen religiösen Bewegungen usw. Das war die zweite Art, wie Hegel über seine Staatsphilosophie hinaus an der Politik mitarbeitete. Der dritte Abschnitt beginnt

Digitized by Google

mit dem Siege des Liberalismus und dem tatsächlichen Übergange zum Verfassungsstaate, letzten Endes ein Sieg der Ideen der großen deutschen Philosophen und des Spencerschen Staatsbildes, so daß man kaum, wie es in einem jüngst erschienenen Buche geschieht, mit Bezug auf die Staatsphilosophie Kants und Fichtes von Staatsutopien reden kann. In diesem jüngsten Abschnitte, der bis zum Kriege reicht, ist die Philosophie nicht mehr wie einst Staatsbaumeister. Der monarchische Verfassungsstaat gilt als ein Abschluß, die Philosophie fördert nunmehr als Ethik, Pädagogik, Geschichtsphilosophie, Weltanschauungslehre und einigermaßen auch als Psychologie den innerpolitischen Ausbau, indem sie in den einzelnen Zweigen des Gemeinlebens ihr gemäße Ziele setzt, Richtung gibt und die geistige Empfänglichkeit für die von der Philosophie voraus empfundenen Änderungen frisch hält. Damit wurde sie für die Politik bestimmend in allen nationalen, freiheitlichen, sozialen, Unterrichts- und Rechtsfragen, mitunter sogar in Volkswirtschaft und Steuerwesen, und hat namentlich auch als Weltanschauungslehre für die Politik außerordentliche Bedeutung erlangt. Vom Anfange des 19. Jahrhunderts an hat sonach in Deutschland die Philosophie der Politik entweder vorangeleuchtet oder durch die Geschichte nachträglich als richtig erwiesenen politischen Forderungen ihr Ansehen geliehen. Was die Politik vor dem Kriege noch halbwegs adelte und was ihr überhaupt den Schein des Strebens nach vorwärts und nach höheren Zwecken gab, waren die Einflüsse der Philosophie. Sonst wäre sie ganz zum ödesten Zanke um Vorrechte und Vorteile herabgesunken.

*

Wir sind nun bei der Verwertung dieser Erkenntnisse für die Gegenwart angekommen. Die geschilderte Beteiligung der Philosophie an der Politik ist bisher im ganzen gut ausgefallen. Es könnte aber anders sein. Mit dem Auftreten entgegengesetzt gerichteter Philosophien wird nämlich Auswahl möglich und damit auch Vergreifen. Man denke z. B. an eine Politik, die aus der Philosophie des Jenseits von gut und böse die äußersten Folgerungen ziehen wollte oder aus der Philosophie Max Stirners! Die Gefahr des Fehlgreifens wird in der Regel durch das Vorhandensein einer Mehrheit und einer Minderheit sowie durch den staatlichen und gesellschaftlichen Selbsterhaltungsdrang verringert. Schwerer ist es, wenn von mehreren widersprechenden Philosophien keine sich freiwillig unterordnen will, sondern sämtliche oder einige von ihnen Anspruch darauf erheben, in der Politik berücksichtigt zu werden. In letztere Lage sind die besiegten deutschen Länder geraten und deswegen ist die besprochene Frage nun eine äußerst wichtige Angelegenheit der jetzigen Politik und keineswegs bloß wissenschaftliche Spielerei. Mit dem Tode Hegels begannen im deutschen Geiste — wie bemerkt wurde — die Sonderungen hervorzutreten. Schon vorher hatte die Romantik über den „Verlust der Überzeugungseinheit" geklagt, doch das war nur ein sanftes

Digitized by Google

Vorspiel, verglichen mit den Spaltungen zur Zeit des Kriegsbeginnes. Schon in ruhigen Tagen ist eine derartige Zerfahrenheit der gesellschaftlichen Geister für den Staat nicht gleichgültig, was erst bei ohnehin gelockertem Gewebe! Man stelle sich nur das Gemenge der heutigen Geistesverfassung vor: Willens- und Mitleidsphilosophie, Idealismus und Positivismus, selbstische und altruistische Auffassung, Individualismus und Kollektivismus, Moralgesetz und Utilitarismus oder Eudämonismus, Optimismus und Pessimismus, Volks- und Klassenherrschaft, die Buntheit der politischen, sittlichen, sozialen und intellektuellen Abschattungen, und endlich noch Gedankenreihen aus der Philosophie Machiavellis und Hobbes', die von ihrer Stärke bereits sehr bittere Proben abgelegt haben! Diese Philosophien treten häufig verkleidet auf z. B. Idealismus als überhitzte, ins Übermaß gesteigerte politische Gesinnungen, Materialismus in der Hülle von Gönner- und Günstlingswesen, als Raffsucht, Bestechlichkeit und ähnliches. Sozialpolitik und Sozialismus verkörpern etliche Grundsätze und dürfen sie nicht verleugnen. Das politische Leben ist mit anderen Worten für den schärferen Blick von Philosophie durchsetzt, nun in politische Leidenschaften eingetaucht und dadurch verfärbt und entstellt. Die Umwälzung hat, wie mit Recht betont wurde, keine neue Denkform, dafür aber Verschärfung, Verwicklung und Verwirrung der alten gebracht und die frühere Gefühlsweise, wenigstens in einigen Volkskreisen, fast vollständig verschüttet. Nur ein Teil der aufgezählten Philosophien und Ansichten ist in ihrer gemeinverständlichen politischen Ausmünzung für Staat und Volk vorteilhaft, ein anderer, nicht geringerer geradezu schädlich. Wenn die einzelnen Schichten der Gesellschaft in ihrer Philosophie begründete Wünsche an den Staat haben und sie politisch verfolgen, sind allerdings Politik und Philosophie abermals beisammen. Die Philosophie dient aber dann nicht mehr durchwegs einer Politik des Gesamtinteresses, sondern wahrscheinlich oft der Politik einzelner Bruchstücke der Gesellschaft, die sich gegen das Ganze wendet.

Was nun vorgeht, ist eine Radikalisierung der Lebensanschauungen, die deutsche Philosophie auf Kriegsfuß, der hartnäckige gelehrte Streit in zahllose politisch-gesellschaftliche Schlachten und Scharmützeln ausgeartet. Ein Kampf im Volke konnte um so eher daraus werden, weil die neueren philosophischen Theorien immer mehr auf die triebhaften Seelenzustände eingingen, sich — als Niedergang gemeint — vermenschlicht haben. Nur deswegen wurden sie zum Teile außerhalb der wissenschaftlichen Kreise mit Gier als Verklärung des eigenen Ich, als Erbauung, zum Teile sogar als eine Art Religionslehre aufgenommen. Lange vorteilhaft, ist die politisch-philosophische Arbeitsgemeinschaft nun dem Staate zu einer argen Verlegenheit geworden, und es rächt sich der Individualismus des deutschen Geistes. Durch das Aufdecken ihres namentlich populär-philosophischen Hintergrundes wird der volle Ernst der gegenwärtigen Lage offenbar. Es ist nicht eine plötzlich aufflammende politische, wirtschaftliche oder soziale Uneinigkeit. Sämtliche während der letzten Jahrzehnte der Menge gepredigten Gleichstellungs-, Beglückungs- und

Digitized by Google

Machtziele, sämtliche Wünsche nach staatlicher und gesellschaftlicher Reform, sämtliche alten Ideale, die nun bedroht sind, verlangen gleichzeitig erfüllt zu werden. In allen pulst heißes Blut und ungeduldigstes Wollen, in Wahrheit wird um innere Beziehungen zur Welt, um Persönlichstes, um Lebenswerte, um Weltanschauungen in den gegenwärtigen Gärungen gerungen. Trotz alledem könnte die Krise vertrauensvoller beurteilt werden, wenn für die Deutschen zuträfe, wessen sich die Engländer rühmen, daß sie auf Logik nichts geben, wenn sie praktischen Notwendigkeiten widerstreitet. In den deutschen Ländern verbeißt man sich im Gegenteile leider mehr und mehr in die Logik seiner idealisierten Wunschbilder und kümmert sich wenig um den Hexensabbat, zu dem das führt.

Geist kann nur von Geist besiegt werden. Als zur Zeit der deutschen und französischen Restauration nach einem Auswege aus der Entzweiung des Denkens geforscht wurde, waren es die Wissenschaft, die Humanitätsreligion Comtes oder der Katholizismus, von denen man sich die Vereinheitlichung versprach. Diese Mittel haben damals versagt und würden es jetzt neuerdings. In den heutigen verworrenen Verhältnissen kann auch die Politik nicht Partei nehmen, das hieße Öl ins Feuer gießen. Dann käme man eigentlich zu dem Schlusse, sich darauf zu verlassen, die Natur werde sich selbst helfen, der über die Ufer getretene Strom allmählich in sein Bett zurücktreten. Für dieses zweifellos bequemste Vorgehen sich zu entscheiden, ginge aber deswegen kaum an, weil die gegebenen Zustände, sobald sie freien Lauf haben, entweder zu einer geistig-sittlichen Anarchie, zur Auflösung der Gesellschaft oder zu gewalttätigen Unternehmen führen würden, wozu sich, wie die Erfahrung lehrt, auch Gruppen nun rasch entschließen, die sich anfangs nicht genug über Gewalt entrüsten konnten. Bis sich der Wellengang wieder beruhigt hätte, wäre also wahrscheinlich von dem Erhaltenswerten nur mehr wenig da. So sehr fürs erste die Schwierigkeiten einschüchtern mögen, wird man es schließlich doch wagen müssen, die Sache an der Wurzel anzupacken, d. h. das Hauptgewicht auf das geistige Problem zu legen, während die Politik nur sozusagen den Ordnungsdienst zu versehen hätte, damit sich die notwendige geistige Umbildung in Ruhe vollziehen könne. Diese Umbildung kann eine zweifache sein. Eines wäre eine neue Philosophie, die das Denken wieder mehr vereinheitlicht. Auf die voraussehbaren Einwendungen kann augenblicklich nicht eingegangen werden, es genüge einstweilen, daß vor kurzem ein Philosoph, Professor Ludwig Stein, die Ansicht ausgesprochen hat, unser hochentwickeltes Kultursystem könne auf die Dauer nicht ohne eine herrschende Philosophie auskommen. Die politisch-gesellschaftlichen Zustände verlangen dies wenn möglich noch mehr. Selbstverständlich lassen sich nicht, weil es gerade erwünscht wäre, geniale Denker aus der Erde stampfen. Wie aber die Zeit der nachwirkenden französischen Revolution und dann der vierzigjährige Friede Philosophien hatten, die ihr Abglanz waren, so wird sie auch die neue Epoche haben müssen, die über dem Kriege und den politischen Folgen

Digitized by Google

der Niederlage aufsteigt, belastet mit einem wohl nie mehr ganz verschwindenden Nebeneinander von Anschauungen, die sich teilweise gegenseitig verneinen. Ob es ein versöhnender Relativismus oder eine zeitgemäße Sozial- und Kulturphilosophie sein wird oder ein Rückgriff auf das Hegelsche Entwicklungsgesetz, der Versuch einer neuen Synthese jenes Widerspruches, der positive und wissenschaftliche Geist der Gegenwart mag sich mit dieser Philosophie immerhin erweitern, ihr Quellpunkt und ihr tragender Begriff kann aber nach den haarsträubenden moralischen Verwüstungen kaum ein anderer sein als die sittliche, soziale und geschichtliche Pflicht und Verantwortlichkeit. Die Philosophien der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ließen beides gerne verschwinden. Nach ihnen war es eine den Menschen entlastende Urkraft, die sich in Dasein und Geschehen auswirkt: der „dunkle, unvernünftige Wille", das Unbewußte, das schrankenlose Recht des Herrenmenschen zur Macht und die vorausbestimmte Niedrigkeit der Herdenmenschen und ähnliches. Die neue Philosophie wird davon abzugehen haben. Das weist in der Ethik auf die Pflichtauffassung der klassischen Philosophie, ergänzt durch Hinzufügung der staatsbürgerlichen, gesellschaftlichen und geschichtlichen Pflichten, in der Pädagogik auf Idealismus, Arbeitsfreude, geistige Unabhängigkeit, kraftvolles Handeln, Hingabe an die Gesamtheit und Menschlichkeit und in der Geschichtsphilosophie auf ein Zurücktreten der Macht und Wirtschaft hinter Kultur, Zivilisation und dem „ewigen Werte des Guten und Schönen", durchwegs als jedermann zugängliche Güter gedacht.

Die zweite rettende Geistestat, durch das soeben Gesagte nicht ausgeschlossen, wäre eine Wiederkehr des Gleichen, nämlich, wie um die Wende des 18. Jahrhunderts, aus tiefgehenden sozialen Umgestaltungen und sozialrevolutionären Gedanken und Plänen neue Formen der Volksgemeinschaft abzuleiten und zu begründen. Wie damals die Unhaltbarkeit des absoluten Staates vorausgesehen wurde, so beschleicht nun nicht wenige der Zweifel, ob das Neue, das sich in der inneren Politik der besiegten Länder bald milder, bald rauher ankündigt, in die überlieferten Einrichtungen des Parlamentarismus und der Demokratie einzuzwängen sein wird. Den Politikern von heute oder doch ihnen allein ist die Beantwortung und Lösung aller Fragen, die sich daraus ergeben, kaum zuzumuten. Die Philosophie als Zentralwissenschaft dürfte dabei keinesfalls fehlen. Ähnlich wie ihre geistigen Heroen für die heutige Gegenwart, müßte sie für unsere Zukunft sorgen. Doch auch eine solche Neuprägung der Volksgemeinschaft würde im letzten Philosophie sein, und zwar wie ihre Freunde meinen, idealistische Philosophie. Überdies könnten gerade Gesellschaftsordnungen des Schlages, wie sie nun einem großen Teile des Volkes vorschweben, für Politik und Arbeitsgefüge die Pflichtforderung nicht missen und wohl auch ohne die übrigen früher angegebenen Ziele und Werte der neuen Philosophie kaum auskommen können. Den inneren Frieden zu wahren, den sowohl die geistige Ausgleichung braucht, wie der Neubau des Volksverbandes, dazu ist die Politik berufen.

Digitized by Google

Ihr fällt es zu, neue Zusammenstöße der Weltanschauungen und politischen Bestrebungen tunlichst zu verhüten, ferner, soweit es geht, Ernährung, Wirtschaft und Verkehr einzurenken und die Regierungsgeschäfte mit Unparteilichkeit so zu führen, daß die Parteien, die das Staatswesen zwischen den Klippen ausländischer Feindseligkeiten und inländischen Radikalismus aller Farben hindurchzusteuern versuchen, sich verstehen und gut miteinander arbeiten. Gelingt dies, bildet sich inmitten des Volkes ein Raum, in dem die Anschauungsgegensätze abebben, weil man Einverständnisse für unerläßlich hält, so sind auch die Bedingungen für ein Annähern der übrigen Parteien besser geworden, vorausgesetzt, daß nicht die Erholung durch bösartige Anschläge ehemaliger Kriegsgegner oder durch Abenteuer unpolitischer Köpfe neuerdings gestört werde. Eine unzufriedene „passive Resistenz" einer der zum Staate neigenden Parteien wäre ein Irrtum und eine Selbstschädigung, denn sie schwächt diejenigen am meisten, die von dem Bewährten der früheren Ordnungen tunlichst viel schonen wollen. So werden Politik und Philosophie abermals ineinandergreifen müssen. Das wird in der staatlichen und gesellschaftlichen Entwicklung der deutschen Länder noch lange unentbehrlich sein. Hört es einmal auf, dann hätte das deutsche Volk eines der besten Stücke seiner Eigenart und zugleich den Schutzgeist verloren, der es, um Worte Theodor Körners zu gebrauchen, wenn es gefallen war, nicht sinken ließ, sondern stets wieder aufrichtete und höher emporführte.

Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener

(Fortsetzung)

So wie in Budapest war auch im österreichischen Abgeordnetenhaus eine Interpellation eingebracht worden, welche anläßlich des Ausbruchs des Krieges zwischen Rußland und der Türkei ganz allgemein über die Haltung und die weiteren Ziele unserer Regierung fragte. Die Beantwortung erfolgte sowohl in Budapest als in Wien am 4. Mai, und zwar hier, damit nicht wieder eine Entgleisung geschehe, durch Minister Lasser. Die Regierung, lautete die Antwort, habe es sich zur Aufgabe gesetzt, alles aufzubieten, daß der Krieg keine europäischen Komplikationen zur Folge habe und bezüglich der definitiven Gestaltung der Dinge im Orient jenen Einfluß unter allen Umständen zur Geltung zu bringen, welcher der Lage sowie den Interessen der Monarchie entspreche. Die Antwort fuhr nach diesen nichtssagenden Phrasen fort, zu betonen, daß die Regierung sich die Freiheit der Aktion vorbehalten habe, als ob die geheimen Konventionen von Januar und März nicht bestünden; gegenwärtig, hieß es schließlich, sei kein Grund zu militärischen Maßregeln vorhanden. Somssich in Budapest äußerte sich in einer anderen Interpellation sehr beunruhigt über den russischen Donauübergang, der die Freiheit der Donauschiffahrt gefährde. Tisza antwortete am 9. Mai, daß die Donau nicht neutrales

Digitized by Google

Gewässer sei und daß die augenblicklichen Hemmungen der Schiffahrt bald beseitigt werden würden. Die Antwort machte wegen ihres, das russische Vorgehen fast entschuldigenden Tones einen schlechten Eindruck. Die Stimmung wurde durch die offiziösen Versicherungen, Österreich-Ungarn werde erst dann in Aktion treten, wenn seine Interessen auf dem Spiele stünden, weder beruhigt noch geklärt. Niemand wußte, was die Regierung unter den von ihr zu wahrenden Interessen verstehe, die einen sahen Österreich-Ungarns Interessen durch den russischen Vormarsch bedroht und wollten der russischen Armee in die Flanke fallen, die anderen wünschten, daß Österreich-Ungarn in der allgemeinen Verwirrung wenigstens auf einen Teil der Türkei seine Hand lege, selbst wenn dies auch im Einverständnis mit Rußland geschehe. In Ungarn kamen bald wieder neue Interpellationen, die Tisza ausweichend, aber parlamentarisch geschickt beantwortete, die Zeit für eine Aktion sei noch nicht gekommen. Dies wurde nun in Ungarn wieder so verstanden, daß man erst die Russen bis zum Balkan vorrücken lassen solle, um sie dann von ihrer Verbindungslinie abzuschneiden. Auf der anderen Seite richtete Dr. Rieger im Namen der Tschechen eine Adresse an das Slawenkomitee in Moskau, voll Sympathien für den russischen Vormarsch und für die Solidarität aller Slawen in diesem neuen Kreuzzug, der Prager Staatsanwalt konfiszierte das Schriftstück. Mit dem Übergang der russischen Armee über die Donau wuchs die allgemeine Unruhe, die durch die widerspruchsvolle Sprache der offiziösen Zeitungen noch vermehrt wurde, von denen einige drohend gegen Rußland, andere wieder für den Fortbestand des Dreikaiserbündnisses und des guten Einvernehmens mit Rußland schrieben. Eines Tages brachte das „Fremdenblatt" plötzlich eine offiziöse Notiz über die Notwendigkeit militärischer Maßregeln, man sprach von der Marschbereitschaft zweier Armeekorps, den Tag darauf dementierte der kaiserliche Börsekommissär diese Nachricht, und gleich darauf erklärte die offiziöse Presse dieses amtliche Dementi für unberechtigt, so daß die öffentliche Meinung nun gar nicht mehr wußte, woran sie sich halten sollte. Am 22. Juni interpellierte der Fortschrittsklub im Abgeordnetenhaus, ob militärische Vorkehrungen in Aussicht oder bereits erfolgt wären. Die Regierung wiederholte die früheren Phrasen von der freien Hand und fügte hinzu, daß sie sich für den Fall, als die Ereignisse eine Verstärkung unserer Truppen an den Grenzen der Monarchie notwendig machen sollten, vorbehalte, die nötigen Maßregeln zu ergreifen, gegenwärtig seien solche Vorkehrungen nicht notwendig und darum seien auch keine militärischen Maßnahmen angeordnet worden. Die Friedensfreunde glaubten darin eine Beruhigung finden zu können, eine Aufklärung über die Ziele der Politik enthielten aber auch diese Worte nicht.

In Ungarn stieg die Erregung immer höher, wieder kam eine Flut von Interpellationen, die wissen wollten, ob wir für Rußland oder für die Türkei seien, ob ein Übereinkommen mit einem Teile der kriegführenden Parteien bestehe, und ob irgendeine Annexion oder Okkupation geplant werde. An der

Digitized by Google

Hand einer Komitatspetition entspann sich eine größere Debatte (26. Juni); nachdem Kallay die bisherige Zurückhaltung Andrássys gebilligt, die populäre ungarische Meinung von der Lebensfähigkeit der Türkei etwas eingeschränkt und zum Schluß in seiner paradoxen Weise davor gewarnt hatte, sich für oder gegen die Annexion auszusprechen, traten die anderen Redner übereinstimmend für eine türkenfreundliche und antirussische Politik ein, und Apponyi bezeichnete die Annahme, daß Österreich-Ungarn und Rußland sich bezüglich gewisser Gebietsänderungen geeinigt hätten, als allgemein verbreitet und die Schweigsamkeit der Regierung hierüber böte diesen Gerüchten nur Nahrung. Tisza ging in seinen Gegenreden diesmal viel weiter als in seinen bisherigen Äußerungen, er erklärte, der letzte gemeinsame Ministerrat habe weder eine Mobilisierung noch die Okkupation beschlossen, aber mehr als das, in den zur Entscheidung berufenen Kreisen der Monarchie existiere überhaupt niemand, der es als eine Aufgabe der auswärtigen Politik betrachten würde, die Besitz- und Machtverhältnisse an unseren Grenzen zu verändern. Der lang anhaltende Beifall des Hauses galt dieser Ableugnung annexionistischer Tendenzen. Tisza war sicherlich in Kenntnis der geheimen Abmachungen Andrássys, in denen die Erwerbung Bosniens durch die Monarchie einen ersten Platz einnahm, aber er hielt es angesichts der leidenschaftlichen Gegenströmung im Abgeordnetenhaus und im Lande wahrscheinlich für nötig, augenblicklich wenigstens die Annexionspolitik abzuschwören. Aber nicht einmal für die allernächste Zeit war diese unaufrichtige Sprache erfolgreich, denn die antirussische Agitation ging im Lande gerade so weiter wie früher, überall wurden Volksversammlungen mit Resolutionen gegen Rußland und gegen eine Okkupationspolitik gehalten.

Wie wenig sicher sich Andrássy trotz der selbstbewußten Sprache seiner verschiedenen Interpellationsbeantwortungen fühlte, wie er teils unter dem Druck der öffentlichen Meinung, teils aus eigenem Mißtrauen gegen Rußland bei England eine Anlehnung suchte, geht aus den Mitteilungen Wertheimers über die in jene Zeit fallenden vertraulichen Verhandlungen mit England hervor,[1]) die aber zu keinem Abschlusse führen konnten, weil Andrássy durch seine geheimen Verträge mit Rußland gebunden war, also die letzten Konsequenzen eines gemeinsamen Vorgehens mit England nicht ziehen konnte. Aber etwas sollte doch in dieser Richtung geschehen, am 31. Juli, kurz nach dem Vormarsch des russischen General Gurko gegen den Balkan, beschloß ein gemeinsamer Ministerrat die Mobilisierung von 30 000 Mann, um vier Divisionen damit zu verstärken, gleichzeitig wurde der gemeinsame Finanzminister

[1]) Wertheimer, III, S. 26—50. Außer der dort angeführten Korrespondenz mit dem Londoner Botschafter bediente sich Andrássy, der Beust nicht traute, für vertrauliche Mitteilungen an den englischen Premier des Legationssekretärs Montgelas, der mit Beaconsfields Privatsekretär Montague Corry (später Lord Rowton) in stetiger direkter Verbindung stand. Auch aus Petersburg erhielt er vertrauliche Berichte von Viktor Dubsky mit Umgehung des Gesandten Freiherrn von Langenau.

Digitized by Google

Hofmann beauftragt, mit den Wiener Banken über die Belehnung der den sogenannten Zentralaktiven gehörigen Wertpapiere zur Deckung der ersten Kosten dieser Aufstellung zu verhandeln. Jedermann glaubte, in diesem Mobilisierungsbeschluß eine militärische Demonstration gegen Rußland zu erblicken, um dieses zu hindern, über Serbien zur Umgehung der türkischen Flanke zu marschieren, und um Serbien selbst von der Teilnahme am Krieg abzuhalten. In Ungarn wurden große Versammlungen abgehalten, alle in antirussischem Sinn, einige verlangten sogar eine sofortige kriegerische Aktion gegen Rußland, besonderes Aufsehen erregte eine Rede des achtundvierziger Revolutionsgenerals Klapka in Preßburg, der einen Einmarsch in Bosnien als nur mit Zustimmung der Pforte zulässig erklärte. So ging eine antirussische Welle durch den größten Teil der Monarchie, aber bald darauf trat eine Wendung ein, die Türken hatten bei Plewna einen bedeutenden Erfolg errungen, der Kaiser war mit Kaiser Wilhelm zusammengekommen, Bismarck bemühte sich, einen Konflikt mit Rußland zu verhindern, und die Wiener Offiziösen wurden plötzlich wieder russenfreundlich. Der Kaiser feierte in Kaschau den Namenstag des Zaren mit einer Tischrede, was zwar in Ungarn verstimmte, aber Tisza hatte schon vorher bei Empfang einer Deputation sehr friedlich und abwiegelnd gesprochen, und zuletzt erklärte Finanzminister Hofmann den Bankiers, daß er von der Anlehensermächtigung keinen Gebrauch machen werde. So war wieder die andere Strömung stärker geworden, gerade so wie im Krimkrieg wiederholt gewisse militärische Kreise die westmächtliche Politik Buols durchkreuzten. Daß infolge eines so widerspruchsvollen Vorgehens die öffentliche Meinung erregt und führerlos wurde, ist begreiflich. In Ungarn ging aber die Bewegung weiter, der Beitritt Andrássys zur deutschen Protestnote über die angeblichen türkischen Grausamkeiten gegen russische Soldaten machte einen übeln Eindruck, die Wiener Offiziösen fanden aber nun den bevorstehenden

tritt Serbiens in den Krieg, zum Unterschied von ihrer früheren Sprache, ganz natürlich, und die Berliner Offiziösen sagten, Österreich hätte schon längst Bosnien besetzen sollen. Im September traten der österreichische und der ungarische Reichstag wieder zusammen. Im ersteren brachte der Fortschrittsklub eine Interpellation ein, ob die Regierung weiterhin ihre volle Neutralität aufrechterhalten und Serbien vom Krieg abhalten werde. Die Antwort war ziemlich schroff und ablehnend, ein Druck auf Serbien, hieß es, würde der vollen Neutralität widersprechen, übrigens bitte die Regierung, ihr eine meritorische Antwort über ihre Haltung gegenüber einem eventuellen Eintritt Serbiens in den Krieg zu erlassen. Die Interpellanten hatten in der Begründung ihrer Fragepunkte ironisch angeführt, daß die Regierung nach ihrem eigenen Eingeständnis, eine Politik von Fall zu Fall befolge, daß man daher vor jedem Ereignis im ungewissen über ihre Haltung sei. Die Antwort hatte diesen Vorwurf barsch abgewiesen und behauptete die Einheitlichkeit und Stetigkeit der auswärtigen Politik.' Der damals in der Öffentlichkeit der Regierung oft vorgehaltene Ausdruck „von Fall zu Fall", den man boshaft mit

Digitized by Google

„de chute en chute" übersetzte, hatte allerdings seinen Ursprung in einer Äußerung Andrássys im Budgetausschuß der österreichischen Delegation im Mai 1876. Allein er hatte nicht den frivolen und grundsatzlosen Sinn, den man ihm beilegte. Andrássy hatte damals gesagt, die große Bedeutung der Berliner Beratungen liege in der Einigung der Kaisermächte und in dem Vorhaben, sich auch fernerhin von Fall zu Fall zu verständigen; hätte Auersperg diesen Ausspruch einfach so in Erinnerung gebracht, so wäre der Eindruck seiner Antwort nicht so ungünstig gewesen. Diese brüske Interpellationsbeantwortung hatte noch ein kleines parlamentarisches Nachspiel, indem Graf Coronini, um der allgemeinen Unzufriedenheit mit der bisherigen Art der Interpellationsbeantwortungen Ausdruck zu geben, bald darauf im Verein mit 115 Abgeordneten aller Parteien einen Antrag einbrachte, die Geschäftsordnung möge nach dem Beispiel der ungarischen Hausordnung dahin ergänzt werden, daß nach Abführung einer Debatte beantragt werden könne, die Interpellationsbeantwortung zur Kenntnis zu nehmen oder nicht. Der Antrag wurde einem Ausschuß zugewiesen, fand aber keine Erledigung.

In Ungarn waren wieder mehrere Interpellationen über die auswärtige Lage und insbesondere darüber eingebracht, ob Österreich-Ungarn wirklich Einsprache gegen die Präventivmaßregel der Pforte gegen eine serbische Aktion erhoben habe; die durchgängig türkenfreundliche Sprache der Interpellanten war äußerlich begleitet von der festlichen Beleuchtung von Budapest und vieler anderer ungarischer Städte zur Feier der letzten türkischen Siege. Tisza hatte nicht die Gewohnheit Auerspergs, ein ihm vom Minister des Äußern übermitteltes Schriftstück einfach vorzulesen, sondern beantwortete als parlamentarischer Minister alle Interpellationen zusammen in einer selbständigen eingehenden Rede, die mit sehr viel Geschick die Segnungen des Friedens pries und es als eine gute Politik bezeichnete, wenn man ohne zu den Waffen zu greifen, die Wahrung der eigenen Interessen erreiche, woran er die Versicherung knüpfte, daß im künftigen Frieden nichts ohne Zustimmung der Monarchie beschlossen werden dürfe; über das Dreikaiserbündnis sprach er sehr zweideutig, er gab dessen ursprünglichen Wert zu, bemerkte aber sofort, daß es die kriegerische Aktion einer Macht gegen die Auffassung der beiden anderen Kaisermächte nicht zu hindern vermochte. Obwohl er auf das bestimmteste den Bestand geheimer Abmachungen mit Rußland wegen Teilung der Türkei bestritt, lüftete er doch wenigstens soweit das Geheimnis, als er mitteilte, daß Rußland sich für den Fall des Kriegs mit der Türkei Österreich-Ungarn gegenüber verpflichtet habe, Serbien als neutrales Gebiet zu behandeln und so den Krieg nicht an unsere unmittelbaren Grenzen zu tragen; unsere Regierung habe der Türkei dieselbe Haltung empfohlen, dagegen habe sie der Türkei, falls Serbien den bestehenden Frieden bräche, keine Mahnung oder Warnung bezüglich ihres Vorgehens zukommen lassen, eine Äußerung über unsere Haltung für jenen Kriegsfall könne er gegenwärtig nicht abgeben. Die Antwort machte einen guten Eindruck. Ende September hörte man von der Anwerbung einer Frei-

Digitized by Google

schar unter den Szeklern Siebenbürgens, um in Rumänien einzubrechen und den Russen in den Rücken zu fallen, die Regierung konfiszierte die Waffen und machte dem ganzen Unternehmen ein rasches Ende, aber nicht ohne die antirussische Stimmung noch weiter zu reizen.

Nach anderthalbjähriger Pause wurden anfangs Dezember 1877 die Delegationen wieder einberufen, es war die erste, in die ich gewählt wurde. Die Kriegslage hatte sich im Laufe des Spätherbstes geändert, Osman Pascha war in Plewna eingeschlossen, und Andrássy mußte im Budgetausschuß der österreichischen Delegation, dem ich nicht angehörte, sofort unangenehme Bemerkungen über sich ergehen lassen. Kuranda meinte, Österreich-Ungarn sollte den angekündigten Eintritt Serbiens in den Krieg verhindern, Sturm riet, da Österreich-Ungarn überhaupt keine maßgebende Stellung in den orientalischen Dingen einnehme, solle es ehrlich neutral bleiben und seine Militärlasten vermindern, Giskra nannte die Politik Andrássy unklar, worauf dieser sehr gereizt erwiderte, daß seine Politik von allen Mächten als klar und zielbewußt angesehen werde und daß Österreich-Ungarn in der Orientalischen Frage maßgebend sei. Der hochfahrende unhöfliche Ton seiner Ausführungen machte einen sehr schlechten Eindruck, man warf ihm vor, daß von all den Dingen, die er im Mai 1876 vorausgesagt, nichts, sondern gerade das Gegenteil eingetroffen sei, der Aufstand in Bosnien dauere fort, Serbien sei damals doch in den Krieg getreten und wolle jetzt einen zweiten Feldzug beginnen, und statt der Erhaltung des allgemeinen Friedens sei der große Russisch-Türkische Krieg gekommen. Die ungarische geschlossene Delegationssitzung ließ sich für Andrássy angenehmer an. Graf Szecsen, ein persönlicher und politischer Gegner des Ministers, hielt eine lange Rede über die Geschichte der Orientalischen Frage, eher im Sinne der Erhaltung der Türkei, aber ohne positive Spitze, er sprach schließlich nur den Zweifel aus, ob wir, da wir außer jeder Aktion geblieben waren, beim Friedensschluß imstande sein werden, etwas durchzusetzen. Andrássy sprach breit und unklar, er erwarte zuversichtlich, daß die gerechten und billigen Interessen der Monarchie zur Geltung kommen werden, es gebe keine Macht, die ohne uns die Regelung der orientalischen Angelegenheiten unternehmen könnte. Ein Bericht des „Pester Lloyd" ließ ihn sogar sagen: wir hätten den Krieg Rußlands gegen die Türkei nur durch einen Krieg unsererseits gegen Rußland verhindern können, wollen Sie diesen Krieg? Dann können Sie ihn auch heute noch haben unter günstigeren Verhältnissen als früher, aber ich könnte die Verantwortung für eine solche Politik nicht übernehmen. Das war auch eine der beliebten Paradoxen, die verblüffen sollten, aber ganz unbegründet waren, denn jedermann sah ein, daß nach der damals unmittelbar bevorstehenden Kapitulation Osman Paschas und nach den russischen Siegen im Kaukasus die türkische Armee nicht mehr schlagfähig war, während eine Kriegspolitik gegen Rußland gleich zu Beginn bei dessen Einrücken in Rumänien oder selbst noch im August, als die Russen vor Plewna in schlimmer Lage waren, einen großen Erfolg versprochen hätte. Von einer Diskussion in der öffentlichen

Digitized by Google

Sitzung wurde in der ungarischen Delegation abgesehen. Am 10. fiel Plewna. Am 12. fand eine kurze Debatte in der Plenarsitzung der österreichischen Delegation statt. Grocholski sprach gegen Rußland, dessen heuchlerische humanitäre Redensarten nur ein Deckmantel für seine Expansionsgelüste seien, die neue Lage im Orient bedeute eine Machtverschiebung zuungunsten der Monarchie, ein südslawischer Abgeordneter sprach im Sinne der Annexion, Demel meinte, man hätte durch eine feste gebietende Haltung den Krieg verhindern können, eine Annexionspolitik könne er nicht billigen, Sueß gab an der Hand der englischen Blaubücher einen Rückblick auf die abgelaufenen Verhandlungen und erklärte, die Politik der Konstantinopolitaner Konferenz, welche die Türkei ohnmächtig gemacht hatte, für einen Fehler, den man unter keinen Umständen wiederholen dürfe, Sturm brachte die Äußerungen Andrássys gegen die Okkupation und Annexion aus der vorigen Delegation in Erinnerung, worauf Andrássy gereizt und bitter erwiderte. Er war kein guter Redner, er wiederholte sich fortwährend, ab und zu suchte er eine Pointe zu placieren, die aber nicht immer geistreich war, daneben verfiel er wieder in ganz triviale Bemerkungen, man hatte fast den Eindruck, daß er die deutsche Sprache für die öffentliche Rede nicht völlig beherrsche. Er verteidigte in allgemeinen Redewendungen seine bisherige Politik, wiederholte jenen früher erwähnten Satz über die noch immer offene Möglichkeit eines Krieges gegen Rußland und verwahrte sich gegen den Vorwurf der Schwankung in seiner Politik mit der etwas naiven Anführung eines Satzes aus einer Interpellationsbeantwortung vom 4. Mai, in der er seine eigene Politik als zielbewußt bezeichnet hatte, und meinte, wenn seine Haltung unklar und schwankend gewesen wäre, so hätte er unmöglich so zuversichtlich von seiner Politik sprechen können. Der Gesamteindruck der Rede war nicht bloß in der Delegation, sondern auch in der Öffentlichkeit ungünstig und wurde durch Konfiskationen tadelnder Zeitungsartikeln nicht besser. Serbien erklärte den Krieg, in Budapest forderte eine Massenversammlung direkt die Intervention gegen Rußland und rief einen großen Auflauf vor dem Ministerpräsidium hervor. In Wien wiederum beschlossen die Fraktionen der Verfassungspartei, bei der bevorstehenden Beratung der Erneuerung des Wehrgesetzes gegen die Fortdauer der Kriegsstärke von 800000 Mann zu stimmen.

Andrássy hatte einen schweren Stand, dessen kritischeste Seite wir alle nicht kannten; gerade in jenen Tagen muß er den von Wertheimer mitgeteilten Brief Alexanders II. an Kaiser Franz Joseph vom 9. Dezember erhalten haben, in dem der erstere bei allgemeiner Bekanntgabe der Kriegsziele des siegreichen Rußlands und des Inhalts des künftigen Frieden von den Vereinbarungen mit Österreich-Ungarn über Bosnien und Herzegowina nicht die geringste Erwähnung tat. Dies war eine böse Enttäuschung; Rußland kündete sein großbulgarisches Programm, Selbständigkeit Serbiens und Montenegros an, und dabei scheint Alexander II. noch behauptet zu haben, daß er den mit Kaiser Franz Joseph getroffenen Verabredungen treu geblieben sei, während seine

Digitized by Google

Mitteilungen, wie Wertheimer mit Recht sagt, das Gegenteil von dem waren, was in Reichstadt und in der geheimen Konvention vom 15. Januar schriftlich niedergelegt worden war. Die diesseitige Antwort war maßvoll, in der Form enthielt sie aber gleichwohl eine entschiedene Rüge und Verwahrung gegen jene Rücksichtslosigkeit, die umso ungerechter sei, als es Österreich-Ungarn war, das allen Interventionseinladungen Englands und allen Angriffen der öffentlichen Meinung im eigenen Lande einzig allein mit der Erklärung widerstanden habe, seinen legitimen Einfluß auf die Friedensbedingungen sicher zu wahren. Am 18. Dezember fand wieder eine Sitzung des Budgetausschusses der österreichischen Delegation statt, in der eine Reihe von Fragen an Andrássy gestellt wurde, die er mit großem Selbstbewußtsein zusammenfassend beantwortete. Er sagte, es habe vier Wege gegeben, erstens Krieg im Verein mit der Türkei gegen Rußland, wobei wir die Verantwortung für den Status quo in der Türkei hätten übernehmen müssen, zweitens Krieg im Verein mit Rußland gegen die Türkei, drittens Erklärung unbedingter Neutralität, viertens Neutralität mit Aufrechterhaltung der guten Beziehungen, aber zugleich volle Wahrung unserer Interessen und unserer Einflußnahme bei der definitiven Gestaltung der Verhältnisse; er habe den vierten Weg gewählt (es hätte noch einen fünften Weg gegeben, zu Beginn der Aufstände in Bosnien einrücken und mit diesem Faustpfand in der Hand die neue balkanische Ordnung zu diktieren in Fortsetzung der Aktion der österreichischen Dezemberdepesche). Über die Art, wie er die Interessen der Monarchie wahren wolle, und worin diese Interessen eigentlich bestünden, sagte Andrássy nichts, wiederholte aber sehr stolz, daß wenn er nochmals die orientalischen Dinge zu leiten hätte, er genau dasselbe tun würde wie bisher. Über Serbien sagte er, wenn es Krieg gegen die Türkei mache, so werde er nicht aus seiner bisherigen Haltung heraustreten, wenn es aber in Bosnien einrücken wollte, so würden wir dies verhindern. Der diesmalige Eindruck war besser, und Herbst dankte ihm am Schluß noch für die „Offenheit und Klarheit" seiner Äußerungen. Offenbar um die Stellung Andrássys in diesem kritischen Momente zu stärken und seine Übereinstimmung mit dessen Politik kundzugeben, verlieh ihm der Kaiser zu Neujahr das Goldene Vlies.

So schmeichelhaft und ermutigend diese kaiserliche Anerkennung auch für Andrássy war, so wenig tröstlich war der weitere Gang der Ereignisse für ihn. Der von Wertheimer auszugsweise mitgeteilte gespannte Briefwechsel zwischen den beiden Kaisern drohte einen ernsten Charakter anzunehmen, und soweit ich Andrássy beurteile, scheint mir die von Wertheimer angezweifelte Mitteilung des General Beck, daß Andrássy am 15. Januar den Krieg gegen Rußland ernstlich ins Auge gefaßt habe, wohl glaubwürdig, wie denn Wertheimer selbst bald darauf berichtet, wie sehr Andrássy über die ihm damals schon bekannten Friedenspräliminarien erbittert war, die „uns als übergangen und düpiert erscheinen lassen"; wie er sich wegen einer bewaffneten Intervention an England wandte, und wie es schließlich wegen der Differenzen mit der gegen einen russischen Krieg gesinnten Militärpartei bis zu einem Demissionsanerbieten

Digitized by Google

Andrássys kam.[1]) Die Präliminarien von Adrianopel vom 31. Januar setzten sich in der Tat mit der größten Rücksichtslosigkeit über die früheren Abmachungen mit Österreich-Ungarn hinweg, Bulgarien sollte neu und selbständig konstituiert werden, mindestens mit einem Gebietsumfang wie er auf der Konstantinopolitaner Konferenz in Aussicht genommen war, während die Abmachungen mit Österreich-Ungarn die Bildung eines großen zusammenhängenden slawischen Staates ausdrücklich ausgeschlossen hatten, Bosnien und die Herzegowina sollten eine Autonomie erhalten, ohne Österreich-Ungarn auch nur zu erwähnen. Dieser neue Friede von Adrianopel, der für die Türkei viel härter als jener von 1829 war, machte begreiflicherweise in der Öffentlichkeit und im Abgeordnetenhaus einen sehr ungünstigen Eindruck. Im letzteren war im Januar eine neuerliche Ministerkrise ausgebrochen, wegen der Parteibeschlüsse der Fraktionen der Verfassungspartei, die Finanzzölle nicht in der von der Regierung mit Ungarn vereinbarten Höhe zu bewilligen. Nach einigen fruchtlosen Verhandlungen wurde das Ministerium Auersperg wieder eingesetzt (5. Februar 1878) und beauftragt, die Ausgleichsverhandlungen noch einmal zu versuchen und zu Ende zu führen, obwohl die Parteien ihre Haltung nicht geändert hätten. Dieses Zwischenspiel stellte weder das erschütterte Ansehen der Regierung wieder her, noch verbesserte es die Aussichten des Ausgleichs. Wenige Tage nach der Wiedereinsetzung des Kabinetts interpellierte Giskra die Regierung, ob sie die in den Zeitungen veröffentlichten russisch-türkischen Friedenspräliminarien für mit den Interessen der Monarchie vereinbar halte und in welcher Weise sie im verneinenden Falle diese Interessen zu wahren gedenke. In Ungarn waren ähnliche Interpellationen gestellt worden, und am 19. Februar erfolgte sowohl in Wien als in Budapest die Antwort dahin, daß die Regierung die Abmachungen der kriegführenden Mächte, soweit dieselben die Rechte der Signatarmächte oder die Interessen der Monarchie berühren, namentlich jene, welche eine Verschiebung der Machtverhältnisse im Orient zu unseren Ungunsten nach sich ziehen könnten, nicht als rechtsverbindlich anerkenne, insolange sie nicht auch mit den übrigen Mächten vereinbart würden; zu diesem Zweck habe die Regierung die Einberufung einer europäischen Konferenz vorgeschlagen, und nach einigen Verhandlungen darüber sei nunmehr der Zusammentritt eines Kongresses zu erwarten. Am selben Tag hielt Bismarck im Deutschen Reichstag eine große Rede über die Haltung Deutschlands in der Orientfrage, die hier wegen ihres sehr russenfreundlichen Tones unvorteilhaft wirkte, er hob wiederholt den Wert der alten festen Freundschaft mit Rußland hervor, der man nicht mit dem Dolch in den Rücken fallen könne; Rußland sei nun einmal in der Lage der beati possidentes, in der es verbleiben werde, wenn keine neuen Verabredungen zustande kommen. Er lehnte die Rolle eines Schiedsrichters ab und beschränkte sich auf jene des ehrlichen Maklers; die Behauptung Windthorsts, Österreich sei düpiert worden, wies er zwar zurück, meinte aber sehr

[1]) Wertheimer, III, S. 70—78.

Digitized by Google

kühl, Österreich könne selbst nicht die Wiedereinsetzung des türkischen Regimes bis an seine vollen alten Grenzen wünschen und ebensowenig könne es selbst für den ganzen Balkan die Verantwortung übernehmen. Am Schluß seiner zweiten Rede fand er allerdings sehr warme Worte für sein freundschaftliches und vertrauensvolles Verhältnis zu Andrássy, aber das, was viele in Wien gewünscht hätten, die Ankündigung einer Unterstützung der österreichisch-ungarischen Ansprüche, blieb aus.

Am 20. Februar lud Andrássy eine Anzahl österreichische Delegierte der Verfassungspartei und des Herrenhauses, ungefähr 15 Personen, zu sich, um über die bevorstehende Delegationssession und den von der Regierung anzufordernden außerordentlichen Kredit Eröffnungen zu machen. Der Verlauf der Versammlung war sehr unerquicklich, Andrássy sprach lange, aber nicht deutlich, bewegte sich in allgemeinen abfälligen Bemerkungen über die Friedenspräliminarien, wandte sich insbesondere gegen das große einheitliche Bulgarien, beschwerte sich ausführlich über die Unzuverlässlichkeit Englands, das eine drohende Sprache führe, aber niemals Ernst mache, was, nebenbei bemerkt, der damaligen Haltung des englischen Kabinetts nicht einmal ganz entsprach, und behauptete, den Kredit nur zur Stärkung seiner Position auf dem Kongreß zu bedürfen. Es wurde keine förmliche Debatte geführt, die Versammlung löste sich in Einzelgespräche Andrássys mit einigen Delegierten auf; Coronini, Schaup, Sueß und Walterskirchen drückten ihre Zustimmung zur bisherigen Haltung Andrássys und ihr Vertrauen zu seiner weiteren Führung aus, ich wiederholte ziemlich isoliert meinen annexionistischen Standpunkt. Herbst, auf den alles ankam, hatte noch immer kein Wort gesprochen, und als eben Andrássy mit einer kleinen Gruppe im Gespräch war, erhob er sich und näherte sich dem Ausgang. Andrássy wollte ihn zurückhalten, um auch seine Meinung zu hören, Herbst aber entschuldigte sich und entzog sich jeder weiteren Besprechung. So löste sich diese Zusammenkunft auf, ohne eine Aufklärung über die Absichten der Regierung und über die Haltung der Delegierten herbeizuführen. Die Zeitungen kündigten die Einbringung einer außerordentlichen Kreditvorlage an und bezeichneten als ihren unmittelbaren Zweck den Einmarsch in Bosnien. Die Stimmung in der liberalen Partei, die durch besonders heftige Artikel der damals überaus einflußreichen „Neuen Freien Presse" nur noch mehr angefacht wurde, kehrte sich immer deutlicher gegen eine etwaige Annexionspolitik, eine Gruppe verfassungstreuer Delegierter versammelte sich bei Kuranda, einem der entschiedensten Okkupationsgegner, (28. Februar) und einigte sich, den Grafen Andrássy durch Kuranda wissen zu lassen, daß die Mehrheit der Partei gegen den Kredit Stellung nehme. Am 9. März traten die Delegationen zusammen und fanden auf ihrem Tisch die Regierungsvorlage über einen außerordentlichen Kredit von 60 Millionen Gulden und in den Zeitungen eine ausführliche Inhaltsangabe des Friedens von S. Stefano, der in einzelnen Punkten noch über die Präliminarien von Adrianopel hinausging und für Bosnien die in der Konferenz von Konstantinopel festgestellten

Digitized by Google

Reformen mit jenen Modifikationen in Aussicht nahm, die einverständlich zwischen der Türkei, Rußland und Österreich-Ungarn zu beschließen sein würden. Nun begannen die Ausschußverhandlungen, Andrássy verlas sein Exposé, das ziemlich unbestimmt lautete, die Erhaltung des Friedens und die Regelung der orientalischen Dinge durch den bevorstehenden Kongreß betonte; der Kredit selbst bedeute nicht eine Mobilisierung, sei aber auch keine leere Demonstration, die Regierung wünsche die Mittel in der Hand zu haben, um im Fall der Note das Geeignete vorkehren zu können. Zugleich ließen die Offiziösen das Thema von der Okkupation fallen; in der ungarischen vereinigten Subkommission, die alle Delegierte umfaßte, sprach sich der Berichterstatter Max Falk, der Redakteur des „Pester Lloyd" und zugleich regelmäßiger Berichterstatter der ungarischen Quotendeputation, der die Kunst verstand, den unabhängigen Publizisten mit der Rolle des Anwalts der jeweiligen Regierung in Einklang zu bringen, sehr nachdrücklich gegen die Okkupation aus, der Kredit sei nur zu bewilligen als erster Schritt zur allgemeinen Mobilisierung, welche für eine große politische Aktion einzusetzen sei, für kleine Aktionen und partielle Maßregeln wolle Ungarn nichts bewilligen, ebensowenig wolle es eine Gebietserweiterung oder eine Kompensationspolitik. Im österreichischen Ausschuß wurden ähnliche Stimmen laut; Andrássy führte eine zweideutige Sprache, er hatte einige Worte, die wie eine Drohung gegen Rußland klangen, dann folgte wieder eine friedliche Äußerung, so daß sich jeder daraus seinen Vers machen konnte. Er wiederholte, daß Okkupation oder Annexion niemals sein Ziel gewesen sei, doch könne er eine partielle Maßregel oder die Okkupation nicht unter allen Umständen ausschließen; solange die Türkei in der Lage sei, fügte er in der österreichischen Ausschußsitzung hinzu, diese Länder zu besitzen und solange nicht die Gefahr besteht, daß sich die früheren Zustände an unseren Grenzen wiederholen, denke er nicht daran, aber es können Umstände eintreten, welche mindestens eine temporäre Besetzung Bosniens und der Herzegowina notwendig machen könnten. Aber nicht im Hinblick darauf verlange er den Kredit, sondern er brauche ihn so wie die englische Regierung, die sich auch einen Kredit von 6 Millionen Pfund Sterling habe votieren lassen, um auf dem Kongreß vor Überraschungen geschützt zu sein. Ferner brauche man das Geld als Vorbereitung für Mobilisierungen überhaupt und andere unbestimmte Zukunftsmöglichkeiten. Soviel in der ungarischen Kommission auch gesprochen wurde, und obwohl man eine kleine Änderung am Bericht Falks vornahm, so wurde doch festgestellt, daß ein so großes Opfer, wie es der Kredit sei, nur als letztes äußerstes Mittel zur Verteidigung der wirklichen Lebensinteressen der Monarchie in Anspruch genommen werden solle, und wiederholt, daß die Bevölkerung eine Gebietsvergrößerung oder Kompensationspolitik wolle. Der Gesamteindruck der ungarischen Kommissionsberatung, die mit der einhelligen Bewilligung des Kredites abschloß, ging dahin, daß die ungarische Delegation ein energisches Auftreten gegen Rußland wünschte, im Fall eines Mißerfolgs Österreich-Ungarns auf dem Kongreß auch vor einem kriegerischen Konflikt

Digitized by Google

mit jener Macht nicht zurückschrecke und den Kredit nur in diesem Sinn verwendet wissen wolle. Im österreichischen Budgetausschuß manövrierte Andrássy ähnlich, es gelang ihm, Annexionsgegner wie Schaup und Walterskirchen für die Bewilligung zu gewinnen, indem er eine energische Einsprache gegen Rußlands übertriebenen Machtansprüchen in Aussicht stellte; die Herrenhausmitglieder, obwohl nicht gerade überzeugte Annexionisten, wollten aus allgemeinen patriotischen Gründen einer Regierungsforderung nicht entgegentreten, die der Minister als unabweislich bezeichnet hatte, so blieb als eigentliche Opposition die von Sturm geführte Gruppe der Verfassungspartei, der sich auch der Obmann Herbst anschloß und die in der Vorlage die Vorbereitung zur Annexion erblickte, sie kleidete ihre den Kredit ablehnende Haltung in eine Resolution, die in Erwägung, daß der bevorstehende Kongreß die Aussicht auf eine friedliche Lösung eröffne, daß erst im Fall des Mißlingens einer solchen Lösung die Entfaltung von Machtmitteln in Betracht kommen könne und daß im Fall unabweislicher Notwendigkeit die Bevölkerung und deren Vertreter die erforderlichen Mittel unbedingt gewähren würden, die Erwartung aussprach, daß die Regierung die Interessen der Monarchie auf dem Kongreß umsichtig und tatkräftig zur Geltung bringen werde. Der Kredit selbst wurde im Ausschuß mit geringer Majorität angenommen.

Andrássy hatte im Ausschuß die Bewilligung des Kredits durch seine nach zwei Seiten schillernde Sprache erreicht, aber diese Methode galt nicht bloß den Delegationen, sondern er hielt sich auch, wie ich glaube, für seine eigene Politik noch zwei Wege offen, entweder die Möglichkeit eines Konflikts mit Rußland oder das Zurückgreifen auf die Okkupationspolitik. Mir mißfiel diese nach außen wenigstens zweideutig erscheinende Haltung, und als es zur Debatte kam, die eigentlich nur noch einen deklaratorischen Charakter hatte, sprach ich zunächst gegen die kriegerische Motivierung, die insbesondere die ungarische Delegation der Kreditbewilligung gegeben hatte, und gegen die Äußerung Andrássys, daß die Aussichten eines Krieges gegen Rußland jetzt günstiger seien als je, während es doch auf der Hand liege, daß gegenwärtig, wo die Türkei eine vernichtende Niederlage erlitten habe und Rußland eben neue Reserven aus dem Hinterland heranziehe, ein Krieg gegen Rußland nur unter sehr wenig aussichtsreichen Umständen unternommen werden könnte. Aber warum solle überhaupt Krieg gegen Rußland geführt werden? Als Hauptgrund werde in der Öffentlichkeit am häufigsten die Schaffung von Großbulgarien angeführt, nun habe Andrássy selbst auf der Konferenz von Konstantinopel der von Rußland vorgeschlagenen Gebietsausdehnung Bulgariens allerdings mit der Teilung in zwei Wilajets seine Zustimmung erteilen lassen, diese Teilung sei aber für die Zukunft von keiner großen Bedeutung, die Vereinigung werde sich geradeso durchsetzen wie jene der Moldau und Walachei, und tatsächlich hat sie sich auch sehr bald im Jahre 1885 ohne Schwierigkeit und Blutvergießen vollzogen. Aber selbst wenn die Grenzen des Bulgariens von San Stefano über jene der Konstantinopolitaner Konferenz hinausgehen sollten

Digitized by Google

(der genaue Text des Friedens lag damals noch nicht vor), so seien darüber noch immer Verhandlungen möglich, die noch nicht zu einem Bruch zu führen brauchen. Die kriegerische Stimmung entspräche mehr der Unzufriedenheit mit dem Ergebnis der eigenen orientalischen Politik; anfangs habe Andrássy die Führung in der Reformfrage (Dezembernote 1875) besessen, habe das Dreikaiserbündnis als Machtmittel für seine Politik zu verwenden gewußt, ließ aber nach dem ersten, nicht einmal entscheidenden Mißerfolg die Zügel aus der Hand gleiten, die nun Rußland an sich nahm. Dadurch war, wenn man nicht gleich zu Beginn Einsprache gegen das russische Vorgehen erheben wollte, die Kompensationspolitik von selbst gegeben, und Bosnien hätte gleich zu Beginn der Krise okkupiert werden sollen, um Ruhe an unseren Grenzen zu schaffen und zugleich ein Pfandobjekt in der Hand zu haben, mit dem noch ein weiterer Druck auf die Entwicklung der Dinge ausgeübt hätte werden können. Alles das habe man versäumt, und auch jetzt noch verwahre sich die Regierung gegen jede Gebietserweiterung. Für eine annexionistische Politik auf dem Kongreß würde ich den Kredit gerne bewilligen, so aber sind wir völlig im Dunkeln darüber, was die Demonstration beabsichtige, die angesichts der kriegerischen Demonstrationen in Ungarn zu einem bewaffneten Konflikt führen könne.[1]) Von den Mehrheitsreden für den Kredit war insbesondere jene von Baron Walterskirchen interessant, der damals von allen Delegierten am meisten persönliche Fühlung mit Andrássy hatte und der mitteilte, daß er erst neulich die Zusicherung von der Regierung erhalten habe, daß man eine Grenzerweiterung oder eine Annexion für Österreich-Ungarn nicht wünsche. Er selbst bekannte sich offen als Gegner einer solchen und steckte unserer Orientpolitik weitere Ziele; die panslawistischen Tendenzen müßten auf der ganzen Linie bekämpft werden,

[1]) Reden, S. 67—83. Daß ich mit meinen Ausführungen nicht so ganz unrecht hatte, zeigt das jetzt von Wertheimer, III, S. 93, mitgeteilte Memorandum Ignatiews über seine Unterhaltung mit Andrássy in Wien vom 29. März 1878, das dieser selbst als mit seinen Anschauungen übereinstimmend erklärte und das ungefähr das enthielt, was ich in meiner Rede als den Inhalt einer möglichen friedlichen Auseinandersetzung mit Rußland angeführt hatte: Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn, sogar auch von Nowibasar, Zustimmung Andrássys zur Erwerbung Beßarabiens durch Rußland, nur sollte neben dem neuen Bulgarien noch ein Mazedonien geschaffen werden. Andrássy weigerte sich, das Memorandum zu unterschreiben, weil er wegen der ungarischen öffentlichen Meinung die Besetzung Bosniens nicht bloß im Einvernehmen mit Rußland und nicht als Kompensationsobjekt für die Anerkennung russischer Erfolge durchführen wollte. Rußland war überhaupt im Laufe der Verhandlungen wiederholt bereit, selbst der Annexion Bosniens durch Österreich-Ungarn zuzustimmen, wenn dieses seinen großbulgarischen Plänen keinen Widerstand entgegensetzen wollte; an der Beeinträchtigung Serbiens durch die bosnische Annexion lag Rußland damals nicht viel, wie es überhaupt zu jener Zeit noch keine so lebhaften Sympathien für dieses Land hatte. Aber Andrássy sowie Salisbury und Beaconsfield sahen in dem neuen großen Bulgarien nur den großen slawischen Vasallenstaat unter Rußlands Vorherrschaft, der dessen Weg nach Konstantinopel bereiten sollte; daß ein größeres Bulgarien sich leichter von Rußland emanzipieren würde, sahen sie nicht ein, während der geschichtliche Verlauf gerade diese Wahrheit bewiesen hat.

Digitized by Google

und dazu brauche es die Androhung von Machtmitteln gegen Rußland. Sueß und Schaup sprachen ähnlich und erklärten sich auch gegen eine Okkupation, Coronini, der wie Walterskirchen die bisherige Politik Andrássys in all ihren Phasen billigte, sprach ihr auch für weiterhin sein volles Vertrauen aus, nur hielt er die Möglichkeit einer uns durch die Umstände aufgenötigten Okkupation Bosniens nicht für so beklagenswert. Die Redner der Rechten traten für den Kredit ein, von den Oppositionsreden war jene von Giskra die beste, er hob die bisherigen Mißerfolge, Selbsttäuschungen und Widersprüche der Andrássyschen Politik und die ganz entgegengesetzten Standpunkte der Anhänger der Kreditbewilligung hervor, von denen einige für die Annexion, andere gegen eine solche, einige für den Krieg mit Rußland, andere wieder dagegen gesinnt seien, er beklagte sich darüber, daß die Regierung niemals sage, was sie unter den von ihr zu wahrenden Interessen verstehe. Sturm sprach weniger geschickt als sonst, der Kredit sei jetzt nicht notwendig, er sei eine leere Demonstration, und sprach die Befürchtung aus, daß man trotz gegenteiliger Versicherung dennoch sich zur Okkupation und Annexion werde nötigen lassen, die er für ein Unheil halte. Herbst sprach über die orientalische Politik soviel als gar nichts, beschränkte sich mehr auf eine formelle Polemik gegen die Vorredner und ging dann auf die Finanzlage über, welche zur Deckung des Jahresdefizits von 23 Millionen, zur Einlösung von Schatzscheinen und schließlich zur quotenmäßigen Deckung des Delegationskredits zusammen 100 Millionen erfordere; er regte unbegreiflicherweise hierfür die Emission von Staatsnoten an Stelle einer Anlehensoperation an. Am Schluß kam Andrássy zu Wort, er kehrte sich ausschließlich gegen die Rede Giskras vom Vortag, hatte einige spitzfindige Antworten, auf den Kern der Orientalischen Frage ging er aber nicht ein. In der ungarischen Delegation verwahrte sich der Berichterstatter Falk gegen die ihr von vielen Seiten zugeschriebene unbedingte Kriegspolitik, verurteilte aber ebenso auch die Tendenzen einer Okkupations- und Annexionspolitik, die jedoch, wie er hinzufügte, nach den bestimmten Erklärungen des Ministers des Äußern von diesem nicht geteilt würden. Die meisten Redner übten eine Kritik an der bisherigen Politik, die einen mehr türkenfreundlich und annexionsfeindlich als die anderen, welche schließlich die durch die Kriegslage auf dem Balkan geschaffene Situation anerkannten, ohne jedoch die nötigen Folgerungen daraus zu ziehen. Andrássy ging auch hier auf die eigentliche Hauptfrage nicht ein und nahm nur für sich das Verdienst in Anspruch, bisher den Völkern der Monarchie den Frieden erhalten zu haben.

Am 9. Mai interpellierte der Polenklub im Abgeordnetenhaus die Regierung, ob die Gerüchte über eine bevorstehende Okkupation begründet seien und ob ein solcher Schritt im Einverständnis bloß mit Rußland erfolgen würde. Darauf antwortete Fürst Auersperg am 14., daß diese Gerüchte unbegründet seien, die Regierung habe die Frage wegen Bosniens nie aus einem anderen Gesichtspunkt aufgefaßt als aus dem der Notwendigkeit, entschieden auf eine

Digitized by Google

solche Lösung hinzuwirken, welche Garantien gegen die periodische Wiederkehr ähnlicher Zustände wie die heutigen biete und die Monarchie vor den damit verbundenen Nachteilen bewahre. Tisza ging auf eine Anfrage im ungarischen Abgeordnetenhaus noch weiter und erklärte, wir beabsichtigen weder eine Okkupations- noch eine Kompensationspolitik, unsere Interessen werden auch durch die Verhältnisse des östlichen Balkans berührt, militärische Maßregeln seien sowohl für unsere Südgrenze als für die siebenbürgischen Pässe in Aussicht. Damit war man in Ungarn sehr zufrieden, weil diese Worte eine deutliche Spitze gegen Rußland enthielten. Der österreichische Budgetausschuß beschloß auf Antrag Giskras, die Beratung der Regierungsvorlage über die Bedeckung des 60-Millionen-Kredits zu vertagen, bis nicht die Regierung, wie sie in Aussicht gestellt hatte, den Delegationen Mitteilung über die Art der Verwendung gemacht habe. Zu diesem Zweck wurden nun rasch die Delegationen einberufen und Andrássy erklärte dort, daß zu einem machtvollen Auftreten auf dem Kongreß eine militärische Rüstung nötig sei; er erläuterte diese Äußerung am nächsten Tag in Beantwortung einer Anfrage dahin, daß insbesondere die Verkleinerung Bulgariens, die Lebensfähigkeit des Restes der europäischen Türkei und die Frist der Räumung Bulgariens seitens der russischen Truppen Hauptpunkte für unser Verhalten auf dem Kongreß bilden werden. Daß er auch Einwendungen gegen die Bosnien betreffenden Bestimmungen des Friedens von San Stefano habe, davon sagte er kein Wort. Die österreichische Delegation nahm seine Erklärung zur Kenntnis, ebenso auch nach einer oberflächlichen Debatte die ungarische. Wenige Tage vorher hatte Österreich Ada Kaleh besetzt, und durch eine Indiskretion des „Globe" war das Separatabkommen Schuwalows mit Salisbury vom 30. Mai bekannt geworden. In dieser Konvention gestand Rußland die Verkleinerung des neuen Bulgariens, das nicht mehr bis zum Ägäischen Meer reichen durfte, die Bildung eines davon getrennten autonomen Staatskörpers im Süden des Balkan sowie eine Beschleunigung der Räumung Bulgariens zu, wofür England der Erwerbung Beßarabiens, Batums und Kars' durch Rußland zustimmte. Durch dieses englisch-russische Sonderabkommen wurden vor dem Zusammentritt des Kongresses die Hauptstreitpunkte des Friedens von San Stefano im Einvernehmen der zwei Mächte beigelegt und damit die Möglichkeit eines Konflikts zwischen England und Rußland auf dem Kongreß beseitigt; damit war aber auch für Andrássy wenigstens jene Partie verloren, die in einem Zusammengehen mit England gegen Rußland bestanden hätte. Nach seinem Naturell und nach vertraulichen Äußerungen zu ihm nahestehenden Delegierten hätte ihm diese letztere Kombination wohl zugesagt, die zu einer Niederlage Rußlands, zur Selbständigkeit Rumäniens und zu Zoll- und Militärkonventionen Österreich-Ungarns mit den Balkanstaaten hätte führen können. Das war nun vorüber und Andrássy mußte nun wieder auf das alte bosnische Programm zurückgreifen, das er innerlich nie völlig gutgeheißen hatte, dem er nur unter dem Druck des Kaisers, der Militärkanzlei und Bismarcks zeitweise

Digitized by Google

vorübergehend und nur als einer alternativen Lösung gefolgt war, das er allerdings auch selbst, darin lag sein Verhängnis, durch Reichstadt und die geheimen Verträge von 1877 in einer für ihn bindenden Form festgelegt hatte. Nun hatte Rußland im Frieden von San Stefano die österreichischen Ansprüche auf Bosnien ganz hintangesetzt, und er mußte jetzt wenigstens trachten, das scheinbar schon verscherzte Bosnien nunmehr noch zu gewinnen. Hier operierte er mit Geschick, er schloß vor dem Zusammentritt des Kongresses ein Sonderabkommen mit England und veranlaßte Salisbury, in Berlin den Antrag auf Okkupation und Verwaltung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn zu stellen. Warum dieser Antrag nicht auf Annexion lautete, ist schwer verständlich, da England in jenem Abkommen die Unterstützung jedes Vorschlags bezüglich Bosniens zugesichert hatte und die Stimme Bismarcks wohl auch für die Annexion zu haben war. War es bloß ein Zurückweichen vor der maßlosen Opposition der Ungarn und Deutschliberalen, war es Rücksicht für die Türkei, war es eigene Zaghaftigkeit und sein Zweifel an der Richtigkeit der Annexionspolitik überhaupt? Wie dem auch sei, die energische Forderung der Annexion und deren voraussichtliche Durchsetzung auf dem Kongreß hätte Andrássy viel späteres Ungemach, vor allem die Unterzeichnung der geheimen Konvention mit der Türkei vom 13. Juli 1878 über die Anerkennung der Souveränität des Sultans über Bosnien, über das dort vorgesehene Einvernehmen mit der Pforte über die Durchführung der Okkupation und über den provisorischen Charakter dieser Maßregel sowie der späteren vom (21.) April 1879, und schließlich seinen Nachfolgern die ganze Annexionskrise von 1908/09 erspart, die mit den Anlaß zum Balkankrieg und in letzter Linie zum Weltkrieg gab. Ob es richtig ist, wie manche seiner intimen Freunde in Wien behaupteten, daß Andrássy noch auf dem Kongreß den Widerspruch Rußlands gegen die Okkupation erwartete, ja erhoffte, um den letzten noch möglichen Anlaß zum Konflikt mit Rußland zu erhalten, lasse ich dahingestellt, mir scheint diese Annahme nicht sehr wahrscheinlich. Äußerungen Andrássys in diesem Sinn mögen gefallen sein, aber mehr um eine Möglichkeit zu bezeichnen, die ihn nicht erschrecken würde, die er aber doch nicht herbeiwünschen konnte, wenn er nicht gegenüber dem Kaiser in zu großen Widerspruch geraten wollte. Konnte oder wollte Andrássy die Annexion Bosniens nicht durchsetzen, so war es andererseits ein Verdienst, sich die Besetzung des Sandschaks von Nowibasar zu sichern und dafür auf dem Kongreß sogar die Zustimmung Rußlands zu gewinnen.

Die Beschlüsse des Berliner Kongresses, namentlich jene über Bosnien, erzeugten in Ungarn und in Österreich eine große Erregung. Wenn man auch besonders in der letzten Zeit eine solche Lösung erwartet hatte, so betrachtete man sie angesichts der entschiedenen entgegengesetzten amtlichen Äußerungen der letzten zwei Jahre als eine gewalttätige Überrumpelung, die man willkürlich und unkonstitutionell in der parlamentlosen Zeit durchdrücke. Die Form der bloßen Okkupation, die vielleicht aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung

Digitized by Google

gewählt worden war, erzielte nicht den gewünschten Erfolg, die einen erklärten sie für eine Unwahrheit, weil man sie doch in Annexion verwandeln werde wollen, die anderen höhnten über den gebrechlichen Rechtszustand unter türkischer Souveränität, und die Annexionisten waren selbstverständlich mit dieser Halbheit nicht zufrieden. Die Durchführung der Maßregel war nicht glücklich; statt während des Kongresses alle Vorbereitungen zu treffen und sofort nach dessen Schluß einzumarschieren, verzögerte man die Aktion, weil Andrássy noch immer mit der Pforte über ihre Zustimmung verhandelte. Unterdessen hatte sich in Sarajevo eine provisorische Regierung gebildet, der sich reguläre türkische Truppen anschlossen, und als nun der Einmarsch erfolgte, zeigte sich die Unzureichendheit der aufgebotenen Truppen und der Mangel an militärischen Vorsorgemaßregeln. Schließlich errangen die Tapferkeit und die Verstärkung unserer Truppen den Erfolg; nun trat doch in vielen Kreisen der Bevölkerung ein Umschwung ein, die Freude und der Stolz über das militärische Gelingen hoben das patriotische Selbstgefühl, und die heimkehrenden Truppen wurden überall mit Jubel empfangen, aber die voreingenommenen Okkupationsgegner waren nicht zu gewinnen, der blutige Krieg, die verhältnismäßig großen Verluste, der bewaffnete Widerstand der bosnischen Bevölkerung, die großen Kosten, all das verstärkte nur ihre Verurteilung des ganzen Unternehmens. Unermüdlich in diesem Sinne schrieb die „Neue Freie Presse", die nun einen persönlichen Kampf gegen Andrássy begann. Selbst frühere Anhänger Andrássys wandten sich von ihm ab, so Baron Walterskirchen, der in der letzten Delegation besonders warm für ihn und den 60-Millionen-Kredit eingetreten war und nun in einer Wählerversammlung in Aussee erklärte, daß er die Okkupation für einen großen Fehler halte, Andrássy habe die Delegationen irregeführt, so daß er kein Vertrauen mehr zu ihm haben könne. Dieselbe Stimmung kam in Ungarn, wo Neuwahlen stattfanden, nur noch stärker zum Ausdruck. Dr Max Falk, der Berichterstatter der ungarischen Delegation über jenen Kredit, tadelte die Aktion Andrássys, viele erklärten die Bewilligung des Kredits für erschlichen, da die Delegation ihn nicht habe für die Okkupation verwendet sehen wollen. In Budapest forderte eine große Volksversammlung die Zurückziehung der Truppen und die Versetzung des Ministeriums Tisza in Anklagezustand.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Tuberkulosegefahr der Gegenwart und ihre Bekämpfung[1])

Von

Professor Dr. Otfried Müller,
Vorstand der Medizinischen Klinik in Tübingen

Der Tuberkelbazillus ist einer der größten Feinde tierischen und menschlichen Lebens. Gegliedert in eine zahlreiche Verwandtschaft, hat er sich auf die Lebensbedingungen der verschiedensten Tierarten, von den Kaltblütern über die Vögel bis zu den niederen und höheren Warmblütern einzustellen gewußt, spielt bei den Haustieren, insonderheit beim Rinde, eine überaus wichtige Rolle und erregt beim Menschen diejenige chronische Infektionskrankheit, welche, wenigstens in unserem Klima, mehr Opfer erfordert, als alle anderen ansteckenden Krankheiten zusammengenommen.

Vor dem Kriege kamen in Deutschland immer noch 15 Prozent, d. h. ein Siebentel aller Sterbefälle auf das Konto der Tuberkulose. Man rechnete mit einer Million erkennbar tuberkulös Erkrankter; und das war zu einer Zeit der Blüte und des Gedeihens, als die planmäßige Bekämpfung der Seuche schon eine recht wirksame geworden war, zu einer Zeit, als man davon träumte, eines Tages den letzten hustenden und spuckenden Schwindsüchtigen, als den letzten Verbreiter menschlicher Tuberkelbazillen geradeso isolieren zu können, wie seinerzeit die letzten Aussätzigen. Inzwischen hat sich die gesundheitliche Lage ungeheuer verschlechtert. Die Hungerblockade hat ihre Wirkung getan.

Württemberg galt während des Krieges für relativ gut versorgt. Speziell außerhalb der größeren Städte sollte es — so meinte man — hinsichtlich der Ernährung recht befriedigend aussehen. Lasse ich nun aber das Krankenmaterial unserer medizinischen Poliklinik in Tübingen, deren Zugänge zu 95 Prozent aus den ländlichen Bezirken des Schwarzwaldkreises stammen, auf die Tuberkulosefrequenz durchsehen, so ergibt sich, daß wir im zweiten Quartal 1919 133 Prozent mehr tuberkulöse Kranke zu beraten hatten als in der gleichen Zeit des Jahres 1914. Abgesehen von dieser Quantitätsfrage hat sich auch die Qualität der Erkrankungen merklich geändert. Es kommen weit mehr Kranke im dritten Stadium und solche mit tuberkulösen Prozessen am Bauchfell und am Harn- und Geschlechtsapparat wie früher. In Preußen zeigen sich diese Dinge in ähnlicher, teilweise noch bedrohlicherer Form. So starben dort 1913 auf 10 000 Einwohner 13,7, 1917 aber bereits 20,8 Menschen an Tuberkulose. Am schlimmsten steht es unter den preußischen Landesteilen naturgemäß in den

[1]) Vortrag, gehalten im Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See (Landesverband Württemberg) in Stuttgart.

Digitized by Google

schlecht versorgten Großstädten, wie z. B. Halle, wo 1914 insgesamt 287, 1918 aber bereits 582 Kinder an Tuberkulose zugrunde gingen.

Solche Zahlen werfen ein grelles Schlaglicht auf die gegenwärtige Lage. Zurückgeworfen im Kampf gegen die Tuberkulose um weit mehr als fünfzig Jahre, sollen wir in einem ausgehungerten, verarmten und übervölkerten Lande unsere allmähliche Gesundung wieder anstreben. Da ist es denn an der Zeit, sich wieder einmal über die wichtigsten Punkte der Entstehung und Behandlung der Tuberkulose klar zu werden.

Wenn die Tuberkulose eine Infektionskrankheit ist und nur durch den Tuberkelbazillus hervorgerufen werden kann, so wird man naiverweise zunächst fragen: „Woher kommt der Bazillus, damit ich ihn nach Möglichkeit meiden kann?“ Nun denn — der Erreger der meisten menschlichen Tuberkulosen, und namentlich der bösartigen Formen, stammt vom Menschen. Der hustende und spuckende Schwindsüchtige ist sein Hauptverbreiter. Zwar können auch die beim Tier heimischen Abarten des Bazillus auf den Menschen übertragen werden, insonderheit vom Rinde aus. Es zeigt sich aber immer mehr, daß diese in der Regel durch die Milch vermittelte Verbreitungsweise doch die Ausnahme darstellt und daß offenbar die Rindertuberkulose beim Menschen im allgemeinen auch gutartigere Erkrankungen auslöst, ähnlich wie die Rinderpocken, die zum Zwecke der Impfung auf den Menschen übertragen werden.

Demgemäß wird nach wie vor eine Hauptaufgabe bei der Tuberkulosebekämpfung die sein, den hustenden und spuckenden Schwindsüchtigen für seine Mitmenschen möglichst unschädlich zu machen. Daß das durch so enge Belegung der Wohnungen, wie sie jetzt leider nötig wird, nicht gerade gefördert werden mag, läßt sich leicht denken. Um so nötiger erscheint die Zuteilung eines besonderen Zimmers an jeden Tuberkulösen, die unschädliche Beseitigung des ansteckenden Auswurfs durch Gebrauch von Taschenspuckflaschen und die Vermeidung des Ausspuckens auf den Fußboden oder ins Taschentuch.

Außerordentlich wichtig für das Verständnis der Krankheit ist nun die neuerer Zeit entstammende Erkenntnis, daß die Ansteckung durch den Tuberkelbazillus zwar auch im Alter des Erwachsenen erfolgen kann, daß aber die Hauptzeit der Infektion das Kindesalter darstellt. Schon die Kinder werden, und zwar offenbar ziemlich ausnahmslos in relativ jungen Jahren infiziert. Die meisten überwinden die Infektion gut, kapseln die Bazillen in Drüsen am Hals, an der Lungenwurzel oder im Bauch ein und wissen diesen inneren Feind ein Leben lang ruhig zu halten. Die Infektion kommt dabei in der überwiegenden Anzahl der Fälle so zustande, daß der Bazillus durch die mit dem Staub der Räume verunreinigten Hände der Kinder in den Mund gelangt. Von dort kann er auf dem Wege über die Gaumen- respektive Rachenmandeln in den Lymphstrom und mit ihm ins Blut gelangen, oder er wird verschluckt und geht vom Darm aus in die Lymphdrüsen des Bauches und schließlich ebenfalls ins Blut.

Der im Blut- und Lymphstrom kreisende Bazillus kann sich nun überall im Körper niederlassen. Bei der als Skrofulose bezeichneten Form der Kinder-

Digitized by Google

tuberkulose z. B. an den Drüsen, Knochen oder Gelenken und auf Schleimhäuten; bei der tuberkulosen Genickstarre an den Hirnhäuten; bei der heute immer häufiger werdenden Bauchfelltuberkulose am Überzug der Eingeweide; bei der ebenfalls im Zunehmen begriffenen Urogenitaltuberkulose an den inneren und äußeren Teilen des Harn- und Geschlechtsapparates, und bei der zu allen Zeiten am häufigsten Schwindsucht im Bereich der Lungen. Dabei ist die Zeit, innerhalb derer er aus den Drüsen ausbrechend die Niederlassung an beliebiger Stelle des Körpers auszuführen vermag, nicht vorher absehbar. Er kann jahrelang, ja das ganze Leben in seinen ursprünglichen Schlupfwinkeln liegen bleiben, er kann aber auch bei günstiger Gelegenheit, sobald er die Widerstandskraft des Körpers hinreichend geschwächt findet, ausbrechen und eine neue aktiv weitergreifende Ansiedlung suchen.

Dementsprechend lautet heute die Frage weniger: Wie entziehe ich mich der Infektion mit dem Tuberkelbazillus überhaupt mein Leben lang? Das ist bei seiner Verbreitung innerhalb der Kulturwelt nicht möglich. Haben doch die diagnostischen Tuberkulinproben und eine ungeheure Zahl von Kindersektionen erwiesen, daß bis zum zehnten Lebensjahre so ziemlich alle Kinder in der einen oder anderen Weise infiziert sind. Die Frage lautet daher mehr: Wie überwinde ich meine schicksalsgemäße Tuberkulosеinfektion so, daß die Bazillendepots meines Körpers nicht ausbrechen und Herr über mich werden können? Daß gehäufte Neuinfektionen im späteren Lebensalter dazu beitragen werden, das Kräftegleichgewicht zuungunsten des Körpers und zugunsten der Bazillen zu verschieben, liegt auf der Hand.

Wir können hier einen Vergleich ziehen zwischen körperlichen und seelischen Dingen. Auch das Böse kann nicht prinzipiell vermieden werden. Jeder wird in dieser oder jener Form damit Bekanntschaft machen. Es kann demgemäß auch nicht die Aufgabe vernünftiger Eltern sein, ihre Kinder so abzusperren, daß sie überhaupt keine Gelegenheit haben, mit dem Bösen Bekanntschaft zu machen. Da diese Bekanntschaft ebenfalls schon in der Kindheit gemacht wird, so kann die Aufgabe auch nur so lauten: Wie überwinde ich das schicksalsgemäß an mich herangetretene Böse, wie werde ich fest dagegen? Daß dieses Festwerden durch immer neu von außen herantretende Versuchungen nicht gerade erleichtert wird, liegt auf der Hand. Aber die Hauptsache wird doch auch hier sein, die Kindheitsinfektion im Keime zu ersticken.

Wie nun die Überwindung des Bösen nicht allen Menschen gleich leicht fällt, denn der eine hat einen starken Charakter, eine kräftige seelische Struktur und findet früh den Ausgleich mit dem Ewigen, der andere dagegen ist ein psychischer Schwächling und findet diesen Ausgleich überhaupt nie, so ist es auch bei der Überwindung einer Infektion. Sobald ein krankmachender Bazillus in den Körper eingedrungen ist, beginnt der Kampf der Leibeszellen gegen ihn. Bestimmte Zellarten werden mobil gemacht, gewisse Säfte produziert, alles zu dem ausgesprochenen Zwecke, den eingedrungenen Feind unschädlich zu

Digitized by Google

machen. Man nennt diese Kräfte, die der Körper gegen den artfremden Feind stellt, Immunkräfte.

Nun kann der eine Mensch entsprechend seiner angeborenen Konstitution reichlich Immunkörper stellen, der andere kann das nicht, er ist, wie ich das im Vergleich mit dem Neurastheniker und Psychastheniker so genannt habe, von Haus aus Immunastheniker. Es kommt hier ein neues Moment in die Betrachtung hinein. Bisher haben wir nur das objektive Moment in Rechnung gestellt, die Infektion von außen durch den Bazillus. Jetzt kommt noch das subjektive Moment dazu, welches in Rechnung stellt, wer denn nun der Mensch ist, welchen die Infektion trifft. Dieses subjektive Moment ist ein sehr wesentliches und erklärt den Unterschied, warum z. B. die Lungentuberkulose das eine Mal eine reißende Krankheit, das andere Mal ein harmloses, rasch und gut heilendes Leiden ist. Dieses schicksalsgemäß konstitutionelle Moment läßt sich naturgemäß ebenso schwer meistern wie die Gelegenheit zur Infektion. Denn:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Hier liegt der Kernpunkt für die Frage der Erblichkeit. Nicht der Bazillus wird in der Regel von den Eltern schon durch die Keimprodukte auf das Kind übertragen. Das mag wohl auch vorkommen, aber es ist selten. Was vererbt wird, ist die zum Nachgeben gegenüber dem Bazillus geneigte schwächliche Konstitution. Der schwache Charakter gegenüber den Versuchungen der Welt bringt den Menschen im moralischen Lebenskampf zum Stranden, die Immunasthenie im körperlichen.

Ein drittes Moment, das den Ausgang bestimmt, ist dann endlich noch in der Gunst oder Ungunst der äußeren Lebensbedingungen gegeben. Ich nehme einen normalen Körper an, dieser wird mit Tuberkelbazillen infiziert. Es gelingt ihm, diese in den Lymphdrüsen abzukapseln. In dem Moment, wo der Feind eingekesselt und abgeschnürt ist, erfolgt durch einen zweiten Feind ein Flankenangriff, d. h. z. B. ein latent tuberkulöses Kind bekommt Masern oder Scharlach oder Keuchhusten. Alsbald ist der Körper gezwungen, weitere Immunkräfte aufzubieten, um auch den neuen Feind niederzuwerfen. Das gelingt erst nach hartem Kampf, während dessen dem alten Feind, der Tuberkulose, nicht mehr hinreichend Immunkräfte gegenübergestellt werden konnten. Also durchbricht er während des Flankenangriffes der neu hinzugetretenen akuten Infektion die gegen ihn aufgestellte Verteidigungsfront und macht weitere Fortschritte im Körper. So kommt es daß man im Anschluß an die

Digitized by Google

Masern, den Keuchhusten oder andere akute Kinderinfektionen die Kinder tuberkulös werden sieht. Tatsächlich waren sie es schon vorher, und in Wirklichkeit hat die akute Neuinfektion der alten chronischen und fast niedergekämpften Tuberkulose nur zu neuem und nun empfindlich bemerkbarem Leben geholfen.

Man nennt solche Zeiten, in denen der Körper sich infolge äußerer Umstände gegen die latente Tuberkulose-Infektion nicht wehren kann, weil ihm die Abwehrkräfte, die Ergine, zeitweise fehlen, anergische Perioden. Solche anergischen Perioden sind alle Krisen des Lebens. Sie können während der geschlechtlichen Entwicklung, d. h. also in der Pubertät, während der Schwangerschaft und während der geschlechtlichen Rückbildung, d. h. also im Klimakterium, geradeso wie zur Zeit neu auftretender Infektionen wirksam werden; und dauernder Nahrungsmangel kann ebenso wie dauernde Sorge einen so schwächenden Einfluß auf den Körper ausüben, daß die Immunkörperbildung gegen die latente Tuberkulose unzureichend wird oder aufhört.

Dementsprechend stellt sich das Lebensdrama der Tuberkulose wiederum sehr ähnlich dar wie das der Bewahrung der Moral: Schicksalsgemäß erfolgt die Infektion. Frühzeitig tritt der Bazillus wie das Böse in den Kreis der Aufgaben des Kindes. Durch gute körperliche und seelische Konstitution wie auch durch günstige äußere Bedingungen der Ernährung respektive der Erziehung kann beides daniedergehalten werden, so daß es keine Macht über den Menschen gewinnt. Nun kommen die großen Lebenskrisen und wirken in gleicher Weise als körperliche wie als moralische Belastungsproben. Das kann sich durch das ganze Leben fortsetzen, um schließlich im Alter noch zur Katastrophe zu führen. Ich kenne Frauen, aus deren Berichten sich klar ergibt, daß sie als Kinder skrofulös und als junge Mädchen mit Lungenkatarrhen behaftet waren, die dann nach jedem Kind einige Zeit husteten und abmagerten, um schließlich in den Wechseljahren endgültig eine schwere Lungentuberkulose zu bekommen. Da ist die Immunität gegenüber der Tuberkulose vielfach erst durchbrochen und dann wieder hergestellt worden, um schließlich im Alter noch endgültig verloren zu gehen; wie denn überhaupt die sogenannte Alterstuberkulose gar nicht so selten ist, wie man gewöhnlich meint.

Die größte und wirksame anergische Periode, die nicht Einzelpersonen, sondern ganze Völker je betroffen hat, ist der Krieg gewesen. In ihm haben sich die vorstehend vorgetragenen neueren Anschauungen an Hand ausgedehnter Erfahrungen bewährt. Aus dem Feldheer sind zahlreiche Leute aktiv tuberkulös erkrankt zurückgekehrt. Das kam sicher nicht daher, weil sie sich im Schützengraben angesteckt hatten. Waren doch dort zunächst einmal sicher viel weniger aktiv Tuberkulöse als in der Heimat, in Wohnungen, Werkstätten und Fabriken. Waren doch auch sicher im Staube der Schützengräben und Schlachtfelder weniger Tuberkelbazillen zu finden als in dem der Bahnhöfe und anderer öffentlicher Orte in der Heimat. Demgemäß bleibt gar kein anderer Schluß, als der, daß die alte latente Tuberkuloseinfektion aus der Kinderzeit über den

Digitized by Google

durch die Kriegsstrapazen geschwächten und unzureichend ernährten Körper Herr geworden ist.

Es ist klar, daß bei dieser Auffassung der Dinge die Furcht vor der Ansteckung mit Tuberkulose noch im Alter des Erwachsenen allzusehr sinken mag, und daß viele Menschen geneigt sein werden, die in diesem Bezug seit alters her üblichen Vorsichtsmaßregeln hintanzusetzen. Nun habe ich aber schon vorher ausgeführt, daß die im Erwachsenenalter neu hinzukommenden sogenannten additionellen Infektionen, d. h. die Aufpfropfungen neuer Bazillen auf die alten Depots geradeso mobilisierend wirken können wie die anergischen Perioden.

Auch hierfür hat uns der Krieg ein Beispiel gewährt. In der Heimat kamen infolge der Unterernährung, der Überarbeit und der konstanten Sorge noch mehr Erkrankungen vor wie beim Feldheer. Das lag sicher nun zum Teil daran, daß die kräftigeren Konstitutionen der Mehrzahl nach draußen, die schwächeren aber daheim waren. Es lag aber sicher auch daran, daß die Gelegenheit zur additionellen Infektion wegen der Berührung mit hustenden, spuckenden Schwindsüchtigen zu Hause größer war. Wenn das zutraf, so mußte es sich an Orten, wo zahlreiche Schwindsüchtige untergebracht waren, deutlicher zeigen als an anderen Orten, wo diese fehlten. Da sind nun Erhebungen von Interesse, die ich als fachärztlicher Beirat in den zirka 200 württembergischen Lazaretten gemacht habe. Unsere Lazarette waren im weiteren Verlauf des Krieges weitgehend spezialisiert. Namentlich die Tuberkuloseabteilungen und unter ihnen wiederum diejenigen für die dritten Stadien wurden streng gesondert geführt. Nun zeigte sich ganz deutlich, daß von dem Pflegepersonal aller Lazarette ein gewisser Prozentsatz infolge Nahrungsmangel und strenger Arbeit anergisch wurde und tuberkulös erkrankte. In den Tuberkuloselazaretten aber war dieser Prozentsatz merklich höher als auf den Verwundetenabteilungen, und in den Sonderabteilungen für dritte Stadien war er am höchsten. Hier kam eben durch den reichlichen bazillenhaltigen Auswurf der Kranken, der auch bei guten Vorsichtsmaßregeln immer noch weitgehend verstäubt wird, zur Hunger- und Arbeitskrise noch die neu aufpfropfende additionelle Infektion hinzu.

*

So ist etwa die Entwicklung tuberkulöser Leiden heute zu denken. Wie nun kann man sich vor ihrer Ausbreitung zur bedrohlichen Krankheit schützen? Da heißt es vor allen Dingen jede Reaktivierung eines früher erworbenen Krankheitsherdes, auch die durch Neuansteckung erfolgende alsbald zu bemerken und sofort zu geeigneter Behandlung zu bringen. Je früher die Behandlung einsetzt, desto besser der Erfolg. Ohne in eine kritiklose Tuberkuloseangst zu geraten, wird man doch gut tun, in allen zweifelhaften Fällen rechtzeitig ärztlichen Rat einzuholen.

Am häufigsten wird das bei der Tuberkulose der Lungen in Betracht kommen. Diese verursacht — ich möchte fast sagen leider — zunächst keine

Digitized by Google

Schmerzen oder andere starke Beschwerden, welche als Warnung dienen könnten. Allgemeine Schwäche, nervöse Störungen, hartnäckige Magenbeschwerden, Hitze- und Kältegefühl gegen Abend, Schweiße bei Nacht gehen einem leichten Hüsteln und spärlichen Auswurf, namentlich morgens, vielfach voraus und ermöglichen in zahlreichen Fällen die optimale frühzeitige Erkennung. Rippfellentzündungen oder -reizungen sind häufig die Vorboten der Krankheit, wie sie ihre späteren Folgen sein können.

Sehr vorsichtig sollte man aber auch mit hartnäckigen, nicht befriedigend erklärten Beschwerden im Bauche und an den Harn- und Geschlechtsorganen sein, da die Bauchfelltuberkulose und die Urogenitaltuberkulose heute in Württemberg fraglos häufiger auftritt als früher. Endlich sind schmerzlose Schwellungen an Knochen und Gelenken auch immer unter dem Gesichtswinkel des Tuberkuloseverdachts anzusehen.

Dabei muß man sich darüber im klaren sein, daß die Diagnose beginnender tuberkulöser Prozesse für den Arzt oft so schwer ist, wie diejenige fortgeschrittener Erkrankungen leicht zu sein pflegt. Oft werden also eine eingehende Beobachtungen oder mehrfache Untersuchungen notwendig werden.

*

Wie steht es nun heute mit den Aussichten der Behandlung und welche Mittel sollen in erster Linie angewandt werden? Da ist zunächst vorauszuschicken, daß ein Allheilmittel, welches imstande wäre, jeden Tuberkelbazillus im Körper zu töten, ohne gleichzeitig die Körperzellen zu schädigen, nicht vorhanden ist. Wer ein solches Mittel für die Tuberkulose anpreist, ist entweder selbst betrogen oder betrügt er. Der Arzt vermag zunächst nicht mehr, als dem Körper die günstigsten Bedingungen zu schaffen, um die ihm innewohnenden Mittel zur Selbsthilfe voll auszunützen. Man bringe den Körper aus den ungünstigen Lebensbedingungen, in welche er durch die anergische Periode versetzt ist, in günstige, dann wird er sich zu Beginn der Krankheit in der Regel selbst helfen können; es sei denn, daß er hoffnungslos konstitutionsschwach ist und sich auch unter den besten Bedingungen nicht aufzuraffen vermag. Die Heilung geht dann in der Weise vor sich, daß zunächst durch Stärkung der Immunkräfte eine weitere Vermehrung und Ausbreitung der Bazillen verhindert wird; sodann wird um den zerfallenden Krankheitsherd herum ein Narbengewebe gebildet, welches ihn mitsamt den darin enthaltenen Bazillen allmählich vollständig einkapselt und unschädlich macht. So entsteht schließlich an Stelle des Tuberkuloseherdes eine Narbe, welche bei mäßiger Ausdehnung des krankhaften Prozesses praktisch ohne Bedeutung sein kann.

Die großen Altmeister, welche uns gezeigt haben, daß monatelang eingehaltene flache Rückenlage in geeigneten offenen Liegehallen bei Überernährung und leichter Abhärtung die geeignetsten Mittel sind, um tuberkulöse Prozesse, besonders auch solche an den Lungen, zum Stillstand und zur narbigen Ausheilung zu bringen, waren die Ärzte Brehmer in Görbersdorf und Dett-

Digitized by Google

weiler in Falkenstein. Sie sind die hochverdienten Bahnbrecher einer kritikvollen Behandlung mit rein physikalisch diätetischen, d. h. den sogenannten natürlichen Heilfaktoren.

Besonders empfindlich für unsere Zeitläufte ist nun die Tatsache, daß die Freiliegekur mit Überernährung kombiniert sein muß, wenn sie durchschnittlich wirksam sein soll. Das Gegenteil von dem, was in unserer Zeit so viele Tuberkulosen reaktiviert hat, ist ein ausschlaggebender Faktor ihrer Heilung. In normalen Zeitläuften nimmt man als Kostmaß für den ruhenden Erwachsenen etwa den Brennwert von 2500 Wärmeeinheiten an, der schwer körperlich arbeitende Erwachsene braucht 3600 Wärmeeinheiten. Für die Behandlung eines ruhenden tuberkulösen Erwachsenen pflegt man 3500 bis 4000 Wärmeeinheiten anzusetzen, wovon 400 in Form von 100 Gramm Eiweiß, 1800 in Form von 200 Gramm Fett und 1400 in Form von 400 Gramm Mehlstoffen geboten werden sollten. Man stelle sich in unseren Zeiten vor: täglich 200 Gramm reines Fett!! Im vorigen Winter standen in unseren Krankenhäusern tatsächlich nicht mehr als 2000 Wärmeeinheiten, d. h. die Hälfte des für den Tuberkulösen Wünschenswerten, durchschnittlich zur Verfügung, während man sich in den früher für die Kost so berühmten Hamburger Krankenanstalten mit durchschnittlich 1500 Wärmeeinheiten behelfen mußte.

Nun hat Dettweiler gesagt: „Wie das Verdauungsorgan einen der besten Schutzapparate gegen das Erkranken der Lungen darstellt, so ist es auch der beste Hilfsapparat der erkrankten Lungen." Es ist ohne weiteres ersichtlich, was eintreten muß, wenn sowohl der Schutz- wie der Hilfsapparat des Kranken mit nicht viel mehr als 50 Prozent des Wünschenswerten zu arbeiten vermag.

Das Problem ist also leider ein sehr einfaches. Gelingt es in absehbarer Zeit, Wohnung und Nahrung zu verbessern, so wird auch allmählich die steigende Tuberkulosefrequenz zum Stillstand und schließlich wieder zum Rückgang kommen. Gelingt das nicht, so verelenden wir unaufhaltsam weiter.

Da sich nun Wohnung und Nahrung auf dem Lande heute in der Regel besser gestalten lassen als in der Stadt, so lassen sich dort zur Zeit vielfach auch bessere Tuberkulosekuren machen wie in manchen überfüllten und schlecht belieferten Krankenanstalten. Tatsächlich sehe ich denn auch eine große Anzahl von Kranken gesunden, die Willens und imstande sind, monatelang täglich ihre acht Stunden in einer nach Süden offenen, hinten und nach den Seiten geschützten Laube entsprechend warm verwahrt auf einem Liegestuhl flach zu liegen, dabei reichlich zu essen und zwischendurch in mäßiger Weise Sonnenkur zu machen. Es ist das eine improvisierte Ergänzung unserer teils überfüllten, teils geschlossenen Lungenheilanstalten.

Die jetzt so viel besprochenen, sehr intensiven Sonnenkuren eignen sich in erster Linie für Kranke mit Knochen-, Gelenk-, Bauchfell- und Urogenitaltuberkulose. Bei Veränderungen an den Lungen bedarf es bezüglich intensiver Sonnenbestrahlung sehr sorgfältiger ärztlicher Überwachung. Die Lungentuberkulose will, namentlich in ihren fortgeschrittenen Stadien, von allen Tuber-

Digitized by Google

kuloseformen die individuellste Behandlung. Das gilt auch für die jetzt so sehr beliebte Höhensonne, welcher übrigens vor der natürlichen Sonne nur der eine Vorteil einzuräumen ist, daß man sie jederzeit scheinen lassen kann. Scheint die natürliche Sonne, so ist diese vorzuziehen.

Daß Sonnenkuren im Höhenklima im allgemeinen besser durchgeführt werden können wie in der Ebene, ist nicht zu bestreiten, weil einmal die Sonnenscheindauer dort eine größere und zweitens die Strahlung eine intensivere zu sein pflegt. Auf der anderen Seite ist aber doch hervorzuheben, daß während des Krieges auch bei uns im Lande Anstalten gegründet wurden, welche mit durchaus befriedigenden Erfolgen Sonnenkuren vornahmen. Ferner ist es zweckmäßig, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß die Heilstatistiken unserer Schwarzwaldsanatorien sich neben denen der Hochgebirgssanatorien durchaus sehen lassen können. Auch die einfache Freiluftliegekur im Hochgebirge ist früher, wie alles Fremde, bei uns fraglos etwas überwertet worden.

Viel besprochen werden dann weiter die Kuren mit verschiedenen Arten von Tuberkulinen. Es sind das Präparate, die sich teils als Extrakte, teils als feine mechanische Verteilungen abgetöteter menschlicher oder tierischer Tuberkelbazillen darstellen. Ende der achtziger Jahre von Robert Koch hergestellt, erweckte ein Bazillenextrakt, der später „Alttuberkulin" genannt wurde, zunächst die weitgehendsten Hoffnungen. Schwertuberkulöse aus aller Welt strömten damals in Berlin zusammen und lebten der durchaus unkritischen Hoffnung, in kurzer Zeit wie durch ein Zaubermittel geheilt zu werden. Die überspannten Erwartungen wurden nicht erfüllt. Bei den großen Tuberkulindosen, die anfangs gespritzt wurden, kam es sogar vielfach eher zur Verschlimmerung als zur Besserung, und aus dem „Hosianna" wurde bald ein „Crucifige".

Erst ganz allmählich lernte man verschiedene andere Tuberkulinarten herzustellen und diese in den allerkleinsten Dosen vorsichtig tastend anzuwenden. So kam man schließlich wieder zu günstigeren Ergebnissen, und heute wird wohl in der überwiegenden Mehrzahl aller Lungenheilanstalten in der einen oder anderen Form Tuberkulin gebraucht. Wichtig ist dabei, daß sich auch der Laie über folgende Punkte klar wird:

1. Das Tuberkulin ist kein mystisches Allheilmittel gegen jede Tuberkulose. Es eignet sich vielmehr

2. nur für gewisse, vom Arzt sorgfältig auszusuchende Fälle, in denen eine fortlaufende peinliche Kontrolle seiner Wirkung ausgeübt werden kann;

3. vermag das Tuberkulin auch nicht mehr, als den Körper zur optimalen Aufbietung der in ihm wohnenden Heilkräfte zu veranlassen. Es stärkt die Immunkörperbildung und regt die den tuberkulösen Herd abkapselnde Narbenbildung an, den Bazillus selbst greift es nicht direkt an.

4. Wird das Tuberkulin am besten in den für geeignet befundenen Fällen in Kombination mit einer Freiluftliege- und Überernährungskur angewandt. Isolierte Tuberkulinkuren ohne Änderung der gesamten Lebensweise, d. h. ohne

Digitized by Google

Berufsstörung haben oft nicht den gewünschten Erfolg und sind nicht immer unbedenklich.

5. Der Erfolg hängt nicht unbedingt von dem Gebrauch der einen oder anderen Tuberkulinsorte ab. Es können mehrere Wege nach Rom führen. Die übermäßige Reklame für gewisse Tuberkulinsorten, wie man sie heute beobachten kann, ist somit sachlich nicht berechtigt.

Von weit geringerer Bedeutung als die bisher besprochenen Behandlungsmethoden ist die Verabreichung der Arzneien. Gewiß sind diese und jene Mittel, unter denen noch immer das von Buchenholzteer stammende Kreosot und seine Präparate obenan stehen, mit Vorteil zur Unterstützung des natürlichen Heilprozesses in diesem oder jenem Falle heranzuziehen. Sicher bedürfen Fieber, Husten, Schweiße und andere lästige Symptome gelegentlich arzneilicher Eingriffe. Das sind aber symptomatische Nebenwirkungen, die niemals den Schwerpunkt der Behandlung ausmachen dürfen. Ob die seit längerer Zeit versuchte Behandlung mit Schwermetallen, namentlich auch mit Goldpräparaten, sich eine größere Bedeutung zu erringen vermag, läßt sich noch nicht absehen. Besonders gewarnt werden muß vor dem Gebrauch von Geheimmitteln; in der Regel handelt es sich dabei um Bereicherungsversuche auf Kosten Leidender ohne Leistung eines entsprechenden Gegenwertes.

Endlich sei darauf hingewiesen, daß schwere einseitige Lungentuberkulosen durch Ausschaltung einer ganzen Lunge oft gut beeinflußt werden können. Diese Ausschaltung geschieht am besten durch Einblasen eines unschädlichen Gases in den Brustfellraum der erkrankten Lunge, so daß diese zusammenklappt und dadurch leichter narbig ausheilt. Man kann ein solches Zusammenklappen einer schwer erkrankten Lunge auch auf operativem Wege erreichen, doch haben sich die diesbetreffenden chirurgischen Eingriffe im ganzen weniger bewährt als die Gaseinblasung, der sogenannte Pneumothorax.

Das Ziel unseres Strebens muß aber sein, die tuberkulöse Erkrankung gar nicht erst soweit kommen zu lassen, daß so grobe Eingriffe nötig werden. Kommen die Menschen frühzeitig genug zum Arzt und stehen die notwendigen Voraussetzungen für die Behandlung zur Verfügung, so lassen sich die meisten tuberkulösen Erkrankungen frühzeitig unterdrücken.

*

Blickt man nun angesichts all dieser in ihrer Berechtigung gewiß so einleuchtenden Bestrebungen auf unsere heutige Lage, so muß man sich allen Ernstes die bange Frage vorlegen, ob sie nun auch im großen durchführbar sein werden. Der Hauptgrund zum Kriege war ohne Zweifel unsere angesichts einer fest verteilten Welt in engen und ungünstigen Grenzen fortgesetzt steigende Bevölkerungszahl. Wir nahmen vor dem Kriege jährlich noch fast um eine Million Menschen zu, was etwa dem natürlichen Raumbedürfnis einer Provinz entsprach. Diese Zunahme war nicht nur durch ein natürlich gegebenes Steigen

Digitized by Google

der Geburtenziffern bedingt, sondern vielmehr auch durch ein künstlich gezüchtetes Sinken der Sterbeziffer.

Unsere äußere Kultur war so groß geworden, daß sie Lebensdauer und Bevölkerungszahl stark zu beeinflussen und die natürlichen Regulatoren der großen Seuchen außer Funktion zu setzen begann. Wenn wir jetzt wieder in gleicher Richtung arbeiten wollen und sollen, so müssen wir diesmal auch die Imponderabilien in unsere Rechnung stellen, an die wir früher zu wenig gedacht haben. Das Leben ist innerhalb der materiellen und ideellen Welt, die wir meist viel zu schematisch gesondert zu behandeln pflegen, eine Einheit. Deshalb kann eine künstliche Verlängerung der Lebensdauer und Vergrößerung der Bevölkerungszahl nur dann zum Segen gereichen, wenn ideelle Strömungen zum Ausgleich der dadurch veränderten Lebensbedingungen mit ihnen Hand in Hand gehen. Was uns nottut, ist eine nicht nur erzwungene oder allenfalls auch durch Einsicht gewonnene, sondern eine von warmherziger Liebe erfüllte Gesinnung gegenseitiger Billigkeit und Duldung. Davon ist aber innen wie außen leider noch immer nicht allzuviel zu spüren. Wenn wir nicht alle ohne Unterschied unter Zurückstellung eigensüchtiger Ziele für unsere kranken Brüder arbeiten, wie der Arzt es ein Leben lang tun muß, so besteht keine Aussicht, die notwendigen Voraussetzungen der Genesung zu schaffen.

Paul Ernst hat letzthin gesagt, die von Friedrich I. und II. sowie von Kant geschaffene preußische Staatsidee sei nicht haltbar gewesen, weil sie davon ausgegangen wäre, jeder müsse seine „verdammte Pflicht und Schuldigkeit tun". Es habe eben keinen Sinn, wie Friedrich I. hinter den Säumigen mit erhobenem Stock herzulaufen und zu rufen: „Lieben sollt ihr mich, ihr Schurken, lieben sollt ihr mich." Nun gut, dann muß eben im freien Staat jeder seine „geliebte Pflicht und Schuldigkeit tun". Wenn das so kommt, mag es besser sein wie früher, aber kommen muß es, denn getan muß sie werden, die aufopfernde Pflicht und Schuldigkeit, wenn kranke Menschen wieder gesund und schließlich auch gesunde nicht krank werden sollen.

Kurz und gut, wir Ärzte können das Sanierungswerk nicht allein besorgen, das ganze Volk muß helfen. Wir müssen in sinngemäßer Umstellung einiger Worte auf unsere Bücher einen Vers schreiben können, den Goethe auf ein dem Schauspieler Krüger gewidmetes Exemplar seiner Iphigenie geschrieben hat. Dieser Vers würde lauten:

Was der Forscher diesem Bande sinnend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande durch des Arztes Wirken laut.
Wie im Handeln, so im Sprechen, liebevoll ertön' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen heilet reine Menschlichkeit.

Digitized by Google

Geheimdiplomatie und Friedensrevision

Von

B. W. v. Bülow

Die Forderung nach Beseitigung der Geheimdiplomatie trägt internationalen Charakter. Sie beschränkt sich nicht auf die Unterlegenen des Weltkrieges, die etwa durch Schaden klug geworden wären. Auch die siegreichen Völker sind zum großen Teil mit dem prekären Ergebnis unzufrieden, das die Kunst und Schlauheit ihrer Diplomaten gezeitigt hat. Der erste der „14 Punkte" Wilsons forderte bereits die Abschaffung der Geheimdiplomatie: Es wären alle „geheimen internationalen Vereinbarungen irgendwelcher Art" zu untersagen. Die „Diplomatie soll immer offen und vor aller Welt getrieben werden". Dies Programm hat seinerzeit auf der ganzen Welt Zustimmung und Beifall gefunden. Seine Durchführung würde eine politische Reform von ungeheurer Tragweite bedeuten.

Die Geheimdiplomatie — also die Führung der außenpolitischen Geschäfte unter Ausschluß der Öffentlichkeit und ohne Befragen der Völker — trägt nach herrschender Auffassung die Schuld sowohl am Weltkriege wie an den Pariser Friedensschlüssen. Sie wird deshalb verdammt, in den unterlegenen Ländern nahezu allgemein und ohne Einschränkung, auf der übrigen Welt zur Zeit noch mit einigen Vorbehalten. Mit ihrer Verurteilung ist aber die Frage ihrer Beseitigung noch keineswegs gelöst. Kritik ist von jeher an der Diplomatie aller Länder geübt worden. Anerkennung fand lediglich der Erfolg. Bereits im alten Griechenland vermeinte ein jeder, die Staatskunst zu beherrschen. Auch heute sind diejenigen sehr zahlreich, welche „alles besser gemacht" hätten, und welche imstande sind, die Fehler der Staatsmänner aufzudecken, namentlich dort, wo inzwischen erschöpfende Veröffentlichungen die wahren Zusammenhänge offenbart haben. Mit einem vaticinium post eventum kommt man jedoch dem geforderten Systemwechsel in der Außenpolitik um keinen Schritt näher.

Die Geheimdiplomatie kann weder durch Gesetze einzelner Länder noch durch zwischenstaatliche Abkommen beseitigt werden. Selbst wenn alle Verträge und internationalen Abmachungen öffentlich bekanntgemacht werden, wie dies im Pariser Völkerbund (Art. 18) vorgesehen ist, und wenn in allen Ländern die Parlamente die Kontrolle der auswärtigen Politik übernehmen, kann man Staatsmänner und Diplomaten nicht verhindern, sich über die Köpfe der Völker hinweg über jene Fragen zu verständigen, in denen ihre Völker keinen eigenen Willen kundgetan haben. In der Regel liegt es auch ganz in ihrer Hand, ob und inwieweit sie die Öffentlichkeit unterrichten und ins Vertrauen ziehen wollen. Sie vermögen sich also weite Gebiete vorzubehalten. Die Völker nehmen aus eigenem Antriebe nur insoweit zur Politik Stellung,

Digitized by Google

als sich ihre öffentliche Meinung zu gewissen Einzelfragen und einigen Grundtendenzen äußert. Es bleiben demnach ungeheuer viele Fragen übrig, bei denen geheime Verständigungen möglich sind. Verbote, wie die des Völkerbundstatutes, treffen nur die Form und greifen nicht an die Wurzel des bisherigen Übels. Es sei an England erinnert, das keine Geheimverträge kannte, und in dem das Parlament eine Krontrolle über die auswärtige Politik auszuüben glaubte. An Stelle der politischen Geheimverträge, die dem Parlament nicht vorenthalten werden durften, traten „Gentlemen's agreements" zwischen den englischen und fremden Staatsmännern und Militärkonventionen zwischen den beiderseitigen Generalstäben und Admiralstäben. Mit diesen Mitteln wurde der Dreiverband England-Frankreich-Rußland zu einem Gebilde von viel größerer Geschlossenheit und Einheitlichkeit ausgestaltet, als es der mitteleuropäische Dreibund gewesen ist. Durch Verbote allein läßt sich die Geheimdiplomatie nicht beseitigen.

Auch vermögen, solange die Diplomatie im geheimen arbeitet, Parlamente niemals tatsächlich eine Kontrolle über die auswärtige Politik auszuüben. Die zur Behandlung kommenden Fragen sind zu zahlreich und zu verwickelt, als daß eine wirksame Aufsicht technisch überhaupt möglich wäre. Die Parlamente dienen daher nur insofern als Sicherheitskoeffizient, als sie über jene zu Gericht sitzen, die durch eine verfehlte Politik Schaden angerichtet haben. Der politische Erfolg wird aber stets durch einen Freispruch belohnt, selbst wenn das Vertrauen des Parlamentes mißbraucht und die Bestimmungen und Gebräuche des Landes mißachtet wurden. Der größte Nutzen der parlamentarischen Kontrolle liegt darin, daß sich die Staatsmänner meist die Zustimmung der Parlamente sichern, um auf diese Weise ihre eigene Verantwortung zu verringern. Daß zwischen parlamentarischen Ministern und Fachministern auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hier kein Unterschied besteht, ist selbstverständlich. Der Parlamentarier zeigt sich als Minister sogar ganz besonders bestrebt, der lästigen Vormundschaft der Volksvertretung zu entgehen, und gerade er wird hierbei Erfolg haben. Exempla docent.

Das Verlangen nach Beseitigung der Geheimdiplomatie geht von der Vorstellung aus, daß die Völker ihrem Wesen nach friedliebend sind und daß internationale Verwicklungen meist nur durch die Schuld ehrgeiziger Politiker herbeigeführt werden. Diese Auffassung enthält viel Wahres. Völker in ihrer Gesamtheit sind selten aggressiv. Sie besitzen gar nicht jene Einheitlichkeit des Wollens und Handelns, die die Vorbedingung einer erfolgreichen aggressiven Politik wäre. Die breiten Massen vermögen auch nicht, hohe und weitgesteckte Ziele zu erfassen, es sei denn, daß ihnen diese durch konkrete Symbole veranschaulicht werden. Politische Pläne sind von jeher in Amtsstuben und stillen Arbeitszimmern entstanden, und nicht in Parlamenten und Volksversammlungen. Das Volk übernimmt auf keinem Gebiet der Politik die Initiative, es sei denn in Zeiten der Revolution. Der Anstoß geht stets von den politischen Führern aus, deren Kunst eben darin besteht, den noch latenten Willen der

Digitized by Google

Menge richtig zu erkennen und zu bewerten. Dies gilt ebenfalls von der auswärtigen Politik, deren Leiter es selten wagen wird, zu Maßnahmen zu schreiten, von denen er annehmen muß, daß sie auch im Falle des Erfolges nicht dem Willen seines Landes entsprechen würden. Gegen diesen Willen zu handeln, wird in heutigen Zeiten kein Staatsmann sich unterfangen.

Für die Frage der Beseitigung der Geheimdiplomatie gibt es deshalb nur die eine Lösung, das Volk selbst die Grundlinien der Politik, auch der auswärtigen, bestimmen zu lassen. Da auf die Initiative der Öffentlichkeit nicht zu rechnen ist, würde dies bedeuten, daß jedes außenpolitische Ziel zunächst der Allgemeinheit zur Billigung vorzulegen, also bekanntzugeben wäre. Die Parlamente hätten dann darüber zu wachen, daß keine anderen und geheimen Ziele verfolgt würden. Dieser Aufgabe dürfte jede Volksvertretung gewachsen sein, und die Klärung der Ansichten, die Bildung der Volksmeinung, würde im wesentlichen auf dem Boden der Parlamente vor sich gehen. Die internationale Politik erhielte also ihrem Wesen nach und (im Wege des Völkerbundes — das „Weltparlament" des deutschen Entwurfes) vielleicht auch der Form nach parlamentarischen Charakter. Ziele, Wünsche und Gedanken wären in vollster Öffentlichkeit zu verfechten. Jedem einzelnen Lande würde dann die Rolle zufallen, die in den Länderparlamenten die politische Partei spielt. Genau wie in der inneren Politik, würde sich hinter den Kulissen nur gerade soviel abspielen, als die Indolenz der öffentlichen Meinung zuließe.

Ein derartiges Verfahren bedeutet naturgemäß eine gewaltige Erschwerung und Verlangsamung des politischen Geschäftsbetriebes. Diesem Nachteil stünde aber der ungeheure Vorzug gegenüber, daß der Hauptgrund zum Mißtrauen der Völker fortfiele. Denn nichts hat so sehr die internationale Atmosphäre vergiftet als die Befürchtung, daß der Nachbar gefährliche Geheimziele verfolge, sowie die Verdächtigung und Hetze, die sich hieran anknüpfen ließen. Da jeder Vorgang, der sich in der Öffentlichkeit abspielt, heute aller Welt bekannt ist, würde der Umstand, daß die Ziele der Politik öffentlich festgelegt und vom Volke selbst bestimmt werden, mehr zur Entgiftung der zwischenstaatlichen Beziehungen beitragen, als sich durch irgendwelche Konventionen und selbst einen Völkerbund erreichen ließe.

Es bliebe dann freilich noch die Möglichkeit einer mangelhaften Ausführung des Volkswillens bestehen. Fehler dieser Art wären aber viel weniger bedenklich und würden selten zu internationalen Verwicklungen Anlaß bieten. Nicht die kleinen Ränke skrupelloser Diplomaten haben den Weltfrieden gefährdet, sondern das Verfolgen großer politischer Ziele im geheimen. Das Ziel ist es, weit mehr noch als die Methode, auf die es bei der auswärtigen Politik ankommt. In den allermeisten Fällen werden sich die Mittel dem gedachten Zweck anpassen müssen. Das wesentliche ist deshalb, daß jedes politische Ziel dem Volke in seiner wahren Gestalt vorgeführt werde und daß es Billigung finde. Um dies zu veranschaulichen, sei an die deutsche Flottenpolitik erinnert, die die Mehrheit des deutschen Volkes nicht gebilligt haben würde, wenn

Digitized by Google

ihr bekannt gewesen wäre, welche Folgen daraus für seine Beziehungen zu England entstehen würden; oder an die französische Revanchepolitik, der das französische Volk sicherlich nicht gehuldigt hätte, wenn ihm bewußt gewesen wäre, daß sie zum Weltkrieg führen müßte. Die Mehrheit des englischen Volkes hätte schließlich die Einkreisung Deutschlands nicht gebilligt, wenn offen gesagt worden wäre, daß diese Einkreisung den Zweck habe, den lästigen Nebenbuhler in einem nahen kriegerischen Konflikt zu vernichten.

Vielfach wird geglaubt, daß gewisse politische Ziele nur im geheimen verfolgt werden könnten. Dies trifft bei anfechtbaren Bestrebungen auch zu, sonst nicht. Vor wem ist denn bisher das Geheimnis mit Erfolg gehütet worden? In den weitaus meisten Fällen nur vor den Völkern, und nicht vor den fremden Regierungen. Eine gesunde und vernünftige Politik hat es nicht nötig, ihre Ziele zu verheimlichen. Daß jeder einzelne Schritt an die große Glocke gehängt werde, ist ebensowenig erforderlich wie die Volksbefragung in allen Einzel- und Nebenfragen. Denn die auswärtige Politik eines jeden Landes bildet naturnotwendig ein einheitliches Ganzes. Werden die Grundlinien vom Volke festgelegt, dann werden auch die Werkmeister die Bausteine auf den richtigen Platz setzen. Der Spielraum für Abweichungen ist sehr gering, sobald die Möglichkeit einer eigenmächtigen und geheimen „hohen" Politik ausgeschaltet ist. Dies gilt in erster Linie von allen machtpolitischen Fragen, die in weit höherem Grade als die wirtschaftlichen und rechtlichen gestaltungsfähig sind, da sie nicht, wie die letzteren, eng an gegebene Voraussetzungen und feste Normen gebunden sind. Die Beseitigung der Geheimdiplomatie würde übrigens eine erhebliche Verringerung des Kreises der „machtpolitischen" Fragen zur Folge haben.

Eine Politik des Volkes, also eine Politik, deren Gedanken und Richtlinien von einer wohlunterrichteten öffentlichen Meinung getragen werden, hat es in der Neuzeit kaum gegeben. Die Entwicklung schritt aber bereits in der angedeuteten Richtung vor. Seit Jahrzehnten waren die Staatsmänner fast aller Länder bestrebt, sich der Bundesgenossenschaft der öffentlichen Meinung bei ihren Unternehmungen zu sichern. Das Unheil, das die Geheimdiplomatie angerichtet hat, bestand aber eben darin, daß die Öffentlichkeit in zahllosen Fällen über die wahren Ziele getäuscht und über die Sachlage nur ungenügend unterrichtet wurde. In keinem Lande Europas war vor dem Kriege der Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Politik so groß als in England. Als Beispiel für das Gesagte sei deshalb an die Art erinnert, in der das englische Parlament über die geheimen Abmachungen mit Frankreich und Rußland getäuscht wurde. Die Möglichkeit einer solchen Täuschung und des Mißbrauchs des Volksvertrauens auszuschließen, ist der Kernpunkt der Frage, auf welche Weise die Geheimdiplomatie beseitigt werden soll.

Hier nützen weder Verträge noch Gesetze und Bestimmungen. Der Gebrauch allein, die ewige Wiederholung in Einzelfällen, vermag diese politische Reform zu verwirklichen. Dazu ist erforderlich der Entschluß und Wille des Volkes, daß keine Politik getrieben werde, die es nicht kennt und billigt. Mag

Digitized by Google

manche Gelegenheit dadurch versäumt werden und Zeit verloren gehen, der Gewinn an Sicherheit vor Katastrophen und an Vertrauen der Völker zueinander wiegt alle Nachteile auf.

In keinem Lande liegen die Verhältnisse für die Einleitung einer derartigen Volkspolitik so günstig als in Deutschland, denn unsere auswärtige Politik steht vor einer Aufgabe, an der alle Kreise der Nation und alle Parteien mitzuarbeiten berufen sind, und deren Notwendigkeit jedem einzelnen Deutschen gegenwärtig sein sollte: die Revision des Versailler Friedens.

Der Volkswille wird um so mehr treibende Kraft der deutschen Revisionspolitik werden müssen, als die Regierung bei ihrer innerpolitischen Schwäche und ihrer äußeren Gebundenheit gar nicht die Möglichkeit hat, aus eigener Kraft eine energische Revisionspolitik zu führen. Sie wird und muß von der Öffentlichkeit dazu gedrängt und gezwungen werden. Der Kampf um die Revision des Versailler Vertrages stellt daher aller Voraussicht nach das erste schulmäßige Beispiel der neuen Volkspolitik im Gegensatz zur bisherigen Geheimdiplomatie dar.

Es wäre töricht zu glauben, daß die Pariser Friedensschlüsse durch schöne Reden von Staatsmännern oder durch politische Kunststücke aus der Rüstkammer der alten Geheimdiplomatie zu Fall gebracht werden könnten. Diese Verträge werden aber umgestoßen werden durch die Macht der treibenden Kräfte im Völkerleben und zusammenbrechen unter der Last ihrer eigenen Fehler. Revisionspolitik treiben heißt, diesen Vorgang beschleunigen. Sie kann von der Regierung, ihren Behörden und Kommissionen nicht mit genügendem Nachdruck geführt werden, schon aus dem Grunde, weil die Pariser Verträge ganz auf die Regierungen der besiegten Länder gestellt sind und diesen die Mittel zu einem Angriff auf die Verträge selbst entziehen. Der erforderliche Druck kann nur von den organisierten Interessenten selbst ausgeübt werden, den wirtschaftlichen wie den nationalen und politischen Interessenten, zu denen, wenn man von Gradunterschieden absehen will, jeder einzelne Deutsche gehört.

Es bestehen aber noch weitere Zusammenhänge zwischen Geheimdiplomatie und Friedensrevision. Die Beseitigung der Geheimdiplomatie, wie sie heute gefordert wird, setzt voraus, daß die Völker ihrer Natur nach friedliebend sind. Diese Annahme ist nicht unbedingt richtig. Sie trifft nur zu bei Völkern, deren nationale Rechte gewahrt sind, und deren nationale Ansprüche Befriedigung finden. Vorbedingung für eine Befriedigung der Welt durch Beseitigung der Geheimdiplomatie wäre der Ausgleich in allen nationalen Fragen oder zum mindesten die Einleitung von Maßnahmen zu ihrer friedlichen Lösung. Die Pariser Verträge haben, im geraden Gegensatz zu diesen Voraussetzungen, eine lange Reihe von Konfliktsmöglichkeiten neu geschaffen, zahllose nationale Rechte und Ansprüche verletzt und den Zwang, die Wurzel aller Übel, an Stelle des Ausgleichs, des einzigen Mittels zur Befriedung der Welt, gesetzt. Ihre Revision ist daher Vorbedingung für den Erfolg, den die Beseitigung der Geheimdiplomatie erzielen soll. In diesem Sinne liegt sie im Interesse aller Länder der Erde.

Digitized by Google

Das deutsche Volk, welches das Joch des Friedensvertrages abschütteln will, ist vor die Aufgabe gestellt, anderen Völkern auf dem Wege der Beseitigung der Geheimdiplomatie mit dem Beispiel voranzugehen. Denn der Vertrag von Versailles beruht auf der Voraussetzung, daß eine deutsche Regierung vorhanden sei, die imstande ist, das deutsche Volk zur Erfüllung der Forderungen des Feindbundes, also zur Fronarbeit für seine Gegner, zu zwingen. Der Feindbund will Deutschland durch das Mittel seiner eigenen Regierung ausbeuten. Dies ist natürlich nur möglich, wenn in Deutschland eine genügend starke Regierung vorhanden ist, um die ungeheuren und weittragenden Forderungen der Gegner bei uns durchzusetzen. So sehr auch im Interesse der gedeihlichen Entwicklung eines Landes eine Regierung von unbedingter Autorität und großer Geschlossenheit zu wünschen ist, so kann uns Deutschen dennoch heute eine schwache Regierung zur Rettung werden, eine Regierung, die nicht Macht genug besitzt, um das eigene Volk zur Erfüllung des Versailler Vertrages zu zwingen. Gegenüber dem Volke selbst ist ja der Feindbund nahezu machtlos. Er kann es wohl hungern lassen und drangsalieren, er wird aber niemals imstande sein, unser Land zu verwalten, um es selbst auszubeuten und die ungeheuren Kriegsentschädigungsforderungen des Versailler Vertrages beizutreiben. Die Rolle des Fronvogtes vermag nur eine deutsche Regierung zu erfüllen. Dieser Frieden kann innerhalb der Grenzen Deutschlands revidiert werden, wenn das deutsche Volk auf seine Regierung einen Druck ausübt, der stark genug ist, um den Zwang aufzuheben, den der Feindbund gegen sie geltend macht. Damit wäre die Frage der Zielsetzung der auswärtigen Politik in einem Beispiel von ungeheurer Tragweite gelöst. Der Kampf um die Revision kann auch nur in der Öffentlichkeit geführt werden. Fände das Ringen um die deutschen Freiheitsrechte unter dem Schleier der Kabinettspolitik und Geheimdiplomatie statt, so wäre es aussichtslos. Unser Volk sollte also die Gestaltung seiner auswärtigen Politik selbst in die Hand nehmen und seine Staatsmänner zwingen, seine — des Volkes — Politik zu treiben. Die Revision des Versailler Vertrages durch den Willen des deutschen Volkes würde den Anfang der Beseitigung der Geheimdiplomatie darstellen.

Von den zahlreichen schwachen Seiten des Versailler Friedens ist seine Unsittlichkeit die angreifbarste. Er wäre niemals in dieser Form zustande gekommen, wenn die Pariser Konferenz hätte öffentlich tagen und ihre Beweggründe bekanntgeben, also der allgemeinen Kritik aussetzen müssen. Den Vertrag, sowohl seine Motive wie seine einzelnen unsittlichen Bestimmungen in das Licht der Öffentlichkeit ziehen, heißt, seinen Verfall herbeiführen. Denn von der Öffentlichkeit geht ein eigenartiger, heilsamer Zauber aus. Die politische Moral ist ungleich fragwürdiger noch als die bürgerliche Moral, wo diese durch vier Wände vor Kritik geschützt wird. Das Auge und Ohr der Mitwelt, die Öffentlichkeit, sind die großen Förderer der Moral im menschlichen, im geschäftlichen und politischen Leben. Die große politische Reform, die die Revision

Digitized by Google

des Versailler Vertrages bedeuten würde, ist dann möglich, wenn die Methoden der Geheimdiplomatie ausgeschaltet werden.

Nur wenn die Meistbeteiligten, also das deutsche Volk, den Revisionskampf selbst aufnehmen, läßt sich die abstrakte „Politik", die Arbeit der Geheimdiplomatie, beiseite schieben, gelangen die nüchternen wirtschaftlichen Erwägungen und einfachen Zweckmäßigkeitsgründe zu Worte. Dann wird der Gang der Welt durch den Zwang der natürlichen Wirtschaftsgesetze bestimmt, und nicht mehr durch den Ehrgeiz einzelner und die Zweckverbände machthungriger Gruppen. Werden diese Voraussetzungen geschaffen, muß der Versailler Vertrag in sich zerfallen.

Diese zwei Gedanken liegen den vorstehenden Ausführungen zugrunde: Die Geheimdiplomatie läßt sich nur beseitigen, wenn die Volkspolitik an ihre Stelle gesetzt wird; die politische Arbeit zur Revision des Versailler Vertrages ist weniger die Aufgabe der Regierung als aller — jedes einzelnen — Deutschen. Die Revision des Friedens würde den Anbruch eines neuen Zeitalters bedeuten, in dem Geheimdiplomatie keinen Platz hätte; ohne diese politische Reformation ist keine wirkliche Revision denkbar. Friedensrevision und Beseitigung der Geheimdiplomatie bedingen sich gegenseitig.

Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil

Herausgegeben von

Professor H. Ulmann

(Fortsetzung)

Einführung des Rheinbundes

Dem, was ich von meinen Operationen in München gesagt habe, ist die Bemerkung nachzutragen, daß es beschlossen war, von dem Rheinbunde nichts kund werden zu lassen, als in Regensburg, dem Sitze des Reichstages, selbst. Dort erst sollte Deutschland und die übrige Welt durch eine feierliche Lossagung mehrerer Reichsstände vom Reichsverbande und Aufkündigung des Gehorsams gegen Kaiser und Verfassung überrascht werden. Wirklich ist die Überraschung gelungen.

Die Geschäftsordnung, die auch heute noch bei dem Bundestage in Frankfurt fortgesetzt wird, brachte es mit sich, daß kein Reichsstand anders als durch die Person seines Reichstagsgesandten Erklärungen an dem Reichstage abgeben konnte oder, wenn diese Person fehlte, durch Bevollmächtigung eines anderen bereits akkreditierten Reichstagsgesandten. Ich war also meinerseits nicht befähigt, jenen Akt vorzunehmen, und da der Reichstagsgesandte v. Türk-

Digitized by Google

heim beurlaubt, auch sein Aufenthaltsort nicht mit Sicherheit bekannt war, so hatte man mir eine von Seiner Königlichen Hoheit unterzeichnete Vollmacht in blanco zugestellt, in welche ich den Namen desjenigen Gesandten einschreiben konnte, den ich zur Übernahme des Auftrags bereit finden würde. Wirklich hatte ich in München mit dem Königlich bayerischen Reichstagsgesandten Grafen Rechberg (Vater des jetzigen österreichischen Diplomaten des Namens) verabredet, daß ich jene Vollmacht auf ihn ausstellen würde, wenn ich Herrn v. Türkheim nicht in Regensburg fände. Was diesen anbetrifft, so hatte man ihm Stafetten in verschiedenen Richtungen geschickt mit dem Befehl, sich in größter Eile auf seinen Posten zu begeben. Das Warum und Wozu war ihm aber nicht gesagt worden, sondern nur das, daß er mich an einem bestimmten Tage dort finden und von mir weitere Aufklärung erhalten würde.

Mein Weg führte mich also von München nach Regensburg, und von allen Beteiligten war ich der erste, der dort eintraf. Ich stieg in einem Hause ab, wo man mich von einem mehrmonatlichen Aufenthalte her, den ich wenige Jahre früher in demselben gemacht hatte, wohl kannte. Es war schon Abend. Mein erster Gang war natürlich nach der Wohnung des Herrn v. Türkheim gerichtet, wo ich erfahren mußte, daß er nicht nur nicht angekommen sei, sondern auch seine Leute seit langem nichts von ihm gehört hätten. Hierdurch auf mich selbst reduziert, begab ich mich in die Wohnung des Kanzlers v. Albini, des Präsidenten des Reichstages. Auch diesen traf ich nicht, er war in Gesellschaft geladen, ich konnte nur eine Karte abgeben.

Bei dieser Persönlichkeit muß ich indes etwas verweilen, bevor ich in der Erzählung fortfahre. Herr v. Albini, der Grund- und Gerichtsherr des Dorfes Messel am Arheilger Wald und Besitzer eines Hauses in Dieburg war, welches seine Schwiegersöhne v. Uechtritz und v. Barricourt bewohnten, war Reichskammergerichtsassessor gewesen und ward sodann erster Minister des Kurfürsten Erthal von Mainz und blieb es während aller Revolutionskriege bis gegen den Lüneviller Frieden hin. Er war ein Mann, der für gelehrt und für einen der erfahrensten in deutschen Staatsangelegenheiten galt, zugleich ein geistreicher und aufgeklärter Mann, welches letzte er besonders dadurch bewiesen hat, daß er seinen Herrn veranlaßte, in seinen Dienst und an seine Universität eine Menge ausgezeichneter Leute ohne Rücksicht auf Konfession zu berufen, was der Mainzer Klerus und die dortige Aristokratie ihm gar nicht verzeihen wollten. Aber er war auch von ungemeiner Energie. So hat er z. B. einmal einen Landsturm im Odenwalde gegen die Franzosen organisiert und angeführt. Sein Hauptquartier war in Fürth. Vom Militärwesen, das läßt sich denken, verstand er gar nichts. Die Mainzer Truppen befanden sich bei der österreichischen Armee, er hatte eine Zahl von Offizieren und zusammengeraffte Leute, Reserven, Depots, Invalidenkompagnie u. dgl. mit sich und die sämtliche Bauernschaft, soweit die Waffen reichten. Er wirkte durch sein Amt, vermöge dessen er allen gebieten konnte, durch sein dezidiertes Wesen und sein Beispiel en payant de sa personne. In der Tat gelang es

Digitized by Google

ihm für den Augenblick, den Odenwald vor einem Streifkorps, das eindringen wollte, zu bewahren.

Bei aller Verschiedenheit der Richtung hat dieser Charakter viel Ähnlichkeit mit dem des Ministers Stein, der auch fähig gewesen wäre, Ähnliches zu tun, und gut angeschrieben bei dem Kaiser Napoleon mag auch er nicht gewesen sein, so wenig als Stein.

Bekanntlich war der Kurfürst von Mainz Reichserzkanzler und als solcher Vorsitzender des Reichstags; als er nun einen großen Teil seiner Lande eingebüßt hatte, schickte er Albini als Stellvertreter in jener Würde nach Regensburg, und der Nachfolger Dalberg beließ ihn in dieser Stellung und zugleich in der eines Ministers, soweit dies für einen Abgesandten möglich ist, d. h. er erhielt von allen wichtigen Staatsangelegenheiten Kenntnis und ward darüber konsultiert.

Dies war also der Mann, mit dem ich es zu tun hatte. Von der Reise sehr ermüdet, hatte ich mich um 9 Uhr zu Bette gelegt und schlief, als ich zwischen 11 und 12 durch die Nachricht geweckt wurde, daß der Herr Kanzler aus der Gesellschaft zurückgekehrt sei und mich ersuchen lasse, wenn ich nicht schon zu Bette läge, ihn doch sogleich zu besuchen. Einem Manne jener Art wollte ich nicht sagen lassen, daß ich schon schlafen gegangen, ich kleidete mich also rasch an und begab mich zu ihm. Der Grund seiner Eile war einleuchtend. Bei seinen Verbindungen konnte es ihm nicht unbekannt geblieben sein, daß gewisse geheime Zusammenkünfte in München Aufsehen erregt hatten, und er mochte sich versprechen, durch eine Unterredung mit mir den Schlüssel zu dem Rätsel zu erhalten. Wie groß war aber meine Überraschung und mein Erstaunen, als ich entdeckte, daß dieser Gesandte und Minister des Kurfürsten, der mit dem Titel „Fürstprimas" an die Spitze des Rheinbundes treten sollte, von allem dem, was vorgegangen war und noch bevorstand, kaum mehr wußte, als der Gastwirt, bei dem ich logierte. Für mich war kein Grund vorhanden, ihm irgend etwas zu verhehlen, er mußte an einem der nächsten Tage die Instruktionen seines Herrn durch einen Herrn v. Frankenstein, den dieser nach München geschickt hatte, erhalten und von anderen Gesandten dasselbe erfahren, für ihn aber war es von sehr großem Werte, durch mich vollständig au fait gesetzt zu werden, um seine Haltung gegen andere danach zu bemessen und nicht auch ihnen gegenüber das Bekenntnis vollständiger Unwissenheit abzulegen. Es war weit über 1 Uhr in der Nacht, als ich in mein Quartier zurückkehrte. Der Kanzler hatte mich für den folgenden Tag zum Essen eingeladen und mir eine Morgenstunde bestimmt, in welcher über mein eigentliches Geschäft, das in dieser Nacht nicht zu Sprache kam, geredet werden sollte.

Will man sich in die Lage dieses Mannes versetzen, so fühlt man, wie überaus demütigend es bei seiner Stellung als Minister für ihn war, die erste Kunde von der wichtigsten Staatshandlung, die sich denken läßt, aus dem Munde eines Fremden zu erhalten. Wie das Mißtrauen, das sein Herr ihm hierdurch bewies, ihn tief schmerzen mußte, wie er gewiß in seinem Innern die

Digitized by Google

Politik eben dieſes Herrn, die mit ſeiner (Albinis) Lebensgeſchichte in Widerſpruch ſtand, mißbilligte, wie es ihn ferner überraſchen mußte, zu erfahren, daß der ehrenvolle Poſten, den er bekleidete, ſein Ende erreicht habe, wozu noch kam, daß er nach dem, was ihm widerfahren war, kaum daran denken konnte, jenem Herrn ferner noch zu dienen. Faßt man alles dieſes zuſammen, ſo muß man anerkennen, daß alle die Selbſtbeherrſchung und Faſſung, die dieſer Mann beſaß, dazu gehörte, um ſcheinbar wenigſtens die Ruhe zu bewahren. Dies war jedoch der Fall, er blieb kalt, er fragte nur, um ſich zu unterrichten, ohne dabei Urteile zu fällen oder Empfindlichkeit durchblicken zu laſſen, und bewies mir dadurch, daß er des Rufes wert ſei, den er in Deutſchland genoß.

Nachdem ich mich am folgenden Morgen abermals fruchtlos nach Herrn v. Türkheim erkundigt hatte, begab ich mich zu Albini. Es ward Form und Faſſung der Losſagungserklärung beſprochen, und als ich ihm hierauf ſagte, daß ich nun die Ankunft des Grafen Rechberg abwarten würde, um ihn mit Vollmacht zu verſehen, damit er Namens des Großherzogs, meines Herrn, jene Erklärung abgebe, erwiderte er:

„Ah bah! Wozu das? Hat man die . . . . . [1]) eingeriſſen, ſo iſt es gleichgültig, wie der Plunder übereinander fällt, Formalitäten gehören nicht mehr dazu. Nehmen Sie die Feder und ſchreiben Sie den Namen „Türkheim", das gilt jetzt ebenſoviel, als wenn er es ſelbſt getan hätte, ich bin ja der einzige, der berechtigt wäre, Sie darüber zur Rede zu ſtellen."

Ich tat, wie er geſagt hatte, und es war damit meine Miſſion beendigt. Wo das Reichstagsarchiv aufbewahrt wird, weiß ich in der Tat nicht, vielleicht in Wien, das aber weiß ich, daß eines ſeiner letzten Blätter durch ein Falſum, eine falſche Namensunterſchrift, beſudelt iſt.

Bei dem Mittageſſen, dem zwölf oder vierzehn Perſonen beiwohnten, unter denen ſich auch der im Laufe des Tages angekommene Abgeſandte ſeines eigenen Herrn befand, hatte Albini die Kontenance, vielleicht gerade wegen der Anweſenheit dieſes Herrn, heiter zu ſcheinen und ſich in Scherzen zu ergießen.

Bei meiner Ankunft in Regensburg war noch alles in Sorgloſigkeit gewiegt, niemand ahnte den harten Schlag, der die arme Stadt treffen ſollte. Am dritten Tage, als die Kunde von dieſem ſich verbreitete, war die Beſtürzung grenzenlos. Mein Wirt war in Verzweiflung, ſeine Frau zerfloß in Tränen und ſo war es überall. Die Stadt iſt oder war wenigſtens keine Handelsſtadt. Alles lebte vom Reichstage, die Hausbeſitzer ſahen ihr Vermögen um zwei Drittel ſchwinden. Es blieb nichts als der Hof des Fürſten Taxis: denn die Reſidenz des Fürſtenprimas daſelbſt iſt eine ſehr vorübergehende geweſen.

Überhaupt haben die Jahre 1803 und 1806 furchtbare Kataſtrophen in Deutſchland mit ſich geführt und die Exiſtenz unzähliger Menſchen erſchüttert, die aus ihren bisherigen Verhältniſſen herausgeworfen wurden. Die Zahl der

[1]) Lücke im Original.

Digitized by Google

Gewinnenden war unendlich kleiner als die der Verlierenden. Alle Residenzen des Kurfürsten, die zugleich Sitze der Landesbehörden waren, sanken zu Landstädten herab. Wetzlar, der Sitz des Kammergerichts, zum Dorfe. Kleine Hilfsmittel, wie das Einlegen einer Garnison, der Sitz einer oder der anderen Behörde konnten ihnen nicht wieder aufhelfen. Nur sehr wenige Orte, unter diesen auch Darmstadt, gelangten durch dieselben Ereignisse zur Blüte.

Auf die Kunde dessen, was geschehen war, fand sich Kaiser Franz bald nachher bewogen, die deutsche Krone niederzulegen. Damit endigte das Heilige Römische Reich. Mein Geschick hat es gewollt, daß auch ich, wenngleich nicht den ersten oder wesentlichen, doch immerhin einen Spatenstich zur Herrichtung seines Grabes tun sollte. Es war freilich alt und morsch geworden, es hatte sich, gleich dem heutigen Osmanenreich, überlebt. Zu einer Restauration fehlten die Elemente und alle Vorbedingungen, und doch bewahrte es eine gewisse Lebenskraft, die auch nach seinem Untergange, ja vielleicht heute noch fortwirkt. Was an seine Stelle trat, war die Frucht deutscher Zerfahrenheit und französischer Politik und Schlauheit. Es war ein in großer Hast und Eile und wahrlich nicht in deutschem Interesse aufgeführtes, leichtes Gebäude, das wie alles Widernatürliche den Keim des Einsturzes in sich trug. Hatte das auf und aus deutschem Boden erwachsene Reich tausend Jahre überdauern können, so waren dem auf französischem Boden gewachsenen Rheinbunde nur acht Jahre vergönnt.

Ich verließ Regensburg betrübt über den Jammer seiner Bewohner und schlug den Weg nach Stuttgart und Karlsruhe ein, an welche Höfe ich mich zu Besprechungen und Erkundigungen zu begeben befehligt war. Ich fuhr die Nacht durch, und zwischen zwei Stationen hielt mein Wagen an, der Postillon wollte mit einem anderen Pferde wechseln. Ich ließ es geschehen und hielt es für allzu neugierig und nicht passend, von meinem Wagen aus zu fragen, wer sich in dem anderen befände. Erst auf der Station fragte ich den Postillon, wen er gefahren habe. Den hessischen Reichstagsgesandten, war die Antwort, der hatte aber gewaltige Eile, er wollte das Wechseln der Pferde nicht gestatten, weil ihn das zwei Minuten verlieren ließ, und hat sich erst gefügt, als Ihr Postillon ihm sagte, daß auf seiner Station keine Pferde mehr zu Hause seien.

So war also das Unheil geschehen und der Augenblick, wo ich noch eine Unterredung mit Herrn v. Türkheim hätte haben können, unwiederbringlich verloren, was mir wirklich sehr empfindlich, für ihn aber gewiß noch weit unangenehmer war. Dieser Mann war viele Jahre hindurch in Nürnberg Gesandter beim fränkischen Kreise gewesen. Der hiesige Reichstagsgesandte bezog einen für dieses Verhältnis ungemein geringen Gehalt, dennoch hatte er diesen Posten, da er ein sehr vermögender Mann war, erst zwei Jahre früher angenommen, weil ihm dadurch Gelegenheit geboten ward, seinem ältesten Sohne, der später in badische Dienste kam und dort eine sehr kurze Zeit hindurch Minister gewesen ist, den von ihm bisher bekleideten Posten zu verschaffen. Er hatte

Digitized by Google

ſich alſo erſt vor kurzem in Regensburg, wo er ſeine Tage zu beſchließen gedachte, mit Koſten eingerichtet.

Jetzt traf er unvorbereitet in Regensburg ein, um von Fremden zu erfahren, erſtens daß ſeine eilige Reiſe eine ganz nutzloſe, alles abgetan und ihm ſogar die Mühe einer Namensunterſchrift erſpart ſei, zweitens daß der Poſten, auf welchem er ſich eben eingerichtet hatte, und zugleich der, auf welchen er ſeinen Sohn etabliert hatte, beide für immer erloſchen ſeien. So ſpielt das Schickſal mit den Menſchen.

Übrigens werde ich dem Herrn v. Türkheim, wenn ich an die Zeit komme, wo er hier auftrat, ein eigenes Blatt widmen.

Fortſetzung. Der Rheinbund

Der Zweck meines Auftrages, den Rückweg von Regensburg über Stuttgart und Karlsruhe zu nehmen, war der, dort wie in München Rückſprache über den Gebrauch zu nehmen, den die Regierungen von der über ehemalige Reichsſtände und Unmittelbare jetzt erlangten Souveränität machen wollten. In Stuttgart traf ich als Miniſter den Grafen Taube (urſprünglich ſchwediſche Familie), einen jungen Mann, den ſeine angenehmen Formen, wohl mehr als Talent oder Verdienſt zu dieſem Poſten geführt haben, den er auch nicht lange behauptete. In Karlsruhe hatte ich die Schutzreden für die Reichsritterſchaft aus dem Munde meines früheren Bekannten v. Edelsheim zu hören. Unter dem Material, das ich aus dieſen Konferenzen zurückbrachte, waren die bayeriſchen Anſichten über Behandlung der Mediatiſierten dieſen letzteren am günſtigſten, weswegen denn auch die bayeriſche Deklaration bei dem ſpäteren Wiener Kongreſſe als Muſter aufgeſtellt ward. Hier aber ging man ſo viel möglich ſeinen eigenen Weg mit dem Vorſatze, jene Klaſſe neuer Untertanen, ſo viel als nur tunlich war, das Übergewicht ihres neuen Herrn fühlen zu laſſen. Es lag dieſe Tendenz weniger an Herrn v. Lichtenberg perſönlich, als an verſchiedenen Räten in dem Miniſterium, die, mit dem Haß gegen den Adel erfüllt, eine Freude daran hatten, den Leuten dieſer Klaſſe ihr nunmehriges Übergewicht fühlen zu laſſen. Im Honoriſiquen jedoch wurden die Standesherren durchaus nicht ungünſtig behandelt, und dies lag wiederum in den perſönlichen Anſichten Ludewigs I. Die Perſonen, die, obgleich nicht Ihm an Rang gleich, doch immerhin noch geſtern Seine Reichsmitſtände geweſen waren, wollte er mit Zartheit und Rückſicht behandeln.

Um kein Mißverſtändnis zu veranlaſſen, will ich gleich jetzt beifügen, daß der Zuſtand, von dem ich rede, nur gerade den Rheinbund überdauert hat, denn als man die Notwendigkeit zu einigem Einlenken fühlte, ſchlug man den Weg der Verhandlungen ein. Der nachherige Miniſter, damalige Kammerrat Hofmann, ward beauftragt, mit Abgeordneten der Standesherren zu verhandeln, und das Produkt dieſer Verhandlungen iſt die ſpätere Deklaration über die Verhältniſſe der Standesherren, welche der Form nach landesherrliches Edikt, dem Weſen nach Vertrag iſt, weswegen auch der ſpätere Bundes-

Digitized by Google

tag, berufen die Rechte der Standesherren zu schützen, uns nie etwas hat anhaben können.

In der Gerichtsbarkeit waren den Standesherren zwei Instanzen gelassen. Sie errichteten gemeinschaftliche Justiz, die Appellationsinstanz, gleich den Hofgerichten, bildeten. Jedes Haus tat sich zu dem Ende zusammen: Erbach zu Michelstadt, Solms zu Hungen und nach 1815 Isenburg in Offenbach. Das Mangelhafte dieser Einrichtung war so in die Augen springend, daß die Berechtigten selbst die Hand zur Auflösung ihrer Kanzleien boten, die nach etwa zehn bis fünfzehn Jahren sämtlich verschwanden und den Hofgerichten einverleibt worden sind.

Die Reichsritterschaft ward der althessischen, bisher landständischen Ritterschaft in allen Beziehungen gleichgestellt. Es war dies vielen unter ihnen schmerzlich. Reklamationen aber haben, so viel ich weiß, nicht stattgefunden, beiden Klassen blieb die Gerichtsbarkeit erster Instanz.

Den Anfang zur Abschaffung der Kanzleien machte ein Vertrag, den der Minister v. Grolman mit den isenburgischen Häusern unterhandelte. Dieser Vertrag bestand darin, daß jenen Häusern eine bleibende Rente zugesichert ward, welche den Revenuen gleichkam, die sie aus der Gerichtsbarkeit bezogen hatten und daß die Angestellten übernommen und im großherzoglichen Dienste verwendet wurden. Das letzte war vorübergehend lästig für die Staatskasse, weil diese Diener zum großen Teil besser als die großherzoglichen besoldet waren, wovon ich früher den Grund angegeben habe. Als Nachfolger des oben Genannten bin ich stets bemüht gewesen, dieses System fortzusetzen, und zwar ist man, um den Berechtigten die Sache annehmbar zu machen, bei der Liquidation ihrer bisherigen Gerichtseinnahmen nicht übertrieben streng gewesen. So ist es mir im Laufe von achtzehn Jahren gelungen, das Unwesen der Patrimonialgerichte fast ganz auszurotten; das Jahr 1848 hatte nicht viel mehr nachzutragen, es bestanden im Anfang desselben, so viel ich mich erinnere, nur noch bei den Freiherren von Riedesel und den erbachischen Häusern, welche beide die zähesten waren, sowie in Laubach und Hungen Gerichte dieser Art. Die Verwaltungsrechte der Standesherren waren ihnen weit weniger als die Gerichtsbarkeit ans Herz gewachsen, und sie haben auf diese viel früher und leichter als auf die letzte durch Verträge verzichtet. Ich führe dies an, um zu zeigen, wie die neuesten Zustände sich aus den früheren entwickelt haben.

Gleich nach meiner Rückkehr von obiger Reise, das heißt sobald man hier im Besitz der allseitigen Ratifikationen des Pariser Rheinbundvertrages war, wurden Kommissarien in alle neuerworbenen Landesteile abgeordnet, um Namens Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Besitz von denselben zu ergreifen und die Huldigung für Allerhöchstdieselben einzunehmen. Mit welchen Gefühlen diese Kommissarien an manchen Orten empfangen wurden, läßt sich leicht denken. Die ganze Erscheinung war ein Blitz aus heiterem Himmel, auf den niemand vorbereitet war. Widerstand hat nirgends stattgefunden, das gestatteten die damaligen Verhältnisse nicht.

Digitized by Google

Zu ſolchen Kommiſſionen bin ich nicht verwendet worden, wohl aber ſind, wie ich anderwärts bereits erzählt habe, alle Verträge zur Verteilung der reichsritterſchaftlichen Beſitzungen und zur Auflöſung der zahlreichen altheſſiſchen Gemeinſchaften, die dem König von Weſtfalen, dem Nachfolger des Kurfürſten, gegenüber nicht fortbeſtehen konnten, von mir teils allein, teils unter Mitwirkung des Herrn v. Türkheim abgeſchloſſen worden.

Dieſe Aufträge hielten mich bis zum Herbſt des Jahres 1807 in Darmſtadt zurück. Da waren die durch den Rheinbund veränderten äußeren Verhältniſſe des Großherzogtums in ihre neue Geſtalt getreten, und ich trat den von der Liberalität Ludewigs I. erhaltenen Urlaub zu einer Reiſe durch einen Teil von Europa an. Von dieſer kehrte ich im Laufe des Jahres 1809 zurück in mein früheres Verhältnis, das ich aber kurz darauf mit einer Hofſtelle (Oberſchenk) vertauſchte. In dieſer Stellung bin ich ſowohl der inneren Verwaltung des Landes, als den äußeren Verhältniſſen fremd geblieben. Nur einige Hofmiſſionen ſind mir zuteil geworden, z. B. an die Kaiſerin Joſephine, als Sie, während des öſterreichiſchen Krieges von 1809, Ihr Hoflager in dem jetzt Großherzoglichen Palais in Mainz hielt; da ſah ich zum erſten Male die jetzige Großherzogin Stephanie von Baden. Dann gehörte ich zum Gefolge des Herrn Erbgroßherzogs Hoheit, als Sie dem Kaiſer Napoleon in Mainz einen Beſuch machen wollten. Aber als Ihre Königlichen Hoheiten der Großherzog und die Frau Großherzogin ein andermal zu demſelben Zweck in Mainz waren und in der „Stadt Paris“ wohnten, gehörte ich nicht zu Ihrem Gefolge. Ich hielt mich damals in Wiesbaden auf, kam aber täglich nach Mainz und hatte dann die Ehre, an der Tafel der Herrſchaften zu ſpeiſen, wann Sie zu Hauſe aßen.

Unter ſolchen Umſtänden habe ich über das Detail der Staatsgeſchäfte während der ganzen Dauer des Rheinbundes nichts zu erzählen, als daß in denſelben der größte Servilismus gegen den Willen des allgewaltigen Protektors vorherrſchend und maßgebend war. Über die überaus ehrenvollen Feldzüge der großherzoglichen Truppen in dieſer Periode iſt es nicht an mir zu reden, und ich muß mich alſo darauf beſchränken, nur im allgemeinen die Anſchauung von dieſer in Deutſchlands Geſchichte ſchwerwiegenden, noch heute folgenreichen Epoche als Zeitgenoſſe hier wiederzugeben.

*

Daß das Deutſche Reich zerfallen, in ſeinem Weſen erſtorben und nur noch durch äußere Formen zuſammengehalten, mithin einer Erneuerung ſehr bedürftig war, das wird wohl niemand in Abrede ſtellen; aber auch ebenſowenig das, daß bei den Vorurteilen und der Eigenwilligkeit der einen, der Selbſtſucht der anderen, der Verſchiedenheit der Anſichten uſw. und dem Mangel jeden Einklangs und Zuſammenwirkens, an eine Reform oder Beſſerung von innen heraus gar nicht zu denken war. Nur ein Stoß von außen konnte eine Wiedergeburt bewirken, und er kam, dieſer Stoß, und führte eine jener

Digitized by Google

Umwälzungen herbei, die, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt, nie ausbleiben da, wo alle Zustände unter neugebildeten Umständen wirklich unhaltbar geworden sind. Meist aber sind solche Revolutionen nur Krisen nur Übergänge zu anderen Zuständen, und das, was sie in erster Hand schaffen, ist nicht von Dauer. Eine solche Revolution und Krisis war der Rheinbund. Er würde gar nicht möglich gewesen sein, hätte das Deutsche Reich noch Lebenskraft bewahrt, und so groß seine Folgen gewesen sind, so wenig konnte er in seiner Gestalt von Dauer sein, da er auf ganz unnatürlichen Grundlagen fußte. Kein wohlwollender, kein Deutschlands Heil erstrebender Gedanke schuf ihn, sondern lediglich die Selbstsucht eines übermütigen Eroberers, der klug genug war zu fühlen, daß er seine Zwecke rascher und sicherer fördern würde, wenn er, statt Fürstengeschlechter zu entthronen, die einzelnen Volksstämmen durch die Geschichte von Jahrhunderten lieb und teuer geworden, sich mit dem Detail der Verwaltung ihrer Länder zu belasten und somit Unordnung herbeizuführen, lieber eben diesen Fürsten schmeichle, ihnen Vorteile anbiete und sich hierdurch mit einer Zahl von Vasallen umgebe, die ihm schon gebildete Heere und die Ressourcen geregelter und organisierter Staaten zu Hilfe führten und jedem seiner Winke gehorchten.

Dies ist der Gedanke, der den Rheinbund hervorgerufen hat! Das Sprichwort sagt: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne," und das ist wahr. Große Ähnlichkeit hat der Rheinbund mit jenen Zuständen in Gallien und Iberien, wo die Scharen der sogenannten Bundesgenossen, das heißt einheimische Fürsten, die römischen Heere vergrößerten und ihre eigenen Landsleute bekämpften. Könige hießen sie, eigenen Willen durften sie nicht haben.

Selbst der rohe Osmane wußte sich einst bis zu jenem napoleonischen Gedanken zu erheben. Dies beweisen uns Moldau, Wallachei, Siebenbürgen zu seiner Zeit und manch asiatische Distrikte.

Allein wie verwerflich auch die Beweggründe des Stifters waren, so ist doch der Rheinbund der Anfang und die Grundlage so umfassender Veränderungen in Deutschland gewesen, daß sie eine Wiedergeburt genannt werden dürfen, welche ohne ihn gar nicht oder noch lange nicht stattgefunden haben würde. Er bildet daher einen hochwichtigen Moment in der Geschichte Deutschlands. Nur die Form, unter welcher er auftrat, ist vorübergehend gewesen, das Wesen in ihm wirkt noch heute in jedem Winkel fort, und es zeigt sich hier recht deutlich, auf welchen wunderbaren Wegen die Geschicke der Menschheit geleitet werden, wie oft das, was Menschen ohne Rücksicht auf das Naturgemäße, aber doch mit der Meinung und Absicht ewiger Dauer schaffen, nichts als ein notwendiger Übergang zu unerwarteten Zuständen ist. Will man die Folgen, welche sich an jene wichtigen Staatsakte reihen, näher ins Auge fassen, so wird man zwischen den augenblicklichen und vorübergehenden und den bleibenden, noch wirkenden, Folgen unterscheiden müssen. Ich beginne mit den letzten.

Zu diesen gehört, daß die Fürsten an Macht gewannen, ihre Gebiete vergrößerten und abrundeten. Fast noch wichtiger war es, daß ihnen durch die

Digitized by Google

erlangte Souveränität die Möglichkeit gegeben ward, in ihren Staaten und in ihrer Verwaltung ſolche Reformen eintreten zu laſſen, welche ein aufgeklärterer Zeitgeiſt und die Fortſchritte der Staatswiſſenſchaften angemeſſen und wünſchenswert erſcheinen ließen. Beides dauert fort und bildet die Grundlage der heutigen Geſtaltung. Beides aber wäre nicht möglich geweſen, hätte die Reichsverfaſſung und die Reichsgerichte fortbeſtanden. Letztere, herrliche und wohltätige Inſtitute in ihrem Urſprung, waren doch zu Hemmniſſen mancher vernunftmäßiger Verbeſſerung geworden. Es war ihnen nicht geſtattet, die Dinge mit ſtaatsmänniſchem Blicke zu betrachten, ihre Pflicht war, ſich nur an verbrieftes Recht, an erweisbares Herkommen zu halten und ſomit Verhältniſſe und Einrichtungen, die frühere Jahrhunderte geboren, die aber weder den Anſichten noch den Bedürfniſſen der heutigen Menſchen entſprechen, permanent zu erhalten.

Man glaube aber ja nicht, daß die gegebene Möglichkeit, Verbeſſerungen eintreten zu laſſen, ſogleich benutzt worden ſei. Nur in einer Richtung wirkte die erlangte Souveränität ſogleich, man eilte, alle Steuerprivilegien abzuſchaffen, was ein wahrer Fortſchritt war, und die alten Landſtände zu unterdrücken. Die letzten klebten allerdings ſehr am alten und gaben zu manchem ein Hindernis ab, doch fragte es ſich, ob es nicht beſſer geweſen wäre, an ihre Verjüngung lieber zu denken. Dadurch wäre vielleicht die Notwendigkeit erſpart worden, ſpäter eine ganz exotiſche Pflanze an ihre Stelle zu ſetzen. Ich habe, wie ſchon geſagt, keinen Anteil an Staatsgeſchäften in dieſer Periode gehabt, bin daher nicht genau von den Gründen unterrichtet, welch jene Aufhebung der Landſtände herbeiführten, glaube aber nicht zu irren, wenn ich annehme, daß man, um den Anforderungen Frankreichs genügen zu können, jeden Widerſpruch und jede verzögernde Diskuſſion beſeitigen wollte.

Abgeſehen von der neu erlangten großherzoglichen Würde, den damit verbundenen königlichen Ehren und den hieraus folgenden Änderungen im Zeremoniell und Courtoiſie, waren die oben erwähnten beiden Punkte die erſten Hauptemanationen der errungenen Souveränität. An anderes im Fache der Geſetzgebung und Verwaltung zu denken, war nicht Zeit, der Krieg, das Aufſuchen der Mittel zu deſſen Fortführung, überhaupt die Sorgen, die er brachte, abſorbierten alle Gedanken. Die wohltätige Frucht, welche jene neue Machtvollkommenheit und Unabhängigkeit im Innern gebracht haben, ſind erſt in viel ſpäterer Zeit, ja hauptſächlich nach dem Untergange des Rheinbundes kultiviert und geerntet worden. Immerhin aber war es der Rheinbund, der, indem er die alten Schranken ſtürzte, den Fürſten und ihren Regierungen erſt die Möglichkeit gewährte, Verbeſſerungen in allen Beziehungen eintreten zu laſſen, und ſo trüb die Quelle war, aus welcher er floß, ſo iſt doch in ihm der Anfang und die Grundlage des Aufſchwungs zu ſuchen, den die Nation im Laufe des Jahrhunderts genommen hat.[1]) Im ganzen kann man nicht ſagen,

[1]) Wundern würde ich mich nicht, wenn ein Kritiker mir einwürfe, wie können Sie von Deutſchland und der Nation reden, da jener Bund nur ein Stück von Deutſchland umfaßte? Dieſen Einwand erkenne ich nicht an. Indem der Rheinbund das Reich ſtürzte,

Digitized by Google

daß die Souveränität mißbraucht worden und in Tyrannei ausgeartet sei; dazu waren die Fürsten und die, welche sie umgaben, zu aufgeklärt, einsichtig und umsichtig. (König Friedrich von Württemberg war der, welcher die Zuchtrute am schonungslosesten schwang.) Die Klagen über Tyrannei sind von den privilegierten Ständen ausgegangen, die, was wohl verzeihlich ist, die Einbuße manches Vorrechts und Vorteils, wohl auch die Verletzung manches Vorurteils als einen an ihrer Person begangenen Raub betrachteten. Von seiten des eigentlichen Volks sind solche Beschwerden weit weniger gehört worden. Es begriff bald, welche Vorteile ihm erwachsen könnten.

Zum Beleg will ich hier nur einen Punkt hervorheben. Man denke an jene unzähligen kleinen Gebiete, deren Bewohner mit ihrer ganzen Existenz, ja zum Teil mit ihrem geistigen Gesichtskreise auf eine, zwei oder drei Quadratstunden beschränkt waren, einen Wohnort, aber kein Vaterland hatten, die überall, wohin ihre Schritte sie trugen, Fremde und Ausländer waren, die alle jene Institute entbehrten, die man heute vom Staate fordert und nunmehr plötzlich mit gleichem Rechte in einen größeren Staat eintraten, Anteil an allen seinen Instituten, Witwen- und Waisenversorgung, Brandversicherung, Hospitälern und wie sie sonst heißen mögen, erhielten. Lauter Dinge, die sie bisher entbehrt hatten. Dazu eine bessere, schnellere und wohlfeilere Rechtspflege, größere persönliche Sicherheit, besseren Schutz nach außen, Befreiung von gar manchen Plackereien und für die Gebildeten sehr erweiterte Aussichten zu individuellem Fortkommen. Man fühlt, welchen Einfluß schon dieser Punkt auf die Volksstimmung haben mußte, sobald man sich von dem ersten Schrecken, den der unerwartete Umsturz einflößte, einigermaßen erholt hatte. Denjenigen aber, welche diesem Staate schon angehörten, die schon im Besitze der ebengenannten Vorteile waren, kamen später alle die Vorteile, in Gesetzgebung und Verwaltung zugut, denen sich jetzt erst die Regierungen ohne Hindernisse von außen widmen durften.

Bei Aufzählung des Gewinns, den der Rheinbund gebracht haben mag, darf diejenige nicht mit Stillschweigen übergangen werden, die am teuersten mit Blut und Geld erkauft wird; ich meine die harte Schule, die Truppenkorps aller dieser Fürsten so ehrenvoll durchgemacht haben. Krieg hatten sie mit Unterbrechungen seit etwa 15 Jahren geführt, neu waren sie also nicht, und doch ist es gewiß, daß ohne die großen Rheinbundskriege und ohne die, welche sich

---

äußerte er eine Wirkung auf das gesamte Deutschland. Dann aber umschlossen seine Grenzen ein sehr großes Stück von Deutschland, und aus diesem sind die Verbesserungen hervorgegangen, welche anderen zum Muster dienten! Preußen hat sehr geeilt, so vieles nachzuahmen, was im Rheinbund geschah, und wenn wir die lobenswerten Anstrengungen betrachten, welche Österreich nach langem Schlafe seit 1850 macht, um allmählich sich so vieles zu geben, das wir seit 30 und 40 Jahren haben und unserer Intelligenz und der Freiheit, die der Rheinbund uns gab, verdanken, so liegt darin eine Rechtfertigung unserer Handlungsweise nicht nur, sondern auch der Beweis, daß ich nicht mit Unrecht dem Rheinbunde ein so großes Gewicht in der Geschichte der deutschen Nation beilege.

Digitized by Google

in umgekehrter Richtung auf französischem Boden daran reihten, die Heere Deutschlands nicht das sein würden, was sie wirklich sind.

Unwillkürlich erinnert man sich daran, daß einst Rom Germanen in seinen Sold nahm, sich eine Kaisergarde aus ihnen bildete, sie in der Kriegskunst unterrichtete, um dann größtenteils durch die Schwerter eben dieser Germanen zu fallen. Man denke an den Hermann, der auch ein Zögling Roms war. Ganz dasselbe tat Byzanz mit den Bulgaren.

Ich weiß nicht, ob jemals jemand den Rheinbund aus demselben Gesichtspunkte wie ich betrachtet hat? Ich meines Orts verlege in das Jahr 1806 den entschiedenen Wendepunkt, nicht bloß in der politischen, sondern auch in der Kulturgeschichte des gesamten Deutschlands. Das Bekenntnis will ich aber ablegen, daß ich den Rheinbund während seiner Dauer, und in den nächstfolgenden Jahren, als ich nur Jammer, Not und Sorgen überall, wohin ich blickte, gewahrte und von Unmut und Widerwillen gegen den fremden Dränger und Mißhandler erfüllt war, keineswegs ebenso beurteilt habe. Meine heutige Anschauungsweise ist die Frucht vieljähriger, sorgfältiger Beobachtung des Entwicklungsganges, den Deutschland genommen. Es genügt nicht, Erscheinungen anzusehen und sie dem Gedächtnisse einzuprägen, das Wesentliche besteht vielmehr darin, die oft sehr entfernten, so oft scheinbar geringfügigen oder vielmehr unbeachteten Ursachen der Erscheinungen zu erforschen. Nur das ist Geschichte!

Habe ich aber in obigem Urteile nicht geirrt, welche Betrachtung bietet sich denn dar? Eine Betrachtung, die nicht neu ist, auf welche vielmehr so viele Blätter der Geschichte hindeuten, die nämlich, daß die Menschen so oft handeln, mit Überlegung und Schlauheit handeln, und doch herbeiführen, was sie nicht bewirken wollten; daß die Vorsehung durch wunderbare Umwege die Menschheit zu Zielen führt, welche die Werkzeuge, die handeln, nicht einmal ahnen. So ist es auch hier der Fall. Ersonnen war der Rheinbund im ausschließlichen Interesse Frankreichs, zur Vergrößerung seiner Macht und seines Einflusses, zur planmäßigen Entwürdigung und Unterjochung Deutschlands, und sein Stifter glaubte ein Werk geschaffen zu haben, das Jahrhunderte dauern sollte — die Form verschwand, der Kern blieb, und ein Deutscher darf heute wagen zu sagen, daß er gerade da die Wiedergeburt Deutschlands erblicke. Welcher Kontrast! In der Tat liegt da die Quelle der heutigen, im Vergleich mit den früheren, nicht bloß veränderten, sondern gewiß verbesserten Zustände.

Hiermit hätte ich also den Gesichtspunkt angegeben, unter welchen ich, wäre ich Geschichtschreiber, den Rheinbund stellen würde. Verändert man aber den Standpunkt und beschränkt sich darauf, nur die unmittelbaren Folgen jenes Bündnisses ins Auge zu fassen, wie so viele Menschen tun und wie sie den Zeitgenossen der Epoche fühlbar wurden, so erscheinen freilich die Dinge in sehr verändertem, das heißt in sehr trübem Lichte. Allein es ist nun einmal so, ohne Anstrengung, Kampf und Opfer gelangt der Mensch nicht zum Besseren!

Digitized by Google

Was heute den Deutschen vor allem gegen den Rheinbund einnimmt, das ist das verletzte Nationalgefühl. Deutsche Fürsten bekämpften andere deutsche Fürsten, um dem Ehrgeize eines Fremden zu frönen. Die Untertanen der letzteren, die sich von ihren eigenen Stammgenossen angegriffen sahen, faßten gegen diese fast noch tieferen Haß als gegen die Franzosen selbst. So spaltete sich die Nation. — Fürstengeschlechter, die jahrhundertelang einzelne Volksstämme regiert hatten, mit ihnen gleichsam zusammengewachsen waren, wurden entthront; an ihre Stelle traten Franzosen, teils ohne alles und jedes Verdienst, wie ein König Hyronimus, teils mit Verdiensten, die im Kampfe gegen Deutschland erworben waren, wie ein Murat. Länder wurden ihnen gegeben, wie man einem Privatmanne ein Landgut schenkt, damit sie an dem Hofe ihres Lehensherrn zu Paris mit desto größerer Pracht erscheinen und zugleich ihre deutschen Untertanen bereit halten konnten, jedem seiner Winke zu gehorchen. — Ganz entbehren konnten diese neuen Fürsten deutsche Geschäftsmänner nicht, dazu waren sie zu fremd in ihren Ländern, aber volles Vertrauen wollten sie ihnen auch nicht schenken, sie stellten sie daher in zweite Linie und umgaben sich in erster mit einer Schar französischer Günstlinge und Abenteurer, welche die Hauptstellen einnahmen und mit wenigen Ausnahmen[1]) nur damit beschäftigt waren, die Beutel zu füllen, die sie sobald als möglich nach Frankreich zurückzutragen gedachten, denn sich in dem barbarischen Deutschland anzusiedeln, daran dachte keiner. In solchen Händen waren die Geschicke jener Länder; vor solchen Thronen mußten Deutsche sich beugen.

Alles war auf Plünderung berechnet, Dienste, die Frankreich geleistet waren, wurden nicht mit französischen, sondern mit deutschen Domänen vergolten. Die Dotationen waren wahrhaft kaiserlich, wie die Junots in Westfalen, die Kellermanns auf dem Johannisberg. Dem Großherzoge von Hessen war das kurhessische Amt Dorheim überlassen, aber die Krone und der Kern desselben, die Saline Nauheim, war einem französischen Marschall (entweder Lannes oder Bernadotte) geschenkt.[2])

Dem ehemaligen Kurfürsten von Mainz, nun Fürstenprimas, war neben seinem Fürstentum Aschaffenburg Frankfurt, Hanau und Fuld gegeben mit dem Vorbehalte, daß die Hälfte der Domänen der letztgenannten Fürstentümer

---

[1]) Zu den seltenen Ausnahmen gehörte in Kassel der Justizminister Siméon, ein kenntnisreicher, sehr ehrenwerter Mann. Aber dieser war nur geliehen, um die Justizorganisation auf französischem Fuße und den Code einzuführen. Er dachte nie daran, in Deutschland zu bleiben.

[2]) Man hat hier mit jenem Marschall lang über den Ankauf jener Saline unterhandelt, die Sache scheiterte an seinen übertriebenen Forderungen, die unser Angebot um eine Million Franken überstiegen; dies war ein großes Glück, denn wäre der Kauf zustande gekommen, so wäre das ganze Kapital verloren gewesen.

Die Saline Theodorshall war der Prinzessin Pauline geschenkt; als sie an das Großherzogtum gelangte, behauptete jene ihr Eigentumsrecht, den Streit habe ich, als ich zum Ministerium gelangte, noch fortgeführt. Wir haben nichts gegeben, irre ich nicht in der Erinnerung, so hat ihr Preußen einige Abfindung gegeben.

Digitized by Google

Frankreich zufallen ſolle. Dieſe Hälfte war nun von einem ſogenannten Generalintendanten in aller Eile verſchachert für den franzöſiſchen Staatsſchatz und gewiß nicht ohne ſeinen Privatvorteil. Es iſt möglich, daß der Fürſtprimas ſelbſt hier und da etwas davon zurückgekauft habe; wenigſtens glaube ich es gehört zu haben.

Die Millionen, die aus Deutſchland gezogen wurden, ſind noch niemals berechnet worden, und es würde auch eine ſchwere Aufgabe geweſen ſein, weil die Quellen, aus welchen die erpreßten Gelder floſſen, zahllos ſind; ich glaube aber auch, daß jeder, der zu einer ſolchen Arbeit befähigt war, ſich ſcheute, ſie zu unternehmen, weil er vor dem etwaigen Ergebnis ſchon im voraus erſchrak.

Nichts malt beſſer den Sinn und Geiſt, in welchem Napoleon den Rheinbund ſtiftete, als der Umſtand, daß er Deutſchland nicht geſtattete, Zölle gegen Frankreich zu erheben, ſeinerſeits aber die Grenzen Frankreichs mit Mauthen umgürtete. Dann verfiel er auf das ſogenannte Kontinentalſyſtem, um engliſche Konkurrenz auszuſchalten. Somit machte er Frankreich auf Koſten aller übrigen zum faſt alleinigen Lieferanten für einen großen Teil von Europa.

Allein! abermals wunderbar! Mit dieſen beiden ſelbſtſüchtigen, man könnte ſagen teufliſchen Maßregeln hat er, was er nicht wollte, den Grundſtein zum ſpäteren Aufblühen der deutſchen Induſtrie gelegt. Er hat ſie auf den Weg geſtoßen, den ſie mit Erfolg eingeſchlagen hat.

So viel von Deutſchland im allgemeinen! Ebenſowenig erfreulich ſind die nächſten Folgen und der erſte Einfluß, den der Rheinbund auf den Wohlſtand der einzelnen Länder gehabt hat. Hiervon liegt der Grund in den faſt unaufhörlichen Kriegen. Sie erforderten bedeutende Opfer an Menſchen, die auf manchen Familien ſchwer laſteten; ſchwerer als heute unter ganz gleichen Verhältniſſen der Fall ſein würde, denn damals gab es noch zahlreiche Eximierte, die Konſkription ruhte nur auf einer Klaſſe, in welcher man die Tauglichſten mehr nach Willkür nahm. Die heutige Geſetzgebung, nach welcher jene Laſt auf allen ruht, und die Opfer, welche die bringen, die ſie nicht perſönlich tragen, nicht dem Staate, ſondern Freiwilligen zugut kommen, iſt erſt ſpäter von Frankreich entlehnt worden.

Größer noch waren die Geldopfer, die Koſten waren ſehr groß, doch mußten ſie aufgebracht werden. Anleihen konnten in ſo großem Maßſtabe und bei dem geſunkenen Staatskredit nicht aushelfen, Ludewig I. kam den Staatsfinanzen durch ausgedehnte Verkäufe Seiner neu erworbenen Hausdomänen zu Hilfe, namentlich wurden bedeutende, im Ausland gelegene Domänen veräußert und der Erlös der Staatskaſſe zugewendet. Solche Opfer aber füllten nur momentan die Lücken, und die Steuerlaſt erdrückte das Großherzogtum mehr noch als manches andere Land. Das beruhte nicht allein auf der Größe der erhobenen Steuern, ſondern auch auf der fehlerhaften Art, mit der ſie erhoben wurden. Um dieſen letzten Ausſpruch, der in einer Darlegung heſſiſcher Verhältniſſe eine nicht geringe Bedeutung hat, zu rechtfertigen, muß ich etwas ausführlicher von dem Gegenſtande reden.

Digitized by Google

Die neuen Lande hatten zum Teil gar keine, die alten sehr mangelhafte, nur höchstens bei einem geringen Steuermaße Kataster. Dies ward sogleich fühlbar, sobald die Steuern stiegen, und es mußten in Eile und über Bausch und Bogen provisorische und der Natur der Sache nach mangelhafte Kataster verfertigt werden, die mithin eine ungleiche Verteilung der Last mit sich führten. Um dies recht anschaulich zu machen, muß ich auf ein Beispiel zurückkommen, das ich im Vorbeigehen schon einmal berührt habe. Die Rittergüter, die Kirchen und geistlichen wie Schulgüter waren steuerfrei in ordinario, aber sie mußten doch Steuern entrichten als Beiträge zu außerordentlichen Verwilligungen der Stände, dons gratuits genannt.

Mein Gut war ein solches Rittergut, eingetragen in dem sogenannten Ritterlagerbuch, das heißt in dem für solche Güter aufgenommenen Kataster. Mein Vater hatte an solchen Steuern 29 Gulden jährlich zu bezahlen, bei mir stiegen sie durch die Kriege gegen Frankreich auf nahe an 90 Gulden jährlich. Nun erfolgte die ganz zweckmäßige Aufhebung der Steuerfreiheit, aber man behielt jenes Lagerbuch als Repartitionsnorm bei, und auf meine Beschwerde über Steuerprägravation mußten mir für anderthalb Jahre weit über 700 Gulden zu viel bezahlter Steuern zurückgegeben und das Gut in ordinario auf 375 Gulden jährlich gesetzt werden. Hieraus erhellt, welche ungeheure Konfusion stattfand.

Aber dieses ist nur eine Seite der Sache, es gibt noch eine andere, nicht minder wichtige. Wir hatten hier einen ausgezeichneten Wasserbauingenieur, Herrn Krönke, gebürtig aus den Elbgegenden, welcher der Schöpfer unseres ganzen gegenwärtigen Rheinuferbautensystems und der Lehrer vieler unserer Wasserbaumeister gewesen ist.[1]) Der Mann war aber zugleich Kammerrat und hatte in diesem Kolleg seiner Kenntnisse wegen das Referat in Steuersachen. Bald erhielt er das gesamte Steuerwesen in seine Hand, weil er dem Ministerio, zu welchem er niemals gehörte, imponierte. Auch in dieser Beziehung wiegt sein Name schwer in unserer Geschichte jenes Zeitabschnitts.

Wer mit der Literatur der Staatswissenschaften bekannt ist, erinnert sich eines französischen Nationalökonomisten namens Quinot,[2]) der vor weit mehr als hundert Jahren eine eigene Schule stiftete und in seinen Schriften den Satz zu begründen suchte, daß die Grundsteuer in einem wohlgeordneten Staate die einzig zulässige sei, weil durch sie alle Bewohner des Staates, die doch

[1]) Es war eine Freude zu sehen, wie zu der Zeit, als das linke Rheinufer zu Frankreich gehörte und dessen Uferbauten ganz vernachlässigt waren, dieser Mann es verstand, den sorglosen Franzosen alljährlich Erde abzuzwacken, sie herüberzuführen und an dem rechten Ufer zu befestigen. Seine Bauten haben in nicht sehr langem Zeitabschnitte die Domanialrevenuen des Rentamts Lorsch um 15 000 Gulden jährlich vermehrt. Als durch die Ereignisse beide Ufer ihm anvertraut wurden, mußte diese Art von Jaunerei aufhören. Er befleißigte sich, dem gesamten Flusse einen regelmäßigen Lauf zu geben und hat den Wormser Durchstich ausgeführt.

[2]) Gemeint ist Quesnay (Anm. d. Herausg.).

Digitized by Google

sämtlich nur von den Produkten des Bodens leben müssen, verhältnismäßig auf gleiche Weise angezogen würden.

In der Tat ist etwas Wahres an dieser Behauptung, solange von geringen Staatsbedürfnissen und ganz mäßigen Steuern die Rede ist, vergessen ist aber dabei, daß der Grundbesitzer die Steuern für alle vorlegen muß und sobald diese hoch sind, längst zum Betteln verarmt sein kann, bevor ihm der Wiedererſatz zuteil wird, den die Theorie ihm zuspricht. So geht es mit allen Theorien, die ohne Rücksicht auf das praktische Leben geschmiedet werden. Dieser Theorie aber huldigte Herr Krönke und hatte das System mit Scharfsinn ausgesponnen; es kam im Großherzogtume zur Anwendung in einem Zeitpunkte, wo die Staatsbedürfnisse hoch gestiegen waren und eine extraordinäre Steuer der anderen folgte. Oberhessen namentlich, zumal seine Gebirgsgegenden, hat damals seinen durch Einfachheit der Lebensweise und große Sparsamkeit mühsam erworbenen Wohlstand zum Teil bis zur Verarmung eingebüßt. In der ganzen Wetterau war damals ein Sprichwort gang und gäbe. Wenn von dem Ankauf eines Stück Landes die Rede war, so fragte man: „Ruht der Darmstädter Segen auf dem Acker?" Das war der gewöhnliche Ausdruck, auch Mehltau nannte man es, und das sollte sagen, liegt das Feld in einer hessischen Gemarkung, so kann ich nur so viel weniger dafür bieten, als wenn es einem anderen Staate angehörte. Man fürchtete nichts mehr als die hessische Steuer und es herrschte darüber in den neuen Gebieten Aufregung. Glücklicherweise hat der Zustand nicht allzulang gedauert.

Um gerecht zu sein, muß ich jedoch beifügen, daß Herr Krönke es ist, der die erste Hand an verbesserte Kataster legte, und in dieser Beziehung, wie bei den Wasserbauten, ist seine Tätigkeit noch heute in unserem Staatsleben fortwirkend; die Blüte aber, die musterhafte Einrichtung unseres Katasterwesens ist das Ergebnis der vieljährigen Leitung dieser Arbeiten durch den Geheimen Rat Eckhardt. Sie haben im Laufe der Zeit große Summen gekostet, die man aber ein wohlverwendetes Kapital nennen darf.

Das Verdienst aber, jenes frühere Steuersystem beseitigt, ein anderes an seine Stelle gesetzt zu haben, vermöge dessen ein bedeutender Teil des Staatsbedürfnisses durch indirekte Besteuerung erhoben und damit die Grundsteuer ermäßigt wird, das nehme ich für mich und die Zeit, wo ich Finanzminister war, in Anspruch. Man wird die Achseln zucken und lächeln ob dem, daß ich es bin, der das sagt, allein in einem Aufsatze, der sich damit beschäftigt, die allmähliche Entwicklung unserer Staatsverwaltung und den Übergang von früheren Zuständen zu neueren zu schildern, darf es doch nicht ungesagt bleiben. Ich bin um so mehr stolz darauf, als es mich vielen Kampf und Streit gekostet hat, um dahin zu gelangen, und ein gewisser Mut dazu gehörte, eingewurzelten Vorurteilen zu trotzen. Eine mächtige Stütze in der Ausführung habe ich dabei in Herrn v. Hofmann, dem späteren Minister, gefunden. Aber hat dieser Mann mich bisweilen an Talent und Mitteln übertroffen, so ist es doch wahr, daß ich zuerst seine eigenen Vorurteile überwinden mußte, um ihn auf den Weg

Digitized by Google

zu bringen, den wir verfolgt haben. In dieser Materie sowie bei dem Katasterwesen darf übrigens der Name des Herrn Biersack nicht ungenannt bleiben, obgleich er damals nicht in höherer Stellung war. Endlich war die dritte Person in jenem Finanzministerio, welche die ganze frühere Finanzverwaltung von Grund aus umgestürzt und das an die Stelle gesetzt hat, was noch heute fast unverändert besteht, der Staatsrat Eigenbrod, der Vater. Sein nicht geringes Verdienst hat sich hauptsächlich in Ordnung der Domanialverwaltung und des Rechnungswesens bewährt.

Solange französische Heere als Feinde auf unserem Boden standen, kann man sie im ganzen nicht gerade großer Grausamkeiten und Roheiten beschuldigen; eine gewisse Zivilisation fand sich selbst in dem gemeinen Soldaten, aber Grundsatz war es, im vollen Sinne des Wortes, auf fremde Kosten zu leben. Kontributionen in Geld, die mit Millionen und Hunderttausenden ausgeschrieben waren, Requisitionen an Lebensmitteln und Fourage, an Tüchern, Leder usw. sollten den französischen Staatsschatz erleichtern, ein guter Teil daran floß jedoch jedesmal in Privatbeutel. Damit war es aber nicht genug, auch das Individuum wollte kein Geld für seine Privatbedürfnisse ausgeben, konnte es auch zuweilen nicht, weil der Sold rückständig blieb; das führte zu den seltsamsten Requisitionen. In dem Dorfe Langd, das neben meinem Gute liegt, habe ich eine Requisition von Puder, Pomade und Zopfband erlebt. (Alles, was aus der alten Königlichen Armee abstammte, war damals noch frisiert, das habe ich vom Marschall bis zum Unteroffizier gesehen.) Requisitionen an Rauchtabak waren etwas ganz Gewöhnliches.

Die Wunden, die Deutschland geschlagen worden sind, sind namenlos, und wenn nicht die ganze Nation zur Bettlerin ward, so zeigt das nur, welcher solide Wohlstand ehedem geherrscht haben muß, welche große innere Hilfsmittel die Länder besitzen mußten und welche Betriebsamkeit den Privaten beiwohnte, um solche Scharten einigermaßen auszuwetzen. Dennoch sind die Folgen noch heute fühlbar. Auch das will ich erklären. (Fortsetzung folgt)

Der Tscheche

Eine völkerpsychologische Betrachtung

Von

Karl Hans Strobl

Das tschechische Problem zerfällt in drei Fragen: die Rassenfrage, die politische Frage und die kulturelle Frage. Den beiden ersten soll an dieser Stelle ein wenig weiter nachgegangen werden.

Die Rassenfrage lautet: Was sind die Tschechen und wodurch unterscheiden sie sich ihrer Herkunft und ihrem gegenwärtigen Zustand nach völkergeschichtlich und volkskundlich von den Deutschen?

Digitized by Google

Rassenfragen sind immer sehr schwierige und verwickelte Angelegenheiten. Es gibt Gelehrte, die ihnen eine ungemeine Bedeutung beilegen und Abstammung und Blutmischung an den Beginn einer jeden kulturgeschichtlichen und politischen Betrachtung setzen. Andere legen nicht den mindesten Wert darauf, leugnen wohl gar den Einfluß der Rasse auf Geschichte und Entwicklung eines Volkes. Es gibt sogar nicht wenige Leute von Einsicht und Geist, die alle Erörterungen von Rassenproblemen für eine ausgesprochen deutschnationale Veranstaltung halten, als wäre diese Frage von Fanatikern erfunden worden, denen es nur um den Beweis einer Überlegenheit des deutschen Stammes zu tun ist.

Es kann indessen wohl nicht bestritten werden, daß zwischen einem Neger und einem Kaukasier, einem Mongolen und einem Australier Unterschiede walten, himmelweite körperliche und geistige Verschiedenheiten, die durch den Sammelnamen Mensch nicht ohne weiteres zu überbrücken sind. Aber der Europäer? Aber der Europäer, sagen die Rassengegner, der Europäer ist eine Mischung verschiedensten Blutes. Seit Jahrtausenden haben sich auf dem Boden dieses Erdteiles die mannigfaltigsten Völkerstämme getroffen, sind ineinander aufgegangen, haben sich verschmolzen, wieder getrennt, zu den alten neue Eigenschaften gewonnen und sich in ihrem Wesen völlig gewandelt. Wo sind die Etrusker hingekommen? Wohin die Illyrier? Was für eine rätselhafte Geschichte ist das mit den Kelten? Warum sind die Nordgermanen blond und langköpfig und die Südgermanen dunkle Rundköpfe? Warum gelten sie bei solchen Verschiedenheiten dann für ein Volk? Sind die Preußen nicht viel mehr Slawen als Deutsche?

Diese Fragen sind recht verwirrend. Aber je verwirrender sie sind, desto größer ist das Verdienst der Rassenforschung, die in diese Finsternis Klarheit bringen möchte. Nun muß zugestanden werden, daß diese Verhältnisse wohl kaum irgendwo so verwickelt liegen wie auf dem Gebiet des heutigen tschechoslowakischen Staates. Denn hier haben sich nicht etwa Indianer oder Neger mit Indogermanen vermischt, sondern sehr nahe Verwandte, Deutsche mit Slawen, also beides Indogermanen. Es treten sich nicht etwa zwei leicht unterscheidbare Hauptrassen gegenüber, sondern zwei körperlich und geistig sehr nahestehende Völker derselben großen Gruppe. Ausschlaggebende Verschiedenheiten der leiblichen Gestaltung anzugeben, dürfte wohl überhaupt nicht gelingen. Zu dem kommt hier noch eine Durchdringung der Völker wie nirgends anderswo. Es ist nicht so wie in Preußen, wo Slawen, wie in Bayern und Tirol, wo vielleicht Kelten glattweg und durchaus germanisiert worden sind. In Böhmen und Mähren haben sich Slawisierung und Germanisierung ausgeglichen und widersprochen. Es gibt hier nicht bloß germanisierte Slawen, sondern auch slawisierte Germanen, ja, es ist durchaus möglich, daß innerhalb einer Familie im Laufe der Jahrhunderte Slawisierung und Germanisierung mehrere Male gewechselt haben. Die heutigen Verhältnisse lassen das klar erkennen. Der eine Zweig derselben Familie Schneider, der seit Jahrhunderten

Digitized by Google

in Eger sitzt, fühlt sich kerndeutsch, der andere Zweig, der vor mehreren Generationen nach Caslau abgewandert ist, nennt sich Snejdr und fühlt sich ebenso ehrlich tschechisch. Die Familie Fleischl, die vorzeiten in Poděbrad seßhaft wurde, schreibt sich heute Flajšl und ist stramm deutschfeindlich. Es ist unzweifelhaft, daß Führer des tschechischen Volkes, die sich Rieger oder Herold nennen (zwei der bekanntesten tschechischen Politiker in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) einer ursprünglich deutschen Familie entsprossen sein müssen. Hinwiederum sind — um nur einige der weitest verbreitetsten Namen zu nennen — der Nowotny, Swoboda, Prohaska Legion, die sich heute trotz ihrer gut tschechischen Namen zum Deutschtum bekennen. Wenn heute ein guter Deutscher den Namen Czech führt, so hat seine Familie ihren Namen vorzeiten irgendwo im deutschen Gebiete erhalten, wo sie sich von den Nachbarn durch tschechische Herkunft und Sprache unterschied. Und wenn heute ein Tscheche Němec heißt, so stammt er von Deutschen ab, die unter Tschechen ihren Namen bekamen. Denn Němec ist ein tschechisches Wort und bedeutet der „Stumme", d. i. der der üblichen Sprache nicht Mächtige. Ist die Familie deutsch geblieben, dann schreibt sie sich derzeit wohl Nemetz oder Niemetz.

Der deutsche oder tschechische Klang des Namens läßt wohl einen Rückschluß auf die ursprüngliche Herkunft zu, gibt aber keinen Anhaltspunkt für die Zugehörigkeit des gegenwärtigen Trägers zu dem einen oder anderen Volk. Nirgends ist der Name so sehr Schall und Rauch wie im tschechisch-deutschen Kampfgebiet. Um das Tohuwabohu zu vermehren, kommt hinzu, daß die Familiennamen auf den Dörfern hauptsächlich zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert festgesetzt worden sind. Unter der Herrschaft der tschechischen Amtssprache also. Den tschechischen Beamten machte es kein Kopfzerbrechen, ursprünglich deutsche Familiennamen slawisch umzuprägen, ja sie einfach zu übersetzen. So konnte aus einem deutschen Leinweber auf eins, zwei, drei ein Tkadlec werden. Oder aus einer Schwab, die aus dem Dorf Dörfles stammte, in den Büchern der Herrschaft eine Derflicky. Diese Übung erhält sich bis tief ins 17. Jahrhundert hinein.

Aber auch späterhin, als die Familiennamen schon festere Formen angenommen hatten, wandelte noch der Gebrauch durch lange Zeiten hin die Schreibung um; oder bisweilen ein eigenmächtiger Pfarrer, der gelegentlich bei der Matrikelführung die bisher übliche Orthographie durch die ihm genehmere seines Volkes ersetzte. Da die Geistlichen aber zumeist — auch in deutschen Gebieten — Tschechen sind, fand in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die Korrektur zugunsten der tschechischen Schreibweise statt. Die peinlich ängstliche Gewissenhaftigkeit deutscher Priester, Verantwortungsgefühl für die Richtigkeit öffentlicher Urkunden, die sich auf die Matrikeln gründen, ist bei den tschechischen Amtsbrüdern weit weniger ausgeprägt. Der nationale Zweck heiligt bei diesen auch diese kleinen Mittelchen.

Man sollte nicht glauben, was dabei oft für spitzfindige Geschichten vorkommen. Und welche Rolle oft ein Strichlein spielt, ein Akzent, so dünn wie

Digitized by Google

ein Härlein und scheinbar so bedeutungslos wie der Punkt auf dem J. Da ist zum Beispiel der Name Nowotny. Tschechisch rein geschrieben hat er statt, des W ein V und überdies ein Längezeichen auf dem V, einen solchen Akzent: also Novotný. Diesen orthographischen Federbusch nennt man scherzhaft Feindesabzeichen. Nun hat irgendein solcher Novotný auf dem Weg der Germanisierung das V in ein W gewandelt und das Feindesabzeichen gänzlich abgeworfen. Ein Träger dieses Namens sitzt irgendwo im Kampfgebiet als Deutscher an führender Stelle, als Mitglied eines deutschen Gemeinderates, Obmann des Turnvereins, Säckelwart des Schulvereins. Ihm wird ein Knäblein geboren. Bei Eintragung in die Taufmatrikel findet sich unversehens das Feindesabzeichen wieder ein, der orthographische Federbusch über dem V, dem der tschechische Herr Pfarrer bei dieser Gelegenheit wieder sein Recht geben zu können glaubte. Das Knäblein wächst heran, muß zur Schule, ein Taufschein wird behoben, der Name getreu nach der Urkunde in das Schülerregister geschrieben. Das erste Zeugnis kommt und über dem V prangt der feindliche Federbusch. Oder der Lehrer vermahnt den Schüler: „Nowotny, du schreibst deinen Namen nicht richtig, du mußt ein Strichel auf das V machen." Der Vater, Gemeinderat, Obmann des Turnvereins und Säckelwart des Schulvereins, kann unmöglich zugeben, daß sein Sohn mit einem gebrandmarkten Namen durchs Leben läuft. Er schnaubt zum Schuldirektor, der zuckt die Achseln. Er schnaubt zur Pfarrei. Es ist ein neuer Pfarrer da, der holt die Taufmatrikel, zuckt die Achseln: „Hier steht's." Der Vater Nowotny schlägt Lärm über die Tschechisierung von geistlichen Amts wegen, setzt die politische Maschine in Bewegung, die macht Blitz und Donner, der Abgeordnete des Bezirks bringt im Reichsrat eine geharnischte Anfrage ein: „Was gedenkt der Herr Minister des Innern zu tun . . .?" Ein neuer Kampf ist entbrannt, wild schlagen die Flammen nationaler Leidenschaften über dem Strichlein auf dem V zusammen. Und nicht anders, wenn es sich um irgendeinen Kramarcz oder gar Kramarsch handelt, der von Pfarrers wegen in einen Kramař zurückübersetzt worden ist; in welchem Fall es sich um ein Feindesabzeichen handelt, das den besonderen Namen „accent Powidl" führt und wobei überdies bemerkt werde, daß besagter Kramař überhaupt wohl von Haus aus nur ein tschechisierter deutscher „Krämer" war.

An solchen tragischen Verwicklungen ist zu ersehen, daß in der allgemeinen Wirrnis auch die Namensgebung keine untrüglichen Anhaltspunkte geben kann und daß die Familienforschung immer wieder vor Sprüngen und Abbrüchen der Entwicklung steht.

Es scheint sohin nur ein Merkmal zu geben, nach welchem, wohl nicht die Abstammung, aber doch die gegenwärtige Zugehörigkeit zu einem der beiden Stämme beurteilt werden kann: die Sprache. Wenn wir eine Sprachenkarte Böhmens und Mährens zur Hand nehmen, so sehen wir heute eine geschlossene Masse tschechischsprechender Bevölkerung im Innern der beiden Länder angesiedelt, während die Deutschen in die Randgebiete gedrängt sind. Aber

Digitized by Google

auch innerhalb der geschlossenen Masse des Tschechentums ist die Struktur nicht vollkommen gleichmäßig. Sie wird, besonders in Mähren, von kleinen oder größeren andersfarbigen Flecken unterbrochen, die deutsche „Sprachinseln" anzeigen, wie zum Beispiel die von Brünn, von Zwittau, die Olmützer, die Wischauer, die Iglauer Sprachinsel, der Schönhengst u. a. Meist sind sie um den Kern einer deutschen Stadt geschlossen. Die Iglauer Sprachinsel, deren Gebiet mit etwa einem Drittel in Mähren, mit zwei Dritteln in Böhmen liegt, ist die größte von ihnen. Nach Osten hin hängt das tschechische Gebiet breit und ununterbrochen über den Wall der weißen Karpathen hin mit den im einstigen Ungarn siedelnden Slowaken zusammen.

Ein solcher Blick auf die Sprachenkarte gibt mit einem Schlag zugleich ein Bild für die Art der Landnahme durch die tschecho-slawische Welle. Die Slawen kamen von Südosten, von der unteren Donau, als Vasallen- und Hilfsvolk der Awaren und drangen mit diesen in das Land, das zu Römerzeiten noch von Markomannen, Quaden und jenen Bojern besetzt war, von denen Böhmen (Bojohemum) seinen Namen hat. Diese Einwanderung fällt in die Zeit zwischen 568 und 625. In Westungarn (Pannonien) setzten sich die Awaren fest, von da unternahmen sie Beutezüge nach Westen. Sie waren das Herrenvolk, das für und von Krieg und Jagd lebte. Ihr Sklaven- und Arbeitsvolk, das sie mitgeschleppt hatten, die des Ackerbaues kundigen Slawen, schoben sie in die Nachbarländer vor. Dort hatten die Knechte die ersten Püffe aufzufangen, die den Herren galten, dort wuchs in den fruchtbaren Ebenen an March, Elbe, Moldau und Oder das Brot für sie. Hier vollzog sich auch die Durchsetzung der slawischen Stämme mit awarischem Blut. Wenn die Awaren von ihren Kriegs- und Raubzügen in die Winterlager heimkehrten, so nahmen sie ohne Umstände die Frauen und Töchter der slawischen Heloten für sich in Anspruch und setzten ihre Bastarde in die fremden Nester. Ein Umstand, der oft übersehen wird, der aber so manche eigenartigen Züge noch im Wesen der heutigen Tschechen aufhellt. Übrigens sei hier bemerkt, daß die Tschechen keineswegs als einheitlicher Stamm mit den Awaren gezogen kamen, sondern als ein in viele Stämmchen zersplitterter Haufen. Der wurde erst später durch die etwa in der Mitte Böhmens sitzenden Tschechen unterworfen und geeint und bekam deren Namen als Gesamtnamen. Ja, es ist nicht unmöglich und mit recht guten Gründen belegbar, daß der eigentliche Tschechenstamm sorbischer Abkunft war und erst verhältnismäßig spät von Norden her in das Land einwanderte.

Ganz anders stellt sich zu diesen Fragen der Vorgeschichte die slawische Forschung, und auch diese ist wieder ungemein bezeichnend für den Geist dieses Volkes.

Es herrscht nämlich keineswegs eine solche Einhelligkeit unter den Gelehrten, wie sich der Laie einbildet, wenn er vom Urteil der Weltgeschichte redet. Ein und dieselbe Angelegenheit nimmt sich da in den Köpfen verschiedener Urteiler recht verschieden aus. Es soll gerne zugegeben werden, daß sich die bedeutenderen Gelehrten aller Länder um möglichste Unparteilichkeit bemühen,

Digitized by Google

aber Herkunft, Stammeszugehörigkeit, Alter, Weltanschauung sind Umstände, die nicht ohne Einfluß bleiben, wenn man sich ihrer auch nicht immer bewußt wird. Der sozialistisch gerichtete Geschichtschreiber wird die Geschichte Deutschlands von ganz anderen Gesichtspunkten aus betrachten wie der streng völkisch denkende. Wird nicht dieser Weltkrieg sich in den Büchern der französischen Gelehrten ganz anders ausnehmen als in denen der deutschen? Ja, selbst weit entlegene Angelegenheiten werden der — vielleicht unbewußten — Färbung durch die Gesinnung des Forschers unterliegen, sofern sie irgendwie noch in die umstrittene Gegenwart hineinzuragen scheinen. Eine solche Begebenheit, deren Bedeutung auch für die Gegenwart wichtig scheint, ist die slawische Landnahme in unseren Gebieten.

Die slawische Geschichtschreibung ist nämlich darüber ganz anderer Ansicht. Und man kann den Tschechen auch in diesem Punkt nicht übertriebene Bescheidenheit vorwerfen. Sie gehen auch hier aufs Ganze. Und behaupten fröhlich, daß die Slawen ein mitteleuropäisches Urvolk seien, das schon vor den Kelten da war und also erst recht vor den Germanen. Seit der jüngeren Bronzezeit sollen sie in ihrem heutigen Verbreitungsgebiet sitzen, seit etwa 1400 v. Chr. Zu dieser Zeit war besonders Mähren ungemein dicht besiedelt, und die Urnenfriedhöfe dieser Epoche enthalten nach tschechischer Ansicht Reste slawischer Völker, slawisch war die sogenannte „Lausitzer Kultur", die sie hatten.

Aber nicht genug an dem. Die rätselhaften Illyrier in Südosteuropa seien Slawen gewesen, sagt die slawische Forschung. Auch die Urbevölkerung der Bretagne seien Slawen. Noch nicht genug: auch die Veneter in Oberitalien sind Slawen und Italien ein „slawischer Friedhof". Der tschechische Forscher Šafařik behauptet es, und der größte Historiker der Tschechen, Franz Palacky, stimmt ihm bei. Zwei kleine Scherze beleuchten recht treffend die seelische Verfassung, die die Grundlage solcher Behauptung ist. Der eine besagt, die Tschechen hätten nun endlich auch einwandfrei nachgewiesen, daß auch Rom von den Tschechen gegründet sei. Denn bei Livius sei folgendes zu lesen: Romulus urbem Romam condidit und das heiße, richtig übersetzt: Der „Urböhm" Romulus gründete Rom. — Der andere Scherz erzählt, die Einwohner der Insel Guanahani seien dem Kolumbus bei seiner Landung mit dem Gruß entgegengekommen: „Pěkěn útám, pane Kolumbus," und demnach sei auch die Urbevölkerung Amerikas als Tschechen anzusprechen. Zwei etwas boshafte Scherze, wie gesagt, aber nicht ohne kulturhistorisch-völkerpsychologische Grundlage.

Nicht die Tschechen sondern die Germanen wären also nach dieser tschechischen Geschichtsauffassung die Eindringlinge auf dem Gebiet des heutigen tschecho-slowakischen Staates. Die Völkerwanderung hätte sie dann in ihrem weiteren Verlauf wieder von den Germanen befreit. Erst später wären dann die Deutschen wieder gekommen.

Die Przemysliden, das böhmische Königsgeschlecht, hätten deutsche Bauern und Bürger in das Land gezogen, um den heimischen Tschechen die deutsche

Digitized by Google

Kultur mitzuteilen. Eben dieser Kolonisationspolitik wegen sind die Przemysliden bei den radikal gesinnten Tschechen auch keineswegs besonders beliebt. Sie gelten als ebenso untschechisch, wie man die Hohenstaufen wegen ihrer Rompolitik undeutsch nennen könnte. Die Hussitenzeit und die nachfolgende nationale Erstarkung des Tschechentums hätte dann das Deutschtum neuerdings nahezu völlig vertilgt und die Geschichte des heutigen Deutschtums in Böhmen und Mähren beginne erst nach der Schlacht am Weißen Berge und der neuen Germanisierung durch die Habsburger.

So die tschechische Forschung. Und die ältere deutsche Geschichtschreibung vertrat eine Ansicht, die zwar nicht auf dem Boden der tschechischen stand, aber doch den Tschechen in einem wichtigen Punkt nicht ganz unwillkommen war. Sie hält wohl an der Einwanderung der Slawen mit den Awaren fest, fährt aber dann fort: Zu dieser Zeit waren die in jenen Ländern früher seßhaft gewesenen Germanenstämme bereits im Verlauf der Völkerwanderung abgezogen. Die Slawen besiedelten ein menschenleeres Land. Demnach hätten sie herrenloses Gebiet genommen, nicht sie wären die Eindringlinge in fremden Besitz, sondern die später sich einschiebenden Deutschen. So haben wir's noch auf der Schule gelernt, denn das war die k. k. österreichische Geschichtsauffassung. Und dieser Ansicht folgte auch das ganze 19. Jahrhundert die deutsche Geschichtschreibung ganz allgemein, bis sich in allerjüngster Zeit eine gegenteilige Meinung mit guten Gründen durchzusetzen begann. Sie stützt sich darauf, daß bei solchen Völkerwanderungen keineswegs die ganze Einwohnerschaft mit Mann und Maus abmarschiert, sondern daß ein guter Teil auch immer noch in seinen Sitzen zurückbleibt. Mitzuwandern oder nicht, ist ja auch wirklich Privatsache des einzelnen, einen Befehl, einen allgemeinen Zwang zum Abzug gibt es der Natur der Sache nach nicht. So sind auch germanische Volksreste in diesen Strichen zurückgeblieben, die Slawen haben also wohl ein menschenärmeres, aber kein menschenleeres Land besetzt. Vor den Raubzügen der Awaren und später der Madjaren haben sich die Germanen wohl etwas in die den Reitermassen der Steppenvölker minder zugänglichen Waldgebiete zurückgezogen. Aber ganz wurden sie auch damals nicht ausgerottet. Sie erhielten sich an den Rändern und in den Sprachinseln. Sie erhielten Sprache, Recht und Sitte, und als dann unter den Przemysliden die große Kolonisationswelle kam, fand sie an vielen Orten einen Kern bodenständiger deutscher Bevölkerung. Auf das klarste erweist sich dies aus den Stadtrechten, mit denen Markgrafen und Könige die Siedlungen begnaden. Diese Urkunden begründen nicht etwa ein neues Recht, sondern sie bestätigen ein altes, bis in alle Feinheiten und Zugespitztheiten durchgebildetes. Sie stehen am Ende, nicht am Anfang einer Entwicklung. Jahrhunderte ununterbrochener Übung haben an diesen Satzungen gebaut, bis sie endlich zu Papier gebracht und bestätigt wurden.

Diese neuere historische Ansicht der Deutschen ist den Tschechen weit weniger willkommen, aber ihre Richtigkeit wird sich schwerlich ernsthaft bestreiten lassen. Sie gibt uns die Grundlinien der heutigen Sprachverteilung. Aber nur die

Digitized by Google

Grundlinien, die eben noch durch die mannigfachsten Verschiebungen verändert werden. Durch Heirat, Ortsveränderung, Beamtung, Beruf verlieren Bruchteile der Stämme ihr Volkstum an das andere. Die allgemeine Abwanderung vom Land in die Stadt findet sich auch hier und übt ihren Einfluß. Wenn auch wohl der deutsche Zuwanderer in tschechischer Umgebung seine Art eher aufgibt als der tschechische in deutscher, so gleicht sich dies vielleicht durch die, absolut genommen, größere Zahl tschechischer Zuwanderer aus. So war es wenigstens bis zur beginnenden Verschärfung des tschechischen Nationalgefühles.

Nun kommt die Bevölkerungsstatistik und versucht alle diese so durchaus schwankenden Verhältnisse mit ihren Zahlen zu erfassen. Das ist keineswegs so einfach, wie es den Anschein hat! Denn wonach soll sich diese Statistik richten? Nach der Umgangssprache, lautet die erste Antwort. Aber ist die Umgangssprache wirklich geeignet, uns im Verhältnis der Völker zueinander unzweifelhaft klar sehen zu lassen? Gibt es nach solchen Feststellungen keinen Zweifel mehr? Unter Umgangssprache kann doch nur die Frage des täglichen Verkehrs verstanden werden, und die kann für den besten Deutschen im rein tschechischen Gebiet wahrheitsgemäß nicht anders als tschechisch, für den strammsten Tschechen im rein deutschen Gebiet nicht anders als deutsch einbekannt werden. Die Starken werden gegen solche Fälschung aufbegehren, die Lauen und Halben werden sie sich gefallen lassen. Der Fälle, in denen Gesinnung und Zugehörigkeitsgefühl einerseits der „Umgangssprache" andererseits geradezu entgegengesetzt sind, werden besonders in den gemischten Bezirken unzählige sein.

Und wirklich geht jeder solchen Volkszählung eine fieberhafte politische Aufregung voran. Ein solcher Stichtag hat seine Wichtigkeit, und jedes Volk ist bemüht, die Ergebnisse in seinem Sinn zu beeinflussen. Man wendet alle Mittel und Mittelchen an, die von Wahlarbeiten her bekannt sind. Überredung, Bestechung und auch bisweilen ein klein wenig Zwang. Wirtschaftliche Abhängigkeit wird mit sanftem Nachdruck ausgenutzt, um das Bekenntnis der Umgangssprache zu korrigieren. Der Fabrikant läßt (oder ließ wenigstens früher) seine Arbeiter wissen, er würde es ungern sehen, wenn sie sich zu der anderen Nation schlügen. Der Kaufmann erwartete von seinen Angestellten, daß sie sich seiner Partei anschließen würden.

Die Umgangssprache erscheint sohin auch als kein vollkommen verläßliches Merkmal für die Zugehörigkeit zu einem der beiden Völker. Man hat also vorgeschlagen, auf die Muttersprache zurückzugreifen, die eine feststehende Tatsache von entscheidender Bedeutung sei. Die Muttersprache ist wohl von Wichtigkeit, aber eben in den Kampfgebieten nimmt die spätere Entwicklung durch Erziehung, Beruf, Stellung im öffentlichen Leben oft eine Wendung zur anderen Nation. Das Bekenntnis zur Muttersprache müßte unter Umständen den gegenwärtigen Verhältnissen und selbst Überzeugungen geradenwegs widersprechen.

Denn die Zugehörigkeit zu einem der beiden Stämme ist in diesem Kampfgebiete weniger Sache der Abstammung und des Blutes als der politischen Gesinnung und des kulturellen Zugehörigkeitsgefühles.

Digitized by Google

Aber eben nach diesem hat die Volkszählung niemals gefragt. Die Statistik bleibt bei der Umgangssprache und meint, diese genüge den Zwecken des Staates. Denn Gesetzgebung und Verwaltung hätten sich um keine historisch-ethnographischen Umstände zu kümmern und die Gesinnung interessiere sie nicht. Sie halte sich an die tatsächlichen Sprachverhältnisse und entscheide nach diesen als dem einzig brauchbaren Merkmal. Seit der ersten richtigen Volkszählung vom Jahre 1880 dienen also diese Angaben als Grundlage aller Berechnungen.

Aus solchem Material scheint sich also nur eine sehr beiläufige Rohbilanz der Völker ergeben zu können. Dennoch ist sie zuverlässiger, als man wohl meinen sollte. Ein gewisser Freiherr v. Czörnig ließ im Jahre 1857 den ersten Band einer wissenschaftlichen Ethnographie Österreichs erscheinen, der im Vereine mit der schon 1855 erschienenen Karte eine umfangreiche Stoffmenge mit äußerster Gründlichkeit bearbeitete. Als Direktor der k. k. administrativen Statistik standen ihm Hilfsmittel zu Gebote wie keinem anderen. Ein ungeheurer amtlicher Apparat arbeitete für ihn; mit peinlicher Gewissenhaftigkeit wurden die Ergebnisse zweifach und dreifach überprüft. Diese Erhebungen gingen nun nicht von der Sprache aus, sondern von der ethnographischen Zugehörigkeit, die durch Gebrauch einer anderen Sprache nicht aufgehoben werde.

Er kam, obwohl er von der herrschenden, dem Tschechentum günstigen Richtung nicht unbeeinflußt war, auf ein für die Deutschen recht günstiges Resultat. Nach seinen Aufstellungen hat Böhmen 61,2 Prozent Tschechen, 37 Prozent Deutsche und 1,8 Prozent Juden, die er nach seinem rein ethnographischen Grundsatz als selbständiges Volk behandelt.

Und die erste öffentliche Volkszählung, die von 1880, findet folgende Zahlen: 62,79 Prozent Tschechen, 37,17 Prozent Deutsche und 0,04 Prozent andere. Die Juden sind bei dieser Zählung je nach ihrer Umgangssprache einer der beiden Gruppen zugeteilt.

Eine höchst merkwürdige Übereinstimmung, die den Beweis zu liefern scheint, daß unter den vorhandenen Möglichkeiten einer Ermittlung immerhin noch die nach der Umgangssprache wohl die brauchbarste ist, weil sich die Unrichtigkeiten nach beiden Seiten hin ziemlich ausgleichen.

Die Vergleichung der Zahlen von 1855 und 1880 läßt den Schluß zu, daß sich die Verhältnisse in diesen zweieinhalb Jahrzehnten nicht wesentlich verschoben haben. Aber von 1880 ab sprechen die Zahlen von einer starken Angriffsbewegung der Tschechen auf deutsches Gebiet, deren Beginn schon 1880 daran zu erkennen ist, daß in rein deutschen Gebieten mehr Gegner seßhaft waren: 1,3 Prozent gegen bloß 0,7 Prozent Deutsche in rein tschechischen Gebieten. Nach 1900 läßt dieser Andrang etwas nach, immerhin aber ist ein allgemeiner Gesamtverlust des Deutschtums deutlich genug. Er sinkt in der Zeit von 1880 bis 1910 in Böhmen von 37,17 Prozent auf 36,67 Prozent, in Mähren von 29,38 Prozent auf 27,62 Prozent, in Schlesien von 48,91 Prozent auf 43,90 Prozent.

Digitized by Google

In Mähren ist übrigens eine Art Befestigung des nationalen Besitzstandes seit dem „Ausgleich" der beiden Parteien eingetreten. Man hat einen „nationalen Kataster" angelegt, ein Grundbuch, in das jeder seinem völkischen Bekenntnis nach eingetragen ist und nach dem in gewissen Fragen der Verwaltung der Schlüssel der Machtverteilung berechnet wird.

Wie sich im neuen tschecho-slowakischen Staat diese Verhältnisse gestalten werden, ist noch nicht vorauszusehen. Aber es ist anzunehmen, daß die nächsten Zahlen einen weiteren schweren Rückgang des Deutschtums zeigen werden. Denn die Tschechen werden kein Bedenken tragen, ihre Macht zu ihren Gunsten auszunutzen. Und die vielen Schwachen, Halben und Schwankenden, die sich früher zu den Deutschen bekannten, werden den neuen Herren zu Gefallen über Nacht ihr tschechisches Herz entdeckt haben.

Nach den Zählungen der deutschpolitischen Arbeitsstelle in der tschechoslowakischen Republik besitzt das neue 142500 Quadratkilometer große Staatsgebilde rund 13300000 Einwohner, von denen 6350000 Tschechen, 3800000 Deutsche, 1200000 Hanaken (nicht ohne weiteres zu den Tschechen zu rechnen), 1000000 Madjaren, 300000 Polen, 450000 Ruthenen und 200000 sonstige sind. Es stehen demnach den 6350000 Tschechen nicht weniger als 6950000 Nichttschechen gegenüber, und die babylonische Sprachenverwirrung des einstigen Österreich wiederholt sich in diesem neuen Staat.

Man wird gespannt sein dürfen, wie die Tschechen mit den Aufgaben fertig werden, die ihnen hier gestellt sind. Und ob sie von der einstigen Regierung, der sie nicht genug Übles nachsagen können, wirklich gelernt haben, wie es nicht gemacht werden darf.

Oder ob vielleicht doch der Appetit größer war als der Magen?

*

Die zweite Frage, die bei der Behandlung des tschechischen Problems auftaucht, lautet: „Wie sind die Tschechen das geworden, was sie heute sind, und worauf richtet sich ihr Wille?"

Es ist die politische Frage, die sich jetzt erhebt. Sie wird sich ohne ein wenig weitere Weltgeschichte nicht beantworten lassen.

Weltgeschichte? Ja, auch in diesem wenig bekannten Gebiet Mitteleuropas ist Weltgeschichte gemacht worden, nicht nur an den Gestaden des Mittelmeeres, an der Seine und in der Mark Brandenburg. Aber es war mehr Weltgeschichte von der stillen Art. Übrigens war sie bisweilen doch auch recht lärmend instrumentiert. Die Hussiten haben eine fatale Kriegsmusik gemacht, und das Konzert, das Anno 1618 in Prag losbrach ... aha, richtig! wird der geneigte Leser in Erinnerung an leicht verstaubte Schulkenntnisse sagen: in Böhmen ist ja dieser leidige, vorletzte Dreißigjährige Weltkrieg angegangen.

Jawohl! Und ich möchte dem geneigten Leser hier gleich noch etwas verraten, ich glaube, daß auch der letzte Weltkrieg in Böhmen angegangen ist. Aber davon später.

Digitized by Google

Mit des geneigten Lesers Kenntnissen um die böhmische Geschichte sieht es also nicht eben glänzend aus. Die Hussiten, der Dreißigjährige Krieg und Schluß! Ja, ich kann an dieser Stelle einen kleinen Vorwurf gegen meine Stammesbrüder in Deutschland nicht unterdrücken. Sie haben sich verdammt wenig um ihren nächsten Nachbarn gekümmert, um den Deutschen in Böhmen und seinen Gegner nicht bloß, sondern um den Österreicher überhaupt. Es ist ergreifend, wie ahnungslos sie der Geschichte und Geographie Österreichs gegenüberstehen. Ja, auch in der Geographie sind sie sehr, sehr schwach. Vom Bruderkampf des Jahres 1866 heißt es, nicht das preußische Zündnadelgewehr habe in ihm gesiegt, sondern der preußische Schulmeister. Der Offizier, der im Lande Böhmen besser Bescheid wußte als der feindliche österreichische Kamerad, der Soldat, der von vornherein mit guten geographischen Kenntnissen ausgerüstet war und aufgeweckt genug, sie richtig anzuwenden. Wenn das stimmt, so hat der deutsche Bruder im Reich inzwischen viel verlernt und vergessen. Ich rede vom Mittel und Durchschnitt, nicht von der erleuchteten Oberschichte.

Im Gespräch mit Leuten aus jenen mittleren Kulturschichten stößt man leider oft auf Haarsträubendes. Ich will nicht glauben, was mir ein Freund als wahr erzählte: daß ihn eine Frau des Mittelstandes, der er als Österreicher vorgestellt wurde, sehr erstaunt fragte: „Sie sprechen deutsch?" — „Ja, warum denn nicht, ich bin doch ein Deutscher." — „Ich denke, Sie sind ein Österreicher." — „Ja!" — „Und da sprechen Sie nicht österreichisch?" Und daß es dieser keineswegs ungebildeten Frau sehr schwer klarzumachen gewesen sei, daß österreichisch keine Sprache ist, sondern daß in Österreich etliche anderthalb Dutzend Sprachen durch- und ineinander gewirrt sind. Dies will ich nicht glauben, wie gesagt.

Aber was ich glauben muß, ist folgendes; denn es ist mir selbst begegnet. Zur Zeit meiner Leipziger Siedlung fragte mich eine Frau, wie ich mit meiner Wohnung zufrieden sei. Ich äußerte mein allerhöchstes Wohlgefallen. „Aber etwas hoch wohnen Sie," meinte die Gute, „immer so in den dritten Stock 'raufhupfen!" — „Ach, das tut nichts," antwortete ich, „das bin ich ja gewohnt, in Brünn haben wir ja im vierten Stock gewohnt." Da riß die Nachbarin Augen und Ohren auf: „Ach nee, is das meeglich . . . und ich hab' gemeent, in Brünn gibt's bloß Parterre oder heechstens ersten Stock." Die ahnungslose Seele hatte sich Brünn, die Hauptstadt Mährens, das „österreichische Manchester", die sechstgrößte Stadt der Monarchie, eine Stadt, die mit Halle, Straßburg oder Danzig gleich groß ist, als eine Art Dorf gedacht!

Solcher Unbekanntschaft mit den offenkundigsten tatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart begegnet man zu häufig, als daß man sich übertrieben wundern müßte, wenn minder klare, nicht an der Oberfläche liegende oder durch die Vergangenheit zum Teil verdeckte Dinge nicht eben allgemein geläufig sind.

Der durchschnittlichen deutschen Bildung ist so auch die weltgeschichtliche Bedeutung der Entwicklung des Tschechentums bisher entgangen. Aber bei

Digitized by Google

dem recht schmerzlichen Merks, das uns die Gegenwart gegeben hat, wird sich nun wohl das Bedürfnis einstellen müssen, sich mit diesem Werden ein wenig vertrauter zu machen und es in seinem weltgeschichtlichen Sinn zu erfassen.

Mein Gott, ein Volk von bloß sechseinhalb Millionen! wird vielleicht mancher sagen. Und wenn man schon die Slowaken mit reichlich zwei Millionen dazurechnet, sind es immerhin erst im ganzen achteinhalb Millionen! Na, wenn schon!

Aber dieses Volk steht nicht für sich allein. Es ist ein Vortrupp. Die Vorhut einer unübersehbaren Masse, eines Meeres von slawischen Völkern, das hinter ihm den Osten Europas erfüllt. Die große europäische Auseinandersetzung zwischen Romanen und Germanen scheint ihrem Ende entgegenzugehen. Man wird sich — von der höheren Warte universalhistorischer Betrachtung aus — durch die Augenblickserfolge Frankreichs und Italiens nicht täuschen lassen. Sie sind uns unangenehm, peinlich und drückend. Aber Frankreichs Rolle ist doch wohl ausgespielt. Sein Triumph von heute ist nur eine — musikalisch gesprochen — Vorhalte vor dem letzten auflösenden Akkord, der die Disharmonie der Gegenwart beseitigen muß. Und Italien liegt doch wohl zu sehr am Rande der Begebenheiten. Daneben aber hat schon die nächste große Auseinandersetzung begonnen, die zwischen Germanentum und Slawentum, und ihr Vorspiel ist die zwischen uns und den Tschechen schwebende weltgeschichtliche Angelegenheit. (Fortsetzung folgt)

Aus meinen Berliner Erinnerungen

Von

Baron L. v. Knorring

Am 8. März 1888, als der damalige Prinz Wilhelm von Preußen am Sterbebette seines greisen Großvaters weilte, legte ihm der große Kaiser, als letztes Vermächtnis, die Pflege guter Beziehungen zu Rußland ans Herz. Und wahrlich, Kaiser Wilhelm II. hat das Gelöbnis, welches er als Prinz seinem sterbenden Großvater gab, ehrlich und treu gehalten.

Wenn seit 1906 die Beziehungen zu Rußland einen anderen Charakter annahmen, so war das nicht die Schuld des Deutschen Kaisers, sondern lag vielmehr an der nationalistisch-chauvinistischen Strömung in Rußland,[1]) welche Regierung und Volk immer mehr Frankreich, später auch England in die

[1]) Die Hetzarbeit der führenden Zeitung „Nowoje Wremja“ gegen Deutschland, besonders die Artikel des Londoner Korrespondenten dieses Blattes, der „Argus“ zeichnete.

Digitized by Google

Arme trieb. Diese immer ausgesprochenere Strömung verhinderte, daß das gute persönliche Verhältnis der beiden Herrscher auf die Beziehungen der beiden Staaten eine genügende Rückwirkung hätte ausüben können.

Wie sehr Kaiser Wilhelm an einem guten Verhältnis zu Rußland, auch nach der Verabschiedung des Fürsten v. Bismarck und trotz erfolgter Kündigung des Rückversicherungsvertrages, hielt, desgleichen auch daran, daß dieses freundschaftliche Verhältnis zum russischen Kaiser und zu dessen großem Reiche auch außerhalb der deutschen Grenzen als feste Grundlage für den europäischen Frieden betrachtet würde, dafür mögen die folgenden Zeilen einen Beweis liefern. Zugleich zeugen dieselben dafür, wie sehr der Kaiser Nikolaus auch seinerseits bestrebt war, in allem, was zur Erhaltung des Friedens beitragen konnte, den Wünschen Kaiser Wilhelms entgegenzukommen. Diese Absicht hat Kaiser Nikolaus II. zuletzt, noch vierundzwanzig Stunden vor Ausbruch des Krieges, bewiesen, indem er, um dem Wunsche Kaiser Wilhelms zu entsprechen, die russische Mobilmachung aufhalten wollte. Aus den Akten des Suchomlinowprozesses ist aber ersichtlich, wie diese gute Absicht des russischen Monarchen hintertrieben wurde.

*

Die beiden Brüder, Graf Peter und Paul Schuwalow, von denen der erstere kaiserlich russischer Botschafter in London, der letztere in Berlin war, galten von jeher als aufrichtige Freunde Deutschlands und waren stets bestrebt, die besten Beziehungen zwischen den beiden Kaiserhöfen und den beiden großen Nachbarländern aufrechtzuerhalten. Graf Peter Schuwalow, welcher für den erkrankten Fürsten Gortschakow Rußland auf dem Berliner Kongreß im Jahre 1878 vertrat, war ebenso, wie nachher auch sein Bruder Paul, mit dem Fürsten Otto v. Bismarck durch enge persönliche Freundschaft verbunden.

Im Jahre 1885 wurde Graf Paul Schuwalow zum kaiserlich russischen Botschafter am königlich preußischen Hofe ernannt. Die fast zehn Jahre seiner Anwesenheit in Berlin waren wohl die glänzendste Zeit, welche das alte ehrwürdige Palais „Unter den Linden 7" jemals gesehen hatte. Der Graf Schuwalow und seine scharmante Gattin, die Gräfin Marie Alexandrowna, eroberten sich bald alle Herzen der Berliner Gesellschaft, und nie zuvor und auch nicht nachher hat jemals ein so reger und, ich möchte sagen, zwangloser Verkehr zwischen Deutschen und Russen stattgefunden, als wie beim „Waffenbruder", dem von allen hochverehrten Botschafter. Diesen Namen hatte er sich bald in deutschen Offizierskreisen erworben, ein Umstand, der deutlich genug dafür spricht, daß Graf Schuwalow als Träger dieses Gedankens angesehen wurde.

Im Jahre 1894 mußte nach Abgang des Fürsten Imeretinsky der Posten eines kaiserlich russischen Statthalters für Polen in Warschau neu besetzt werden, und der damalige Kriegsminister Wannowsky hatte dem Kaiser Alexander III.

Digitized by Google

aus verschiedenen Gründen, unter denen die guten Beziehungen des Grafen zu Deutschland wohl nicht die letzte Rolle spielten, den Grafen Paul Schuwalow als Nachfolger vorgeschlagen. Durch die schwere Erkrankung des Kaisers Alexander im Herbst 1894 wurde die Ernennung nicht von ihm vollzogen, sondern erst später von seinem Sohn und Nachfolger, Kaiser Nikolaus II.

Das Gerücht der wahrscheinlichen Entsendung des Grafen nach Warschau war aber den Ereignissen vorausgeeilt und wurde in den Kreisen der Gesellschaft und Beamtenwelt St. Petersburgs und Berlins bereits kolportiert und besprochen. Es drang auch bis zu Seiner Majestät dem Kaiser Wilhelm, und eines Tages, es dürfte ungefähr Ende November 1894 gewesen sein, suchte mich eine hochgestellte Persönlichkeit[1]) auf, die eben von einer Kaiserjagd, sei es Letzlingen, Göhrde oder Hubertusstock — genau weiß ich es nicht mehr —, zurückgekehrt war, und sagte mir:

„Die höchst wahrscheinliche Ernennung des Grafen Paul Schuwalow zum Statthalter von Polen ist beim Jagddiner besprochen worden, und ich habe das Gefühl, daß Seine Majestät der Kaiser von derartigen mehr oder weniger begründeten Gerüchten, die zirkulieren, ohne daß er von dem Kaiser von Rußland in irgendeiner Weise über seine Absicht, dem Grafen eine andere Verwendung zu geben, direkt benachrichtigt worden wäre, peinlich berührt gewesen sei. Es wäre doch gut, wenn Sie versuchen würden, eine diesbezügliche direkte Benachrichtigung von seiten des Kaisers Nikolaus zu erreichen, damit nicht wieder eines der zahlreichen kleinen Mißverständnisse entstehe, die so oft in den Beziehungen der beiden Herrscher Verstimmungen hervorgerufen haben."

Ich war damals wegen Erkrankung des Botschaftsrats v. Tcharykow und Abwesenheit des ersten Sekretärs, Grafen Pahlen, der rangälteste Beamte der Botschaft, zugleich der dem Grafen Schuwalow persönlich am nächsten stehende, „sein Flügeladjutant", wie er mich stets zu benennen liebte. Außerdem war gerade diese Arbeit des Beilegens derartiger kleiner Mißverständnisse nachgerade meine Spezialität geworden,[2]) und ich schrieb in derselben Nacht noch an den Grafen Schuwalow, der sich in St. Petersburg befand, einen persönlichen Brief, den ich am nächsten Morgen durch Feldjäger nach Petersburg schickte. In dem Briefe ersuchte ich den Grafen, Seine Majestät den Kaiser Nikolaus II. zu bitten, direkt von sich aus den Kaiser Wilhelm von seiner bevorstehenden Abberufung aus Berlin und Ernennung zum Statthalter in Warschau in Kenntnis zu setzen, und zwar sobald als möglich.

Schon der nächste Feldjäger, der ungefähr zehn Tage darauf aus Petersburg eintraf, übergab mir außer dem üblichen Paket des Ministeriums einen kleinen Brief und sagte mir, er sei im letzten Moment vor seiner Abreise aus Petersburg zum Kaiser in das Anitschkow-Palais berufen worden und hätte

[1]) Seine Hoheit Prinz Albert von Sachsen-Altenburg.

[2]) Dadurch, daß ich als Neffe des damaligen Chefs des Hauptquartiers Generaladjutant v. Richter auf privatem Wege viel zur Aufklärung solcher Mißverständnisse beitragen konnte.

Digitized by Google

Seine Majestät ihm diesen Brief persönlich eingehändigt mit dem Befehl, denselben dem dienstältesten Herrn der Botschaft in Berlin zu übergeben, damit das Schreiben sofort dem Kaiser Wilhelm überreicht würde. Auf dem Kuvert des Briefes stand von der Hand Seiner Majestät geschrieben:

„A. S. M. l'Empereur Guillaume."

Ich begab mich sofort zu Herrn v. Tcharykow, welcher mit starker Influenza zu Bett lag und daher persönlich keinerlei Schritte unternehmen konnte, und sagte ihm, daß ich beabsichtige, diesen Brief, der sich nicht in dem diplomatischen Paket befunden habe, nicht durch das Auswärtige Amt, sondern direkt an Seine Majestät gelangen zu lassen, und daß ich mich zu diesem Zwecke zu Seiner Exzellenz v. Hahnke begeben würde, um mit ihm zu besprechen, wie es am besten anzustellen sei. Herr v. Tcharykow erklärte sich hiermit durchaus einverstanden.

General v. Hahnke, den ich nachher aufsuchte, hatte die Güte, nach dem Neuen Palais zu telephonieren, und sagte mir, ich sollte mich mit dem 12-Uhr-Zug dahin begeben und dem Flügeladjutanten vom Dienst den Brief einhändigen. Zur angegebenen Stunde fuhr ich nach der Wildparkstation, wo ich eine Hofequipage vorfand, welche mich ins Neue Palais brachte. Dort meldete ich mich bei dem diensttuenden Flügeladjutanten, Herrn v. Moltke, dem nachherigen Chef des Generalstabes. Ich erzählte ihm in kurzen Worten, wie ich zu diesem Brief gekommen war, und bat ihn, denselben Seiner Majestät dem Kaiser zu übergeben. Flügeladjutant v. Moltke nahm mir jedoch den Brief nicht ab, sondern sagte, er wolle es Seiner Majestät dem Kaiser erst melden, vielleicht würde Seine Majestät wünschen, mich persönlich zu sprechen. Herr v. Moltke kam alsbald zurück und teilte mir mit, daß der Kaiser mich sofort zu sehen wünsche, und gleich darauf wurde ich von Seiner Majestät dem Kaiser empfangen, welcher in den wenigen Augenblicken die Litewka seines russischen Warschauer Gardegrenadierregiments König Friedrich Wilhelm III. anzulegen Zeit gefunden hatte.

Mit den Worten: „Was verschafft mir die Ehre, mein alter Knorring, Sie auch einmal hier bei mir zu sehen," empfing mich scherzend der Kaiser, und ich hatte die Ehre, ihm persönlich den Brief meines Herrschers zu überreichen. Nachdem ich Zeit gehabt hatte, Seiner Majestät kurz zu erklären, wie gerade ich zu dieser hohen Ehre gekommen war, wollte ich mich mit Moltke zurückziehen. Der Kaiser ließ das jedoch nicht zu und sagte: „Bleiben Sie hier, es dürfte Sie interessieren zu hören, was Ihr Kaiser mir schreibt," worauf Kaiser Wilhelm ans Fenster trat und mit angespannter Aufmerksamkeit den Brief ein- oder zweimal mit sehr ernster Miene durchlas. Darauf wandte sich der Kaiser an mich mit der ihn charakterisierenden Lebhaftigkeit und sagte mir:

„Ich freue mich, nunmehr direkte Mitteilung von Ihrem Kaiser zu erhalten, betreffend Schuwalow. Er schreibt mir darin, daß wichtige Gründe admini-

Digitized by Google

strativer Natur ihn zwingen, seinen Generaladjutanten, Grafen Schuwalow, zum Statthalter von Polen in Warschau zu ernennen und somit von hier abzuberufen.

„Gerade Sie, Knorring, der Sie dem Grafen Schuwalow am nächsten gestanden haben, werden am besten verstehen, was es bedeutet, wenn der Träger, sozusagen die Standarte der guten Beziehungen zwischen unseren beiden Häusern und den beiden Ländern, abberufen wird. Ganz abgesehen von meinem persönlichen Bedauern, den Grafen und die Gräfin von hier scheiden zu sehen, kennen Sie ja die Stellung und die Liebe, welche Graf Schuwalow sich in meiner Armee und in der Berliner Gesellschaft erworben hatte, und — Knorring! — Feinde haben wir alle, sowohl Ihr Kaiser wie ich, und hier meine ich speziell die ihm und mir übelgesinnte, sowohl nationale, als auch internationale Presse, und daß die Abberufung des Grafen Schuwalow aus Berlin von den uns feindlich gesinnten Blättern nicht anders gedeutet werde, wie es Ihr erhabener Kaiser in diesem Briefe mir mitteilt, dafür mache ich Sie, Knorring, verantwortlich."

Ich erwiderte dem Kaiser, daß ich den Scharfblick bewunderte, mit welchem Seine Majestät sofort sozusagen den Nagel auf den Kopf getroffen hätte, nämlich die Gefahr, daß die übelgesinnten und mißgönnenden Parteien des Inlandes sowie die einer deutsch-russischen Annäherung feindlich gegenüberstehenden Mächte in der Abberufung eines so überzeugten Anhängers der Notwendigkeit guter Beziehungen zwischen Petersburg und Berlin, wie es der Botschafter Graf Schuwalow gewesen war, einen höchst erwünschten Stoff fänden, um das erforderliche Kapital daraus zu schlagen. Ich würde mit meinen schwachen Kräften versuchen alles zu tun, um den Wunsch Seiner Majestät zu erfüllen. So ganz leicht sei es jedoch nicht! Der Kaiser aber wiederholte mir:

„Ich mache Sie dafür verantwortlich und verlasse mich auf Sie,"

worauf er mich gnädigst verabschiedete.

Ich muß gestehen, daß die Rückfahrt aus dem Neuen Palais nach Berlin nicht zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens gehört, da ich alle meine geistigen Kräfte im höchsten Maße anzuspannen versuchte, um mir einen Plan zurechtzulegen, wie dem Wunsche des Kaisers am besten nachzukommen wäre. Denn wie sollte man dem vorbeugen, sobald die Abberufung öffentlich bekannt geworden wäre, daß gewisse Zeitungen des In- und Auslandes ganze Spalten in unerwünschtem Sinne über die Abberufung brächten?

Als ich so, wie man zu sagen pflegt, „Blut schwitzte", fiel mir zum Glücke ein, daß Graf Schuwalow mir vor längerer Zeit einmal in vertraulichem Gespräch gesagt hatte:

„Viel lieber, als alle Andreasorden wäre es mir, falls ich von Berlin weggehen müßte, wenn mein Kaiser mir ein Reskript gäbe, in welchem er meine Politik während der fast zehn Jahre meiner Anwesenheit in Berlin gutheißen und erwähnen würde, daß ich nur in Allerhöchstem Auftrage seines Vaters

Digitized by Google

hier gehandelt habe, damit es mir nicht eines schönen Tages ergehe wie einstmals meinem armen Bruder Peter, der auch auf Anweisung des Kaisers Alexander II. auf dem Berliner Kongreß gehandelt, dann aber von der ganzen russisch-chauvinistischen Presse angefallen und fast in den Schmutz gezogen wurde." —

Diese Worte fielen mir glücklicherweise auf der Rückfahrt aus Potsdam wieder ein, und ich sagte mir, daß die einzige Möglichkeit, allen unliebsamen Kommentaren vorzubeugen, nur darin bestehe, den Kaiser Nikolaus zu veranlassen, dem Grafen Schuwalow ein derartiges Reskript auszustellen, in welchem auch gesagt würde, daß die Pflege der guten Beziehungen zu Deutschland im Interesse des allgemeinen Friedens auch Seiner Majestät dem Kaiser Nikolaus am Herzen läge.

Gegen 3 Uhr wieder in Berlin eingetroffen, begab ich mich sofort zu meinem stellvertretenden Chef, Herrn v. Tcharykow, und berichtete ihm über meine Unterredung mit Seiner Majestät und über die Art und Weise, wie ich dem Wunsche des Kaisers, meiner Meinung nach, am besten nachkommen könnte. Herr v. Tcharykow hatte noch höheres Fieber als am Vormittag, sagte mir, es wäre ihm unmöglich, irgend etwas zu unternehmen, und er überlasse mir vollständig zu handeln, wie ich es für richtig befände.

Das war gerade das, was ich wollte, denn dadurch hatte ich vollkommen freies Spiel, und ohne Zeit zu verlieren, setzte ich mich hin und verfaßte einen ausführlichen Bericht, in dem ich die ganze Unterredung wörtlich wiedergab und zum Schluß sagte:

„Falls Seine Majestät, unser Kaiser, die sehr begründete Auffassung des Deutschen Kaisers teilt und Ihm auch daran liegt, daß die Abberufung des Grafen Schuwalow nicht anders ausgelegt würde, als Er es selbst in Seinem Briefe an Kaiser Wilhelm getan hat, so erblicke ich die einzige Möglichkeit, einer gegenteiligen Auslegung vorzubeugen, ausschließlich in der Verleihung eines Reskripts an den Grafen Schuwalow, in welchem seine Politik während des letzten Dezenniums gutgeheißen und die Notwendigkeit guter Beziehungen zu Deutschland als Unterpfand des Friedens betont würde."

Diesen Bericht sandte ich noch am selben Abend durch Feldjäger nach Petersburg ab, und zwar in doppelter Ausführung. Das eine Exemplar an Seine Exzellenz Herrn v. Schischkin, den damaligen Verweser des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten, das zweite an den sich noch in Petersburg aufhaltenden Grafen Schuwalow selbst. Daß letzteres auf günstigen Boden fallen würde, dessen war ich ja von vornherein sicher, und ich hoffte, daß der Graf durch seine intimen Beziehungen, sowohl zum Herrscher selbst, als auch zu dessen unmittelbarer Umgebung, wohl imstande sein würde, das gewünschte Reskript von Seiner Majestät zu erhalten. Der Feldjäger muß, wenn ich nicht irre, Anfang Dezember in Petersburg eingetroffen sein. Bald darauf kehrte der Graf Schuwalow nach Berlin zurück, dankte mir sehr für meine Handlungsweise und sagte mir, das Reskript würde in einigen Wochen,

Digitized by Google

zugleich mit der offiziellen Bekanntgabe seiner Ernennung zum Statthalter von Polen, erscheinen, und zwar in einer Redaktion, die dem von mir vorgeschlagenen Sinne entsprechen dürfte. Der Graf muß, soweit ich mich entsinnen kann, gegen Ende Dezember nach Berlin zurückgekehrt sein, und wenige Tage später brachte bereits am 3. Januar 1895 das Wolffbureau den Text des Kaiserlichen Reskripts an den Grafen Schuwaloff in folgendem Wortlaut:

Petersburg, Donnerstag, 3. Januar.

„Der Regierungsbote" veröffentlicht nachstehendes kaiserliches Reskript an den Grafen Schuwalow:

„Mein in Gott ruhender Vater hatte Sie in gerechter Würdigung Ihrer glänzenden und hervorragenden militärischen Taten, sowie der Sie auszeichnenden Fähigkeiten im Jahre 1885 zum außerordentlichen und bevollmächtigten Botschafter bei Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser, König von Preußen, ernannt. Ihre mehr als neunjährige Tätigkeit in der Diplomatie hat nach jeder Richtung hin das hohe in Sie gesetzte Vertrauen und die Hoffnungen, welche man von Ihnen hegte, gerechtfertigt!

Während dieser ganzen Zeit haben Sie als treuer und eifriger Ausführer der Pläne Ihres Kaisers die Bande der Freundschaft gepflegt, welche Rußland seit langer Zeit mit seinem mächtigen Nachbarn vereinen, und haben dadurch beigetragen zu dem Erfolge des erhabenen, wohltätigen Werkes der Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens, welcher dem Herzen Meines unvergeßlichen Vaters ebenso teuer war, wie er dem Meinigen ist.

Indem Ich Sie jetzt zum Wohle des Reiches auf den gleich wichtigen Posten des Generalgouverneurs von Warschau und des Kommandeurs der Truppen des Militärbezirks von Warschau ernenne, will Ich Ihnen meine aufrichtige Anerkennung für Ihre dem Throne und dem Vaterlande geleisteten glänzenden Dienste und die sichere Hoffnung auf die Ersprießlichkeit Ihrer Bemühungen aussprechen, welche Sie in Zukunft dem Wohle und der Entwicklung des Ihrer Verwaltung anvertrauten Landesteiles widmen werden."

Obgleich ich genau wußte, daß der Text des Reskripts durch das Auswärtige Amt dem Kaiser sofort unterbreitet worden war, suchte ich mit Genehmigung des Grafen Schuwalow dennoch Herrn v. Moltke auf und erlaubte mir, ihm das Wolffsche Telegramm zu übergeben, mit der Bitte, Seine Majestät darauf aufmerksam machen zu wollen, daß der Inhalt desselben die Erfüllung des mir im Neuen Palais Allerhöchst erteilten Auftrages sei, was Herr v. Moltke auch freundlichst übernahm. Das kann am 3. oder 4. Januar

Digitized by Google

gewesen sein! Am 5. Januar schrieb Kaiser Wilhelm folgenden Brief[1]) an den Kaiser Nikolaus, in welchem Seine Majestät bereits das Reskript erwähnt:

Potsdam, den 5. Januar 1895.

Mein lieber Nicky!

Dein freundschaftlicher Brief, den mir Knorring überreichte, enthielt sehr interessante, aber mich sehr betrübende Nachrichten. Ich bin Dir sehr dankbar für Deine Benachrichtigung und verstehe durchaus die Gründe, die Deine Entscheidung, betreffend den Grafen Schuwalow, veranlaßten. Gleichzeitig kann ich Dir versichern, daß ich sehr traurig bin, den vortrefflichen Paul zu verlieren. Er war der einzige Botschafter in Berlin, mit dem ich auf wirklich vertrautem Fuße stand und der mir ein „ami intime" war, soweit ein Nichtdeutscher auf diese Bezeichnung Anspruch haben kann. Er wird mir wirklich recht fehlen. Er verdient vollständig das Lob, welches Du ihm in Deinem Reskript erteilst, denn die engen und intimen Beziehungen unserer Höfe und Völker waren bei niemand in besseren Händen. Ich will hoffen und vertrauen, daß der Nachfolger, den Du ihm wählen wirst, fähig sein wird, mit derselben Aufrichtigkeit und Offenheit des Charakters die Tätigkeit Schuwalows in derselben Weise fortzuführen, da die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern auf traditionellen Grundlagen ruhen und daher ganz anders als die zu anderen Nationen und von entscheidendem Einfluß auf die ganze Welt sind.

Ich habe Schweinitz auf den ausdrücklichen Wunsch Deines Vaters seinerzeit durch Werder ersetzt. Wenn ich gleichzeitig einen Wunsch aussprechen darf, so wäre es, daß Du entweder Pahlen, Richter oder Staal wenn möglich als Nachfolger wählst.

Nun will ich Dir ein glückliches Neues Jahr an der Seite des lieben Engels Alix wünschen; möchte es Euch ein Jahr des Glücks und des Wohlseins sein!

Hoffentlich erfreut Dich mein Weihnachtsgeschenk. Es ist ein Album mit Photographien von der Berliner Fahnenweihe.

In der Hoffnung, daß wir uns im Laufe dieses Jahres irgendwo begegnen mögen, verbleibe ich

Dein Dich herzlich liebender Freund

Willy.

Zu den Hoffestlichkeiten war bald darauf das Hoflager aus dem Neuen Palais ins Berliner Schloß verlegt worden, und an einem herrlichen, milden Winternachmittag, um den Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers herum,

[1]) Von diesem Briefe erhielt ich Kenntnis im Jahre 1906, als ich in das Ministerium des Äußern nach Petersburg berufen wurde.

Digitized by Google

wollte ich von der Botschaft in den Tiergarten reiten, als auf dem Pariser Platz mir Seine Majestät der Kaiser mit seiner Suite aus dem Brandenburger Tor entgegengeritten kam. Da ich gerade ein recht unruhiges Pferd des Fürsten Engalitcheff, des damaligen Militärbevollmächtigten, ritt, so retirierte ich fast bis an die französische Botschaft, um dort Front zu machen. Trotzdem erkannte mich aber der Kaiser und winkte mich an seine Seite, reichte mir seine Hand herüber und sagte: „Knorring, ich danke Ihnen! Sie haben Ihre Sache gut gemacht!", und nahm mich an Seiner Seite die ganzen Linden bis ans Denkmal Friedrichs des Großen mit, wo Seine Majestät mich mit nochmaligem Händedruck und Dank gnädigst zu entlassen geruhte.

Alles hier wortgetreu Wiedergegebene ist ein Beweis, wie sehr Seine Majestät der Kaiser in der festen Überzeugung, daß ein gutes Verhältnis zu Rußland und dessen Herrscher das beste Unterpfand für die Erhaltung des Friedens sei, stets bestrebt war, diese Beziehungen aufrecht zu erhalten.

Denn die Erhaltung des Friedens zum Segen und Gedeihen Deutschlands war stets nur das einzig treibende Motiv bei den Handlungen des Allerhöchsten Herrn.

Baden-Baden, den 27. Januar 1920.

Betriebsräte

Von

Landgerichtsrat W. Kulemann (Braunschweig)

Das Betriebsrätegesetz, das nach langen Kämpfen innerhalb und außerhalb des Parlaments am 4. Februar d. J. erlassen ist, bildet den vorläufigen Abschluß einer in mehrfacher Hinsicht außerordentlich interessanten Entwicklung. Die Novemberrevolution war im Gegensatze zu früheren Vorgängen ähnlicher Art nicht bloß eine politische, sondern zugleich eine soziale. Hatten bis dahin die konservative und die liberale Auffassung miteinander um die Herrschaft gerungen, so handelte es sich jetzt teils um den Gegensatz zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft, teils um denjenigen zwischen Aristokratie und Demokratie. Aber bald fanden sich daneben auch Vertreter einer dritten Form der staatlichen Machtverteilung, nämlich der Ochlokratie, d. h. der Verlegung des Schwerpunktes in die unteren Schichten, und mit ihr der Herrschaft der Straße. Dieser Gedanke ist kein Erzeugnis des deutschen Volksgeistes, sondern er wurde uns zugeführt aus Rußland, aber bald gewann er auch in Deutschland eine starke Anhängerschaft. Es bestätigte sich das oft betonte geschichtliche Gesetz, daß stets das eine Extrem durch das andere abgelöst und der verständige Mittelweg nur von wenigen betreten wird. Hatten vor der Revolution das Junkertum, der Adel, das Militär, die Bureaukratie, das Agrariertum und der Fabrikfeudalismus, kurz die durch äußere Umstände begünstigten oberen und besitzenden Klassen ein einseitiges Übergewicht besessen und sich geweigert, den unteren besitzlosen, insbesondere den Arbeitern den ihnen gebührenden Anteil einzuräumen, so forderte man jetzt nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiete die „Expropriation der Expropriateurs", sondern zugleich auf politischem die Diktatur des Proletariats.

Digitized by Google

Überall bildeten sich Arbeiter- und Soldatenräte, die sich der Regierung bemächtigten und mit Hilfe der Roten Garde und der Matrosen eine Willkürherrschaft einrichteten, wie sie widerwärtiger kaum der französische Konvent von 1793 geübt hatte.

Wäre das Bürgertum auf seine eigene Kraft angewiesen gewesen, so würde es ihm kaum gelungen sein, dieser Bewegung Herr zu werden. Glücklicherweise stieß sie auch innerhalb der Arbeiterschaft selbst auf entschiedenen Widerstand, und zwar aus einem doppelten Grunde. Zunächst stand sie im offenbaren Gegensatze zu dem demokratischen Prinzip, denn dieses fordert Gleichberechtigung aller Bürger und deshalb die Bildung des Staatswillens durch Beschlüsse der Mehrheit. Mit ihr ist die Herrschaft einer einzelnen Klasse unvereinbar, mag diese auf der sozialen Stufenleiter eine höhere oder eine tiefere Stelle einnehmen. Mußte deshalb die Sozialdemokratie als politische Partei das Rätesystem ablehnen, so wurde es noch energischer bekämpft von den Gewerkschaften aller Richtungen. Selbst soweit deren Mitglieder sich zu dem sozialistischen Programm bekannten, hatten sie doch als Organisation stets den Gedanken vertreten, die Besserung der sozialen Zustände mit gesetzlichen Mitteln, und zwar in erster Linie dadurch zu erreichen, daß die Arbeiterschaft die ihr gebührende Stellung innerhalb der Volkswirtschaft sowie einen ausreichenden Anteil an dem Produktionserlöse erhalte und in die Lage versetzt werde, durch Verhandlungen mit den Arbeitgebern auf dem Boden der Gleichberechtigung ihre Forderungen zur Anerkennung zu bringen. Sie mußten sich deshalb der Anwendung brutaler Gewalt nachdrücklich widersetzen.

Standen mithin innerhalb der Arbeiterschaft die gemäßigten Elemente dem Rätegedanken nicht allein innerlich ablehnend gegenüber, sondern scheuten sie sich auch nicht, ihn offen zu bekämpfen, so stießen sie jedoch hierbei auf eine Schwierigkeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie lag, kurz ausgedrückt, in der politischen Atmosphäre, wie sie durch die Revolution geschaffen war. Schon bald nach Ausbruch des Krieges hatte die Verschiedenheit der Auffassung innerhalb der Sozialdemokratie zu einer Spaltung geführt, die sich dann noch weiter insofern fortsetzte, als im Kreise der Unabhängigen die Spartakisten oder Kommunisten einen äußersten linken Flügel bildeten. Der Streit zwischen Rechtssozialisten und Linkssozialisten entbrannte mit einer Heftigkeit, die nicht geringer war als ähnliche Kämpfe unter den bürgerlichen Parteien. Beide Gegner waren darauf angewiesen, die Sympathien der Arbeitermassen zu gewinnen, und da in deren Augen kein Vorwurf schwerer wiegt als der, bei der Vertretung der Arbeiterinteressen nicht die erforderliche Energie entfaltet zu haben, so liefen die Rechtssozialisten und die ihnen nahestehenden Gewerkschaften, wenn sie dem Rätegedanken sich widersetzten, Gefahr, einen großen Teil ihrer Anhängerschaft zu verlieren.

So lagen die Verhältnisse, als in Weimar die Nationalversammlung zusammentrat, um dem Deutschen Reiche eine neue staatsrechtliche Grundlage zu verschaffen. Da die Unabhängigen nur über 22, die Mehrheitssozialisten dagegen über 165 Stimmen verfügten, so wäre es diesen möglich gewesen, ihren Standpunkt voll zur Geltung zu bringen. Allein dem widersprach die hervorgehobene taktisch-politische Erwägung, und so verfiel man darauf, einen Mittelweg einzuschlagen, indem man freilich das Rätesystem in der Verfassung „verankerte", d. h. theoretisch anerkannte, aber dessen praktische Ausgestaltung einem besonderen Gesetze vorbehielt.

Die in der Verfassung getroffene Regelung ist kurz skizziert die folgende: Zur Wahrung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Interessen sollen für Arbeiter und Angestellte auf gesetzlichem Wege besondere Organisationen geschaffen werden; sie bestehen in drei Gruppen, nämlich Betriebsarbeiterräten, Bezirksarbeiterräten und einem Reichsarbeiterrat. Die Bezirksarbeiterräte und der Reichsarbeiterrat treten mit entsprechenden Organisationen der Unternehmer und der „sonstigen beteiligten Volkskreise" zu Bezirkswirtschaftsräten und einem Reichswirtschaftsrate zusammen. Diesen beiden Instanzen

Digitized by Google

sind im allgemeinen lediglich wirtschaftliche Aufgaben zugewiesen, die sie mit ihren eigenen Mitteln zu erfüllen haben. Aber hiervon ist insofern eine Ausnahme gemacht, als der Reichswirtschaftsrat zugleich eine politische Stellung erhalten hat. Allerdings ist sie auf die Wirtschafts- und Sozialpolitik beschränkt, so daß die eigentliche Staatspolitik ebenso ausscheidet, wie die Gebiete, die man unter dem Sammelnamen Kulturpolitik zusammenfaßt. Aber in diesem beschränkten Rahmen ist ihm eine bedeutungsvolle Mitwirkung an der Gesetzgebung eingeräumt, indem vorgeschrieben ist, daß nicht allein Gesetzentwürfe, welche die Regierung dem Reichstage unterbreiten will, sofern sie von grundlegender Bedeutung sind, vorher dem Reichswirtschaftsrate zur Begutachtung vorgelegt werden müssen, sondern er auch befugt ist, selbständig solche Vorlagen zu beantragen und zu fordern, daß sie dem Reichstage zugehen. An dessen Beratungen darf er sich durch von ihm bestellte Vertreter beteiligen.

Nachdem so der Streit nach seiner prinzipiellen Seite entschieden war, mußte die Ausführung auf dem Wege der Spezialgesetzgebung erfolgen, und den ersten Schritt dieser Art bildet das Betriebsrätegesetz. Von dessen Bestimmungen können hier nur die wichtigsten erwähnt werden, und auch sie nur in abgekürzter Form.

Die grundlegende Vorschrift lautet: „Zur Wahrnehmung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der Arbeitnehmer (Arbeiter und Angestellte) dem Arbeitgeber gegenüber und zur Unterstützung des Arbeitgebers in der Erfüllung der Betriebszwecke sind ... Betriebsräte zu errichten." Arbeiter und Angestellte erhalten in den Arbeiterräten und Angestelltenräten besondere Vertretungen. Diese sind jedoch in dem Betriebsrate zu einer Gesamtorganisation vereinigt. Aufgaben der letzteren sind u. a.: 1. Die Betriebsleitung durch Rat zu unterstützen, um gemeinsam mit ihr für einen möglichst hohen Stand und für möglichste Wirtschaftlichkeit der Arbeitsleistungen zu sorgen. 2. An der Einführung neuer Betriebsmethoden fördernd mitzuwirken. 3. Den Betrieb vor Erschütterungen zu bewahren, insbesondere bei Streitigkeiten eine Einigung anzustreben und, falls diese mißlingt, den Schlichtungsausschuß anzurufen. 4. Mit dem Arbeitgeber die Dienstvorschriften zu vereinbaren. 5. Das Einvernehmen innerhalb der Arbeiterschaft und mit dem Arbeitgeber zu fördern. 6. Für Unternehmungen, in denen ein Aufsichtsrat besteht, sollen auf Grund eines noch zu erlassenden besonderen Gesetzes die Betriebsräte das Recht erhalten, in ihn Vertreter zu entsenden, um die Interessen der Arbeitnehmer zur Geltung zu bringen. Diese Vertreter haben in allen Sitzungen des Aufsichtsrates Sitz und Stimme. 7. Der Betriebsrat kann verlangen, daß der Arbeitgeber, soweit nicht Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisse gefährdet werden, ihm über alle den Dienstvertrag und die Tätigkeit der Arbeitnehmer berührenden Betriebsvorgänge Aufschluß gibt, insbesondere die Lohnbücher vorlegt. 8. Der Arbeitgeber hat vierteljährlich einen Bericht über die Lage und den Gang des Unternehmens und des Gewerbes im allgemeinen, sowie über die Leistungen des Betriebes und den zu erwartenden Arbeitsbedarf dem Betriebsrate Bericht zu erstatten. 9. In großen Betrieben ist nach Maßgabe eines noch zu erlassenden Gesetzes alljährlich dem Betriebsrate eine Betriebsbilanz und eine Gewinn- und Verlustrechnung für das verflossene Geschäftsjahr vorzulegen und zu erläutern. 10. Der Betriebsrat hat mit dem Arbeitgeber Richtlinien über die Einstellung der Arbeitnehmer zu vereinbaren und bei deren Entlassung mitzuwirken. Im Rahmen dieser Richtlinien hat über die Einstellung der einzelnen Arbeitnehmer der Arbeitgeber allein und ohne Mitwirkung des Betriebsrates zu entscheiden. Ebenso liegt die Ausführung der gemeinsam mit der Betriebsleitung gefaßten Beschlüsse in dessen Hand. Ein Eingriff in die Betriebsleitung durch selbständige Anordnungen steht dem Betriebsrate nicht zu. Dagegen kann er bei Verstößen gegen die Richtlinien Einspruch erheben und nötigenfalls den Schlichtungsausschuß anrufen. 11. Über die Voraussetzungen, unter denen eine Kündigung der Arbeitnehmer stattfinden darf, sind eingehende Bestimmungen getroffen. Besteht Streit darüber, ob sie beobachtet sind, so

Digitized by Google

hat der Betriebsrat eine Einigung mit dem Arbeitgeber zu versuchen und kann, falls sie mißlingt, ebenfalls die Entscheidung des Schlichtungsausschusses herbeiführen. 12. Um die Mitglieder des Betriebsrates gegen Maßregelungen seitens des Arbeitgebers zu schützen, ist vorgeschrieben, daß zu deren Kündigung oder Versetzung in einen anderen Betrieb die Zustimmung des Betriebsrates erforderlich ist.

Der Schwerpunkt des Gesetzes liegt in seiner Stellungnahme zu der Grundfrage aller Sozialreform und Sozialpolitik, nämlich der prinzipiellen Auffassung des Verhältnisses zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Hier stehen sich die beiden Standpunkte gegenüber, die man kurz als den der Interessenharmonie und den des Klassenkampfes bezeichnen kann. Nach der ersteren Auffassung sind die beiderseitigen Interessen identisch, nach der letzteren stehen sie in einem unversöhnlichen Gegensatze. Es scheint auf einer Einrichtung der Weltordnung zu beruhen, daß die unendliche Mehrheit der Menschen im geistigen Sinne einäugig ist, d. h. daß es ihr nicht möglich ist, einen Gegenstand oder ein Verhältnis gleichzeitig von zwei Seiten zu betrachten und so ein Gesamtbild zu erhalten. Der Gedanke, daß zwei miteinander streitende Gruppen gleichzeitig recht und unrecht haben können, ist ihnen völlig unfaßbar. Das gilt auch in unserem Falle. Zweifellos müssen Arbeiter und Arbeitgeber gemeinsam wünschen, daß das Unternehmen, in dem sie tätig sind, gedeiht, also einen möglichst hohen Ertrag liefert, denn der Kampf um dessen Verteilung hat erst dann einen Sinn, wenn es etwas gibt, das verteilt werden kann. Ist insoweit der Harmoniestandpunkt berechtigt, so übersieht er jedoch, daß bei der erwähnten Bestimmung über die Verteilung des Produktionsertrages die beiderseitigen Interessen in Gegensatz treten. Je höher der Lohn ist, den der Arbeitgeber zu zahlen hat, und je mehr Kosten durch sonstige für die Arbeiter günstige Einrichtungen erfordert werden, um so weniger verbleibt ihm als Gewinn. Da aber im wirtschaftlichen Leben davon ausgegangen werden muß, daß jeder Mensch einseitig seinen Vorteil im Auge hat, so ergibt sich, daß beide Gruppen ungeachtet des hervorgehobenen gemeinsamen Interesses doch gleichzeitig Ziele verfolgen, von denen das eine nur auf Kosten des anderen erreicht werden kann.

Dieser Doppelcharakter des Arbeitsverhältnisses findet seinen Ausdruck auch in der Form der Organisation. Auf der einen Seite müssen Einrichtungen bestehen, die den Zweck haben, das gemeinsame Interesse durch das Zusammenwirken von Arbeitern und Arbeitgebern zu fördern, auf der anderen Seite müssen beide Teile die Möglichkeit haben, getrennt voneinander ihre eigenen Interessen zur Geltung zu bringen. Diese Lösung ist nicht allein logisch begründet, sondern sie hat auch bereits bei dem Streite zwischen den Anhängern der Arbeitskammern und der Arbeiterkammern insoweit Anerkennung gefunden, als in den wissenschaftlichen Kreisen heute die Ansicht überwiegt, daß die Arbeitskammern nur dann ihrem Zwecke gerecht werden, wenn in ihrem Rahmen zugleich jede der beiden Gruppen eine selbständige Organisation erhält.

Das Betriebsrätegesetz stellt sich ebenfalls auf diesen Standpunkt, indem es, wie erwähnt, als Aufgabe der Betriebsräte etwas Doppeltes bezeichnet, nämlich einerseits „die Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen der Arbeitnehmer gegenüber dem Arbeitgeber" und andererseits „die Unterstützung des Arbeitgebers in der Erfüllung der Betriebszwecke". Auch in den übrigen oben wiedergegebenen Bestimmungen kommt das zum Ausdruck. Aber man wird die Frage aufwerfen dürfen, ob es dem Gesetze gelungen ist, diese widerstreitenden Zwecke in befriedigender Weise zu vereinigen, indem es beide Aufgaben demselben Organ zuwies. Wie der Anwalt, der dazu bestellt ist, seine Partei zu vertreten, nicht gleichzeitig die Rolle des Richters übernehmen kann, so ist der Betriebsrat, der die Interessen der Arbeiter verfolgen soll, nicht geeignet, zugleich den Vorteil des Arbeitgebers im Auge zu haben. Die erstere Aufgabe hatten bisher die Arbeiterausschüsse, deren Errichtung durch das Hilfsdienstgesetz vom 5. Dezember 1916 und die Verordnung vom 23. Dezember 1918 für alle größeren Be-

Digitized by Google

triebe vorgeschrieben war. Dem zweiten Zwecke sollten die Arbeitskammern dienen, deren gesetzliche Regelung bisher leider vergeblich versucht ist. Auch bei den Beratungen des Betriebsrätegesetzes wurde darauf hingewiesen, daß man für beide Aufgaben getrennte Organe schaffen müsse. Wenn diese Bestrebungen keinen Erfolg gehabt haben, so ist darin ein Mangel des Gesetzes zu finden.

Mit dem Gesagten berühren wir einen zweiten Fehler: Er liegt in dem Verhältnis der Betriebsräte zu den Gewerkschaften. Für die Organisation der Arbeiter gibt es zwei verschiedene Wege, nämlich die freiwillige und die mit staatlichen Mitteln erzwungene. Den ersteren Weg haben die Gewerkschaften eingeschlagen. Sie sind private Vereinigungen, an denen teilzunehmen dem Belieben jedes Berufsangehörigen überlassen bleibt. Die zweite Form, die in den Handels-, Gewerbe-, Landwirtschafts-, Ärzte- und Anwaltskammern, den Berufsgenossenschaften und den Zwangsinnungen ihren Ausdruck gefunden hat, ist bisher den Arbeitern vorenthalten. Ihr Wesen besteht darin, daß sie gewisse öffentlich-rechtliche Funktionen zu erfüllen haben, und daß demgemäß alle diejenigen, die in den betreffenden Kreis fallen, ihnen kraft Gesetzes angehören. Beide Formen haben ihre Vorzüge und ihre Mängel. Die freien Organisationen stehen ethisch höher und sind gleichzeitig praktisch insofern günstiger gestellt, als ihnen hinsichtlich ihrer Betätigung keine Schranken gezogen sind. Die Zwangsorganisationen dagegen haben den Vorteil, daß sie nicht allein das Gewicht der ihnen anvertrauten Interessen geschlossen in die Wagschale werfen, sondern auch Befugnisse besitzen, die einer privaten Vereinigung fehlen. Den deutschen Gewerkschaften ist es in erbitterten Kämpfen gelungen, sich eine Machtstellung zu erringen, die sie zu einem unentbehrlichen Faktor des Wirtschaftslebens gemacht hat. Die Unternehmer, die ihnen anfangs in schroffster Weise entgegentraten, haben sich schließlich gezwungen gesehen, diesen Widerstand aufzugeben und in der zwischen den großen Verbänden der Arbeitgeber und Arbeitnehmer getroffenen Vereinbarung vom 15. November 1918 die Gewerkschaften ausdrücklich als die berufenen Vertretungen der Arbeiterschaft anzuerkennen. Es ist deshalb begreiflich, daß diese die ihnen in den Betriebsräten erwachsene Konkurrenz mit wenig freundlichen Augen ansehen. Wenn ihre Vertreter schließlich die Schaffung von Betriebsräten nicht mehr grundsätzlich bekämpften, sondern sich darauf beschränkten, eine Regelung des beiderseitigen Arbeitsgebietes zu fordern, so erklärt sich das lediglich daraus, daß sie sich von der Aussichtslosigkeit eines Widerstandes überzeugten.

Aber diese Regelung hat das Gesetz zu schaffen nicht vermocht, vielmehr hat man bei dessen Lesen auf Schritt und Tritt den Eindruck, daß der Gesetzgeber die Unlösbarkeit der gestellten Aufgabe einsah und keinen anderen Ausweg fand, als mit einigen allgemeinen Redewendungen den Gewerkschaften eine höfliche Verbeugung zu machen, während er ihnen etwas Greifbares nicht zu bieten wußte. Wenn in § 8 gesagt wird: „Die Befugnis der wirtschaftlichen Vereinigungen von Arbeitern und Angestellten, die Interessen ihrer Mitglieder zu vertreten, wird durch die Vorschriften dieses Gesetzes nicht berührt," so heißt das nichts anderes, als daß man den Dualismus von Gewerkschaften und Betriebsräten freilich einsah, aber kein Mittel fand, ihn auszugleichen, sondern es den Gewerkschaften überließ, sich mit den geschaffenen Tatsachen abzufinden.

Aber der Grund, weshalb die Gewerkschaften der neuen Ordnung keine Sympathie entgegenbringen konnten, lag nur zum Teil in der erwähnten Konkurrenzstellung. Noch wichtiger ist ein anderer Gesichtspunkt. Hinsichtlich der Organisation stehen sich zwei Grundanschauungen gegenüber: Die zentralistische und die lokalistische. Die erstere, die dahin strebt, innerhalb des ganzen Reichsgebietes alle Berufsgenossen zusammenzufassen, ist zweifellos theoretisch die vollkommenere und hat sich gegen den Widerstand einer anarchistisch-syndikalistischen Richtung bei uns ganz überwiegend durchgesetzt. Die Betriebsräte verfolgen den entgegengesetzten Weg. Sie sind auf den

Digitized by Google

einzelnen Betrieb beschränkt und machen innerhalb desselben keinen Unterschied nach der Art der Beschäftigung. Damit gehen sie zurück auf eine längst überwundene Stufe der Entwicklung, auf der man die Arbeiterschaft aller Gattungen zu „allgemeinen Arbeitervereinen" zusammenfaßte. Sie war in hohem Grade unvollkommen, denn nach einem psychologischen Gesetze ist das Gemeinschaftsgefühl stärker entwickelt in Vereinigungen, die sich auf einen bestimmten Beruf beschränken, als in solchen, die alle Arbeiter ohne Unterschied der Beschäftigung umschließen, und bei denen deshalb nur der allgemeine Klassengedanke das die Mitglieder zusammenhaltende Band bildet. Man muß deshalb anerkennen, daß die Gewerkschaften bei ihrem Gegensatze gegen die Betriebsräte in der Tat das bessere Recht auf ihrer Seite haben.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß das Gesetz, indem es ihm nicht gelang, das Verhältnis zwischen Betriebsräten und Gewerkschaften zweifelsfrei und in einer beiden Teilen gerecht werdenden Weise zu ordnen, den Keim zu Konflikten legte, die sicher hervortreten werden, sobald erst einmal die praktische Arbeit im größeren Umfange begonnen haben wird. Das einzige Mittel, sie abzuwenden, ist in einer Personalunion, also darin zu sehen, daß überall die in den Gewerkschaften tätigen Personen zugleich in die Betriebsräte gewählt werden, so daß die Beschlüsse der letzteren nur formell das zum Ausdruck bringen, was inhaltlich bereits zuvor von den Gewerkschaften gebilligt ist.

Gegen das Gesetz ist noch eine Reihe anderer Vorwürfe erhoben, aber diese wird man nicht als berechtigt anerkennen können. Im Vordergrunde stehen die beiden Fragen, die sowohl in der Nationalversammlung wie in der Presse den Gegenstand lebhafter Kämpfe bildeten, nämlich die Beteiligung der Arbeiterschaft an der Leitung des Betriebes und das den Betriebsräten eingeräumte Recht der Kontrolle.

Was den ersteren Punkt betrifft, so handelt es sich bei ihm darum, eine Form der Sozialisierung zu finden, die einerseits der Arbeiterschaft dasjenige Maß von Mitwirkung am Betriebe gewährt, das ihrer Stellung als eines gleichberechtigten Faktors der Produktion entspricht, das aber andererseits sich fernhält von der Utopie, die Produktion in die Hände der Gesellschaft oder der Arbeiterschaft zu legen, also den Arbeiter zum Unternehmer zu machen. Dieses Ziel ist dadurch erreicht, daß man das Recht der Betriebsräte darauf beschränkt hat, bei Festsetzung der Grundrichtung der Verwaltung mitzuwirken, während sie in deren Einzelheiten nicht eingreifen dürfen. Demgemäß haben sie, wie oben erwähnt, die für alle Arbeiter maßgebenden allgemeinen Dienstvorschriften oder Arbeitsordnungen sowie Richtlinien für die Einstellung von Arbeitern mit dem Arbeitgeber zu vereinbaren. Dagegen ist in § 69 ausdrücklich gesagt: „Die Ausführung der gemeinsam mit der Betriebsleitung gefaßten Beschlüsse übernimmt die Betriebsleitung. Ein Eingriff in die Betriebsleitung durch selbständige Anordnungen steht dem Betriebsrate nicht zu." Ebenso heißt es in § 81: „Im Rahmen der Richtlinien hat über die Einstellung der einzelnen Arbeitnehmer der Arbeitgeber allein ohne Mitwirkung oder Aufsicht des Arbeiterrats oder Angestelltenrats zu entscheiden." Gegen Entlassung von Arbeitnehmern kann der Arbeiter- oder Angestelltenrat Einspruch erheben, wenn die im Gesetze bezeichneten Voraussetzungen nicht vorliegen. Ist darüber mit dem Arbeitgeber eine Verständigung nicht zu erreichen, so kann er die Entscheidung des Schlichtungsausschusses anrufen, die für beide Teile bindend ist.

Daß den Arbeitern, wenn man sie als gleichberechtigten Faktor der Produktion ansieht, ein gewisses Aufsichtsrecht und damit die Befugnis eingeräumt werden muß, Kenntnis von den wichtigeren Vorgängen im Betriebe sowie von dessen finanziellen Ergebnissen zu erhalten, liegt auf der Hand. Wer das bestreitet, stellt sich auf den heute allgemein verlassenen Standpunkt, daß die Produktion eine ausschließlich den Unternehmer angehende Angelegenheit sei, in die niemand das Recht habe, sich einzumischen. Diese Auffassung, die ihren schärfsten Ausdruck gefunden hat in dem Satze, der Unter-

Digitized by Google

nehmer müsse „Herr im Hause" bleiben, und die deshalb darauf hinausläuft, daß Betriebe, in denen Tausende von Arbeitern beschäftigt werden, ebenso zu beurteilen seien wie ein Privathaushalt, ist nicht allein in dem Maße unverständig, daß sie einer Widerlegung nicht bedarf, sondern steht auch in einem unlösbaren Gegensatze zu der von der deutschen Industrie vertretenen Forderung eines staatlichen Schutzes durch Zölle auf ausländische Waren, denn wenn die industriellen Unternehmungen nichts anderes sind als Privatangelegenheiten ihrer Inhaber, so hat der Staat keinerlei Veranlassung, sich in anderer Weise um sie zu bekümmern, als daß er ihnen den allgemeinen Schutz der Gesetze gewährt. Ist deshalb das Mitwirkungsrecht der Arbeiter prinzipiell unbestreitbar, so liegt freilich eine Schwierigkeit darin, es in der Weise zur Geltung zu bringen, daß daraus keine Nachteile für den Betrieb erwachsen.

Die bezeichneten Befugnisse der Betriebsräte, ein Mitglied in den Aufsichtsrat zu entsenden, vierteljährliche Berichte über die Betriebsvorgänge und die Lage des Unternehmens zu fordern sowie Vorlegung und Erläuterung der Bilanz zu beanspruchen, scheinen einen brauchbaren Mittelweg darzustellen und einen befriedigenden Ausgleich der beiderseitigen Interessen zu bieten.

Der so geschaffene Apparat wird allerdings nur dann einigermaßen reibungslos funktionieren, wenn eine Vorbedingung erfüllt ist, von deren Vorhandensein es überhaupt abhängt, ob es gelingen wird, unser Wirtschaftsleben vor der ihm drohenden völligen Vernichtung zu bewahren. Sie besteht in der Schaffung eines *Vertrauensverhältnisses* zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, das unentbehrlich ist, wenn sie in der von dem Gesetze beabsichtigten Weise zusammenwirken sollen. Augenblicklich sind wir hiervon noch sehr weit entfernt, und zwar hat sich in dieser Hinsicht eine eigentümliche Verschiebung vollzogen. Vor dem Kriege scheiterte die Anbahnung eines solchen Verhältnisses an dem Herrenstandpunkte der Unternehmer. Heute sind es umgekehrt die Arbeiter, deren Auffassung über ihre Stellung ein schwerwiegendes Hindernis bildet, da sie sich infolge der politischen Umwälzung als die Herren der Lage fühlen und deshalb glauben, den Unternehmern die Arbeitsbedingungen diktieren zu können. Jede Ablehnung gestellter Forderungen wird sogleich mit Niederlegung der Arbeit beantwortet, und der Streik ist heute nicht mehr eine Ausnahmeerscheinung, sondern fast zum Normalzustande geworden. Die eine Arbeitergruppe überbietet die andere in der Aufstellung von Lohnforderungen, ohne zu bedenken, daß die Leistungsfähigkeit der Unternehmer ihre Grenze findet in der Rücksicht auf die Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Auslande. Daß die wahnsinnige Steigerung der Preise es den Arbeitern unmöglich macht, mit ihren früheren Löhnen auszukommen, unterliegt keinem Zweifel, aber der jetzige Zustand, daß Preise und Löhne unausgesetzt sich gegenseitig in die Höhe treiben, muß notwendig zum Bankrott führen.

Damit berühren wir ein Gebiet, das viel zu umfangreich und schwierig ist, als daß es an dieser Stelle eingehender erörtert werden könnte. Beschränken wir uns deshalb darauf, das Ergebnis unserer Ausführungen über die Betriebsräte kurz zusammenzufassen, so können wir folgendes sagen: Wir haben anzuerkennen, daß das Gesetz vom 4. Februar d. J. ungeachtet erheblicher Mängel doch einen großen sozialen Fortschritt darstellt. Die Nationalversammlung, die ungeachtet aller Widerstände es glücklich zustande brachte, hat sich damit ein Verdienst erworben, dessen Bedeutung erst dann voll gewürdigt werden wird, wenn an die Stelle der heutigen erbitterten Kämpfe eine gewisse Beruhigung unseres innerpolitischen Lebens getreten ist.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Die Tagebücher des Freiherrn Reinhard v. Dalwigk zu Lichtenfels aus den Jahren 1860—1871. Herausgegeben von Privatdozent Dr. Wilh. Schüßler. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 40.—, geb. M. 45.—:

Es kann kein Zweifel sein, daß unter dem Eindruck der Bismarckschen Lösung der deutschen Frage auch in der historischen Literatur den Vertretern des großdeutschen Gedankens nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ist. Für uns heute ist das Urteil freier; wir vermögen zu erkennen, daß doch auch in ihren Wünschen überaus wertvolle Tendenzen des gesamtdeutschen Lebens sich äußerten. Insofern allerdings bleibt das alte Urteil bestehen, daß das Großdeutschland, wie sie es planten, bei Weiterbestehen des österreichischen und des preußischen Staates in der alten Form eben doch eine Unmöglichkeit war, so daß Bismarck mit seiner „Blut- und Eisen"-Methode den einzigen, den Realitäten Rechnung tragenden Weg einschlug. Aber bei der großen Wichtigkeit, die für uns die Frage besitzt, ob wir eines Tages die Wiedervereinigung mit Deutsch-Oesterreich trotz allem erleben werden, ist es auch von höchstem aktuellen Interesse, sich genauer mit den Gedankengängen eines der großdeutschen Führer von damals vertraut zu machen. Als hessischer Minister hat Dalwigk einen erbitterten Kampf gegen Bismarck ausgefochten, er ist einer der Hauptvertreter des Partikularismus der Mittelstaaten. Wie groß die Gefahr für Deutschland war, die diese Politik mit sich brachte, zeigen Dalwigks Pläne des Zusammengehens mit Frankreich. Er selbst war ein guter Reichspatriot, aber im Ueberschwange seines partikularistischen Fanatismus hat er sich die notwendigen Folgen nicht klar gemacht, die der Anschluß der deutschen Mittelstaaten an Frankreich haben mußte. Es ist ein Glück gewesen, daß ein Stärkerer und Weiterblickender der deutschen Politik den Stempel aufgedrückt hat. W. W.

Geschichte der deutschen Literatur. Von Prof. Dr. Max Koch. Erster Band: Von der ältesten Zeit bis 1748. Zweiter Band: Vom 18. in das 20. Jahrhundert. Achte, neubearbeitete und erweiterte Auflage. (Sammlung Göschen 31 und 783.) Berlin und Leipzig, G. J. Göschen. 170 und 175 S.

Unter den kürzeren Grundrissen der deutschen Literaturgeschichte hat der vorliegende die größte Verbreitung gefunden. Er verdient sie auch. Gelehrsamkeit vereinigt sich mit klarer und lebhafter Darstellung. Die neue Auflage bringt wieder vielfache Erweiterung und führt das Werk bis zur unmittelbaren Gegenwart. Mit großem Nachdruck wird bei der Beurteilung der zeitgenössischen Literatur der Wert vaterländischen und volkstümlichen Gehalts betont. Die künstlerische Würdigung erscheint gelegentlich etwas einseitig. H. Br.

Bismarck-Erinnerungen des Staatsministers Freiherrn Lucius v. Ballhausen. Mit einem Bildnis und einem Faksimile. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. Ladenpreis: Halbleinen geb. M. 42.—, brosch. M. 28.— und 20% Sortiment-Zuschlag.

Ein Buch, das in unsere trostlose Zeit wieder einmal den Glanz einer ruhmvollen, unwiederbringlichen Vergangenheit fallen läßt; das uns den größten — oder den einzigen? — politischen Genius des deutschen Volkes in seinem staatsmännischen Wollen und Wirken, im Treiben des Alltags und in geschichtlich bedeutungsvollsten Tagen so anschaulich, ja greifbar nahe bringt, wie nur ganz wenige der bisher bekannt gewordenen Memoiren, in deren Mittelpunkt Bismarck steht. Daß die Erinnerungen des Freiherrn v. Lucius einen solch wertvollen Beitrag zur Bismarckliteratur bedeuten, ist auf mehrere Umstände zurückzuführen: zwei Jahrzehnte lang (seit 1871) hat der Verfasser, eines der angesehensten Mitglieder der freikonservativen Partei, von 1879 bis 1892 preußischer Landwirtschaftsminister, in immer näherem amtlichem wie persönlichem Verkehr mit Bismarck gestanden; und, ein ebenso vornehmer Charakter wie klare Intelligenz, hat er mit Liebe und Bewunderung, aber auch mit unbestechlich ruhiger Unbefangenheit sich zum Fürsten zu stellen, ihn aufzufassen verstanden, mit absoluter Wahrheitsliebe und geschmackvollem Sinn für das Wesentliche alles, was ihm bemerkens- und erinnernswert schien, aufgezeichnet. Daß er selbst noch vor seinem im September 1914 erfolgten Tod seine Aufzeichnungen in druckfertige, abschließende Form brachte und ihnen eine stattliche Reihe dokumentarischer Anlagen beifügte, erhöht die geschichtliche Bedeutung und den urkundlichen Wert; daß er sich dabei nicht auf „Bismarck-Erinnerungen" im engsten Sinn beschränkte, sondern den Kreis weiter zog, gibt dem Bildnis des Gewaltigen erst den rechten Hintergrund und vermehrt die Gesichtspunkte, aus denen wir es erblicken. Bis-

Digitized by Google

marck erscheint in der ganzen Mächtigkeit und Vielseitigkeit seiner dämonischen Natur, bald bezaubernd liebenswürdig, bald abstoßend hart, oft gewaltig, manchmal kleinlich; von körperlichen Leiden gepeinigt, von Widerständen der Umwelt — wirklichen und eingebildeten — gereizt; jetzt schonungslos im Urteil und rücksichtslos offen in der Aussprache, jetzt als Künstler in der Dosierung der Worte und Gesten. In wirklich künstlerischem, dabei ganz unbeabsichtigtem Kontrast steht neben dem wie von Wettern umleuchteten Genie die ehrwürdige altersmilde Erscheinung Wilhelms I., immer Gentleman und immer voll ruhigen, gesunden Menschenverstandes. Vom Großvater zum Enkel — welch tragischer Abstand! Und die Tragödie beginnt mit der Erkrankung des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, wir erleben sie in schmerzlicher Spannung mit bis zu dem traurigen Ende, dem 20. März 1890. Für diese Jahre ist das Buch des Herrn v. Lucius ein Quellenwerk ersten Ranges, aber auch viele andere Episoden, Krisen und Wandlungen namentlich der inneren, gelegentlich auch der äußeren Politik vor 1890 werden in Einzelheiten neu aufgehellt; es sei nur der „Krieg in Sicht"-Alarm von 1875 erwähnt. So klar und nüchtern Lucius berichtet, er ist doch nichts weniger als trocken; so hat er uns mit seinem Sinne ein Wort Bismarcks aufbewahrt, das echte Naturpoesie ist: „Wenn ich gut schlafe, träume ich von Tannenschonungen, die frischgrün im Frühjahr stehen, feucht vom Regen lange Triebe machen — dann wache ich ganz erfrischt auf." G. K.

Wenn die Sonne erlischt. Von Otto Knapp. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Dies ist kein Buch der lauten, sich überstürzenden Ereignisse, und dennoch schreitet das Schicksal unerbittlich hin über sich Auflehnende, über stumm Ergebene. Im unausgesetzten Kampfe zerbricht ein Ehepaar einander. Die Frau ganz Gefühl, Süßigkeit sich ausgebender Liebe für Mann und Kinder, zermürbt an dem ewig wägenden, nüchternen Pedanten. Wohl leidet auch er, aber ihm ward nicht die Gabe, sein Leid in Worte zu fassen. Beiden begegnen die sie tief innerst Verstehenden; der Mann im festgewurzelten Pflichtgefühl weist die zart sprießende Hoffnung zurück, die Frau erliegt dem Sehnen. Sie sühnt schließlich ihr Vergehen mit dem Tode. Die tiefe Tragik ihres sich erfüllenden Schicksals will es, daß im Manne gerade jetzt neue Liebe, dämmerndes Verstehen ihres Wesens erwacht. — Feinfühlig geht der Dichter subtilsten Empfindungen nach und legt die geheimnisvolle Mechanik verschlungenen Seelenlebens kunstvoll bloß. Die plastisch einfache Darstellung gibt den mannigfach bewegten Gestalten pulsierendes Leben. Fr. Sp.

Geschichte der brandenburgischen Finanzen von 1640 bis 1697. Darstellung und Akten. Von Friedr. Wolters. 2. Band. München, Duncker & Humblot.

Der zweite Band dieses Werkes, das in den Rahmen der Urkunden und Aktenstücken zur Geschichte der inneren Politik des Großen Kurfürsten gehört, behandelt die Zentralverwaltung des Heeres und der Steuern und legt dar, wie allmählich aus den auf Zeit bestellten Generalkommissaren noch unter Georg Wilhelm ein Kriegsrat erwuchs, der aber 1630—1641 eine rein kurmärkische Behörde war, und wie dann das Fiasko in dem Krieg gegen Pfalz-Neuburg 1651 den Kurfürsten dazu antrieb, eine ständige zentrale Behörde zur Verwaltung aller Provinzen zu schaffen. Von welcher Bedeutung das für die Entwicklung des preußischen Staats war, leuchtet ein. E.

Oesterreichs Ende. Von Friedrich Freiherrn v. Wieser (Männer und Völker). Berlin, Ullstein & Co. 317 S.

Der Verfasser, der in peinlichster Anpassung an die republikanische Verfassung Oesterreichs seinen auf dem Umschlage schon gedruckt gewesenen Freiherrntitel demokratisch überkleben ließ, ist Minister im alten Oesterreich gewesen und außerdem ist er noch Professor an der Universität in Wien. Er kann in seinem Buche weder das eine noch das andere verleugnen. Es verrät den österreichischen Minister durch die ängstliche Behutsamkeit des Ausdrucks, durch die hofrätlich leisetretende Art, mit der es vermeidet, zu den erörterten Dingen energisch Stellung zu nehmen und sie beim rechten Namen zu nennen. Vergeblich wird man darin nach einem kräftigen Verdammungsworte gegen die beispiellose Anarchie und den himmelschreienden Terrorismus des sozialdemokratisch-kommunistischen Klüngels suchen, der heute das unglückliche Oesterreich beherrscht und vollends zugrunde richtet; vergeblich ein empörtes Anathema gegen die ungeheuerlichen, aus der Luft gegriffenen Verleumdungen gegen das Haus Habsburg; Aeußerungen, wie man sie von einem früheren Minister dieses Hauses zu erwarten das Recht hätte... Soweit der Minister. Der Professor aber zeigt sich darin, daß er, um zum Omega zu gelangen — und das Ende Oesterreichs ist doch wohl das Omega des österreichischen Geschichts-

Digitized by Google

alphabets — beim Alpha beginnt. Man erwartet — und wir glauben, auch der Verlag hat dies erwartet und gewünscht — eine packende konkrete Schilderung des tragischen Zusammenbruchs der alten Monarchie, und statt dessen erhält man eine abstrakte theoretische Philosophie über die Geschichte Oesterreichs vorgesetzt. Daß sie geistvoll, gut geschrieben und das Werk eines hochgebildeten Mannes ist, vermag darüber nicht hinwegzuhelfen, daß sie doch nur ein Surrogat dessen ist, was der Titel verspricht, und wir glauben darum, daß der Verlag von diesem Buche kaum weniger enttäuscht gewesen sein wird, als es die meisten Leser sein werden. Th. v. S.

Meine Erinnerungen aus Ostafrika. Von General v. Lettow-Vorbeck. Mit dem Bilde des Verfassers, 20 Vollbildern nach Originalen von W. v. Ruckteschell, Gefechtsskizzen usw. Geh. M. 28.50, geb. M. 35.—. Leipzig, K. F. Köhler.

Zu den Taten, die für alle Zeiten in das Buch der Weltgeschichte eingeschrieben sind, gehört die Verteidigung Deutsch-Ostafrikas von Lettow-Vorbeck. Wie diese von unserer Schutztruppe durchgeführt wurde, das berichtet in dem vorliegenden Buche ihr Führer schlicht und sachlich als deutscher Offizier, dem höchste Pflichterfüllung das Natürliche ist, mit starker Betonung der Verdienste seiner Mitkämpfer. Wenn wir von den großen Kämpfen bei Tanga lesen, wenn Lettow-Vorbeck die wagehalsigen Unternehmungen einzelner Abteilungen und Patrouillen an der Ugandabahn schildert, wenn wir die abenteuerlichen Märsche und Flußübergänge ins Portugiesische miterleben, wenn die furchtbaren Strapazen die Helden zu ermatten drohen, wenn nach langen Entbehrungen wieder die Freuden des Lebens winken, dann geht einem das Herz auf. Schlag auf Schlag wird dem Gegner versetzt; in geeigneten Augenblicken entwischt man ihm, um ihn plötzlich unerwarteterweise wieder anzugreifen. So bleibt Lettow trotz mancher Enttäuschungen stets Herr der Situation, und es gelingt ihm, die Engländer immer in Atem zu halten und große Truppen zu binden. Für uns Deutsche sind die Kriegserinnerungen Lettow-Vorbecks ein Geschenk, um das uns unsere Feinde ewig beneiden werden, denn wer kann auch nur von annähernd großen Leistungen berichten. Mit einem stolzen Gefühl wird jeder Deutsche dieses Buch lesen!

Der Held der Erde. Gedichtwerk. Von Alfred Mombert. Leipzig, Insel-Verlag. Geh. M. 6.—, geb. M. 9.—.

Was einst der Goethe des Westöstlichen Diwan Hafis zugerufen: „Dein Lied ist drehend, wie das Sterngewölbe, Anfang und Ende immerdar dasselbe", das darf man in gewissem Sinne auch von der Dichtung Alfred Momberts sagen. Lange ehe es artistisches Dogma wurde, daß die Wirklichkeit nur durch Deformierung und Zertrümmerung überwunden werden könne, lange bevor, um diesem Dogma nachzuleben, jeder moderne Lyriker, der auf sich hält, begann, sich ein klug arrangiertes Chaos anzulegen, den Kosmos in einen nach erprobten Rezepten hergestellten Urbrei zurückzuverwandeln, hat Alfred Mombert aus eingeborener Anlage und innerstem Müssen heraus, ein Mythologe auf eigene Faust und Demiurg von eigenen Gnaden, seine seltsam verworrenen, traumhaft plastischen Schöpfungsträume geträumt, eine uraltsich ewig neugebärende Welt sich geschaffen und mit Göttern und Dämonen, Verkörperungen der Elementarkräfte, bevölkert. Sein Lied ist, dem Stoff nach, soweit man bei diesen Sternennebeln und Phantasmagorien von Stoff reden darf, wirklich „immerdar dasselbe" geblieben, aber der Klang wurde mit den Jahren immer sonorer und reiner, die unendlichen Weiten seines „Reichs ohne Raum" vertieften sich immer mehr, die Farbenglut und der phantastische Zauber seiner kosmischen Bilder und kosmogonischen Mythen immer bannender. Aus dem ein wenig schrullenhaften Sonderling seiner Anfänge hat er sich zu einem wunderlich wunderbaren Einsiedler emporentwickelt, dessen Bild am Himmel deutscher Lyrik in majestätischer Einsamkeit schreitet, wie der von ihm göttlich verehrte Orion am winterlichen Sternhimmel. G. K.

Die Werke: **Die Jugend Friedrichs des Großen** von Ernest Lavisse und **Gespräche Friedrichs des Großen**, herausgegeben von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski und B. G. Volz, die im Juni-Heft der „Deutschen Revue" an dieser Stelle besprochen wurden, sind erschienen im Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 48.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Amend, Curt, Das alte System. Ein politisches Volksbuch. Karlsruhe i. B., Kommissionsverlag G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. Steif geh. M. 7.50.

Amalthea-Almanach. Auf das Jahr 1920. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-Verlag.

Aus den Schreckenstagen der französischen Revolution. Berichte von Augenzeugen über die Septembermorde 1792. Uebersetzt und eingeleitet von Dr. Rudolf Malsch. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Geb. M. 2.50.

Avenarius, Ferd., Faust. Ein Spiel. München, Georg D. W. Callwey. Geh. M. 3.—, geb. M. 5.—.

Babilotte, Arthur, Irrfahrten des Lebens und der Liebe. Roman. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. Geh. M. 12.—, Geschenkband M. 14.50.

Bethmann Hollweg, Friedensangebot und U-Boot-Krieg. Wortlaut der Aussage des früheren Reichskanzlers im Untersuchungsausschuß. Berlin SW 61, Reimar Hobbing. M. 1.— und 10% Teuerungszuschlag.

Bettelheim, Anton, Neue Gänge mit Ludwig Anzengruber. Wien, Prag, Leipzig, Verlag Ed. Strache.

Bleuler, E., Professor der Psychiatrie in Zürich, Das Autistisch-Undisziplinierte Denken in der Medizin und seine Ueberwindung. Berlin, Verlag von Julius Springer. Geh. M. 14.—.

Bley, Fritz, Von wehrhaftem Raubwilde. 7 Tiergeschichten mit 16 Tierphotographien nach dem Leben. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.50. Von freiem Hochwaldwilde. 8 Tiergeschichten. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—.

Bley, Fritz, Am Grabe des deutschen Volks. Betrachtungen zum Zusammenbruch. Berlin, Verlag August Scherl G. m. b. H. Geb. M. 10.—.

Das Bodenseebuch für das Jahr 1920. Konstanz, Verlag Reuß & Itta. M. 4.80.

Bräunling-Oktavio, Dr. Hermann, Ein englisches Beispiel zur Bildungsreform. Im Pfeil-Verlag Reuters (Oberhessen). M. 1.—.

Braun, Prof. Fritz, Die Ostmark. Eine Landeskunde des deutschen Nordostens. Leipzig, Friedrich Brandstetter. M. 3.—.

Brinkmann, Dr. Carl, Versuch einer Gesellschaftswissenschaft. München und Leipzig, Verlag Duncker & Humblot. Geh. M. 6.—.

Bülow, Margarete v., Novellen einer Frühvollendeten. Leipzig, S. R. Voigtländers Verlag. Geb. M. 6.80.

Cüppers, Josef Adam, Gudrun. Ein alter Roman von Frauentreue. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geheftet M. 5.40, geb. M. 7.20.

Delbrück, Kurt, Lorenzo von Medici und Savonarola. Roman. Halle (Saale), Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Groß). Geh. M. 9.50, geb. M. 11.—.

Der Schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland. Dezember 1919. 3. Heft. Stuttgart, Verlag der Schwäbische Bund (Strecker & Schröder) G. m. b. H.

Die Bücher des Flemminghauses. Bittrich, Max, Der Sturz ins Glück. Ein Schwarzwaldroman. Geb. M. 7.50. Brachvogel, Carry, Der Nachfolger. Ein Roman aus Byzanz. Geb. M. 8.50. Brockdorff, Gertrud v., Rahel Delbanco. Roman. Geb. M. 7.50. Siebe, Josephine, Die Helden von Spatzenbühl. Geb. M. 8.—. Berlin W 50, Verlag Carl Flemming und C. T. Wiskott A.-G.

Döring, Woldemar Oskar, Dr. jur. et phil. Schopenhauer, Vorlesungen gehalten im Auftrag der Oberschulbehörde zu Lübeck im Winter 1918. Lübeck, Verlag von Charles Colemann. Geb. M. 7.50.

Dreißig Jahre Afrika. Livingstones Missions- und Forschungsreisen in Afrika. Berichte aus seinen Reisewerken ausgewählt und zusammengefaßt von Julius Schäffer. Leipzig, S. R. Voigtländers Verlag. Kart. M. 1.80.

Endres, Franz Carl, osm. Major a. D., Die Ruine des Orients. Türkische Städtebilder. München, Duncker & Humblot, Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—.

Fischer, Dr. med. Georg, Roderich von Lehmann, Charakterkomiker. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. Geh. M. 3.—.

Fischer, Dr. phil. Ludwig, Wirklichkeit, Wahrheit, Wissen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 9.—.

Förster, Richard, Erich Mühsam, Ein „Edelanarchist". Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. 75 Pf.

Franke, Hans, Meine Welt. Gedichte. Heilbronn, Verlag Walter Seifert. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Grüner, V., Von der Willkür zum System. Zum Verständnis des lettischen Bolsche-

Digitized by Google

wismus. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. 75 Pf.

Haarhaus, Julius R., Die da zween Herren dienen. Ein Verlegerroman. Leipzig, Verlag Fr. Wilhelm Grunow. Geh. M. 8.50, in Geschenkband M. 11.—.

Hundert Briefe Goethes. Briefe der Weisheit und Schönheit. Ausgewählt von Karl Heinemann. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Herbert, M., Das Erbe der Lößlyn. Erzählung. Köln, Verlag J. P. Bachem. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.40.

Herbert, M., Die Römerin. Novelle aus dem vierten christlichen Jahrhundert. Köln, Verlag J. P. Bachem. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hertling, Rittmeister Karl Graf v., Ein Jahr in der Reichskanzlei. Erinnerungen an die Kanzlerschaft meines Vaters. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Kart. M. 12.—.

Hutten, Marie v., Die große Harmonie. Erzählungen. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geb. M. 7.—.

Jaenicke, Geh. Studienrat Dr. Hermann, Weltkrieg, Revolution, Verfassung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Geh. M. 1.80.

Knod, Willy, Ein Lied verklingt weit in der Ferne. Gedichte. Bildschmuck von B. Herbert Libiszewski. München, Verlag G. Franzsche Buchdruckerei (G. Emil Mayer). Geb. M. 6.—.

Kutzner, Dr. Oskar, Der Weg zur Kultur. Grundfragen zur Pädagogik. Leipzig, Quelle & Meyer. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—.

Lienhard, Prof. Dr. Friedrich, Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 2.50.

Pohlmann-Hohenaspe, A., Die Grundbegriffe der Volkswirtschaft. Leipzig, S. R. Voigtländers Verlag. M. 3.25, Kart. M. 4.50.

Reismann-Grone, Dr., Der Erdenkrieg und die Alldeutschen. Mühlheim-Ruhr, Verlag Jul. Bagel. M. 2.—.

Scharrelmann, Wilhelm, Täler der Jugend. Leipzig, Quelle & Meyer. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—.

Schauwecker, Franz, Der Dolch des Condottiere. Sechs Novellen. Halle (Saale), Verlag Heinrich Diekmann. Geb. M. 7.—.

Schumacher, Prof. Dr. Fritz, Die Kleinwohnung. Studien zur Wohnungsfrage. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 3.—.

Spahn, Martin, Die päpstliche Friedensvermittlung. Flugschriften des Tag Nr. 9. Berlin, Verlag August Scherl G. m. b. H. M. 4.—.

Stüber-Gunther, Fritz, Gottsmann der Egoist. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Sturm, August, Neuland. Die Lieder von Gott, die Lieder vom Tode, die Lieder von der Welt und die Lieder vom Vaterland. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Trebitsch, Arthur, Geist und Judentum. Eine grundlegende Untersuchung. Wien, Warnsdorf, Leipzig, Ed. Strache Verlag. Brosch. M. 12.—, geb. M. 13.50.

Walther von der Vogelweide. Minnelieder. In der Urschrift und in der Nachdichtung Adalbert Schröters. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Wasmann, S. J. Erich, Haeckels Monismus eine Kulturgefahr. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 3.—.

Woermann, Karl, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Band IV. Die Kunst der älteren Neuzeit von 1400 bis 1550. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Geb. M. 28.—.

Wolff, Dr. Richard, Die deutsche Regierung und der Kriegsausbruch. Eine Darstellung auf Grund der amtlichen deutschen Vorkriegsakten. Berlin SW 48, Verlag von Reimar Hobbing. M. 4.—.

Zur Reorganisation des höheren Bildungswesens, insbesondere zur Frage „Volksschullehrer und Universität". Denkschrift im Auftrag der deutschen Studentenschaft verfaßt von cand. phil. Götz v. Selle. Vertretung der deutschen Studentenschaft Göttingen.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Bismarcks Kampf mit Alexander von Battenberg und der Kaiserin Friedrich[1])

Von

E. C. Corti

So mancher gute Deutsche hat in den abgelaufenen Jahren die Ereignisse mit dem Stoßseufzer verfolgt, daß alles anders, ganz anders gekommen wäre, wenn Bismarck oder wenigstens ein ihm annähernd gleichkommender Mann in Deutschlands Todesnot unter uns geweilt hätte.

Die Archive, die sich öffnen, die Papiere der Toten, die jetzt ans Tageslicht kommen, werden diesen Gedankengang nur festigen und vertiefen.

Ganz besonders sind die nachgelassenen Papiere Alexander von Battenbergs, des ersten Fürsten von Bulgarien, die unter anderen eine höchst reichhaltige Korrespondenz mit der Königin Viktoria von England, dem deutschen Kaiserhofe, den Königen Milan und Carol enthüllen, geeignet, im Verein mit den in Staatsarchiven vorgefundenen, auf seine Regierung und seine Person bezüglichen Akten, zu zeigen, wie sehr es Bismarcks stetes Bestreben war, einer großen Koalition, die Deutschlands mühsam und blutig erstrittene Einheit und Weltgeltung bedrohte, vorzubeugen und mit Rußland auf einem Standpunkte zu bleiben, der Sicherheit dagegen bot, daß im Falle des stets drohenden Kriegs mit Frankreich Deutschlands Rücken freibleibe.

Mit eiserner Folgerichtigkeit wußte er allem auszuweichen, was zwischen Deutschland und Rußland Mißtrauen säen konnte, mit Schlauheit und Vorsicht ohnegleichen die immer wieder zwischen Rußland und Österreich-Ungarn auftauchenden Gegensätze in der Balkanfrage auszugleichen und zu besänftigen. Bismarck war überzeugt, man könne sich Rußlands Freundschaft nur erhalten, wenn man ihm am Balkan und insbesondere in Konstantinopel freie Hand lasse. Dies machte er zum Grundzuge seiner Politik, und da er das verbündete Österreich-Ungarn dabei auf seinem Wege fand, so suchte er zuerst auch diesem durch Abgrenzung der Interessensphären am Balkan — Rußland den Osten mit Konstantinopel, Österreich-Ungarn den Westen — gerecht zu werden. Als

[1]) Aus dem demnächst im Verlage von L. W. Seidel & Sohn, Wien 1920, erscheinenden Werke „Alexander von Battenberg. Sein Kampf mit dem Zaren und Bismarck". Mit zahlreichen Illustrationen, Faksimiles von Briefen gekrönter Häupter und Karten. Von E. C. Corti.

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

dies nicht gelang, schloß er mit Rußland allein den geheimen Rückversicherungsvertrag, in dem er Rußlands besondere Interessen in Bulgarien voll anerkannte und ausdrücklich auf Konstantinopel zugunsten Rußlands Verzicht leistete.

Es entsprach dies nur seiner seit 1878 konsequent befolgten Politik. Als Alexander von Battenberg nach dem Berliner Kongreß auf den Thron des neugeschaffenen Bulgarien gelangte, da war Bismarck von vorneherein fest entschlossen, diesem, obwohl er ein deutscher Fürst war, nicht die geringste diplomatische Unterstützung zu leihen, denn er wußte genau, daß der Zar Bulgarien mehr oder weniger als seinen vorgeschobenen Posten am Balkan betrachtete und an der vollständigen Inbesitznahme nur durch Englands und in dessen Gefolge Österreich-Ungarns eifersüchtigen Einspruch gehindert worden war. Denn damals verfolgte England noch seine im 19. Jahrhundert traditionelle Politik, Rußland nicht nach Konstantinopel zu lassen und seine Stellung am Schwarzen Meere folgerichtig möglichst zu schwächen.

So hat Alexander von Battenberg seine Kämpfe mit Rußland und insbesondere mit dem Zaren Alexander III. ganz ohne werktätige Unterstützung irgendeiner Großmacht mit bloß moralischer Unterstützung Englands führen müssen, und er, der als selbständiger und unabhängiger Fürst und Mann in einem freien Bulgarien herrschen wollte, mußte naturgemäß endlich russischer Macht und russischen Intrigen erliegen.

Am schärfsten aber zeigte sich Bismarcks Stellungnahme, mit der Kaiser Wilhelm I. und dessen Enkel Wilhelm völlig übereinstimmten, gegenüber dem Wunsche Alexanders, die Tochter Viktoria des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (nachmaligen Kaisers Friedrich) zu heiraten.

Des Battenbergers Idee bei diesem Heiratsprojekt, das zuerst im Jahre 1883, also während der Regierungszeit des Fürsten in Bulgarien ernstlicher zur Sprache kam, war ja zweifellos, mit der Hand der Tochter des deutschen Kronprinzen auch politisch an Deutschland eine Gewähr und einen gewissen Rückhalt für seine unsichere, von Rußland untergrabene Stellung in Bulgarien zu gewinnen.

Eben das wollte Bismarck unter allen Umständen verhindern, denn er sah darin einen Punkt, wo Deutschland russischen Interessen entgegentreten müßte, und darin war er rasend empfindlich, das „kreuzte", wie er sagte, „seine politischen Kreise".

„Denn," erklärte er dem Fürsten Alexander, „Deutschland hat kein Interesse an Bulgarien, unser Interesse ist: Friede mit Rußland. Ich achte Sie hoch, ich bin aber der Kanzler von 45 Millionen Deutschen, deren Interessen ich nicht jenen eines einzigen Deutschen opfern kann."

Kaiser Wilhelm I. war eines Herzens und eines Sinnes mit seinem Kanzler, schrieb daher an den Fürsten, daß er diese Heirat niemals zugeben werde, und verlangte seinen endgültigen Verzicht.

Digitized by Google

Anders aber wurde die Sache am kronprinzlichen Hofe beurteilt. Die Kronprinzessin Viktoria, Tochter der Königin Viktoria von England, war so wie diese für das Heiratsprojekt ihrer Tochter mit dem Battenberger leidenschaftlich eingenommen.

Bei der englischen Königin war's erklärlich, sie war dem Battenbergischen Hause verwandtschaftlich nahe verbunden, und überdies konnte es politisch nur in Englands Interesse liegen, Deutschland und Rußland durch die Heirat in Gegensatz zu bringen und dieses indirekt durch Deutschland am Balkan in Schach zu halten.

Dies und das Engländertum der Kronprinzessin des Deutschen Reiches und späteren Kaiserin Friedrich bestärkte aber gerade Bismarck in seinem hartnäckigen Widerstand.

Da starb der alte Kaiser und jetzt wollte die Kaiserin Friedrich mit allen Mitteln noch schnell zu Lebzeiten ihres kaiserlichen Gemahls, dem infolge seiner Krankheit nur mehr wenige Monate Lebens- und Regierungszeit zugemessen werden konnten, die Heirat durchsetzen.

Das im folgenden abgedruckte letzte Kapitel des Werkes über Alexander von Battenberg und seine politischen Kämpfe mit dem Zaren und Bismarck schildert diesen Endkampf zwischen Kaiserin und Kanzler und bespricht auch genau die Stellungnahme des seiner Mutter in dieser Sache scharf entgegentretenden Kronprinzen Wilhelm, nachmaligen Kaisers Wilhelm II.

Kronprinz Friedrich Wilhelm, durch die steten Versprechungen Mackenzies in Hoffnung gewiegt, hatte noch in den letzten Oktobertagen des Jahres 1887 dem Fürsten Alexander geschrieben, daß seine Genesung wenn auch langsame, so doch stetige und sichere Fortschritte mache. Er wolle an der Riviera überwintern, um danach zu streben, im Frühjahr als Hergestellter heimkehren zu können, denn er erachtete die Wiedererlangung seiner Gesundheit für den Augenblick als seine Hauptpflicht.[1])

Auch in diesem Briefe stand kein Wort von der Prinzeß Viktoria, dagegen hatte Fürst Alexander mehrere Briefe des Grafen Radolinski erhalten, aus denen zu ersehen war, wie sehr die Kronprinzessin sich die ganze Heiratsfrage angelegen sein ließ, wie sehr seine Braut in unauflöslicher Liebe an ihm festhalte und ihm von ganzem Herzen innig ergeben sei.

Die Versuche, die Heirat unmöglich zu machen, hörten seitens der gegen die Kronprinzessin und Fürst Alexander verbündeten mächtigen Parteien, denen sich nebst dem alten Kaiser Wilhelm und Bismarck auch der Bruder der Prinzeß Viktoria und künftige Thronerbe Wilhelm anschloß, nicht auf. Im Gegenteil, die Bemühungen, die Sache völlig zu ersticken, waren mit Ende des Jahres 1887, je mehr man sah, daß der alte Kaiser nicht mehr lange leben könne, mit Energie aufgenommen worden.

---

[1]) Brief Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen an Prinz Alexander von Battenberg vom 21. Oktober 1887. Hartenau-Archiv.

Digitized by Google

Der Erbprinz von Meiningen, der bisher noch stets ein wohlwollender Freund des Battenbergers gewesen war, übernahm es, dem Fürsten Alexander neuerdings ins Gewissen zu reden. Er war seinerzeit selbst für das Projekt eingetreten und hatte es verteidigt, jetzt aber, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Verwirklichung desselben unsagbares Unglück in die kaiserliche Familie bringen würde, hielt er es für seine Pflicht, dem Fürsten Alexander die Augen über die Zukunft zu öffnen.

Solange Kaiser Wilhelm regiere, legte der Erbprinz dar, wäre die Heirat undenkbar, ebenso wenn Prinz Wilhelm der direkte Nachfolger des Kaisers würde.

Man rechnete schon damals mit dieser Möglichkeit, weil der Zustand des Kronprinzen den eingeweihten Kreisen in Berlin kein Geheimnis war. Der Erbprinz sagte weiter, daß selbst eventuell im Testament ausgesprochene Wünsche des Vaters das beschworene Veto des Prinzen Wilhelm in keiner Weise beeinflussen würden, und in diesem Falle würde eine zum Beispiel in England geschlossene Heirat sofort als ungesetzlich erklärt werden. Sollte aber Kronprinz Friedrich Wilhelm die Regierung antreten und die Ehe mit seiner Zustimmung abgeschlossen werden, so würde ein längst vorbereiteter Sturm gegen die jetzige Kronprinzessin Viktoria entfesselt werden, in der öffentliche Insulten nicht ausgeschlossen wären. Da aber die Gesundheit des Kronprinzen eine längere Regierung fast ausschlösse, so würde der ihm nun folgende Kaiser mit der Verstoßung der Schwester sofort vorgehen.

Auf diese Mitteilungen des Erbprinzen von Meiningen hin entschloß sich Fürst Alexander der Kronprinzessin zu schreiben. Er übermittelte ihr die eben erzählten Bemerkungen des Erbprinzen, und in tiefer Bitternis über die sich auftürmenden Schwierigkeiten und Intrigen schrieb er ihr, daß er sich ein Leben fern von der Heimat und den beiderseitigen Familien und unter mannigfachen Entbehrungen nicht vorstellen könne und fürchte, daß diese Verhältnisse bald das Glück ihrer Ehe zerstören und aus Prinzessin Viktoria und ihm nur vernichtete Existenzen machen würden. Angesichts der Sorgen, die er dem Kaiser in seinem hohen Alter, dem Kronprinzen in seiner schweren Krankheit bereite, der Schädigung, die er der Stellung der Kronprinzessin zufüge, endlich der Störung, die er in das ganze kaiserliche Familienleben brächte, habe er die Überzeugung gewonnen, daß er der Prinzessin statt Glück nur Unglück und Verzweiflung in die Ehe mitbringen könnte. „Ich liebe Ihre Tochter treu und wahr," schrieb der Fürst der Kronprinzessin, „ehrlich habe ich ihr seinerzeit meine Hand angeboten, und heute wie vor vier Jahren bin ich jederzeit bereit, mein Wort zu halten; ich hoffte Ihre Tochter glücklich machen zu können, aber nach der Lage der Dinge, die so furchtbar ernst geworden, fühle ich mich gezwungen, Eure kaiserliche Hoheit zu bitten, mir zu helfen, dieser Situation ein Ende zu machen. Ich bitte daher Eure kaiserliche Hoheit, ohne die geringste Rücksicht auf meine Person über das Schicksal Ihrer Prinzessin-Tochter zu entscheiden und überzeugt sein zu wollen,

Digitized by Google

daß ich bis an mein Lebensende nie vergessen werde, wie viel Gutes Sie mir stets getan." [1])

Dem Fürsten Alexander hatten die sich auftürmenden Schwierigkeiten politischer, dann aber auch persönlicher und familiärer Art diesen Brief an die Kronprinzessin abgerungen. Es quälte ihn der Gedanke, daß er Ursache von welterschütternden Ereignissen werden könnte, die das Schicksal vieler Tausende in Blut und Elend tauchen würden. Andererseits aber sagte er sich, daß diese Aussicht vielleicht denn doch zu sehr schwarz in schwarz gemalt sei, und daß dann einer irrigen Ansicht das Glück zweier Menschen geopfert würde, die sich nun vier Jahre treu angehörten und die Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche in sich getragen hatten. Es war der alte Zwiespalt zwischen Menschentum und Fürstenstellung. Beides zu vereinen war den wenigsten gegeben, und darum hat die Tragik dieses Gewissenskampfes stets das traurigste Blatt im Dasein jener gebildet, die für die Augen der Allgemeinheit auf den Höhen des Lebens wandelten.

Fürwahr, die europäische Lage war danach angetan, sorgsam jeden Funken zu vermeiden, der in das dürre Gebälk der Beziehungen der einzelnen Großmächte zueinander fallen könnte.

Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland hatte an Schärfe nichts eingebüßt. Kálnoky beurteilte diesen dahin, daß nicht die bulgarische oder die orientalische Frage überhaupt den Zwiespalt mit Rußland zur Folge habe, sondern die Eifersucht ihm zugrunde liege, die Rußland für das Emporstreben und Erstarken der beiden Mittelmächte im tiefsten Innern hegte. Er meinte, Rußland fühle, daß sein Ansehen in Europa dadurch zusehends verdrängt werde und schließlich ganz bedroht werden könnte. Auch für Deutschland als nichtslawischen Staat habe Rußland nichts übrig, aber es hätte gerne seinen Haß für den Augenblick vergessen, wenn Deutschland sein Bündnis zu Österreich-Ungarn geopfert hätte, hätte dies benutzt, um den Orient in seine Gewalt zu bekommen, und dann hätte sich der nach Angliederung aller slawischen Rassen riesengroß angewachsene Panslawismus mit gesteigertem Haß gegen das Deutsche Reich gewendet, dem im Westen noch immer der gallische Feind blieb. Rußland war aber noch nicht kriegsfertig und Frankreich noch nicht sicher genug. Früher oder später, schrieb Kálnoky, wird doch nur eine Lösung übrigbleiben, nämlich der unausweichliche Zusammenstoß der beiden Kaisermächte mit Rußland und die Entscheidung durch das Schwert, ob das slawische Rußland den europäischen Kontinent beherrschen soll oder nicht.[2]) Wenn also Bismarck stets die Ansicht vertrat, Rußland müsse nicht notwendig der Feind der Zentralmächte sein, herrschte in Österreich-Ungarn die gegenteilige Auffassung. Auch der gemäßigte Staatsmann Kálnoky hatte sich ihr, wie man

[1]) Nach dem Konzept zu dem Briefe des Fürsten Alexander an die deutsche Kronprinzessin vom 20. Dezember 1887, eigenhändig. Hartenau-Archiv.

[2]) Instruktion des Grafen Kálnoky an die unterstehenden Botschafter vom 1. Januar 1888.

Digitized by Google

sieht, nicht entziehen können. Es war nur eine Frage der Zeit, meinte man in Österreich-Ungarn, wann die endgültige Auseinandersetzung mit Rußland Tatsache würde.

Aber wie Schuwalow schon Oberstleutnant v. Steininger gesagt hatte, wollte Rußland den Krieg damals nicht. Auch der russische Botschafter in Wien kam mit Vorschlägen über die Entfernung des Battenbergers aus Bulgarien und über den Plan zur Wiederherstellung eines besseren Verhältnisses mit Rußland.

In Frankreich war inzwischen Boulanger aus dem Kriegsministerium entfernt worden, aber damit war die Kriegsgefahr noch nicht beschworen. In Rußland und Frankreich setzten die kriegsbegeisterten Parteien unter dem Schutze der Nichtamtlichkeit ihre Hetzereien fort. Da beschloß Bismarck durch Veröffentlichung der Bedingungen, unter denen der Zweibund geschlossen worden war, und durch seine kraftvolle, weltbekannte und begeisternde Rede im Deutschen Reichstage vom 6. Februar den Kriegslustigen in der Welt darzulegen, daß Deutschland und Österreich-Ungarn sich nur zur Verteidigung geeint hätten, daß aber das scharfe deutsche Schwert an der Seite des tapferen österreichisch-ungarischen Bundesgenossen willens sei, gegen jeden Feind, wer immer er sei, Recht, Gesetz und heimatliche Scholle bis zum äußersten zu verteidigen. „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst niemand auf der Welt", klang es damals vom Hochsitze der deutschen Volksvertretung.

Bulgarien freilich kam schlecht weg.

„Das Ländchen zwischen Donau und Balkan," rief Bismarck aus, „ist überhaupt kein Objekt von hinreichender Größe, um daran die Konsequenzen zu knüpfen, um seinetwillen Europa von Moskau bis an die Pyrenäen und von der Nordsee bis Palermo hin in einen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang kein Mensch voraussehen kann, man würde am Ende nach dem Kriege kaum mehr wissen, warum man sich geschlagen hat." Bismarck mußte schon deswegen die Bedeutung des Landes verkleinern, weil er es allerdings im geheimen vertragsmäßig Rußland ausgeliefert hatte.

Salisbury war von der Innigkeit der deutsch-österreichisch-ungarischen Beziehungen nicht so ganz überzeugt, denn er wies darauf hin, daß Deutschland und Österreich-Ungarn in der bulgarischen Frage in verschiedenen Lagern gewesen seien.

Bismarck ließ Salisburys Bedenken dahin zerstreuen, daß wenn Deutschland in dieser Sache mehr zu Rußland geneigt habe, dies nur geschehen sei, um es dem Zarenstaate, der sich in Bulgarien so sehr verfahren habe, zu erleichtern, womöglich wieder auf gangbare Straßen einzulenken und den Zaren zu verhindern, gänzlich dem Einflusse der extremen Kriegspartei im Lande zu verfallen.

Mittlerweile war die Krankheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm stetig und gefahrdrohend vorgeschritten. Selbst Mackenzie anerkannte endlich, daß es Krebs sei. Am 9. Februar war an dem Kronprinzen der Kehlkopfschnitt ausgeführt worden, und er konnte nur mehr durch eine Kanüle atmen.

Digitized by Google

Da auch des alten Kaisers Wilhelm Tage gezählt waren, trat angesichts der Krankheit des Kronprinzen die Absicht zutage, den Prinzen Wilhelm mit der Stellvertretung zu betrauen. Die Kronprinzessin befürchtete, daß der nicht nur der Battenberger Heiratsfrage wegen in ständigem Kampfe mit der Mutter lebende Sohn auch über den Tod des alten Kaisers hinaus eine dauernde Stellvertretung beabsichtige. Sie wandte sich mit allen Mitteln dagegen und verbreitete gute Nachrichten aus San Remo über die Gesundheit ihres Gemahls, um der Absicht ihres Sohnes, die gleichzeitig auch jene Bismarcks war, leichter entgegentreten zu können. Verschiedene, der Kronprinzessin feindliche Stimmen machten sich damals bemerkbar, die behaupteten, Dr. Mackenzie, der berühmteste Laryngologe Europas, habe den Krebs ebenso wie die deutschen Ärzte sofort erkannt, jedoch auftragsgemäß anders gesprochen, weil der Kronprinz auch bei vorhandener Regierungsunfähigkeit unbedingt schon im Interesse Englands auf den Thron gebracht werden sollte.

Am 9. März war der alte Kaiser Wilhelm I. verschieden. Seine letzten an Prinz Wilhelm gerichteten Worte lauteten: „Sei schonend mit dem Kaiser von Rußland. Du weißt, wie er ist. Halte an der Allianz mit Österreich fest, vertraue ihr, denn darin liegt der Hort des Friedens. Trachte ihn zu erhalten, aber scheue auch den Krieg nicht, wenn er gerecht ist." [1])

Auf die Todesnachricht war Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nunmehrige Kaiser Friedrich III., von San Remo abgereist und traf am 11. März in Schloß Charlottenburg ein.

Sein Zustand war ein trauriger. Täglich mußten größere Knorpelstücke und Gewebsfetzen aus der Wunde entfernt werden, furchtbare Kopfschmerzen quälten den Kaiser, und nur ausgiebiger Gebrauch von Morphium konnte ihm Schlaf bringen. Nun machte sich Friedrich III. über seinen Zustand keine Illusionen mehr. Ergeben und heldenmütig arbeitete er mit äußerster Willenskraft täglich mehrere Stunden teils allein, teils mit Bismarck, dem Chef des Militärkabinetts General Albedyll oder anderen.

Von Zeit zu Zeit verließ ihn mitten in der Arbeit die physische Kraft, er warf sich erschöpft für einige Augenblicke auf ein Ruhebett, um sich in seinem Pflichtgefühl kurz darauf wieder aufzuraffen. Die Kaiserin, die einsah, daß eine neue Stellvertretung in Frage kommen müsse, wollte selbst die Regentschaft übernehmen. Bismarck bekämpfte diese Absicht heftig und fand darin Unterstützung am nunmehrigen Kronprinzen Wilhelm und seinem Bruder Heinrich, die gesagt haben sollen, das Reich dürfe sich nicht von einem Weibe leiten lassen, selbst wenn es ihre Mutter wäre. [2])

---

[1]) Nach übereinstimmenden Aussagen verschiedener Ohrenzeugen: Generaladjutant Graf Brandenburg, Oberzeremonienmeister Graf Eulenburg. Die Möglichkeit, daß die dem österreichisch-ungarischen Botschafter Grafen Széchényi mitgeteilten letzten Worte des Kaisers für diesen entsprechend gefärbt waren, liegt vor. Graf Széchényi privat an Graf Kálnoky, 13. März 1888.

[2]) Graf Széchényi an Graf Kálnoky, 21. März 1888. Min. d. Äuß.

Digitized by Google

Fürst Bismarck sparte nicht mit klaren Kundgebungen gegen die beabsichtigte Regentschaft der Kaiserin, die seiner Meinung nach englischen Einflüssen auf die deutsche Politik Tür und Tor öffnen würde. Auch die öffentliche Meinung stand gegen die Kaiserin, und ihre Stellung angesichts der offenen Feindseligkeit ihrer drei ältesten Kinder, des Kanzlers, des Großteils der Presse und der Meinung des Volkes war gewiß keine leichte.

Aber die Kaiserin war nicht aus dem Holze geschnitzt, sich so schnell zu fügen. Obwohl am 23. März der Kronprinz Wilhelm mit der Stellvertretung betraut war, wachte sie eifersüchtig darüber, daß die Herrscherrechte ihres Gemahls nicht angetastet würden.

Auf den Dezemberbrief des Fürsten Alexander hatte sie geantwortet, daß sie an die Aufgabe des Eheprojektes nicht denke, und hatte ihm neue Beweise ihrer mütterlichen Zuneigung und neue Hoffnung gegeben.

In dem Augenblick, wo Kaiser Wilhelm gestorben war, hatte die nunmehrige Kaiserin Viktoria ihren Lieblingsgedanken der Heirat wieder aufgenommen und arbeitete unentwegt daran. Sie hatte dem Fürsten Alexander geschrieben, daß sie in ihren Gemahl, den Kaiser, dringen werde, die Sache endlich zur Lösung zu bringen.

Fürst Alexander verfolgte in größter Aufregung das Vorgehen der Kaiserin. Er schrieb ihr am 12. März nochmals, sie möge ohne die geringste Rücksicht auf ihn über das Schicksal ihrer Tochter entscheiden, denn die Verhältnisse hätten sich gründlichst geändert. Während er vor vier Jahren regierender Fürst mit einer Million Rente war und die drei ältesten Kinder der damaligen Kronprinzessin ihm neutral gegenüberstanden, hätten sich die Dinge jetzt wesentlich verändert. Er war nur mehr ein armer, kleiner Prinz und wußte, daß der einstige Thronerbe seine Schwester verfolgen werde, weil sie ihn liebe. Diese feindliche Gesinnung des Thronerben laste wie ein Alp auf ihm, nur wenn es gelänge, den jetzigen Kronprinzen zu seinen Gunsten umzustimmen, könne er eine glückliche Entwirrung sehen.

In ihrer Antwort forderte die Kaiserin den Fürsten Alexander auf, dem Kaiser einen Brief zu schreiben und ihn unter irgendeinem Vorwande zu fragen, ob er einmal zu ihm kommen und sich ihm vorstellen dürfe. Sie knüpfte daran den Plan, die Sache so einzurichten, daß man dabei die Verlobung irgendwie erreichen könnte.

Über ihres Sohnes, des Prinzen Wilhelm, Ansichten über die Heirat konnte sie aber nichts Günstiges berichten. Sein Widerstand war schroffer als je.

Fürst Alexander antwortete ihr, er werde den Kaiser bitten, ob er sich bei ihm als General à la suite des Gardekorps persönlich melden dürfe. Er hielt eine Verlobung vor der Welt so kurze Zeit nach dem Tode des Kaisers für ungünstig und wünschte eher, daß der neue Kaiser zuerst seine Stellung festlege, ihm einen Posten im Heere verleihe und dann dem angestellten deutschen General seine Tochter gebe, als jetzt schon dem „sozial und politisch nicht definierten Exfürsten".

Digitized by Google

Fürst Alexander äußerte die schwerste Besorgnis über die Folgen der Haltung des Thronfolgers, der ja angesichts der Krankheit des Kaisers über kurz oder lang den Thron besteigen würde. Er müßte ja dann Deutschland verlassen, was ihm sehr hart wäre, und er sei ganz und gar nicht gesonnen, nach England zu gehen, wo es schon genug ausländische Prinzen gäbe. Der Großherzog von Hessen, schrieb er, würde auch nichts für ihn tun und hätte ihm schon wiederholt erklärt, daß er die Heirat nicht billige und überhaupt nicht begreife, wie man in eine Familie einheiraten wolle, die bei jeder Gelegenheit ihr Mißfallen darüber so deutlich gezeigt habe. Auch aus diesem Briefe klangen die ernsten Bedenken des Fürsten.[1])

Der Vater des Fürsten Alexander wollte auch seine Zustimmung ohne jene des Thronerben nicht geben. Er trat nun in der Heiratsangelegenheit seines Sohnes energischer hervor, ließ ihn zu sich kommen und sagte ihm, daß im Falle die Verlobung zustande käme, dieselbe keinesfalls vor Ablauf der sechsmonatigen Familientrauer stattfinden dürfe. Es wäre dies eine Schändung der Erinnerung an Kaiser Wilhelm, der, wie ja jeder wisse, ein ausgesprochener Feind des Projektes war. Eine jede voreilige Verlobung würde von der großen Masse als eine hinterlistige Überrumplung des schwerkranken Kaisers ausgelegt werden. Er verbot seinem Sohne auf das strengste, irgendeinen Schritt zu tun, auch wollte er nicht, daß sein Sohn vor Ablauf der Trauerzeit um eine Audienz beim Kaiser einkomme.

Der Prinz von Hessen stellte seinem Sohne vor, er habe ihm schon zu verdanken, daß er und seine ganze Familie von der russischen Kaiserfamilie in Acht und Bann getan sei, und habe keine Lust, sich gegenüber der deutschen Kaiserfamilie in dieselbe Lage zu versetzen.

Wenn der Kaiser den Fürsten Alexander als Schwiegersohn wolle, so solle er die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, wolle er es nicht, so wäre es eine Anmaßung sondergleichen, sich aufdrängen zu wollen. Der Fürst Alexander gab seinem Vater das Wort, zu handeln, wie er es verlangte, denn er teilte seine Ansicht. Er schrieb die ganze Unterredung mit seinem Vater und dessen Stellungnahme der Kaiserin Viktoria nach Berlin und ließ in dem Brief an Kaiser Friedrich die Bitte um persönliche Vorstellung weg. Er fügte noch hinzu, daß der einzige Ausweg angesichts der sich von allen Seiten auftürmenden Schwierigkeiten nur mehr der offene und direkte Weg zum Herzen des Kaisers sei.

Nach Ablauf der Trauer sollte Prinzeß Viktoria offen mit ihrem Vater sprechen. Wolle er die Heirat nicht, so müßten sie beide sich dem Willen des Kaisers beugen, denn auf einer Verbindung unter anderen Bedingungen würde kein Segen ruhen.

Die Kaiserin war jedoch nun einmal fest entschlossen, die Angelegenheit

[1]) Konzept des Briefes des Prinzen Alexander von Battenberg an Kaiserin Viktoria vom 18. März 1888, eigenhändig. Hartenau-Archiv.

Digitized by Google

zur Lösung zu bringen, obwohl auch Königin Viktoria von England ihr warnend geschrieben hatte. „Ich kann verstehen," hieß es in dem Briefe der englischen Königin an ihre Tochter, „daß Du bei der peinlichen Unsicherheit, die die Gesundheit Fritzens hervorruft, das Bestreben hast, alles, was Wichtigkeit hat, zu lösen und zu arrangieren, aber ich bitte Dich, die Dinge nicht zu überstürzen, insbesonders in Dingen, welche im direkten Gegensatz zu den Wünschen des armen verstorbenen Kaisers stehen. Ich meine hierbei die projektierte Heirat von Moretta (Prinzeß Viktoria) mit Sandro. Vor allem ziehe einen solchen Schritt gar nicht in Betracht ohne die volle Einwilligung Wilhelms. Du mußt mit ihm rechnen, denn er ist der Kronprinz, und es ginge niemals an, eine Heirat zu schließen, der er nicht zustimmte. Dies würde nur Elend über Deine Tochter und Sandro bringen, weil es ihnen eine unmögliche und erniedrigende Stellung bereiten würde. Ich finde Deinen Wunsch, den lieben Sandro als Schwiegersohn zu haben, sehr natürlich, aber es wäre hart, seine ganze Lebensaussichten durch solch eine Verheiratung gegen den Willen Deines ältesten Sohnes zugrunde zu richten, und eine Verbindung unter solchen Verhältnissen könnte keine glückliche sein. Außerdem weiß ich, daß Sandros Vater seine Einwilligung nur geben würde, wenn Wilhelm einverstanden wäre. Es wäre dies dann auch eine ganz andere Sache, aber ich fürchte, daß sich seine Gefühle nicht verändert haben." [1])

Die Abschrift dieses Briefes war dem Fürsten von seinem Bruder Heinrich, dem Schwiegersohn der Königin, mit den Worten geschickt worden: „Man sollte meinen, dies wäre stark genug und genügend, um Dir aus Deiner fatalen Lage zu helfen."

Tatsächlich waren die beiden Hauptpersonen an der Verwirklichung des Heiratsplanes nicht mehr so aus vollem Herzen beteiligt, wie es früher der Fall war. Privatnachrichten aus Berlin meldeten, daß Prinzeß Viktoria keineswegs die Haltung eines Mädchens zur Schau trage, dessen teuersten Hoffnungen fast unüberwindliche Hindernisse im Wege stehen. Man war allseits geneigt zu glauben, daß sie wohl schwer, aber doch für den Verzicht zu gewinnen wäre, wenn sie nicht immer und immer wieder von ihrer Mutter gedrängt würde, diese Herzenssache zu verfolgen.

Die Haltung der Kaiserin war tatsächlich jene einer Frau, die mehr an der Sache beteiligt ist als die Braut selbst. Fürst Alexander von Battenberg hatte in den letzten Monaten schon eingesehen, daß seine Absicht zu Weiterungen führe, die zu keinem guten Ende leiten konnten. Wollte und konnte er auch nicht alles abbrechen, so mußte doch ein empfindlicher Leser aus seinen letzten Briefen an die Kaiserin die Neigung herausfühlen, der hoffnungslosen Sache ein Ende zu machen.

Nach dem eben mitgeteilten Brief des Prinzen Heinrich muß man auch

---

[1]) Brief der Königin Viktoria von England an die Kaiserin Viktoria von Deutschland, 21. März 1888. Hartenau-Archiv.

Digitized by Google

annehmen, daß der letzte Brief der Königin von England an die deutsche Kaiserin nicht ganz ohne des Fürsten Alexander Wunsch geschrieben worden war und auch das letzte Auftreten seines Vaters im Einverständnis mit dem Sohn erfolgte. Es steht nun die Frage vor Augen, warum denn die Kaiserin so hartnäckig an einem Eheprojekt festhielt, das alle Welt gegen sich und die beiden Nächstbeteiligten auch nicht mehr in Feuer und Flamme sah. Die Kaiserin war eben eine stolze, selbstbewußte Natur. Sie hatte ursprünglich die Heirat gewollt, weil sie die Liebe ihrer Tochter zum männlich-schönen Battenberger sah und ihr, der Tochter der Königin von England und Schwägerin Heinrichs von Battenberg, der in englischem Interesse von dorther anfangs unterstützte Plan vorschwebte, der Verbindung ihrer Schwester mit einem kleinen deutschen Prinzen durch die Heirat dessen Bruders mit einer Prinzessin von Preußen eine bessere Folie zu geben.

Dann waren aber auch noch andere Gründe dazugekommen. Die Kaiserin lebte in stetem Streite mit Bismarck, denn sie hatte als stolze Tochter Albions das Gefühl, daß dieser Mann zu mächtig sei und einen inneren Haß gegen das Land ihrer Herkunft hege. Als nun Fürst Bismarck als einer der ersten sich gegen die Heirat wandte und ihr damit ein indirektes Zeugnis seines Mißtrauens gegen die Engländerin am deutschen Hofe, gegen die englische Anwärterin auf den deutschen Thron, gab, da regte sich in dieser Frau der Widerspruch, und tief überzeugt, daß ihr Lieblingskind nach wie vor verzweifelt an ihrer Liebe festhalte, verfolgte sie hartnäckig ihren Plan, blieb ihm immer eigensinniger treu und förderte ihn um so eifriger, je mehr Widerstände sie fand.

Die Kaiserin erkannte angesichts der fortschreitenden Krankheit ihres Gatten bald, daß sie, wollte sie nicht ihren Lieblingsplan aufgeben, handeln müsse, ehe es zu spät war.

Sie entschloß sich, die entscheidende Unterredung mit dem Kaiser herbeizuführen. Kaiser Friedrich war im Grunde seiner Seele nicht ganz für die Heirat eingenommen. Es machte ihn bedenklich, daß er sich mit der Zulassung dieses Projektes, sowohl mit seinem verewigten Vater als auch mit seinem Sohne, dem künftigen Thronerben, dann aber auch mit dem hochbewährten alten Kanzler und Gründer des Reiches in Widerspruch setzen solle.

Dem entgegen stand der tägliche, ja stündliche Einfluß seiner Frau und die Bitten seiner Tochter, die, von ihrer Mutter gedrängt, ihren Vater bestürmte. Furchtbar litt der Kaiser, der sich zwischen zwei Feuern befand, neben seiner schweren Krankheit an diesem moralischen Zwiespalte.

Er hatte sich bisher von jeder Entscheidung in dieser Frage fernzuhalten gewußt. Jetzt aber, wo er Kaiser geworden, schien dies nicht mehr angängig. Die Krankheit hinderte ihn, über die Sache so zu urteilen, wie er es in gesunden Tagen gekonnt hätte.

Den fortwährenden Bitten der Kaiserin gab er am 30. März 1888 nach und schrieb dem Fürsten Alexander, ob er ihm nicht die Freude machen wolle,

Digitized by Google

am Ostermontag, den 2. April, nach Charlottenburg zu kommen, wo er ihn endlich einmal wiedersehen wolle.[1])

Es wäre ein trauriges Wiedersehen gewesen, denn des Kaisers Gesundheit war immer ungünstiger geworden. Die Kanüle im Kehlkopf des Kranken war von wuchernden Krebsmassen umgeben. Atemnot, Kopfschmerzen und Fieber plagten den Kaiser. Täglich mußte er sich die furchtbar schmerzhaften Eingriffe mit Wundhaken, Zangen u. dgl. gefallen lassen. Nichtsdestoweniger versah er so gut es ging die Regierungsgeschäfte. Der Kaiser konnte fast gar nicht mehr sprechen und mußte seine Antworten auf kleine Zettel schreiben, die er dann dem Vortragenden übergab.

Als am 31. März Fürst Bismarck seinen Vortrag beendet hatte, gab ihm Kaiser Friedrich einen Zettel, auf dem geschrieben stand:

„Ich habe die Absicht, dem Prinzen Alexander von Battenberg, der dieser Tage hierher kommt, um sich mit meiner Tochter zu verloben, den Orden Pour le mérite zu verleihen, was sagen Sie dazu?"

Das erste Wort des erstaunten Kanzlers ware „Unmöglich!" Dann entwickelte er dem Kaiser seine Hauptgründe, weshalb er zu dieser Heirat seine Einwilligung nicht geben könnte.

Als erstes führte er ins Treffen, daß Fürst Alexander dem Zaren tief verhaßt sei, daß eine Heirat mit der deutschen Kaisertochter vom Zaren als eine beabsichtigte Demonstration gegen Rußland betrachtet werden würde und selbst wenn der Zar dies nicht so schwer auffaßte, die Gefahr bestehe, Fürst Alexander werde nach Bulgarien zurückkehren wollen und als der Mann einer deutschen Kaisertochter auch die Unterstützung des Deutschen Reiches für seine Regierungspolitik verlangen. Dies wäre aber eine völlige Unmöglichkeit, denn man habe sich doch im Vertrage von 1887 dahin gebunden, den Fürsten Alexander nie mehr nach Bulgarien zu lassen, und die Folge dieses Vertragsbruches wäre der drohende Krieg mit Rußland. Als zweites Argument brachte der Kanzler dem Kaiser die Nichtebenbürtigkeit des Prinzen vor, der aus einer morganatischen Ehe hervorgegangen, Verwandte habe, die, wie jener Onkel des Prinzen Alexander, ihren Fahneneid gebrochen und als Rebellen gekämpft hätten.[2])

Diese Gründe waren es vornehmlich, die Bismarck dem Kaiser Friedrich vorbrachte und für den Fall, als sie nicht gebilligt wurden, seine Entlassung verlangte.

Daraufhin schrieb der Kaiser auf einen Zettel:

„Was tun?"

Fürst Bismarck antwortete nur: „Abtelegraphieren." Sofort verfaßte

[1]) Brief des Kaisers Friedrich III. an Fürst Alexander vom 30. März 1888. Original im Hartenau-Archiv.

[2]) Gemeint ist ein Vetter der Gräfin von Hauke, Gemahlin des Prinzen Alexander von Hessen, der in dem polnischen Aufstande, 1863, die Reihen der russischen Armee verließ und unter dem Namen Bossak auf Seite der Polen kämpfte.

Digitized by Google

der Monarch das Telegramm, das er später in einem Briefe, wenn auch ganz allgemein, erläuterte, und übergab dasselbe dem herbeigerufenen Jäger.

Dies ging lautlos vor sich. Plötzlich trat die Kaiserin Viktoria tränenden Auges ins Zimmer. Sie vertrat ihren Standpunkt mit Wärme und gebrauchte dabei die Worte: der Kaiser könne nicht zugeben, daß der kalten Staatsräson wegen das Herz seiner Tochter gebrochen werde. Der Kaiser, sichtlich erschöpft, winkte seiner Gattin wiederholt, sie solle sich beruhigen. Da dies jedoch nichts fruchtete, sprang er plötzlich in großer Erregung auf, riß sein Tuch vom Halse und versuchte zu sprechen, wobei nur das Wort „Alleinlassen" verständlich war. Nachdem die Kaiserin das Zimmer verlassen hatte und Kaiser Friedrich sich etwas beruhigt hatte, schrieb er auf ein Zettelchen:

„Battenberg kommt also jetzt nicht, Memorandum vorlegen, besprechen Sie sich mit meiner Frau."

Schließlich verließ der Kanzler den Kaiser, ohne daß eine Entscheidung getroffen war. Für den Augenblick kam die Sache nicht mehr zur Sprache, aber Bismarck hatte doch zugestanden, daß trotz aller seiner Gründe er nur dann gegen die Heirat sei, wenn die Verlobung jetzt und in der beabsichtigten Form erfolge. Er bat sich Bedenkzeit aus und behielt sich seine weitere Haltung vor. Der Kanzler war schlau. Fest entschlossen, die Heirat um jeden Preis zu verhindern, gedachte er in Ansehung der schweren Krankheit des Kaisers und der ihm wohlbekannten Ansichten des Kronprinzen Wilhelm, die Entscheidung aus denselben Gründen hinauszuschieben, aus denen sie die Kaiserin zu beschleunigen suchte. Nicht nur der Zar und Rußland, deren Abneigung gegen den Fürsten Alexander er damals vor allem anderen betonte, waren es, die ihn zu seiner Haltung veranlaßten, sondern vor allem anderen sein jahrelanger Gegensatz zu der Kaiserin, der englischen Königstochter, die nach seiner Meinung durch ihre Stellung der englischen Politik im Deutschen Reiche eine ungeheure Stütze bot.

Er sah in der Heirat vornehmlich eine englische Intrige, die dazu ersonnen sei, Deutschland gegen Rußland auszuspielen, dadurch zwei starke Mächte miteinander zu beschäftigen, um selbst in der Welt freie Hand zu behalten.[1]) Darum wies er auch fortwährend darauf hin, daß die Königin von England den Herzensbund so sehr unterstützte. War dies auch früher der Fall und war die Königin dem Hause Battenberg schon ihres Schwiegersohnes Heinrich wegen und aus persönlicher Sympathie zu Fürst Alexander gewogen, so hatte sie, wie aus ihrem Schreiben an ihre Tochter, die Kaiserin, hervorging, angesichts der Schwierigkeiten den Plan bereits aufgegeben. Bismarcks Ausfälle gegen sie waren daher damals nicht mehr berechtigt. Er war sogar so weit gegangen, den Lord Salisbury darauf aufmerksam zu machen, daß die Anstrengungen der Königin in der Richtung, das Heiratsprojekt zustande zu bringen, die deutsche Regierung zwingen könnten, eine russenfreundlichere Richtung dauernd ein-

[1]) Siehe darüber auch Busch, Tagebuchblätter, Band III, S. 232.

Digitized by Google

zunehmen, die sich England nicht wünschen könnte. Lord Salisbury nahm diese Mitteilung höchst peinlich berührt entgegen und äußerte sich dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber dahin, daß angesichts dessen, daß die Königin in Berlin von der Heirat abgeraten, dieses Vorgehen Bismarcks „very impertinent on his part" gewesen sei.[1])

Fürst Bismarck war auch deshalb abgeneigt, nachzugeben, weil er fühlte und wußte, daß der Kaiser Friedrich III. bei seinem leidenden Zustande vor einer so tief einschneidenden Veränderung zurückschreckte und im Grunde selbst mit den Anschauungen des Fürsten Bismarck einverstanden war, andererseits aber in den langen Stunden des Beisammenseins mit seiner Gemahlin so sehr bestürmt wurde, daß der sieche und ruhebedürftige Monarch sich schließlich des lieben Friedens halber umstimmen ließ; überdies war der eiserne Kanzler jedem Einflusse einer Frau auf Politik, auch oder sogar um so mehr, wenn sie eine so hohe Stellung im Reiche einnahm, grundsätzlich abgeneigt.

Die Kaiserin hatte in dieser Angelegenheit sowohl in ihrer Familie als auch bei Hofe niemand für sich, ja selbst die Personen ihrer nächsten und vertrautesten Umgebung nicht. Vor allem anderen aber war ihr Sohn, der Kronprinz, der Heirat am feindlichsten gesinnt.

Die Gründe dafür lagen tiefer. Bei seiner Geburt war dem Prinzen Wilhelm die Hand gebrochen worden, und man merkte dies erst nach einigen Tagen. Die Kronprinzessin hatte sich darüber gekränkt, daß dieses Kind als Krüppel werde durchs Leben gehen müssen, und hatte es von allem Anfang an mit weniger Liebe umgeben als die anderen Geschwister. Stets war Prinz Wilhelm von seiner Mutter zurückgesetzt und als Aschenbrödel behandelt worden. Aber auch die übrigen Geschwister wurden nicht mit derselben Liebe behandelt wie Prinzeß Viktoria, die das ausgesprochene Lieblingskind ihrer überhaupt von Natur aus nicht zärtlichen Mutter war. Bei zahlreichen Gelegenheiten kamen diese Verhältnisse zum Ausdruck. So empfing einmal die damalige Kronprinzessin Viktoria einen österreichischen Herrn in Audienz, sprach ihm von Kaiser Franz Joseph und der kaiserlichen Familie und bemerkte plötzlich: „Sie glauben gar nicht, wie ich Ihren schönen, geistvollen und eleganten Kronprinzen bewundere, wenn ich daneben meinen ungeschlachten, vierschrötigen Sohn Wilhelm betrachte." So hatte sich langsam zwischen Mutter und Sohn mit den Jahren wachsender Unmut aufgehäuft, den jeder neu auftauchende Gegensatz schürte.

Da war es dann freilich nicht schwer, die Haltung des Prinzen Wilhelm zu erraten, als es galt, zu der von der Kaiserin so heiß verfochtenen Battenberger Heiratsfrage Stellung zu nehmen. Nun, da die Bombe geplatzt war, trat auch Kronprinz Wilhelm hervor, und in einem Brief an Fürst Alexander

---

[1]) Telegramm Fürst Bismarcks an Graf Hatzfeld, mitgeteilt von Prinz Reuß an Graf Kálnoky, 6. April 1888, und Graf Károlyi aus London an Graf Kálnoky, 25. April 1888. Min. d. Aus.

Digitized by Google

vom 4. April 1888[1]) gab er seiner Willensmeinung so scharfen Ausdruck, daß es ein Zurück für ihn nicht mehr geben konnte.

Er wies darauf hin, daß Kaiser Wilhelm I. aus politischen wie aus dynastischen Gründen der Heirat „mit Nachdruck für immer" widersprochen habe, er geglaubt habe, sie sei definitiv und für immer aufgegeben, und in diesem Gedanken gestorben sei. Der Kronprinz halte es für seine Pflicht, seine Stellung zu dieser Frage dahin klar festzustellen, daß sie den Interessen seines Hauses nicht nur, sondern auch des Staates nachteilig sein würde.

Dementsprechend schloß der Brief mit den Worten: „Ich will Euer Durchlaucht keinen Zweifel darüber lassen, daß ich jeden, der zu einer solchen Verbindung mitwirkt, für alle Zeiten als einen Feind meines Hauses nicht nur, sondern auch meines Vaterlandes betrachten und dementsprechend behandeln werde, und hoffe, daß mich Eure Durchlaucht nicht in die Lage bringen wollen, Sie mit in die Kategorie dieser Betreffenden reihen zu müssen."

(Schluß folgt)

Die Ausnutzung der natürlichen Kraftquellen für unser Nationalvermögen

Von

Regierungs- und Baurat H. D. Krey (Berlin)

Wir sind arm geworden, bettelarm. Unseren Reichtum hat der Krieg verzehrt. Unseren Wohlstand hat der Friedensvertrag uns genommen, und den Rest unserer Habe bringen gewinnsüchtige Schieber und Wucherer über die Grenzen und verschachern ihn für wertloses Papiergeld.

Noch ahnt es der Arbeiter kaum, dessen Lohn fast täglich in die Höhe geschraubt wird, um die Teuerung der Lebensmittel und Lebensbedürfnisse auszugleichen, daß diese Lohnerhöhung kein dauerndes Hilfsmittel ist, sondern nur ein kurzer Aufschub der fühlbaren Armut; er ahnt es nicht, daß er diese Lohnerhöhung selbst bezahlen muß durch eine weitere Preissteigerung der Lebensbedürfnisse.

Noch ahnt es der reiche Spekulant nicht, der seinen leicht erworbenen Reichtum leichtsinnig wieder vergeudet und dadurch den Anschein erweckt, als wäre unser Volk noch wohlhabend.

Nur der Volkswirt schätzt trauernd das Verlorene und sinnt auf Ersatz.

„Arbeit ist Geld, Arbeit ist Reichtum!" Wenn das Wort für uns Deutsche keine leere Phrase sein soll, dann sind wir mit unseren 20—30 Millionen arbeits-

---

[1]) Kronprinz Wilhelm von Preußen an Fürst Alexander von Battenberg, 4. April 1888. Hartenau-Archiv.

Digitized by Google

fähigen Männern und Frauen noch nicht mittellos, noch nicht ganz arm; wir brauchen es wenigstens nicht zu sein.

Aber Arbeit ist auch dann Reichtum, wenn sie nicht von den Menschen geleistet wird, sondern von der Natur zur Verfügung gestellt wird. Wir müssen nur in der Lage sein, diese Arbeit zu fassen und für uns nutzbar zu machen.

Der Laie macht sich selten einen Begriff davon, welche ungeheuren Energiemengen täglich und stündlich aus dem Weltenraum zu uns kommen. Wir wären reich, sehr reich, wenn wir einen nennenswerten Teil davon fassen könnten. Dieses Arbeitsvermögen kommt hauptsächlich zu uns in Gestalt des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme und zum Teil in Gestalt der unsichtbaren Anziehung der Weltkörper (in erster Linie Sonne und Mond). Allein die eine Wirkung der Sonnenwärme, die Hebung des Wassers, welches nachher aus den Wolken als Regen oder Schnee wieder zur Erde fällt, repräsentiert für Deutschland eine mittlere dauernde Kraftleistung von etwa 100 bis 200 Millionen Pferdestärken (wenn man die Höhe der Wolken zu etwa 1000 Meter schätzt). Leider ist aber die Energieübertragung aus dem Weltenraum auf die Erde so ausgedehnt und weit verteilt, daß es mit unseren jetzigen Mitteln nicht möglich ist, sie unmittelbar abzufangen und für besondere Zwecke nutzbar zu machen.

Zwar hat man es versucht, die Sonnenstrahlen unmittelbar zusammenzufassen und zur Heizung einer Maschine zu verwenden. In einem Orte Südkaliforniens ist seit reichlich einem Jahrzehnt eine solche Sonnenmaschine in einer Größe von etwa 15 Pferdestärken im Betriebe. Die Sonnenstrahlen werden, durch einen großen Hohlspiegel vereinigt, auf einen Dampfkessel geworfen und so unmittelbar zur Kesselheizung verwandt. Der Hohlspiegel wird während des Tages, dem Laufe der Sonne folgend, durch ein Uhrwerk so gedreht, daß die im Brennpunkt vereinigten Sonnenstrahlen immer die Heizfläche des Kessels treffen. Für unser Klima in Deutschland würde sich aber eine solche Maschine nicht lohnen, weil bei uns an den meisten Tagen die Sonnenstrahlen durch Wolken und Nebel behindert oder ganz abgeblendet sind.

Für uns in Deutschland kommt zurzeit ernstlich nur die mittelbare Ausnutzung der oben genannten Energiequellen in Betracht, und zwar hauptsächlich in drei Formen, nämlich:

1. in der Kraftausnutzung des ungenutzt in unseren Flüssen und Bächen abfließenden Niederschlagswassers;
2. in der Ausnutzung der Kraft des Windes und der Wellen;
3. in der Ebbe und Flut.

Die wichtigste ist die erste dieser drei Arten:

Die Ausnutzung der Wasserkräfte

Von der gesamten Regenmenge gelangt nur etwa ein Drittel wieder offen zum Abfluß, die anderen zwei Drittel werden von den Pflanzen und Tieren aufgenommen oder versickern. Das Grundwasser ist im allgemeinen nur als natürliche Aufspeicherung anzusehen. Es kommt entweder in Quellen wieder

Digitized by Google

zutage oder wird durch die Kapillarkraft des Bodens wieder an die Oberfläche befördert zur nachträglichen Aufnahme durch die Pflanzen. Diejenigen Wassermengen, welche in den ausgedehnten Grundwasserbetten bis zum Meere gelangen, ohne wieder an die Oberfläche zu kommen, sind verhältnismäßig gering, da die Geschwindigkeit des Grundwasserstromes bei feinem Sandboden außerordentlich klein ist. Das Gesamtgefälle der abfließenden Wassermengen von dem Orte des Niederschlages bis zum Meere bzw. bis zur deutschen Grenze schwankt zwischen wenigen Metern bis über 1000 Meter in den Gebirgen. Rechnet man mit einem mittleren Gesamtgefälle von rund 100 bis 200 Meter, so würden die offen abfließenden Wassermengen eine mittlere Leistung von etwa 6 bis 12 Millionen Pferdestärken darstellen (oder eine jährliche Gesamtarbeit von 50 bis 100 Milliarden Pferdekraftstunden bzw. = 40 bis 80 Milliarden Kilowattstunden).

Die primitivste Art der Ausnutzung der Kraft des abfließenden Wassers erfolgte und erfolgt auch vereinzelt noch jetzt durch die sogenannten Schiffsmühlen. Das sind verankerte Schiffsgefäße, welche ein Wasserrad tragen, das durch den Stoß des Wassers bewegt wird. Es ist etwa das umgekehrte Prinzip wie beim Raddampfer.

Es dürfte ohne weiteres klar sein, daß man durch diese Art der Ausnutzung keine erheblichen Kraftmengen gewinnen kann, die für das Nationalvermögen von ausschlaggebender Bedeutung sind. Denn einerseits kann man nicht den ganzen Fluß durch solche Schiffsmühlen sperren und andererseits ist das ausgenutzte Gefälle nur sehr gering, und zwar gleich einem Teil der vorhandenen Geschwindigkeitshöhe des Wassers. Ausgenutzt wird beispielsweise bei einer Wassergeschwindigkeit von 1 Meter in der Sekunde nur eine Druckhöhe von günstigstenfalls 3 bis 4 Zentimeter (bei 2 Meter Stromgeschwindigkeit höchstens 15 Zentimeter Druckhöhe). Nach überschläglicher Schätzung werden bei einer Wassergeschwindigkeit von 2 Meter in der Sekunde (die in unseren Flachlandflüssen schon sehr selten ist) durch solche Schiffsmühlen höchstens etwa 1—2 Pferdestärken für jedes Quadratmeter Fläche einer Schaufel gewonnen, bei 1 Meter Stromstärke je etwa $^1/_8$—$^1/_4$ Pferdestärke. Immerhin ist auch diese Art der Kraftgewinnung für kleine Anlagen nicht ganz von der Hand zu weisen, weil sie billig in der Anlage ist. Für größere Anlagen kommt sie nicht in Betracht.

In vollkommenerer Weise geschieht die Ausnutzung durch Wasserräder unter gleichzeitiger Zusammenfassung des Gefälles. Das Wasser wird durch Werkkanäle den Flüssen entnommen und weiter unterhalb wieder in den Fluß geleitet oder besser, der Fluß wird durch ein Wehr abgesperrt und der Wasserspiegel oberhalb um mehrere Meter angestaut. Auf diese Weise würde man bei genügend großer Anlage die ganze Wassermenge des Flusses und das auf mehrere Kilometer vorhandene Gefälle ausnutzen können, wenn der Wasserabfluß einigermaßen gleichmäßig wäre. An Stelle der Wasserräder werden in neuerer Zeit bei größeren Anlagen nur Turbinen verwandt, welche einen

Digitized by Google

Wirkungsgrad von etwa 80 Prozent und mehr aufweisen, d. h. welche vier Fünftel der Kraft des durchfließenden Wassers ausnutzen.

Sehr ungünstig für die Wasserkraftnutzung ist die große Ungleichmäßigkeit des Wasserabflusses. Sie ist begründet durch den ungleichmäßigen Wasserverbrauch, der in der Vegetationsperiode um das Vier- bis Fünffache größer ist als im Winter, und durch die Ungleichmäßigkeit der Niederschläge. In großen Strömen betragen die Hochwassermengen das Dreißig- bis Fünfzigfache der Niedrigwassermengen. In kleineren Flüssen und Bächen ist das Verhältnis noch viel ungünstiger. Nun entspricht aber einer Vergrößerung der Wassermenge im allgemeinen keine Zunahme der ausgenutzten Wasserkraft, da der Stau des Oberwassers aus wirtschaftlichen Gründen eingehalten werden muß, während der Wasserspiegel unterhalb des Wehres mit der Zunahme der Abflußmenge steigt.

Ist eine Turbinenanlage für eine bestimmte Wassermenge (bei voller Beaufschlagung) gewählt, so nimmt die Wasserkraft der Anlage bei weiterem Steigen des Wassers ganz erheblich ab. Diese Abnahme beträgt bereits etwa 65 Prozent (die Kraft geht auf 35 Prozent herunter), wenn das Unterwasser bis zur halben ursprünglichen Stauhöhe ansteigt. Eine beliebige Vergrößerung der Turbinenanlage lediglich zur Ausnutzung des Hochwassers lohnt sich bald nicht mehr, weil die Kosten der Vergrößerung des Baues höher werden als der Wert der dadurch gewonnenen größeren Wasserkraft. Besonders ungünstig wird die Wirtschaftlichkeit der Wasserkraft dadurch beeinflußt, wenn bei starkem Hochwasser das Gefälle am Wehr so gering wird, daß die ausnutzbare Wasserkraft der Turbinenanlage praktisch gleich Null wird.

Wenn sich der Kraftbedarf dieser schwankenden Kraftgewinnung nicht anpassen kann, und das wird selten der Fall sein, dann muß eine andere Kraftreserve (Dampfkraft oder Explosionsmotoren) in der vollen Höhe der Wasserkraftanlage hergestellt werden, die im Jahre oft nur wenige Tage zu arbeiten hat, die aber durch Verzinsung und Abschreibung große dauernde Kosten erfordert. Dadurch wird oft der ganze Wert einer Wasserkraftanlage in Frage gestellt, zumal auch die anderen Nebenkosten, welche durch die Herstellung, Verzinsung und Unterhaltung des Wehres entstehen, so ins Gewicht fallen, daß eine Dampfmaschinenanlage oft billiger arbeitet als eine Wasserkraftanlage. Andererseits wird das Wehr zuweilen für andere Zwecke ohnehin erforderlich und scheidet dann aus der Berechnung der Wirtschaftlichkeit der Kraftanlage aus.

Für landwirtschaftliche Zwecke ist eine vor etwa einem Jahrzehnt von Herrn Baurat Abraham erfundene Maschine, der sogenannte Hydropulsor, recht empfehlenswert. Die Maschine ist gleichzeitig Kraft- und Arbeitsmaschine. Sie nutzt, wie der hydraulische Widder, den Wasserstoß zur Hebung des Wassers aus, arbeitet aber günstiger als dieser und ist für größere Wassermengen geeignet. Eine derartige Maschine arbeitet seit Jahren zur Zufriedenheit auf dem Rittergute Zobliz bei Görlitz und fördert dort für Bewässerungszwecke

Digitized by Google

bis zu sekundlich 1000 Liter Wasser auf $1^1/_2$—2 Meter Höhe. Gegen die Ungleichmäßigkeit des Gefälles ist sie in gleicher Weise empfindlich wie die Turbine.

Aus den wenigen oben gemachten Angaben dürfte schon hervorgehen, daß der Gedanke der billigen Kraftgewinnung aus den Naturkräften und in erster Linie aus der Wasserkraft doch auf erhebliche Schwierigkeiten stößt. Besonders gilt dies für die großen Flüsse des Flachlandes, da es hier schwer möglich ist, so große Gefälle an einer Staustufe zusammenzufassen, daß die ausnutzbare Wasserkraft bei Hochwasser nicht wesentlich zurückgeht. Noch schwieriger ist hier die Aufspeicherung großer Wassermengen, um die Überschüsse des Hochwassers für Zeiten geringer Wasserführung des Flusses auszunutzen. Beides ist aber erforderlich, wenn es darauf ankommt, die Wasserkraft möglichst wirtschaftlich auszunutzen.

Günstiger liegen die Verhältnisse am Oberlauf der Flüsse, obgleich die Wassermengen dort erheblich geringer sind, soweit es nur möglich ist, größere Gefälle zu schaffen und die Wassermengen an Talsperren aufzuspeichern.

Als neuzeitliches Beispiel einer solchen Anlage kann die unmittelbar vor dem Kriege fertiggestellte Hemfurther Talsperre angeführt werden. Bei dem Dorfe Hemfurth ist die Eder durch eine 47 Meter hohe Staumauer vollkommen abgeschlossen; der Wasserspiegel ist um 40 Meter angestaut und in dem abgeschlossenen Tale ein See von 202 Millionen Kubikmeter Wasserinhalt geschaffen. Da der Stausee eine Oberfläche von etwa 1200 Hektar hat, so wird sich der Stauspiegel nur um 1—2 Meter senken, selbst wenn die ganze Turbinenanlage in einer Größe von 18 000 Pferdestärken acht Tage lang lediglich aus dem Staubecken gespeist wird, ohne daß ein Ersatz des Wassers durch Zufluß erfolgt. Dadurch ist ein außerordentlicher Ausgleich der Wassermengen herbeigeführt und die Ausnutzung der verfügbaren Kraft sehr weit getrieben. Die an sich recht hohen Baukosten des Staubeckens einschließlich des Grunderwerbs betragen, auf die Größe des Stauraumes bezogen, nicht ganz 10 Pfennig für das Kubikmeter aufgestautes Wasser; auf die gewonnene Kraft bezogen über 1100 Mark für die Pferdestärke nach Friedenspreisen.

Der für die Unterhaltung der Anlage, für die Verzinsung und Tilgung der Anlagekosten aufzuwendende Betrag von vielleicht 1 Pfennig für die Pferdekraftstunde würde schon die Wirtschaftlichkeit des sonst sehr günstigen und großzügigen Werkes stark belastet haben, wenn die ganze Anlage lediglich für Kraftgewinnung ausgeführt wäre. Das ist aber gar nicht der Fall. Die Anlage ist in der Hauptsache für die Speisung des Rhein-Weser-Kanals gebaut. Die außerordentliche hohe Kraftausnutzung ist ein ohne wesentliche Mehrkosten mit erreichter Vorteil.

Weitere Vorteile des Werkes sind: Ausgleich der Wasserführung der unterhalb liegenden Flußstrecke, Verminderung der Überschwemmungen, Vermehrung der Wassermengen und Erhöhung der Wasserstände während der trockenen Zeiten (gleich günstig für die Landwirtschaft und für die Schiffahrt),

Digitized by Google

Verbesserung aller unterhalb liegenden und etwa noch zu erbauenden Wasserkraftwerke durch die Erhöhung der Niedrigwassermengen. Die Talsperre ersetzt auch für die unterhalb liegenden kleinen Kraftwerke den Stauweiher und macht sie wirtschaftlich lebensfähig. Dazu kommt noch in besonderen Fällen die Möglichkeit der Trinkwasser- und Nutzwasserbeschaffung.

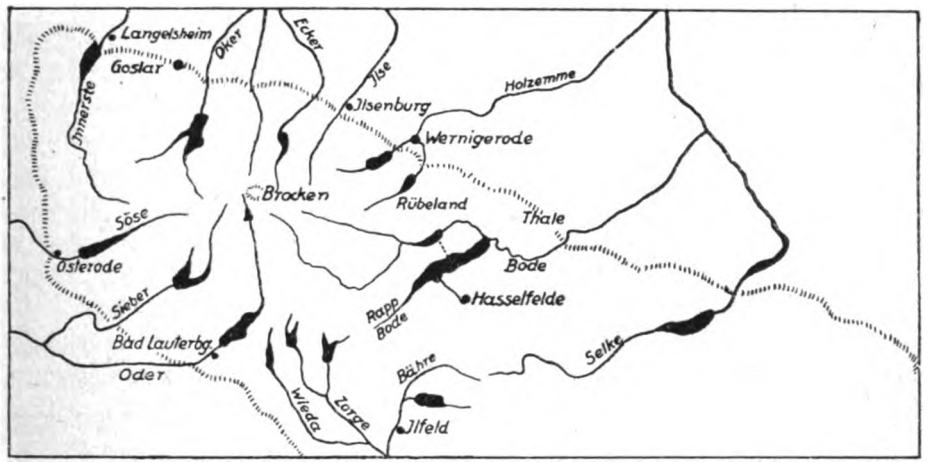
Gerade dieser vielseitige Nutzen der Talsperren begünstigt ihre Anlage auch dort, wo eine Interessentengruppe allein zur Tragung der Kosten nicht imstande wäre. Die ersten, wenn auch kleineren, aber bahnbrechenden Anlagen im Ruhrgebiet verdanken ihre Entstehung zum Teil einer solchen Verteilung der Lasten auf mehrere Schultern. Allerdings ist es nicht leicht, die Kosten annähernd gerecht und billig nach dem voraussichtlichen Nutzen zu verteilen und es erfordert vorher langwierige und schwierige Verhandlungen.

Besonders fördernd hat in neuerer Zeit auf die Frage der Ausnutzung der Wasserkräfte die bequeme elektrische Kraftübertragung gewirkt. An dem Orte der Kraftgewinnung ist wohl selten der Bedarf für die ganze Kraftmenge vorhanden. Durch die elektrische Kraftübertragung wird der Abnahmekreis bedeutend erweitert. Demgegenüber stehen allerdings Kraftverluste in den Leitungen und recht erhebliche Anlagekosten der Übertragungsleitungen und der Transformatoren usw. Gleichzeitig wird durch die Übertragung ein Ausgleich des Bedarfes geschaffen, besonders dort, wo sich die Abnehmer aus ungleichartigen Kreisen zusammensetzen, deren größter Kraftbedarf zeitlich nicht zusammenfällt. So wirkt ein Zusammenschluß mehrerer benachbarter Kraftzentralen durch Verbindungsleitungen in der Regel günstig. Ein Ausgleich der Bedarfsschwankungen tritt um so leichter ein, je größer und ungleichartiger der Kreis der Teilnehmer ist. Demgegenüber kann gerade bei ganz kleinen Anlagen der Kraftverbrauch auf die Kraftschwankungen in gewissem Grade Rücksicht nehmen, und dieser Vorteil der kleinen Anlagen in Verbindung mit der Ersparnis der Leitungsverluste ist nicht zu unterschätzen und wird voraussichtlich in Zukunft an manchen Stellen kleine selbständige Kraftanlagen entstehen lassen, wo sie zurzeit noch für unwirtschaftlich angesehen werden.

Zurzeit sind es hauptsächlich größere Talsperranlagen, welche für bauwürdig angesehen werden und die gleichzeitig oder in erster Linie den Zweck verfolgen, durch zeitweise Wasseraufspeicherung die Schiffbarkeit der Flüsse zu vergrößern. Eingehender sind davon unter anderem folgende im Entwurf bearbeitet: In Westthüringen an den Quellenflüssen der Werra und Fulda neben dem bereits fertiggestellten Eder Staubecken eine Reihe weiterer Stauweiher mit einem Gesamtfassungsraum von über 600 Millionen Kubikmeter und einer voraussichtlichen jährlichen Kraftleistung von annähernd 60 Millionen Kilowattstunden, an der Saale zwei größere Stauseen mit zusammen rund 600 Millionen Kubikmeter Fassungsraum, und im Harz eine größere Anzahl von Staubecken sehr verschiedener Größe mit einem gesamten Fassungsraum von etwa 250 Millionen Kubikmeter und einer jährlichen Kraftleistung von etwa 120 Millionen Kilowattstunden.

Digitized by Google

Harz-Talsperren.



Auf dem beigegebenen Bildchen sind die im Harz geplanten Stauweiher skizzenhaft dargestellt. Sie liegen alle an den oberen Quellflüssen im Gebirge selbst, wo die Geländeverhältnisse für die Anlage der Sperren günstig sind, und die zulässige Stauhöhe im allgemeinen größer ist als weiter unten am Flusse. Infolgedessen ist die ausnutzbare Kraft verhältnismäßig hoch im Vergleich zum Stauraum.

Finanziell weit günstiger liegen die Verhältnisse in Süddeutschland, besonders in Bayern, für die Ausnutzung der Wasserkräfte, weil das Gefälle hier durchweg größer ist und außerdem stellenweise Seen in hoher Lage als natürliche Wasserspeicher zur Verfügung stehen. Aber auch hier sieht man sich bereits nach weiteren Interessenkreisen um, welche von den notwendigen Anlagen gleichzeitig Vorteil haben oder bei zweckentsprechender Ausgestaltung Vorteil haben könnten und daher die Kosten tragen helfen könnten. Man denkt daran, die Zuleitungskanäle für die Schiffahrt nutzbar zu machen. Die bisher in Bayern ausgenutzten Wasserkräfte liefern etwa 120 000 Pferdestärken (darunter die Alzwerke bei Trostberg mit 11 000 und die Leizachwerke mit 15 000 Pferdestärken).

In Bayern ist die Wasserkraftausnutzung in neuerer Zeit außerordentlich volkstümlich geworden. Geplant ist unter anderem der Ausbau des Walchensee-Kraftwerkes, d. h. die Ausnutzung des rund 200 Meter großen Gefälles zwischen Walchen- und Kochelsee unter Heranziehung des Wassers der oberen Isar mit einem nutzbaren Gefälle von 50 bis 60 Meter. Es können hier voraussichtlich etwa 25 000 (Winter) bis 80 000 (Sommer) Pferdestärken gewonnen werden, ohne Berücksichtigung der gleichzeitig dadurch erreichten Verbesserung der Triebwerke unterhalb des Kochelsees. Der Walchensee wird als Ausgleichbecken, als natürlicher Stauweiher benutzt und erfährt durch die vermehrte Wasserabgabe (im Winter) eine Wasserspiegelsenkung von 4 bis 6 Meter.

Digitized by Google

Die Schwankung der verfügbaren Kraftmengen ist bei den aus dem Hochgebirge stammenden Flüssen gerade umgekehrt als bei den aus den Mittelgebirgen und aus der Ebene gespeisten Flüssen. Sie führen gerade dann die größten Wassermengen, wenn die anderen Flüsse infolge teilweisen Versiegens der Quellen (im Sommer) Wassermangel haben. Durch die Verbindung verschiedenartiger Werke kann infolgedessen ein natürlicher Ausgleich der Schwankungen erreicht werden.

Weiter ist in Bayern die Ausnutzung der Wasserkraft an der mittleren Isar in Angriff genommen. Ein Gesamtgefälle von 83 Meter soll hier in fünf Stufen von 10 bis 26 Meter genutzt werden, wobei der Wasserausgleich durch ein Staubecken von 32 Millionen Kubikmeter Inhalt erstrebt wird. Im ganzen soll hier eine dauernde Kraftleistung von rund 80 000 Pferdestärken gewonnen werden oder eine jährliche Arbeitsmenge von rund 500 Millionen Kilowattstunden. Eine fast ebenso große Kraft kann am oberen Inn gewonnen werden.

In Baden ist kurz vor dem Kriege und zum Teil während des Krieges ein großzügig angelegtes Werk fertiggestellt, nämlich das Murgkraftwerk, welches bei 146 Meter Gesamtgefälle des Wassers eine Höchstkraftleistung von rund 35 000 Pferdestärken entwickelt und etwa 40—50 Millionen Kilowattstunden abgibt.

Für einen Teil Preußens ohne Rhein- und Wesergebiet und ohne das Flachland aber einschließlich der angeschlossenen kleineren Staaten (zusammen für eine 91 800 Kilometer große Fläche = rund $^1/_4$ Preußens) hat Geheimrat Keller vor einigen Jahren die im Gebirgs- und Hügellande praktisch ausnutzbaren bedeutenderen Wasserkräfte auf rund 1,8 Millionen Pferdestärken berechnet. Davon sind bis jetzt rund 450 000 Pferdestärken, das ist bereits der vierte Teil, ausgenutzt.

Im obigen sollte kein vollständiges Bild des Standes der Wasserkraftausnutzung in Deutschland gegeben werden. Aber man erkennt schon aus den wenigen Angaben, daß die Frage der Wasserkraftausnutzung bei uns schon weit über die Entwicklung hinaus ist, wo der Ingenieur tastend und rechnend die Möglichkeit und Wirtschaftlichkeit der Wasserkraftausnutzung untersucht und nachweist. Ein nicht unbedeutender Teil der vorhandenen Wasserkraftmöglichkeiten ist bereits erschlossen, ein weiterer Teil ist im Ausbau begriffen bzw. im Entwurf mehr oder weniger eingehend durchgearbeitet. Die Aussichten sind für die Ausnutzung des fließenden Wassers günstig, und es ist der Gedanke nicht mehr ganz von der Hand zu weisen, daß man dereinst das Wasser der Bäche und Flüsse ganz in seine Gewalt bekommt und dann auch den größten Teil des ihm innewohnenden Arbeitsvermögens in faßbare Werte umsetzt zugunsten in erster Linie von Landwirtschaft und Industrie und damit zum Wohle unseres ganzen Volkes, wenn sich auch die Arbeiten auf mehrere Generationen erstrecken werden. Weit entfernt sind wir aber noch von diesem Ziel bei der Verwertung der Arbeitskräfte der uns überall umgebenden Flüssigkeit, der Luft.

Digitized by Google

Die Ausnutzung des Windes

Die Masse der über Deutschland lagernden Luftmenge beträgt etwa 5 Billionen Gewichtstonnen. Sie befindet sich nicht in Ruhe, sondern stets in einer unruhigen Wellenbewegung. Gebiete mit barometrischem Hochdruck verschieben sich von einer Gegend zur anderen und wechseln mit Niederdruckgebieten. Zwischen beiden treibt der Druckunterschied die Luft von einem Gebiet zum anderen (in der bekannten Ablenkung durch die Erddrehung); es herrscht Wind.

Bei einer Schätzung der in diesen Schwankungen vorhandenen Energiemengen kommen wir auf ganz gewaltige Zahlen. Legen wir beispielsweise nur eine mittlere Windgeschwindigkeit von 1 bis $1^1/_2$ Meter in der Sekunde zugrunde, so ergibt sich daraus eine Arbeitsmenge von 250 bis 500 Milliarden Tonnenmeter. Das ist außerordentlich viel mehr als die Gesamtmenge der Wasserkräfte unserer Flüsse. Es ist ja auch leicht verständlich, wenn man bedenkt, daß die Hebung des Wassers nur eine Wirkung des (bildlich gesprochen) Brodelns der Atmosphäre ist. Aber unendlich weit entfernt sind wir von einer nennenswerten Ausnutzung dieser Kraftquelle. Die Druckschwankungen gehen über Deutschland hinweg, ohne daß wir sie in irgendeiner Weise beeinflussen oder praktisch verwerten können. So groß sie auch in ihrer Gesamtwirkung für größere Gebiete sind, so klein sind sie doch an jedem Orte, so daß an eine lohnende Ausnutzung dieser Druckschwankungen nicht gedacht werden kann. Wir messen sie nur für wissenschaftliche Zwecke mit dem Barometer.

Praktisch ausnutzbar und auch seit jeher ausgenutzt ist nur die Bewegung der Atmosphäre in der Form des Windes durch die bekannten Windmühlen. Aber wie bescheiden ist diese Ausnutzung im Vergleich zu den vorhandenen Kraftmengen. Bei einer Windgeschwindigkeit von 4 Meter in der Sekunde liefert eine Windmühle etwa $^1/_{30}$ Pferdestärke für jeden Quadratmeter der Mühlenkreisfläche. Bei 7 Meter Windgeschwindigkeit beträgt die Kraftleistung etwa $^1/_6$ Pferdestärke je Quadratmeter Mühlenfläche. Eine Windgeschwindigkeit von 7 Meter in der Sekunde ist aber auch im Küstengebiet nur an verhältnismäßig wenig Tagen im Jahre zu erwarten.

Der größte Nachteil der Windkraft ist eben ihre Unregelmäßigkeit, die sich nicht vorher übersehen läßt, und damit die Unsicherheit des Betriebes. Kraftanlagen, welche eine bestimmte Kraft liefern müssen, sind daher meist gezwungen, neben der Windkraftanlage eine andere Kraftreserve aufzustellen, da eine Kraftaufspeicherung, etwa durch elektrische Sammelbatterien, zu große Kosten erfordert, wenn sie für längere windstille Zeiten ausreichen soll.

Trotzdem ist die Ausnutzung der Windkraft von gewissem wirtschaftlichem Werte, da es viele Betriebsarten gibt, welche sich der zeitlich schwankenden Kraft einigermaßen anschmiegen können, ohne große Kraftreserven zu brauchen. Sie hat auch den Vorteil, daß sie kleinere selbständige Kraftwerke ermöglicht; und wieviel dieser letzte Vorteil wert ist, das weiß man besonders jetzt zu schätzen,

Digitized by Google

wo alle Zentralen und größeren Werke täglich durch den Vertragbruch der Arbeiter und Angestellten stillgelegt werden können und auch stillgelegt werden.

Auf einer noch weniger günstigen Entwicklungsstufe befindet sich zurzeit die Ausnutzung der Kräfte von Ebbe und Flut.

Die Ausnutzung der Flutkräfte

Die Ebbe und Flut ist ebenfalls eine Wellenbewegung nämlich der Wassermassen des Meeres. Die Größenanordnung der in ihr aufgespeicherten Kräfte bleibt nicht hinter den Kräften des Luftmeeres zurück. Deutschland wird aber nur auf einer kurzen Strecke seiner Küste zwischen der holländischen und dänischen Grenze von einem Flutmeere (der Nordsee) berührt. Die Ostsee zeigt keine merklichen Fluterscheinungen.

Die Ausnutzung von Ebbe und Flut hat daher für Deutschland nicht die Bedeutung wie die Ausnutzung der anderen Kräfte. Die Frage wird hier hauptsächlich deshalb behandelt, weil von vielen nicht technischen Kreisen wiederholt auf diese Art der Kraftgewinnung hingewiesen ist.

Die mittlere Fluthöhe, d. h. der Höhenunterschied zwischen dem mittleren Tide-(Gezeiten-)Hochwasser und Niedrigwasser beträgt in der Helgoländer Bucht beiderseits der Weser und Elbemündung etwa 2,8—3 Meter. Eine Flutwelle, welche das Ufer trifft, hebt und senkt dort den Wasserstand innerhalb 12½ Stunden ohne irgendwelche ausnutzbaren Kraftäußerungen. Die Welle wird ohne wesentliche Verluste zurückgeworfen. Die unmittelbare Ausnutzung der Wasserspiegelhebung ist ebensowenig praktisch für Kraftgewinnung auszuführen wie die Ausnutzung des barometrischen Druckunterschiedes der Atmosphäre.

Die in neuerer Zeit mehrfach geplanten und auch vereinzelt ausgeführten Flutwerke arbeiten in der Weise, daß bei Hochwasser ein abgeschlossenes Becken mit Wasser gefüllt wird, und daß dann in den darauffolgenden Stunden des Niedrigwassers unter Ausnutzung des Gefälles (eines Teiles) der Fluthöhe das Wasser zum Betriebe von Turbinen verwandt wird. Oder es kann auch umgekehrt das Becken bei Niedrigwasser entleert und bei Hochwasser durch die Turbinen zum Teil wieder gefüllt werden; das letztere ist nur nicht so günstig, weil bei natürlichen Becken der Fassungsraum der Becken unten geringer als oben ist.

Der Betrieb der Anlage ist nicht solchen unübersehbaren Schwankungen unterworfen wie bei einer Windkraftanlage; vielmehr kann man mit Sicherheit auf eine Wiederkehr der Kraftleistung (halbtäglich) alle 12½ Stunden rechnen. Auch die täglichen und monatlichen (Springtiden—Dowe Tiden) Ungleichmäßigkeiten sind vorher bekannt. Unbekannt sind nur die durch Sturm verursachten Ungleichmäßigkeiten.

In dieser Beziehung ist die Flutkraft der Windkraft weit überlegen. Ungünstig beeinflussen nur die großen Anlagekosten der Flutbecken die Wirtschaftlichkeit der Anlage. Sie sind im allgemeinen höher als bei Talsperren in bezug

Digitized by Google

auf ihren Fassungsraum und wegen des geringen Nutzgefälles noch weit höher in bezug auf die gewonnene Arbeitsmenge.

Es sind verschiedene solcher Anlagen ausgeführt und geplant, so unter anderem in recht zweckmäßiger Weise in Hüll an der Oste.

Hier wird das in Flutbecken zurückgehaltene Wasser dazu benutzt, mittels eines Abrahamschen Hydropulsors unmittelbar eine Niederung zu entwässern. Die kleine Anlage hat sich so bewährt, daß man die gleiche Maschine in größerer Ausführung für ähnliche Verhältnisse in Holland bestellt hat.

Besser zusammengefaßt ist die Flutkraft dort, wo die Flut in Flüsse und Meeresarme eindringt, und an diesen Stellen auch mehr als deutscher Wert anzusehen ist. Wenn von der gesamten Flutenergie des Meeres auch nur verhältnismäßig geringe Teile in die Flüsse gelangen, so sind sie an sich doch noch nicht unerheblich. Beispielsweise wandern an der unteren Elbe bei Brunsbüttel in normalen Tiden dauernd etwa 200000 Pferdestärken (= 1—1½ Milliarden Kilowattstunden jährlich) in der Flutbewegung ungenutzt vorbei, und zwar zum größeren Teile von außen nach innen, zum kleineren Teile (reflektiert) zum Meere zurück. Eine restlose Ausnutzung dieser Energiemengen ist aber praktisch nicht denkbar. Selbst wenn man die ganze untere Elbe abschließen und als Flutbecken benutzen könnte, würde man kaum den fünften Teil der vorhandenen Energiemenge gewinnen können. Für eine Kraftgewinnung im großen ist daher die Flutbewegung nicht zu gebrauchen. Wohl aber kann eine Ausnutzung durch eine größere Anzahl kleinerer Anlagen wirtschaftlich günstig sein. Neben der Anlage zur Benutzung der Wasserstandsschwankungen kann man zur unmittelbaren Ausnutzung der Wassergeschwindigkeit in den Tideströmen, und zwar sowohl für Flutstrom wie für Ebbstrom auch an Wassermühlen nach Art der Windmühlen denken, mit denen man bei einer Stromgeschwindigkeit von 1—1½ Meter in der Sekunde, wie wir sie in der Unterelbe haben, etwa 1 bis 2 Pferdestärken für jeden Quadratmeter der Mühlenkreisfläche gewinnen könnte. Derartige Anlagen sind aber meines Wissens noch nicht ausgeführt.

Die Ausnutzung noch anderer Energiequellen, beispielsweise der Elektrizität der Atmosphäre dürfte praktisch wenigstens zurzeit noch nicht in Betracht kommen.

Der volkswirtschaftliche Wert der Kraftgewinnung aus den Naturkräften

Den volkswirtschaftlichen Wert der Kraftgewinnung in Zahlen zu fassen, ist kaum möglich; besonders jetzt, wo sich die Begriffe so arg verschoben haben und wo es auch für rein kaufmännische Rentabilitätsberechnungen in Deutschland keinen brauchbaren Wertmesser gibt. Denn das schöne papierne Zahlungsmittel, mit dem uns unsere Regierung so reichlich beglückt hat, und dessen Wert zeitweise den dreißigsten Teil seines (goldenen) Nennwertes beträgt, wird wohl kein vernünftiger Mann als Wertmesser ansehen wollen. Man hilft sich gewöhnlich damit, daß man die Werte in „Friedens-“ bzw. „Vorkriegs“-

Digitized by Google

preisen angibt. Diese Wertberechnung ist zuverlässiger als eine Angabe nach den jetzigen Preisen in Papiermark, welche zahlenmäßig das Zehn- bis Dreißigfache der Friedenspreise (in Goldmark) betragen, in Wirklichkeit aber nach dem verhältnismäßigen Kaufwerte der Stoffe und Arbeiten zueinander im allgemeinen gar nicht höher sind als die Friedenspreise. Selbstverständlich muß man dann alles in „Vorkriegs"preisen abgeben und nicht teilweise die jetzigen schwankenden Preise zugrunde legen.

In dieser Weise kann man die Rentabilitätsberechnungen aufstellen, indem man die jährlichen Kosten für Verzinsung und Tilgung des Anlagekapitals, für Unterhaltung, Bedienung, Schmierstoffe und etwaige sonstige Betriebsstoffe ermittelt und zusammen mit den Kosten anderer Betriebsarten, und zwar in der Hauptsache mit der Dampfkraft vergleicht. Ein solcher Vergleich und der Nachweis der Wirtschaftlichkeit der Kraftgewinnung aus natürlichen Kraftquellen kann nicht allgemein durchgeführt werden, sondern das Ergebnis wird sich von Fall zu Fall verschieden stellen. Es würde hier zu weit führen, im einzelnen näher auf die Rentabilitätsberechnungen einzugehen. Es soll hier nur darauf hingewiesen werden, daß sie durchaus nicht immer zugunsten der Naturkraftgewinnung sprechen, wie im Volke fast durchweg angenommen wird. Das einzige, was gespart wird, sind die Brennstoffkosten, bei Dampfkraft etwa $^1/_8$—1 Kilogramm für jede Pferdekraftstunde oder rund 5—8 Tonnen Kohlen im Jahre bei Dauerbetrieb, bei zeitweise unterbrochenem Betriebe weniger. Außerdem sind die Kosten der Wartung und Bedienung kleiner. Demgegenüber stehen aber die weit höheren Anlagekosten der Werke zur Ausnutzung der Naturkräfte, in erster Linie der Wasserkräfte.

Selbst bei ganz großen Werken, bei denen die Nebenkosten (der Staustufe und Wasseraufspeicherung) sich auf Tausende von Pferdestärken verteilen und daher im einzelnen nicht so sehr ins Gewicht fallen, ist der rechnerische Vorteil nicht so sehr hoch und allein ausschlaggebend, wenn es sich lediglich um die Ausnutzung der Wasserkraft handelt. Erschwerend kommt noch hinzu, daß für eine größere, örtlich im einsamen Gebirgstale zusammengefaßte Kraftleistung der Kraftbedarf nicht sofort und nicht in der Nähe vorhanden ist. Erst eine größere Fernleitung und Verteilungsleitung und eine Eingewöhnung der Industrie und der vielen kleinen Abnehmer an die Kraftquelle bringt den Nutzen der gewonnenen Kraft nach Jahren voll zur Geltung. Dann aber, wenn die Kraft voll ausgenutzt wird, ist der volkswirtschaftliche Wert ein höherer, als es die nackte Rechnung ergibt. An Tausenden von Stellen auf Dörfern und in kleinen Städten laufen Maschinen, die hier überall die Arbeit eines Mannes ersetzen bzw. steigern. Die bequem angebotene Arbeitskraft gestattet auch an entlegenen Orten eine bessere Verarbeitung der Stoffe in der Landwirtschaft und Kleinindustrie und schafft Werte, die sonst verloren gehen.

Die Möglichkeit des Kraftbezuges auf dem Lande führt die (Klein-)Industrie wieder aus den engen Städten auf das Land und in gesunde Luft und in gesunde Wechselwirkung mit der Landwirtschaft, die die überschüssige Arbeits-

Digitized by Google

kraft während der Anspannung des Arbeitsbedarfes im Sommer verwenden kann, ohne daß diese Arbeitskräfte während des Ruhens der Landarbeit im Winter brachzuliegen brauchen.

Alle diese Wirkungen lassen sich zahlenmäßig nicht vorher schätzen, sie werden sich aber um so mehr bemerkbar machen, je mehr die Kraftausnutzung ausgebaut und die Kraft gleichmäßig über das ganze Land verteilt wird.

Auf einen scheinbaren Einwand muß hier noch näher eingegangen werden, der heute in der Zeit wesenloser Schlagworte von vielen Seiten sicher für richtig gehalten wird, nämlich auf den: Brauchen wir überhaupt noch weitere Arbeitskraft? Nach dem verlorenen Kriege haben wir doch bereits für unsere Handarbeiter nicht Arbeit genug, so daß wir gezwungen sind, die Arbeitszeit zu verkürzen, damit die Zahl der Brotlosen verringert wird. Verschlimmern wir die Sache nicht noch, wenn wir durch Maschinen noch mehr Arbeiter entbehrlich machen? Es ist das einer der vielen, so selbstverständlich scheinenden Trugschlüsse, die unsere neuen politischen Führer so oft machen.

Die Erfahrung hat das Gegenteil bewiesen. Je mehr wir unsere Arbeit einschränken durch künstliche Hemmungen und durch eigene Arbeitsunlust, um so mehr nimmt naturgemäß die verfügbare Arbeitsgelegenheit ab. Umgekehrt, je intensiver wir arbeiten, desto mehr Werte schaffen wir; und diese Werte sind nicht tot, sondern sie setzen sich wieder in Arbeitsgelegenheit um. Also Vermehrung der Arbeit schafft mehr Arbeitsgelegenheit, nicht weniger.

Leider haben wir auf diese Erfahrung gerade jetzt, wo es uns so sehr not getan hätte, gar keine Rücksicht genommen. Wir haben, ängstlich besorgt um die Gunst der verständnislosen Masse, die Arbeit beschränkt und behindert. Die lediglich zum parteipolitischen Stimmenfang angeordnete außerordentlich hohe Besoldung der Arbeitslosen (die damals erheblich höher war als die Bezahlung hochwertiger Arbeiter) hat geradezu als Prämie der Arbeitseinstellung gewirkt. Die Anerkennung des mit dem Streik im allgemeinen verbundenen Vertragsbruches als zulässig hat Treu und Glauben im Gewerbe und im Handel untergraben. Die unter dem Druck der Regierung erfolgte Bezahlung (beim Streik) nicht geleisteter Arbeit hat die Arbeitsunlust weiter gesteigert, die Arbeitsleistung dagegen und damit auch die Arbeitsgelegenheit weiter verringert. Unmittelbar gefahrdrohend für unsere Ernährung ist die Verringerung der Arbeitsleistung und Arbeitsgelegenheit in der Landwirtschaft. Die früher so hohe Produktion unserer Landwirtschaft ist wesentlich zurückgegangen und wird noch weiter zurückgehen, je mehr wir durch verständnislose Zwangsmaßnahmen die Arbeitsanregungen verringern. Mit Zwangsverfügungen läßt sich der Acker nicht bearbeiten. Darin ist eine Umkehr dringend notwendig. Wir brauchen Arbeit, sowohl die Arbeit der Hände als die Arbeit der Maschinen.

Man klagt jetzt so viel über das Fehlen der Rohstoffe. Der Landwirtschaft fehlen vor allem die stickstoffhaltigen Düngemittel. Und dabei haben wir den Hauptbestandteil, den Stickstoff selbst in unerschöpflichen Mengen in

Digitized by Google

unserer Luft. Wir brauchen ihn nur auszuscheiden. Dazu brauchen wir aber Arbeitskraft. Wenn unsere jetzige Not dazu führen sollte, uns im Verbrauch des Stickstoffes und der stickstoffhaltigen Düngemittel vom Auslande unabhängig zu machen, dann wollen wir mit dieser Wirkung des Krieges zufrieden sein. Für die Stickstoffgewinnung brauchen wir gerade große Kraftquellen, wie sie jetzt im Ausbau und zum Teil im Entwurfe bearbeitet sind.

Weiter kommt als Massenerzeugnis für Großkraftquellen Karbid und Aluminium in Betracht, deren Rohstoffe wir ebenfalls im eigenen Lande haben. Auch hierin können wir uns vom Auslande völlig unabhängig machen.

Schließlich kommen alle Betriebe in Betracht, welche jetzt mit Dampf betrieben werden, unter anderen auch die Eisenbahn.

Gegen die allgemeine (oder teilweise) Elektrisierung der Eisenbahn wird von manchen Seiten eingewandt, daß es dann noch leichter als jetzt sein würde, diesen lebenswichtigen Betrieb zum Schaden des ganzen Volkes lahmzulegen. Dieser Einwand ist nicht ganz stichhaltig, weil eine Naturkraft durch den Streik der Arbeiter weniger leicht lahmgelegt wird als die Dampfkraft. Außerdem kann man ihm dadurch begegnen, daß man den Betrieb gleichzeitig an mehrere voneinander unabhängige Kraftquellen anschließt; neben einem Ausgleich der Kraft und einer Verminderung der Betriebsschwankungen würde dadurch eine größere Betriebssicherheit erreicht werden. Und schließlich darf man doch wohl hoffen, daß die Seuche der politischen Drehkrankheit, mit der sich die deutsche Arbeiterschaft und noch weitere Kreise infiziert haben, endlich einmal wieder abflauen wird und einer gesunden Verstandesverfassung Platz machen wird.

Aber eins können wir als erwiesen ansehen, daß wir nämlich in Deutschland noch recht vielseitigen Bedarf für Großkraft haben.

Weniger leicht ist der Bedarf an Kleinkraft nachzuweisen und noch weniger leicht ist die Wirtschaftlichkeit darzutun, weil die Kleinindustrie und der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft bisher nicht gerechnet hat. Man kann nur auf die guten und zufriedenstellenden Ergebnisse hinweisen, die der maschinelle Betrieb im kleinen gebracht hat. Für solche Fälle sind auch die kleineren Kraftausnutzungen (an den Flüssen des Flachlandes, der Windkraft und der Ebbe- und Flutströmung) von großer wirtschaftlicher Bedeutung, weil sie kleine selbständige, von anderen unabhängige Betriebe ermöglichen.

In dieser Beziehung sei auf ein ärmeres aber fleißiges (wenigstens bisher) Nachbarland verwiesen, nämlich Dänemark, das uns in der industriellen Entwicklung weit nachstehend in manchen Beziehungen, so auch in der Fürsorge für die kleinbäuerlichen Betriebe und der Ausbildung ihrer Besitzer überlegen ist. Auf jedem größeren Bauernhofe finden wir hier Windmühlen zum Betrieb von Pumpen, Häckselschneidemaschinen, Rübenschneidemaschinen, Zentrifugen, Buttermaschinen, Schrotsteinen, Kornreinigern, Dreschmaschinen usw. Die Anlagen arbeiten trotz der starken und unübersehbaren Kraftschwankungen deshalb doch sehr günstig, weil der kleinbäuerliche Betrieb sich mit seinem Kraftbedarf

Digitized by Google

auf diese Schwankungen einrichten kann. Die oft gebrauchten Maschinen, wie Pumpen und Buttermaschine, erfordern wenig Kraft und lassen sich daher auch bei geringem Winde betreiben. Man erspart aber durch den Windbetrieb immer eine menschliche Arbeitskraft. Die größeren Maschinen, wie Schrotstein und Dreschmaschine, werden aber nur in Betrieb genommen, wenn die Windkraft vorhanden ist; und das läßt sich leicht einrichten, da die Arbeit durch den Bauern, sein ständiges Gesinde, eventuell Frau und Kinder ausgeführt wird.

Man vergleiche damit den Betrieb in vielen deutschen Kleinwirtschaften. Das Getreide wird bei der Ernte in Diemen zusammengefahren. Dann wartet man, bis der Dampfdrescher kommt und alles auf einmal ausdrischt. Für diese Arbeit des Dreschens reichen die eigenen Leute des Bauern bei weitem nicht aus. Vorher und nachher, besonders im Winter, hat er für seine eigenen Leute nicht genügend nutzbringende Arbeit. In der richtigen gleichmäßigen Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft besteht aber gerade die ganze Kunst der Volkswirtschaft.

In einigen etwas größeren (Kleinbauern-) Wirtschaften hat man einen weiteren Ausgleich der Schwankungen durch Einfügung einer kleinen elektrischen Sammelbatterie erreicht. Die Batterie liefert Licht und Kraft für die meisten kleineren Maschinen. Bei geringer Rücksichtnahme auf die Unregelmäßigkeit des Windes hat man dauernd Kraft und Licht zur Verfügung. Allerdings ist in diesem Falle schon eine kleine Explosionsmaschine als Reserve erwünscht, um die Sammelbatterie sicher davor zu bewahren, längere Zeit entladen zu stehen.

Eine ähnliche Anlage, mit elektrischem Sammler, besteht seit etwa zehn Jahren im südlichen Holstein und hat sich hier glänzend bewährt, besonders natürlich während der Kriegsjahre und der noch schlimmeren jetzt darauffolgenden Jahre. Während die anderen Höfe in Dunkelheit lagen und Mangel an Arbeitskräften hatten, standen auf dem betreffenden Hofe und dem teilweise mitversorgtem Nachbarhofe stets Licht und Kraft genügend zur Verfügung. Die Ergebnisse wären noch günstiger gewesen, wenn nicht die Behörden in törichtem Übereifer die Kraftausnutzung zum Teil unterbunden hätten.

Ein solches Anpassen des Verbrauches an die Schwankungen der Kraftquelle und eine so hohe wirtschaftliche Ausnutzung der Naturkraft ist nur möglich im kleinen selbständigen Betriebe, wenn Krafterzeugung und Kraftverbrauch in der gleichen Hand liegt. Ja, man kann sich dann sogar sicherer auf seine Kraft verlassen bei empfindlichen Einrichtungen (wie beispielsweise elektrischen Brutapparaten) als bei größerer Kraftzentrale. Man sollte daher der Kleinkraftgewinnung aus den Naturkräften vielmehr allgemeine Förderung angedeihen lassen, als es bisher geschieht. Der Nutzen für unsere Volkswirtschaft und unser Nationalvermögen ist erheblich größer als die Zahlen der Rentabilitätsberechnung erkennen lassen.

Digitized by Google

Allerdings gehört dazu auch ein Besitzer, der mit seinen Maschinen und seiner elektrischen Anlage umzugehen versteht, also ein erhöhter Grad von Volksbildung. Daß sich diese erhöhte Volksbildung erzielen läßt, das zeigen die bestehenden Anlagen. Ob unsere modernen Amateurvolksbeglücker mit ihren Phrasen von der Hebung der Volksbildung sie fördern werden oder gänzlich durch politische Verflachung untergraben werden, darüber wird eine ferne Zukunft aburteilen.

Die zahlenmäßige Grundlage der wirtschaftlichen Beurteilung einer Kraftanlage bildet die Rentabilitätsberechnung. Sie ist es aber gerade, welche oft der Ausführung wirtschaftlicher Anlagen hindernd im Wege steht. Die Rentabilitätsberechnungen sind selbstverständlich mit größter Vorsicht aufzustellen und es sind nur die Erträge in Rechnung zu stellen, welche sich mit Sicherheit beurteilen lassen. Nun lassen sich aber nicht alle Wirkungen von vorneherein übersehen oder in Zahlen fassen, wie schon bei der Besprechung der Kleinkraftgewinnung hervorgehoben ist. Dadurch aber, daß man alle in ihrer Größe unsicheren oder in Geld nicht angebbaren Vorteile bei der Berechnung fortläßt, kann eine geplante Anlage unwirtschaftlich erscheinen, die in Wirklichkeit volkswirtschaftlich außerordentlich günstig sein würde.

Zu diesen meist nicht genügend berücksichtigten Vorteilen gehört unter anderem bei Talsperren, wie bereits oben betont ist, die Erhöhung der Wirtschaftlichkeit aller unterhalb liegenden kleineren Wasserkraftanlagen. Dieser Vorteil läßt sich zwar noch nach seinem Werte in Zahlen angeben, aber es ist kaum möglich, daraus wesentliche Zuschüsse zu den Neubaukosten der Talsperren von den Wasserwerksbesitzern zu erzielen, weil der gewonnene Vorteil von den betreffenden Kraftwerken nicht angeregt ist, sondern ihnen ohne ihr Zutun zuteil wird. Trotzdem bleibt vom volkswirtschaftlichen Standpunkte der volle Vorteil als Zuwachs zu unserem Nationalvermögen bestehen und ist als solcher zu berücksichtigen.

Noch weniger läßt sich die Hebung der Bauwürdigkeit aller unterhalb der Talsperre noch möglichen Wasserkraftanlagen durch die Staubeckenanlage verwerten, um die Mittel für den Neubau der Talsperre flüssig zu machen; und jeder Ingenieur wird es ablehnen, diese noch nicht bestehenden Werte in Rechnung zu stellen. Trotzdem ist es ohne Frage eine wertvolle Erhöhung unseres Nationalvermögens, wenn wir die Möglichkeit weiterer wirtschaftlicher Kraftausnutzung schaffen. Und durch den weiteren Ausgleich der Wasserführung unserer Flüsse wird sie auch in Zukunft an vielen Stellen geschaffen werden, wo sie jetzt noch nicht besteht oder zu bestehen scheint.

Durch die Wasserkraftausnutzung mittels Talsperren werden Vorteile geschaffen, die sich gegenseitig wieder beeinflussen und den Nutzen der Talsperre mittelbar weiter erhöhen. Auf die Vorteile der durch die Talsperren verursachten gleichmäßigeren Wasserführung unserer Flüsse für die Landwirtschaft und Schiffahrt ist oben bereits hingewiesen. Die gleichmäßigere Wasser-

Digitized by Google

führung wird weitere Wasserkraftanlagen am Flusse begünstigen und die dafür erforderlichen Wehre werden wieder für eine Vermehrung der Schiffahrtstiefe und im landwirtschaftlichen Interesse für Be- und Entwässerungen ausgenutzt werden können. Die Kraft selbst und die Verbesserung der Schiffahrt wird Handel und Industrie beleben. So wirkt die eine Anlage als Schraube ohne Ende, aber im günstigen Sinne auf weite Entfernung von ihrem Standorte und ihr wirtschaftlicher Wert ist weit größer als die zahlenmäßige Rentabilitätsberechnung ergibt.

Ein weiterer unsicherer Faktor in der Beurteilung der Wirtschaftlichkeit der geplanten Ausnutzung der Naturkräfte ist die Verwertung der gewonnenen Kraft, die Kraftabnahme. Es ist natürlich nicht damit zu rechnen, daß bei Großkraftanlagen sofort alle gewonnene Kraft verkauft wird und sogleich eine Verzinsung des Anlagekapitals bringt. Es wird daher die durch den Kraftverkauf noch nicht gedeckte Verzinsung des Anlagekapitals in den ersten Jahren nach der Fertigstellung die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens belasten. Erst wenn die Einnahmen aus dem Kraftverkauf die jährlichen Betriebs- und Unterhaltungskosten sowie Zinsen und Tilgungsbeträge erreichen oder übersteigen, wird der Betrieb allgemein als wirtschaftlich angesehen. Der Verkaufswert der Kraft ist rechnerisch der Maßstab des Wertes der Kraftausnutzung. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte ist aber der Wert für das Nationalvermögen erheblich höher, und zwar so groß, wie der Wert der Kraft für den Verbraucher ist, also zuzüglich des Verdienstes des Verbrauchers selbst und des etwaigen Zwischenunternehmers (Kreis, Gemeinde usw.). Ja sogar die Kosten der Herstellung, der Kraftverteilungsleitung und selbst der ganzen Kraftgewinnungsanlage bergen die Verdienste aller an der Herstellung Beteiligten mit in sich, so daß schon der rein als Belastung gebuchte Betrag, die Anlagekosten, volkswirtschaftlich nicht rein als Belastung anzusehen sind. In Zahlen läßt sich dieser volkswirtschaftliche Wert schwer fassen. Aber eins ist sicher: Selbst wenn alle oben angeführten unmittelbaren und mittelbaren Vorteile, welche sich in Zahlen angeben oder schätzen lassen, die rechnungsmäßigen Ausgaben nur aufwiegen, wenn also der Ertrag des Kraftgewinnungsunternehmens gleich Null ist, selbst dann kann der durch die Anlage erzielte Gewinn für das Nationalvermögen noch ein erheblicher sein. Das angestrebte Ziel der Kraftgewinnung soll ja doch nicht darin bestehen, dem Staat eine Geldrente zu verschaffen, sondern die Staatsangehörigen mit Kraft zu versorgen, und danach ist das ganze Unternehmen volkswirtschaftlich zu beurteilen. Die (aus dem Verkauf erzielten) Einnahmen dienen nur dazu, den tatsächlichen Vorteil nicht lediglich einzelnen Gegenden oder Bevölkerungsklassen zukommen zu lassen, sondern ihn zum Teil auf eine größere Einheit (Staat, Reich) zu verteilen entsprechend der Beteiligung an den Baukosten.

Besonders wichtig ist in dieser Beziehung der Vergleich mit der Dampfkraft, dem größten Nebenbuhler der Wasserkraft sowie jeder Naturkraftausnutzung. Eine Kraftanlage wird im allgemeinen nur dann für bauwürdig

Digitized by Google

gehalten, wenn die auf die Einheit der Leistung (das ist eine Pferdekraftstunde) entfallenden Kosten (einschließlich aller Nebenkosten) kleiner sind als bei der Dampfkraft. Das mag vom kleinlichen kaufmännischen Standpunkte eines einzelnen Unternehmers richtig sein; eine größere Gemeinschaft, besonders der Staat und das Reich, darf nicht so rechnen. Für die große Gemeinschaft ist der Betrieb der günstigere, welcher der Gesamtheit der Angehörigen die größten Gesamtvorteile bringt; und da schneidet die Dampfkraft volkswirtschaftlich sehr viel ungünstiger ab. Die Dampfkraft bringt keine größeren Nebenvorteile mit sich, weder für die Landwirtschaft noch für die Schiffahrt, noch auch für die Industrie durch gleichzeitige Erhöhung anderer Kraftgewinnungsmöglichkeiten.

Während die Ausnutzung der Naturkräfte neue Werte schafft und festhält, die sonst für uns verloren sein würden, zehrt die Dampfkraft von einem vorhandenen Kapital. Die Kohle, die Grundlage der Dampfkraft, ist ja gleichsam auch eine in früheren Entwicklungszeiten der Erde aufgespeicherte Naturkraft. Aber der Speicher ist nicht unerschöpflich und jede Gewichtstonne verbrannter Kohle ist dem Nationalvermögen verloren. Die Dampfkraft zehrt von diesem Vermögen, die Naturkraft spart dieses Vermögen und ermöglicht es, dafür andere Werte vom Auslande einzutauschen.

Und diesen Wert der Ausnutzung der Naturkräfte wollen wir an den Schluß unserer Betrachtung stellen. Sie bilden eine große Sparkasse für unser Volksvermögen. Und wie sehr wir es nötig haben, zu sparen, das sieht wohl jeder ernste Mann ein. Nicht heute wird der Wert der Naturkräfte für unser Volksvermögen voll zur Geltung kommen, sondern erst bei unseren Kindern und Kindeskindern. Aber je eher wir anfangen, unser Scherflein in diese Sparbüchse zu tun, und je nachhaltiger wir daran arbeiten, um so früher wird auch der sichtbare Erfolg eintreten, und wir werden dereinst mit Ruhe unsere Augen schließen können in der Erwartung, daß auch im zukünftigen Deutschland für unsere Nachkommen Arbeit und Arbeitsgelegenheit vorhanden sein wird, ohne daß ein allzu großer Teil durch Not und Mangel gezwungen sein wird, auszuwandern.

Digitized by Google

Von deutscher Theaterkunst und Bühnenart

(„Götz" und „Mittsommernachtstraum" in Graz)

Von

Universitätsprofessor Dr. Albert Eichler (Graz)

„Das Unglück ist geschehen, das Herz
des Volkes ist in den Kot getreten und
keiner edeln Begierde mehr fähig."
Usong.

Goethe setzte 1771 diese trostlos klingenden Worte vor seine „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen", und doch wurde 1871 die deutsche Einigkeit geschmiedet. So sind auch heute in der deutschen Südmark, aus so vielen Wunden auch ihr verstümmelter Leib bluten mag und so nahe wir nun an die Grenze des Slawenlandes herangerückt worden sind, deutsche Regsamkeit und Gefühlstiefe, die Bürgen des kulturellen Aufbaus, nicht erloschen, und Usongs Elendschilderung gilt gottlob nur von unseren äußeren Lebensbedingungen. Wir können uns in unserem Grenzland und seiner Hauptstadt sogar recht frischer Lebensanzeichen rühmen. Und es scheint uns da ähnlich zu gehen wie dem jungen Götz-Dichter, der aus dem gut deutschen Leipzig mit damals französischer Überfeinerung in das französische Straßburg gezogen kam und gerade in diesem Vorwerk deutscher Bildung dank Herder der gotischen Baukunst und dem germanisch empfundenen Shakespeare sein Herz und sein Wesen erschloß. War es gleichgültig, daß er gerade im Elsaß sich dem Volkslied, der Faustsage und dem knorrigen Reichsritter mit der eisernen Hand so ganz hingab? So strafte er sein Geleitwörtlein zu dem shakespearisch gefaßten Heldenstück als Mensch wie als Dichter Lügen, so erwies er seine und seines Volkes Widerstandskraft gegen fremden Druck. Ähnliches Besinnen auf sich selber flutet nun auch wieder in steirischen Köpfen und wird das gemarterte Land heilen und segnen.

Unsere jungen Dichter haben sich über die Niederdrückung aller geistigen Regungen bereits erhoben, und die in Deutschland wie nirgendwo sonst ganz von literarischer Kunstwelle getragene Dramatik — natürlich nicht die des modischen Schundstückes — spricht wieder eindringlich und nachhaltig zu uns. Neues Mühen an alten und jungen Stücken wird von wagemutigen und gewissenhaften Bühnenleuten aufgewendet und gibt stets neuen Anstoß zum Wetteifer des gebenden Künstlers und des nehmenden Genießers.

So ist in Graz im Sommer 1919 das unerschöpfliche Sturm- und Drangstück Goethes, dessen Geleitspruch wir auch vor unsere Skizze gesetzt haben, in einer hochbedeutsamen Form über die Bretter gegangen.[1]) Julius Grevenberg, dem wir so viele gediegene Verkörperungen der Klassiker, namentlich des auch in Graz ganz eingedeutschten Shakespeare, verdanken, hat da einen „Götz" von gesundester Lebensfülle und -kraft hingestellt und, man darf es rühmend sagen, Goethes eigene Versuche, seinem riesenhaften Wurfe die Bühne zu erobern, weit übertroffen. Und zwar dadurch, daß er aus allen Besserungen, Änderungen, Kürzungen und Erweiterungen mit nachfühlendem Geschick und reicher Theatererfahrung Vorteil zog und eine einheitlich anmutende, machtvolle Schöpfung erstehen ließ.

Er vereinte die hinreißende Gewalt zahlreicher Auftritte (vornehmlich zu Beginn, in der Biographieszene und bei Adelheids Hinrichtung) des „Urgötz" (1771) mit dem schon reiferen und gedämpfteren Stil des „Götz" in seiner ersten Buchform (1773); überdies baute er aber in diesen älteren Bestand auch einige wirksame und farbenreiche Szenen aus der ersten von Goethe selbst besorgten Bühnenbearbeitung (1804) mit Glück

[1]) Erstaufführung am 7. Juni; noch dreimal gegeben.

Digitized by Google

ein, die den Zauber der richtigen Zeitgebung des Faustrechtes sowie den sehr starker Szenenwirkungen beisteuerten. So im 2. Akt die bitter-humorvolle Einführung des vom Würfeln entblößten Selbiz auf dem anheimelnden Jaxthausen und den für Götz und seinen treuherzigen Georg so bezeichnenden Überfall auf die Nürnberger Kaufleute mit seinem gemütvollen Schluß; ferner im 3. Akt die trotz allem Tändeln doch tragische Abrichtung des hoffnungslos vernarrten Franz durch die teuflische Adelheid, sowie den mannhaften Auftritt Sickingens und Selbizens; im 5. Akt schließlich das erhabengrausenvolle Femgericht. Durch die straffe Zusammenfassung der gegensätzlich gerichteten Stufen der Götzszenen, besonders der auf Jaxthausen spielenden, und der Adelheid-Auftritte ist es Grevenberg gelungen, jenes Doppelspiel, in welchem der unglückselige Weislingen befangen ist und sich zu seinem und Götzens Unheil immer fester verstrickt, klar und ohne Risse herauszuarbeiten. So wurde diese zweite Handlung, die man ja kaum mehr als bloße Nebenhandlung fühlt, immer mehr von der Gestalt des Hauptheldenlosgelöst und trieb in allen ihren Beteiligten einem echt dramatischen Abschluß zu, welcher in Goethes ersten Fassungen noch nicht erreicht worden war. Mit weisem Maß behielt Grevenberg vieles Urwüchsigere, Derbere, Grauenhaftere des „Urgötz" bei (u. a. das berühmte Zitat in vollem Wortlaut, die krasse Helfensteinszene): dies hielt den theatralischen und literarischen Zugeständnissen von Goethes eigenem späteren Bühnentext die Wage.

Den Untergang wüsten Umsturzlertums, mächtig in den Bauernkriegbildern vorgestellt, empfinden wir auch in dieser neuen Form des „Götz" leibhaft. Nicht minder aber ergriff die menschliche Einfalt und Größe, die biedere Treue des kernfesten Mannes, der einer Welt von Teufeln zu trotzen auf sich nimmt, in die äußeren Schlingen der Bruderfeindschaft fällt und, innerlich frei geblieben, als Gefangener mit dem Willkommgruß an die überirdische Freiheit auf den Lippen den letzten Atemzug tut. Schmerzlichst gemahnte uns der Verlauf dieses Heldenlebens an den Zusammenbruch des Jahres 1918, und doch nahm man den Eindruck der Erhebung und Läuterung aus den Aufführungen dieser dichterisch beschwingten Grazer Bearbeitung des „Götz" heim.

Mit anscheinend geringen Mitteln hat der feinfühlige Einrichter auch als Spielleiter in sorgsamster Kleinarbeit seinem Texte vollausströmende Bühnenwirkung gesichert. Das für einen heutigen Spielabend zu unförmliche Drama — Goethe selbst hat es einmal sogar in zwei Ritterspiele zerlegt aufgeführt! — ist in 28 Auftritte zusammengezogen. Hat Goethe selber seine Szenen in freiester Nachahmung des damals von ihm vergötterten Shakespeare bunt, rasch und leicht wechseln lassen, ohne sich zunächst viel um die Darstellungsmöglichkeiten auf dem Theater zu kümmern, so war es ein ausgezeichneter Einfall, diese Bilderfolge mit Hilfe einer modernen Spielart der sogenannten „Shakespeare-Bühne" (Typus der „Münchener Reform-Bühne") flink abrollen zu lassen. Ein steingrauer Einbau unbestimmter Art, der bald Zimmerwände, bald Felsenumrahmung, bald Kirchenmauern andeuten konnte, stand auf der Vorderbühne an Stelle der Seitenkulissen. Hinter ihm schloß bei Innenszenen eine breite Gardine, die nach Bedarf auch als Eingang dienen konnte, den Schauplatz ab, während sich bei Szenen im Freien ein sehr hell belichteter Wald-, Wiesen- oder Bergprospekt vor einer kurzen und etwas erhöhten Hinterbühne zeigte. Möbel und andere Hilfen der Raumvorstellung waren spärlichst verwendet, so daß das Aufstellen der Szenendekorationen, das „Umbauen", sehr behende zu bewerkstelligen war. So wurde es möglich, das umfängliche Stück mit bloß zwei Pausen in nicht ganz viereinhalb Stunden abzuwickeln und Spannung und Steigerung ungeschwächt rege zu erhalten, eine alle Töne des Scherzes, der Behaglichkeit, der gutbürgerlichen Gesinnung, der frischen Kampfesfreudigkeit, der höfischen Niederacht, der gräßlichsten Seelenqualen voll erklingen lassende Stimmung anzuschlagen. Eine erlesene Besetzung auch der minderen Rollen und rühmlichste Bereitwilligkeit aller Schauspieler, ihr Bestes zu geben, freudige Hingabe des technischen Personals ermöglichten eine wahrhaft klassische Wiedergabe der Absichten dieses Grazer „Götz". Nach-

Digitized by Google

haltige Weihespielgefühle waren die lebhaften Erinnerungseindrücke dieser Wiederbelebung von Goethes Jugendwerk.

Nicht so erhaben, dafür freundlicher war das Erlebnis bei der mit gewissenhaftem Fleiß und phantasievollster Kunst von Heinrich Orell achtmal gebrachten Neueinstudierung des „Mittsommernachtstraumes" Shakespeares mit Mendelssohns Musik,[1]) die für das gesunde Theaterempfinden des nicht dem Kriegsgewinnertum angehörenden Publikums und für dessen doch noch unverdorbenen Geschmack am Klassischen beredtes Zeugnis ablegt. Orell stellte die Wirkung des ja nicht leicht entwirrbaren Märchenspieles fast ganz auf das Traumhafte, Verworrene, Halbdunkle, Schwüle, Unterbewußte ein; die athenischen Szenen tauchte er dafür in heitere oder possenhaft-trockene Helle und Nüchternheit, wogegen er das Schlußbild wieder eigenartig abdämpfte. Wie Tieck und andere Einrichter zog Orell, der allenthalben eigene wohlabgewogene Ideen verwirklichte, den Szenenbestand auf drei Akte mit bloß vier Bildern zusammen, wobei nur eine kleine Umstellung erfolgte und die belanglose letzte Szene des 4. Aktes fiel. — Aus technischen Gründen konnte die Regie Anfang und Ende des Stückes leider nicht symbolisch durch dieselbe Dekoration verknüpfen: das Waldbild mußte schon hinten fertig gebaut stehen, während der 1. Akt ablief, auf den wir hier im einzelnen leider nicht näher eingehen können.

Verweilen wir dafür etwas länger bei dem Glanzpunkt, dem unsagbar stimmungsvollen Bild für die Handlung der Akte II bis IV. Ohne zu Auffälligkeiten Zuflucht zu nehmen, hatte Bühneninspektor Pfundner hier einen echten, rechten Märchenwald vorgetäuscht: mehrere Bogen hintereinander, nur wenige Versatzstücke, im Hintergrunde schüttere praktikable Büsche und ein durch Fußrampenlicht gut bestrahlter, zum Teil durchscheinender Waldprospekt. Der ebene Raum im Vordergrunde ist bloß anderthalb Gassen tief und außerdem durch je eine Moosmatratze beiderseits belebt. Dahinter gehen sofort zwei breite, gleichmäßig steile, praktikable Anstiege bis knapp vor die wieder ebene hinterste Bühnenplatte — alles mit weichem Moos überkleidet. Die zwei Anstiege trennt vorne unsymmetrisch eine schwach bebuschte Einbuchtung vor einem hinten hohlen verwitterten Felsblock: der zentrale Lauscherposten Oberons und Pucks. Links, zwei Schritte hoch im Anstieg, baut sich, schräg gerichtet, durch Blätter- und Blütenranken (als Gardinen) verschließbar, die Rosenlaube Titaniens auf, deren Lager vom Mond bestrahlt werden kann. Ihr etwa gegenüber, aber unterhalb des Anstieges, klafft ein Felsenspalt zum Abgang des Pyramus in der Probe. In die deutsch wirkende Waldwelt sind kühn zwei Palmen, in der Tiefe der Laube, links und rechts hineingestellt; ein Baumversatzstück in halber Bühnentiefe gliedert den Hintergrund architektonisch. In das Halbdunkel der Szene flirrt Mondlicht ab und zu hinein, namentlich zur Hervorhebung der Mienen und Gebärden der Elfendarsteller.

Im Verklingen des gedämpft-neckischen Scherzos rauscht der Vorhang auf: Puck (Hosenrolle!) auf dem Felsblock, schlenkert mutwillig mit den Beinen. Er ist in holzfarben gescheckten Trikot gekleidet und verkörpert auch im groben Sprechton und im grölenden Lachen vortrefflich den derben Poltergeist, als den er sich gleich im hockend vorgebrachten Schabernackbericht charakterisiert. Alle Elfenspielerinnen — mit Ausnahme der Diener Zettels — waren Erwachsene: hierdurch verlor bei der vorzüglichen Gestaltung der Reigen ihr Auftreten nichts an Zartheit, an schwebender Flüchtigkeit, gewann aber an Sicherheit und Selbständigkeit gegenüber einem noch so gut gedrillten Kinderballett. Nur die erste Elfe und das Mottequartett waren mit Flügeln begabt; Oberon blieb ohne Gefolge, doch begleiteten in den Tanzszenen Faune in lichten Pelzen das Gaukeln der Elfen im Hintergrunde mit plumpem Haschen und täppischen Sprüngen. Die Elfen huschten zumeist von verschiedenen Richtungen herein und zogen ihre Tanzgewinde — die herkömmlichen „Tänze" waren stark eingeschränkt — über die beiden

[1]) Erstaufführung am 6. November.

Digitized by Google

Abstiege auf und ab, eine der zierlichsten Vortänzerinnen tanzte eigene, unabhängige Figürchen vorne dazwischen. Die Elfen kletteten sich gerne um Titania und stoben bei des grollenden Oberon erstem Hereinstürmen, dessen aufstampfender Eintritt sie kurz erstarrt in ihren Posen stecken bleiben ließ, sofort zu ihr hin, wie um sie zu schützen. Hob sich die Lichtelfe von Puck in Bewegung und Tracht sehr günstig ab, so war auch das Herrscherpaar ähnlich auseinandergehalten: Oberon in glockenförmigem Blättermantel und mit einer Laubkrone, die ihn trefflich dem Wald und Felsblock, seinem Standort in allen Lauschszenen, anpaßten, ihn in Mimikry „unsichtbar" machten; Titania in hellem, silberflitterigem, fließendem Schleiergewand mit zartem, feingetöntem Blütenmantel, die das Ätherische, Elfenhafte, Weibliche dem doch etwas grotesken Oberon und später dem Eselsungetüm gegenüber lichtvoll betonten. Puck trabt und galoppiert zumeist in drolligen Sprüngen und auf plumpen Umwegen laut auf und ab; die liebenden Paare sind in beständiger Unrast gehalten, sie sprechen kaum einen Vers stillestehend und jagen auf und ab, kreuz und quer über die Bühne. Der sanfte Schlummerreigen der Elfen verschwimmt hinter leichten Nebelschleiern ganz feenhaft. Das Spiel der Menschen geht in diesem Waldakt fast ohne ritardandi vor sich, drängend, sich überstürzend — nur die ursprünglichen zwei Aktschlüsse, die ja musikalisch ausgefüllt sind, geben als leicht nebelige lebende Bilder Ruhepunkte der Stimmung ab. Pucks schleichendes, lauerndes Spiel steigert unheimliche Verwicklungen: ja durch beängstigendes dumpfes Heulen scheint er Hermias Schlangentraum geradezu zu verursachen. Nach dem hastigen, quälerischen „Intermezzo" trollt er herein, kollert von oben herab, lacht grob auf und rennt den Meistern ein kleines Stück neugierig entgegen, verfolgt dann von einer Palme, die er erklettert hat, leise grölend die Probe der in Holzschnittmanier grobstrichig im Raum stehenden Rüpel. Wieder werden treffliche Pointen durch tonvariierende Wiederholung einzelner Textstellen neu gewonnen oder doch lustig verstärkt. Erst knapp vor Zettels Wiedereintritt hüpft Puck von hinten in den Felsenspalt, so daß die Verzauberung dann als unmittelbarer Einfall wirkt. Das Entsetzen über den Eselskopf löst die wirrste Jagd aus, die Pucks starkes, wildes „Hin und Her" ganz toll gestaltet. Die Zettel-Titania-Szene spielt vorne und spricht durch ihre grellen Kontraste, Zettels hilflose Bewegungen und sein Widerstreben die Heiterkeit an. Pucks nachgenießender Bericht über die Hetzjagd trägt er dem Oberon wieder, wie anderes oft, vorne kauernd vor. Das schwierige bunte Wechselspiel der vier besessenen Liebenden geht dank der genialen Farbenwahl der Gewänder gut verfolgbar vor sich; in der Balgeszene hält sich Helena meist beherrschend auf der Böschung, so daß ihre „große Figur" überdeutlich wird. Hermia wird schließlich in des Roten Überwurf eingewickelt, der sie so bis zum Abgang der Männer (in komischen, mächtigen Parallelsprüngen, Leib an Leib) wirksam blendet. Die feige Helena läuft mit bedenklich weit emporgeschürztem Kleid langbeinig ab. Das Irreführen der Freier verheißt Puck mit fegenden Gebärden in zügellosester Hetzlust und setzt dieses „Hin und Her" in eine wahre Meisterleistung um: überall am Bühnenrande, oben und unten, scheint er fast gleichzeitig zu sein und zieht so mit dumpfen Rufen und verhaltenem Grölen die Mordlustigen über die ganze Szene, bis die richtige Schlaflagerung der Pärchen erreicht ist.

Abermals senken sich Schleier und alles vordere Licht erlischt; während des getragen-sänftigenden „Notturnos" erkämpft das Morgenrot von hinten her Laubbogen auf Laubbogen und übergießt endlich alles mit rosigem Schein. Die letzte Zettel-Titania-Szene spielt schon im Morgenlicht; ihr folgte von der fünften Vorstellung an zugunsten eines weitaus wirksameren Aktschlusses eine kleine Umstellung: sofort weckt Puck Zettel mit einem derben Hieb, er reibt sich die Augen und trollt sich dann bald. Nun kommt der Waldhörnerruf, Theseus tritt mit kleinem Gefolge (nicht in Jägertracht!) auf, die Liebenden kollern im Erwachen einander zu und ziehen dann mit dem Herzog gleich ab unter den Klängen der zu Beginn dieses Auftrittes vorgesehenen Fanfare.

Dieser ganze etwa Siebenviertelstunden beanspruchende Akt war eine Höchstleistung aller beteiligten Kräfte: eine Offenbarung der in Shakespeares Drama schlummernden

Digitized by Google

Theaterhaftigkeit. Er warf überdies eine ebenso anheimelnde wie leicht unheimliche Stimmung über dieses Waldweben. Den frischen und gewandten Einzeldarbietungen — ausgezeichnet war die des Puck — nahm ja die Halbbeleuchtung einiges von der sorgsam erarbeiteten Vertiefung und Verfeinerung. Dennoch blieb der Traum, das Märchen, und dem alten, für uns ja ganz aufs Wort gestellten Shakespearestück waren mit der schön nachfühlenden Musik und allen sonstigen modernen Zugaben ungeahnte dramatische Neuwirkungen zugesellt, die seinen Dichter in ihrer die Gesamtseele des Zuschauers packenden Macht gewiß entzückt hätten.

Auch im Schlußakt hat Orell die an sich starke Theaterwirkung der Komödie mit kundigem und sicherem Blick für alles Mimische, Musikalische und Possenhafte nahezu restlos ausgeschöpft. Wohl ebenso aufrichtig galt aber der den Schluß jedesmal freudigst und freigebig ausläutende Beifall der feinsinnig gewobenen Stimmung, die in sanfter Abtönung über den wirren, zauberischen Traum und seine Symbolik geworfen war, dem traulichen germanischen Elbenwesen im Märchenwalde und an der Herdstatt. Ob auch alles Tiefere, Reichere, rein Menschliche bei den vielen Strichen der Mehrheit der Zuschauer zu Bewußtsein gekommen ist, möchte man bezweifeln. Diese alten Theaterstriche sparen wenig Zeit, drücken aber Figuren und Stück unnötig herab. Hat doch auch Shakespeare selber durch diese heute als „literarisch" verschrienen Stellen sein weit naiveres und ebenso schaulustiges Publikum in seinen bretternen Bann gezogen. Also weg mit dieser Tradition der Bequemlichkeit!

Sonst aber hat die Shakespeare-Wiederbelebung wie die Umformung des „Götz" in Graz entschieden als eine wahre Großtat deutschen Wirkens alle geistig Strebenden angeeifert, Kunst und Künstler neuerdings durch verständnisvolles Mitgehen zur Anspannung aller Kräfte zu begeistern, sich selber aber zum verehrungsvollen Genießen zu erziehen und sich so im harten Leben unseres nebelumhangenen Alltags neu gestärkt zu finden von deutscher Art und Kunst.

Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener

(Fortsetzung)

In dieser durch die bosnische Okkupation leidenschaftlich aufgeregten Zeit wurden die Landtage einberufen. In Böhmen hatten Neuwahlen stattgefunden, bei denen ich nunmehr auch in den Landtag gewählt wurde. An der Spitze des Landtags stand Fürst Karl Auersperg, ein Mann von unzweifelhaften Fähigkeiten und fester Gesinnung, der aber durch seine Schroffheit und seinen Hochmut der Partei mehr schadete als nützte. Er hatte ursprünglich im böhmischen Adel die erste und leitende Stellung besessen, verstand es aber nicht, seine Führung vertrauensvoll zu gestalten. Im Großgrundbesitz gab es auch hier eine Anzahl von Mitgliedern, welche keine starke politische persönliche Meinung hatten, sondern mehr aus gesellschaftlicher Gewohnheit und Anerkennung der bestehenden Parteiverhältnisse zur herrschenden Verfassungspartei hielten. Von diesen Elementen stieß Auersperg durch seine Rücksichtslosigkeit und sein herrscherisches Wesen einen großen Teil ab, der nun zur Gruppe Heinrich Clam und Fürst Karl Schwarzenberg abschwenkte, die anfangs sehr wenig zahlreich war, in der sie aber das größte Entgegenkommen und freundlichste Aufnahme

Digitized by Google

fand. Der Sturz Belcredis und später Hohenwarts verschob das Verhältnis wieder zu unseren Gunsten, das sich durch die Änderung der Besitzverhältnisse im Anfang der siebziger Jahre noch weiter besserte, und so errang die verfassungstreue Liste bei den Neuwahlen auch diesmal wieder die Mehrheit. Aber Auersperg tat nichts, um seine Anhänger festzuhalten; so wie er als Ministerpräsident jedem fremden Argument unzugänglich war, so übte er im Landesausschuß eine unduldsame Herrschaft, bekämpfte jeden Annäherungsversuch nach der tschechischen Seite und sah in der Fortsetzung seiner uneingeschränkten Gewalt die Lösung aller böhmischen Schwierigkeiten. Er war ein auffallend schöner, vornehm aussehender Mann, aber im Benehmen unverbindlich und hochmütig. Im Landtag sprechen die neugewählten Abgeordneten bei ihrem Eintritt in die Versammlung nicht wie im Abgeordnetenhaus bloß die Angelobungsformel von ihrem Sitz aus, sondern sie treten zum Präsidium und legen mittels Handschlags ihr Gelöbnis in die Hände des Oberstlandmarschalls. Als nun zu Beginn der Session die Angelobung der Abgeordneten vorgenommen werden sollte, zog Fürst Auersperg einen Handschuh an die rechte Hand, um nicht all den Abgeordneten die bloße Hand reichen zu müssen. Sowie ich dies sah, eilte ich in die Garderobe und brachte aus meinem Überrock gleichfalls einen rotgelben Dogskinhandschuh, wie man sie damals trug, und zog ihn demonstrativ vor dem Präsidium an, um beim Handschlag ebenso behandschuht zu sein wie der Landmarschall. Auersperg hat mir diese Lektion, die ich ihm gab, niemals vergessen. Ein anderes Stückchen seines Hochmuts war folgendes. Er gab zu Ehren der Landtagsmitglieder eine Soiree. Seine Frau, die Fürstin, empfing die Gäste nicht, wohl aber war in einem Salon ein durchsichtiger Gazevorhang gespannt, hinter dem die Fürstin mit ein paar befreundeten Damen stand, um sich die merkwürdige Gesellschaft anzusehen, ohne mit ihr in Berührung zu kommen. Ein Neffe Auerspergs, Baron Wilhelm Kotz, ein witziger Querkopf, schrieb einen Band Novellen, in denen er die Figur dieses böhmischen Granden mit viel Humor kennzeichnete. In der Kurie des Großgrundbesitzes saßen nicht viele Mitglieder des hohen bömischen Adels, einige davon waren ganz vortreffliche Männer, so Fürst Alexander Schönburg, eine feine wohlwollende Natur, der stets das gute anstrebte und mir auch in späteren Jahren eine wahrhaft rührende freundschaftliche Gesinnung bewies; eine viel schärfer ausgeprägte Figur war Graf Oswald Thun, sehr bestimmt in seinen Sympathien und Antipathien sowie in seinen Ansichten, der im Laufe der Jahre an den meisten unserer internen Beratungen teilnahm, politisch und persönlich absolut verläßlich und bis an sein Ende mit mir befreundet. Dem Landtag gehörte vermöge seiner erzbischöflichen Würde auch Kardinal Schwarzenberg an, eine imponierende Erscheinung, dessen herablassende Höflichkeit nicht gerade angenehm berührte, aber es war mehr in ihm als bloße selbstgefällige Hoheitssucht, sein Verhältnis zur Güntherschen Philosophie, seine Haltung auf dem Konzil zeugten von geistiger Selbständigkeit und freierer Auffassung, auch in nationalen Dingen in Böhmen hielt er sich von allen extremen tschechischen

Digitized by Google

Tendenzen fern. Im deutschen Landtagsklub waren damals alle deutschen Abgeordneten in großer Eintracht vereinigt, Teilfraktionen gab es damals noch nicht. Herbst hatte einen großen Einfluß, Schmeykal stand noch nicht auf der Höhe seiner späteren Stellung, genoß aber damals schon die allgemeinen Sympathien wegen seiner Selbstlosigkeit, aufopfernden Tätigkeit und unermüdlichen Arbeit für alle deutschen Anliegen im ganzen Land. Ein großer Teil der Abgeordneten waren Bürgermeister kleiner Städte, die alle eine große Erfahrung und Lokalkenntnis besaßen, immer fest zur Stange hielten und die guten Eigenschaften des tüchtigen deutschböhmischen Volkes vollauf besaßen. Daneben saß eine Anzahl von Industriellen, wie Wolfrum, Herkner, Meindel, Rotter und andere verständige und unabhängige Männer, einige hervorragende Prager Advokaten und Professoren, wie Volkelt, Raudnitz, Wiener, Waldert, Czyhlarz vervollständigten die Zusammensetzung der Partei in wirksamer und autoritativer Weise.

*

Das Hauptereignis der Session war der Eintritt der tschechischen Abgeordneten, die sich seit 1871 vom Landtag ferngehalten hatten, nur einige wenige Jungtschechen hatten im Jahre 1874 ihre Plätze eingenommen. Der Wiedereintritt der gesamten tschechischen Partei entsprach einmal dem vielfach geäußerten Wunsch ihrer Wählerschaften, dann aber auch einem politischen Plan der tschechischen Führer. Das Ministerium Auersperg, das zwar den ungarischen Ausgleich durchgebracht, aber alles Ansehen und jeden Einfluß im Abgeordnetenhaus verloren hatte, war nicht mehr zu halten, und die Tschechen wollten in der neuen Situation, die vielleicht einen Systemwechsel heraufführen konnte, nicht als ganz ausgeschaltet erscheinen, um so mehr als sie wußten, daß die Abstinenzpolitik immer von der Krone mißbilligt wurde. So traten sie einstweilen in den Landtag. Sie gaben in der ersten Sitzung durch Brauner eine ihren Rechtsstandpunkt wahrende Erklärung ab, die aber diesmal viel zahmer ausfiel als frühere Deklarationen, sie erneuerte zwar die alten Vorbehalte des böhmischen Staatsrechts und die Klagen über die Verkürzung der Autonomie, betonte den Willen zum Frieden mit den Deutschen und sprach nur am Schluß den Wunsch aus, Seine Majestät möge Männer in seinen Rat berufen, die durch unparteiische Vermittlung den Frieden zwischen beiden Nationen wieder herstellen. Sie ließen sich aber mit dieser Deklaration nicht genügen. Rieger beantragte eine Adresse an den Kaiser, die namentlich die Reform der Wahlordnung forderte, insbesondere der Bestimmungen über die Wahl der Großgrundbesitzer, die mittels Listenskrutinium im Fideikommißkörper 16, im übrigen Großgrundbesitz 54 Abgeordnete wählten, so daß eine Stimme Mehrheit den Sieg einer Partei auf der ganzen Linie entschied, während in der Wirklichkeit namentlich im Fideikommiß die beiden Parteien fast gleich stark waren; die Adresse verlangte die kreisweise Wahl, um durch örtliche Zerlegung der Wählerliste jeder Partei die Möglichkeit eines Erfolges zu bieten.

Digitized by Google

Rieger sprach in seiner Begründungsrede sehr wirksam; obwohl ich damals fast gar nicht tschechisch verstand, hatte ich doch sofort die Empfindung, daß ein gewaltiger Redner vor mir stand; eine große breitschultrige kräftige Gestalt, eine Art Löwenkopf und eine außerordentlich modulationsfähige Baßstimme, leidenschaftliche Akzente, dann wieder eine vielleicht etwas gemachte Würde und Ruhe, kurz alle rhetorischen Effekte standen zu seiner Verfügung. Der Inhalt der Rede war eine der vielen böhmischen Gravaminalreden, Klagen über die Zurücksetzung der Tschechen, über die willkürliche und unwirksame Verwaltung des deutschen Landesausschusses, über die Ungerechtigkeit der Wahlordnung, die die Deutschen und das städtische Element bevorzuge. Er brachte zwar historische Rückblicke über die angeblich guten Tendenzen der Fundamentalartikel, führte aber nicht die schroffe staatsrechtliche Sprache von 1871 und auch nicht jene der späteren Taaffeschen Zeit, offenbar deshalb, weil damals das verfassungstreue Regime noch feststand und die Tschechen das Selbstbewußtsein einer Majoritätsstellung noch nicht aufbringen konnten. In unserer Partei war anfangs die Stimmung für glatte Abweisung des Riegerschen Adreßantrags, ich trat lebhaft für die Zuweisung an eine Kommission ein, weil die sofortige Ablehnung zu verletzend wäre und eine parlamentarische Körperschaft sich einer Debatte nicht aus formellen Gründen entziehen solle. Ich war damals und später immer der Meinung, daß eine Mehrheit auch Pflichten des Entgegenkommens habe und daß es leichter ist, selbst etwas zu gewähren, als sich im anderen Fall einen fremden Willen auferlegen zu lassen. Ich fand Unterstützung bei Herbst und so setzten wir die Zuweisung an eine Kommission durch. Dort sprach Rieger zuerst sehr versöhnlich, ich warf die Frage der Reichsratsbeschickung durch die Tschechen auf, Rieger ging darauf ein und sagte, er habe nicht erklärt, daß wenn die Wahlordnung gerecht abgeändert werde, die Tschechen nicht in den Reichsrat eintreten würden; es schien, daß er den Eintritt der Tschechen vor sich sehe, aber eine kleine Erleichterung dieses Entschlusses haben wollte, um nicht bedingungslos die Abstinenz aufzugeben. Herbst selbst hielt im Privatgespräch die kreisweise Wahl im Großgrundbesitz für diskutabel, ich brachte ihn aber nicht dazu, in der Kommission in eine materielle Diskussion der Wahlreformpunkte einzugehen. Schließlich kam es zu einer gereizten Debatte, Dr Ruß, ein sehr begabter und gewandter Abgeordneter, beantragte als Berichterstatter eine motivierte Tagesordnung, worin allerdings der Landesausschuß beauftragt wurde, die verschiedenen in früheren Sessionen und „seither angeregten" Reformwünsche in Beratung zu ziehen, mit dem letzteren Worte waren auch die Anregungen der Riegerschen Adresse gemeint. Im letzten Moment kam Sladkowsky, ein jungtschechischer Führer, zu mir ins Hotel mit folgendem Vorschlag: die Tschechen seien bereit, die Adresse fallen zu lassen, womit natürlich auch unsere Tagesordnung entfiele, und verlangen, daß die Kommission jetzt schon über die Grundsätze der Wahlreform berate, die dem Landesausschuß zur Richtschnur für die Ausarbeitung der neuen Wahlordnung dienen sollte. Als Hauptpunkte bezeichnete

Digitized by Google

er Einbeziehung auch der Landesordnung in die Revision, kreisweise Wahl im Großgrundbesitz, Übertragung von etwa zehn Mandaten vom Großgrundbesitz an die Landgemeinden, eventuell Beseitigung des indirekten Wahlmodus in den letzteren. Ich erklärte ihm, wie schon früher, daß ich die kreisweise Wahl für diskutabel halte, daß aber heute die überwiegende Mehrheit unserer Partei entschieden dagegen sei, weil sie von der Neuerung fürchte, in die Minorität zu geraten. Der Schritt Sladkowskys kam zu spät und wurde auch von den Tschechen nicht mehr unterstützt. Als die Kommissionsanträge bereits angenommen waren, erhoben plötzlich die Großgrundbesitzer unter dem Einfluß Auerspergs Schwierigkeiten gegen die leise Erwähnung des Riegerschen Adreßantrags in unserem Tagesordnungsantrag, wir erklärten aber, davon nicht mehr abgehen zu können, da dies eine Illoyalität gegen die Tschechen wäre, und so wurde dieser Satz unseres Antrags im Landtag nach einer kurzen Debatte mit unseren und der Tschechen Stimmen gegen die Großgrundbesitzer angenommen. Auersperg hatte sich nur eine Niederlage geholt.

Kurz vor Eröffnung des Landtags hatte Kronprinz Rudolf seinen Aufenthalt in Prag genommen und ich machte ihm meine Aufwartung auf dem Hradschin. Er sprach nicht viel über Böhmen, wesentlich nur über die auswärtige Lage, voll Anerkennung für Andrássy, mißbilligte sehr scharf die ungarische Agitation gegen die Leitung der auswärtigen Politik. Er war damals noch sehr jung, noch etwas scheu, aber recht liebenswürdig, ich blieb seitdem stets in Beziehung zu ihm. Es war vielleicht zu früh, ihn selbständig in Prag residieren zu lassen, er leistete allerdings einen militärischen Dienst, war aber durch die Ernennung eines Obersthofmeisters so wie ein großjähriger Erzherzog gestellt, obwohl er erst zwanzig Jahre zählte. Seine erste Erziehung, die ein etwas beschränkter General Gondrecourt leitete, war sehr streng und durch übertriebene Abhärtungsmaßregeln für die Nerven des Kindes direkt schädlich. Später hatte er den General Latour, einen klugen und wohlgesinnten Mann, zum Erzieher, der einen guten Einfluß auf den Jüngling übte, wenn er ihm auch nicht recht imponierte. Es war sein Verdienst, daß dem jungen Prinzen ausgezeichnete Lehrer gegeben wurden, vor allen Adolf Exner, der ihm nicht so sehr positive juristische Kenntnisse, sondern allgemeine politische Bildung beibrachte, ausgewählte Partien des Montesquieu, Rousseau und anderer großer Schriftsteller mit ihm las, ebenso Karl Menger und andere, die sicher ihr Bestes leisteten, nur war alles das zu früh, der jugendliche Geist war noch nicht reif für diese Dinge, so steigerten natürliche Nervosität und oberflächliches Studium nur die geistige Hast und Unruhe. Sein Obersthofmeister Karl Bombelles war ein aufgeklärter und gebildeter Mann, früher Marineoffizier, der große Reisen gemacht hatte, aber er war selbst oberflächlich und hatte keine wirkliche Autorität. So war der junge Mann sich selbst überlassen ohne ernste Führung, er hatte wie alle Erzherzöge das Gefühl seiner eximierten Stellung, und die Ungebundenheit, die sich unter diesen Verhältnissen von selbst einstellen mußte, war vielleicht auch eine Reaktion gegen die Strenge seiner Kinder-

Digitized by Google

jahre. Er begann damals viel mit Franz Lobkowitz zu verkehren, der kein glücklicher Umgang für den unerfahrenen jungen Mann war. Eine wirkliche Freude hatte der Kronprinz an der Natur und am Tierleben, allerdings nahm die Jagdpassion damals schon einen maßlosen Umfang an und steigerte sich im Laufe der Jahre zu einem Lebensinhalt, der mit seiner Stellung kaum verträglich war.

Während meines Aufenthalts in Prag brach ein großes Feuer in den Mühlen oberhalb der Karlsbrücke aus; als wir abends von der Kleinseite herübergingen, stand der große Wasserturm in Flammen und beleuchtete die Moldau und das ganze Stadtbild in grausig schöner Weise.

In Wien war die schleichende Ministerkrise wieder akut geworden, der Kaiser hatte die Demission des Kabinetts Auersperg angenommen und versuchte eine Neubildung; zu diesem Behuf wurde Herbst nach Wien berufen (7. Oktober). Vor seiner Abreise sprach er sich uns gegenüber für eine Kombination Pretis aus, er tat dies auch dem Kaiser gegenüber; allerdings weiß ich nicht, ob er seine Unterstützung unbedingt zusagte oder, was seiner Art eher entsprach, nur diese Kombination als eine mögliche bezeichnete, ohne sich für seine Haltung zu binden. Tatsache aber ist es, daß der Kaiser den Eindruck hatte, Herbst habe ihm die Ernennung Pretis' anempfohlen und seine Unterstützung in Aussicht gestellt. Herbst kam scheinbar zufrieden nach Prag zurück, allein von Tag zu Tag wurde er ängstlicher, die Angriffe der Wiener Zeitungen gegen Andrássy nahmen an Heftigkeit zu und Herbst sagte uns, „es werde mit Pretis nicht gehen", die öffentliche Meinung sei zu erregt, der Stein des Anstoßes sei Andrássy, dem selbst ein Vormarsch bis über Nowibasar zuzutrauen sei, und ähnliches. Wir konnten dieses Zurückweichen Herbsts aus unseren täglichen Gesprächen mit ihm deutlich ersehen.

Nach Schluß des Landtags trat der Reichsrat zusammen (22. Oktober), die Abgeordneten unserer Partei waren über die Okkupation sehr erregt und suchten eine Form, um die Diskussion darüber an das Abgeordnetenhaus vor Einberufung der Delegationen zu ziehen, da sie diesem letzteren Körper als allzu regierungsfreundlich mißtrauten. Der Fortschrittsklub war rasch entschlossen und brachte, ohne die anderen Fraktionen vorher zu verständigen, gleich in der ersten Sitzung einen Adreßentwurf ein, in welchem Klage darüber geführt, daß man die Okkupation im Widerspruch mit den ganz anders lautenden wiederholten Erklärungen der Regierung und in der Zeit der Vertagung des Reichsrats vollzogen hatte, und in dem verlangt wurde, sofort bestimmte Erklärungen über die Ziele der Politik zu geben und vor jedem weiteren Schritt den Berliner Vertrag der Genehmigung des Reichsrats zu unterziehen. Die von Sturm verfaßte Adresse war geschickt gemacht, sie stellte die konstitutionellen Beschwerdepunkte in den Vordergrund und enthielt nichts über die Aufgabe oder zeitliche Beschränkung der Okkupation, nichts über Annexion, war aber doch ein nicht einflußloses Vorspiel zur Konferenz, welche Pretis für denselben Abend einberufen hatte, um den Vertrauensmännern der Partei Eröffnungen über seinen Versuch einer Kabinettsbildung zu machen. Es waren mit einigen

Digitized by Google

Herrenhausmitgliedern im ganzen etwa vierzig Personen im Finanzministerium versammelt. Pretis teilte mit, er habe vom Kaiser den Auftrag zur Bildung eines Kabinetts erhalten, nachdem von hervorragender Seite des Abgeordnetenhauses (damit war Herbst gemeint) sein Name dem Kaiser in Vorschlag gebracht worden sei. Sein Programm umfasse drei Punkte, der erste beziehe sich auf die Okkupation, die Regierung wolle keine Annexion und die Okkupation werde aufgehoben werden, sobald Garantien dafür geboten seien, daß die Ruhe und Ordnung in den okkupierten Ländern nicht weiter gestört werde und sobald die Kosten der Okkupation von diesen ersetzt seien, zweitens die erforderlichen Kreditbewilligungen und endlich die Fortdauer des Wehrgesetzes für mindestens ein Jahr. Über die Steuerreform, die bekanntlich im Ausschuß wieder begraben lag, sprach er nur sehr oberflächlich. Dieses höchst bescheidene und durch die Abschwörung der Annexion den Anschauungen der Partei sehr entgegenkommende Programm fand bei den ersten Rednern, namentlich den Herrenhausmitgliedern, Zustimmung, die der Partei die Anerkennung der vollzogenen Tatsache der Okkupation und die Unterstützung eines Kabinetts Pretis empfahlen. Da erhob sich plötzlich Herbst und erklärte mit einer bei ihm nur seltenen Heftigkeit, daß eine vollzogene Tatsache nicht dauernd sein müsse, daß er für die Finanzen die größten Besorgnisse und für die Zukunft das größte Mißtrauen habe, da nicht einmal eine Zusicherung gegen eine noch weitere Ausdehnung der Okkupation gegeben wurde; eine Besserung der Lage sei überhaupt nur möglich, wenn der gegenwärtige Leiter der auswärtigen Politik zurücktrete; wenn sich Freiherr v. Pretis mit der Politik des Grafen Andrássy identifiziere, so könne er ihn, obwohl er ihn für die inneren Fragen für vollkommen geeignet halte, nicht unterstützen. Diese brutale Absage Herbsts verblüffte zuerst, machte aber bald den Okkupationsgegnern Mut, die nun einer nach dem andern gegen Andrássy, aber auch gegen Pretis sprachen, der während der ganzen auswärtigen Verwicklung sich der Führung Andrássys unterworfen und außerdem in den ungarischen Ausgleichsverhandlungen die diesseitigen Interessen nicht wirksam genug gewahrt habe. Ich sagte, die Partei müsse die vollzogene Tatsache der Okkupation anerkennen und deren Konsequenzen auf sich nehmen, auch die Annexion werde eine solche Konsequenz sein, und es sei überhaupt mehr als zweifelhaft, ob die vom Finanzminister angekündigten Voraussetzungen für die Aufgabe der Okkupation jemals eintreten werden, man dürfe auch nicht bloß über die schlechte Finanzlage klagen, man müsse die Steuerreform endlich zustande bringen und dann ein umfassendes Finanzprogramm mit neuen Einnahmen aufstellen. Außer mir sprachen nur noch Coronini und Sueß für die Zustimmung der Partei zu den Erklärungen von Pretis, die übrigen wetterten gegen Andrássy und erklärten, eine Zustimmung zur Bildung eines Kabinetts Pretis könnte als eine Zustimmung zur Politik des Grafen Andrássy gedeutet werden, was die Partei unter allen Umständen vermeiden müsse. Damit war eigentlich die Kombination Pretis schon abgetan. Es war die Rede davon, daß ich in dieselbe einbezogen werden sollte,

Digitized by Google

und der mit Pretis befreundete Baron Oppenheimer, der immer zu wohlwollender Vermittlung bereit war, legte mir während des Landtags eine persönliche Annäherung an Pretis nahe, mit dem ich früher einige unangenehme parlamentarische Zusammenstöße gehabt hatte; ich ging nicht darauf ein, um jeder Mißdeutung vorzubeugen. Aber mit dem Mißerfolg der Konferenz war das Verdikt der Partei über den Versuch Pretis noch nicht zu Ende, der Fortschrittsklub richtete ein Schreiben an ihn, das ihm ein ganzes Sündenregister vorhielt und ihm jede Unterstützung verweigerte. Der neue Fortschrittsklub verurteilte die Okkupation und die Verlängerung des Wehrgesetzes, erklärte aber zugleich Vertrauen zur Person des Freiherrn v. Pretis zu haben. In der Linken trat eine volle Krise ein, die Mehrzahl war für die Kombination, aber die Führer, welche alle heftige Okkupationsgegner waren, erhoben Widerspruch und traten nacheinander aus dem Parteiverband aus, so Herbst, Giskra, Demel, Beer, Kuranda, Neuwirth, Dumba, Peez, Hallwich, Schaup u. a. Wir, die zurückblieben, wollten uns mit dem linken Zentrum zu einer Kundgebung verständigen, fanden aber dort auch mehr Gegnerschaft gegen die Okkupation als wir glaubten, schließlich einigte man sich über eine uns mehr zusagende Fassung, obwohl wieder viele von uns das Zusammengehen mit dem Großgrundbesitz und die Trennung von den alten Führern ungern sahen; so schrumpfte die Linke von 63 auf etwa 38 Mitglieder herab, die spöttisch die „bosnische Linke" genannt wurden, wir hatten Sueß, Wolfrum, Carneri, Weeber, Auspitz und einige andere verläßliche bei uns, die kleineren Leute ertrugen aber die Isolierung sehr schwer: so hatte das Auftreten Herbsts die alte Linke, welche der stärkste Klub des Abgeordnetenhauses gewesen war, im ersten Anlauf zertrümmert. Aber nicht bloß die Schädigung der Partei an Mitgliederzahl und Ansehen hatte die leidenschaftliche und unüberlegte Haltung der alten Führer herbeigeführt, auch das Verhältnis zum Kaiser wurde unwiederbringlich erschüttert, der sich durch Pretis an die Partei wenden wollte und geglaubt hatte, sich auf Herbst verlassen zu können und der sich nun mit Recht als getäuscht und beleidigt ansah. Die Triumphartikel der „Neuen Freien Presse" mochten einzelne befriedigen, aber wirkliche Erfüllung ihrer Ziele konnten sie der oppositionellen Richtung nicht sichern. Diese aber wollte in nervöser Hast wenigstens den Augenblick für sich nützen; als die böhmischen Abgeordneten zur Vorwahl für die Delegation zusammentraten, sprach Herbst den Wunsch aus, es mögen nur solche Abgeordnete gewählt werden, die gegen die Okkupation und Annexion seien; ich kandidierte für die Delegation und fiel bei der Probewahl durch, das war die Strafe für meine annexionsfreundliche Haltung. Nun wurde alles aufgeboten, um die Adreßdebatte noch vor dem Zusammentritt der Delegationen abzuführen, um auf die Delegierten einen Druck auszuüben. Es schien, daß sich die Fraktionen der Verfassungspartei wieder zusammenfinden wollten, der von einigen erhobene Wunsch, die Adresse möge direkt die Entfernung Andrássys verlangen, wurde fallen gelassen; der Adreßausschuß brachte überhaupt nur unwesentliche und eher noch abschwächende

Digitized by Google

Änderungen an dem Sturmschen Entwurf an, und allen lag daran, die Spaltung der vorangegangenen Tage nicht neuerdings vor der Öffentlichkeit erscheinen zu lassen. Inzwischen hatte der Budgetausschuß den Beschluß gefaßt, über die Regierungsvorlage, die einen Kredit von 25 Millionen für die Deckung der Mehrkosten der Okkupation verlangte, so lange die Beratung auszusetzen, als nicht der Berliner Vertrag dem Reichsrat zur verfassungsmäßigen Behandlung vorgelegt sei, und nun konnte die Adreßdebatte am 4. November im Plenum beginnen. Hohenwart hielt eine sehr wirksame Rede, kritisierte die rein negative Haltung der Verfassungspartei in der auswärtigen Politik und trat für die Anerkennung der Okkupation ein, deren Vollzug er allerdings schon früher gewünscht hätte. Schaup, der in der letzten Delegation Berichterstatter für den 60-Millionen-Kredit gewesen war, begründete seinen Abfall von Andrássy, Demel hielt eine wirklich politische Rede und wiederholte seine alte Meinung, daß Österreich-Ungarn den Russisch-Türkischen Krieg hätte verhindern können durch eine starke Aufstellung in Siebenbürgen sowohl zur Zeit des russischen Einmarsches in Rumänien, als zur Zeit, da die Russen vor Plewna festgebannt waren, aber unsere Politik habe immer ihre Augen auf Bosnien und nur auf Bosnien gerichtet und habe alles andere geschehen lassen. In der Okkupation sehe er keine Lösung, das europäische Mandat sei eine Quelle von Verlegenheiten und Gefahren. Die übrigen Reden waren weniger bedeutend, bis auf jene des galizischen Abgeordneten Hausner, der mit seiner kräftigen Stimme in gedrungenen Sätzen eine eindrucksvolle Polemik gegen Hohenwart führte, dann die ganze bosnische Politik schonungslos verurteilte und bei der herrschenden Stimmung des Hauses einen ungeheuern Erfolg erzielte, der ihn von diesem Moment an zu einem der ersten Redner des Hauses machte. Da meine damaligen engsten Parteigenossen wie Eduard Sueß und Wolfrum sich in der Adreßfrage nicht von der Gesamtpartei trennen wollten, gab ich vor der Abstimmung eine Erklärung ab, in der ich meinen Standpunkt bezüglich der Okkupation und der Festsetzung unserer Macht in jenen Ländern wiederholte und zugleich meine Stimme für die Adresse dahin erläuterte, daß dieselbe in erster Linie eine konstitutionelle Beschwerde gegen die Art der Durchführung jener Maßregeln sei, die nicht unberechtigt genannt werden könne. Die Annahme der Adresse mit überwiegender Mehrheit war eine ganz hübsche Parteidemonstration, allein einen praktischen Erfolg hatte sie nicht und ebensowenig konnte sie verhindern, daß die ernstere Diskussion der auswärtigen Politik doch in den Delegationen erfolgen mußte. Eine kleine Wirkung hatte die Adreßdebatte doch, insofern als die Regierung den Text des Berliner Vertrags auf den Tisch des Hauses legte, aber nicht als regelmäßige Regierungsvorlage zur Beschlußfassung des Reichsrates, sondern als eine Art Behelf zu einer erst später vorzulegenden Vorlage über die infolge des Berliner Vertrags zu vollziehende Einverleibung von Spizza in die Monarchie.

Auch Ungarn hatte seine parlamentarische Protestbewegung gegen die Okkupation. Gleich zu Beginn der Session brachte die äußerste Linke einen

Digitized by Google

Antrag auf Versetzung des Ministeriums in den Anklagestand ein, in dem die bosnische Okkupation als ein politischer Fehler, als im Widerspruch stehend mit den früheren offiziellen Erklärungen und als eine Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte des Reichstages bezeichnet wurde. Aber auch in der Regierungspartei drängte die Unzufriedenheit zu einer Kundgebung; hier war durch den Rücktritt des Finanzministers Szell noch ein kritisches Moment hinzugekommen, weil man annehmen zu können glaubte, daß dieser Schritt wegen des Widerspruchs Szells gegen die bosnische Aktion überhaupt erfolgt sei, nach seinen späteren Erklärungen wollte er nur gegen den Vormarsch in den Sandschak und darüber hinaus protestieren. Wahrscheinlich war der junge Politiker Szell angesichts der damaligen schlechten Finanzlage Ungarns für seinen Ruf als Finanzminister besorgt und wollte die weitere Verantwortung nicht übernehmen, um nicht durch Mißerfolge zu Beginn seiner Laufbahn seine weitere politische Zukunft zu gefährden. In der Partei hielt man es für nötig, nach dem Beispiel des österreichischen Reichsrates gleichfalls eine Adresse zu erlassen, nun brachte Tisza und der politische Sinn seiner Partei das Kunststück zu Wege, in einer Adresse die Beunruhigung der öffentlichen Meinung durch die Okkupationspolitik, die Besorgnisse über die neuen finanziellen Lasten zum Ausdruck zu bringen, zugleich aber jede Zuspitzung zu einem praktischen Schlußverlangen auszuschließen. So war den Unzufriedenen in der Partei ein Ventil zur Erleichterung des Gewissens geboten und doch jeder Konflikt mit dem Ministerium und Andrássy vermieden, und so sicher war Tisza seiner Sache, daß er zu Beginn der Debatte eine meisterhafte Rede zur allgemeinen Verteidigung der auswärtigen Politik hielt: ein Krieg mit Rußland hätte die größten Opfer gekostet und hätte bei dem günstigsten Ausgang bald nachher einen Revanchekrieg heraufgeführt, so aber habe man Rußland friedlich auf dem Kongreß zurückgedrängt, Bulgarien verkleinert, Bosnien im Einverständnis mit allen Mächten, auch der Türkei, besetzt und die strenge Einhaltung der Berliner Abmachungen werde den allgemeinen Frieden verbürgen, welch letzter Satz dem damals in Budapest anwesenden Grafen Schuwalow galt, der Weiterungen in der Durchführung des Berliner Vertrags versuchte. Die Adresse der vereinigten Opposition verurteilte die ganze auswärtige Politik, beklagte das Anwachsen des russischen Einflusses und sprach den Wunsch aus, es möge das Ministerium entfernt und die Okkupation möglichst zeitlich beschränkt werden. Die Debatte dauerte sehr lange bis in die Delegationssession hinein, konnte aber nichts Neues mehr bringen. Viel beachtet wurde eine Rede Szlavys, der alle Argumente gegen die Okkupation in maßvoller Form wieder vorbrachte, aber schließlich erklärte, sich mit der vollzogenen Tatsache abzufinden. Die Majoritätsadresse wurde mit geringer Mehrheit angenommen, und ein gewisser Bodensatz an innerer Unzufriedenheit blieb in der Partei zurück.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Deutsche Bildungsfragen[1])

Von

Karl Bälz

III. Schulausflüge und Schülerwanderungen

Das natürliche Mittelglied zwischen Unterricht und Leibesübungen bilden die Schulausflüge, wohl die dankbarste Aufgabe für den richtigen Lehrer. Sie sind der ideale Anschauungsunterricht, weil hier Natur und Menschenwerk selbst zu den Schülern reden statt der Beschreibungen und Abbildungen in Büchern; der Lehrer soll nur der Pfadfinder und Erläuterer sein; die ganze große Wirkung ginge verloren, wenn hier geschulmeistert würde. Eine richtige bodenständige Heimatkunde kann überhaupt nicht ohne Wanderungen mit den Schülern in der Heimat getrieben werden. Hier wird sich der Sinn für deutsches Volkstum und die Liebe zur heimischen Scholle aus der innigen Berührung mit ihnen zu dauernder Kraft entwickeln; hier kann und soll der deutsche Unterricht gepflegt werden, indem die unerschöpfliche Fülle von Anregungen, die sich auf Schritt und Tritt bieten, nach Kräften auszuschöpfen versucht wird. Dann wirkt man für sein Deutschtum besser als mit dem Kampf gegen den fremdsprachigen Unterricht, besonders gegen die alten Sprachen.

Diese Wanderungen müssen überall schon in den ersten Schuljahren als Spaziergänge im Schulort selbst und in seiner nächsten Umgebung beginnen und dann ihre Kreise von hier aus immer weiter ziehen, solange dies ohne besondere Kosten möglich ist. Auch der kleinste Schulort hat seine Geschichte; selbst eine Schule in einer Teilgemeinde oder für eine Anzahl von Höfen steht auf geschichtlichem Boden, dessen Natur die Siedlungen gerade hier und in dieser Form veranlaßt hat. Wir besitzen glücklicherweise zahlreiche treffliche Orts- und Bezirksbeschreibungen, bei deren Abfassung unsere Lehrer und Geistlichen in umfassender und sehr verdienstlicher Weise mitgewirkt haben; bei ihrem Lesen staunen wir immer wieder aufs neue über die Fülle der Erscheinungen in Natur, Kultur und Geschichte auf einem kleinen Fleck Erde. Wo es solche Beschreibungen nicht gibt, muß sich der Lehrer mit dem Ortsgeistlichen, dem Ortsvorsteher und anderen ortskundigen Persönlichkeiten, namentlich mit Angehörigen alteingesessener Familien, zur Stoffsammlung in Verbindung setzen. Gleich die selbstverständlich rein sachlich, ohne parteipolitische Brille zu behandelnde Frage z. B., ob die Höfe Siedlungen freier Bauern oder herrschaftliche oder kirchliche Siedlungen waren, wird Kinder aus Familien lebhaft anregen, die manchmal schon seit Jahrhunderten auf der ererbten Scholle sitzen; sie werden ihre Eltern befragen und so ein Band zwischen Schule und Elternhaus in Kleingemeindeverhältnissen knüpfen, wo Elternbeiräte nicht viel

[1]) Vgl. Februar- bis Mai-Heft 1920.

Digitized by Google

vermöchten. In allen Schulen müssen bei diesen Wanderungen die früheren Unterscheidungsmerkmale zwischen Dorf, Marktflecken und Stadt mit ihrer großen Bedeutung für das Verkehrsleben den Schülern erzählt und, wo die alten Wahrzeichen, wie Stadtmauern, Tortürme, Marktplätze, noch sichtbar sind, diese gezeigt werden. Die Kirchen müssen ihnen auch als Baudenkmale erklärt und ihnen die große Rolle, die die Kirchen als Mittelpunkte des gesamten geistigen Lebens spielten, beschrieben werden.

Sind die Orts- und Bezirksbeschreibungen mit ihrem reichen wissenschaftlichen Stoff für den Lehrer sehr wertvoll, so sollten die Kinder recht volkstümlich und für sie leicht faßlich geschriebene Heimatbücher, je nach dem Gegenstand mit guten Abbildungen, in die Hand bekommen, aus denen sie alles Sehens- und Wissenswerte in ihrer Heimat erfahren, besonders auch die fast an jedem Orte vorhandenen, vielfach so poetischen Sagen, die sich an irgendein Mal knüpfen, und alle Dichtung, die mit dem Ort oder der Gegend zusammenhängt. Ein solches richtig geschriebenes Heimatbuch packt die jugendlichen Gemüter wie ein gutes Märchenbuch; sein Inhalt bleibt ihnen ihr Leben lang vertraut. Erfahren doch wir Alten täglich an uns selbst, welche Macht die Eindrücke aus der Jugend auf uns ausüben.

Wie nahe liegt oft auch in den Städten die Fülle des Schönen! Gibt es etwas Stimmungsvolleres und das künstlerische Gefühl Förderndes als einen Jahrhunderte alten Friedhof inmitten der Stadt mit seiner heiligen Stille gegen das lärmende, hastende Treiben ringsum? Da sieht der Schüler, in welcher Gestalt unsere Altvordern von früheren Jahrhunderten an bis zur Schwelle der Gegenwart ihre Toten geehrt haben, und ohne daß es des Wortes eines Lehrers bedarf, fühlt er, wie jede der früheren Zeiten ihre ausgeprägte Kunstform gehabt hat, bis von der Mitte des 19. Jahrhunderts an das vielgepriesene Zeitalter der großen Fortschritte in der Technik eine Unruhe und eine Geschmacklosigkeit züchtete, die in ihrem Gegensatz zu der künstlerischen Geschlossenheit der vergangenen Zeitabschnitte auf jeden gesund empfindenden Menschen geradezu schmerzlich wirkt.

Und dann hinaus in Wald und Wiese, Feld und Flur, Berg und Tal mit unseren Schülern! Weg und Steg in der Umgebung müssen ihnen vertraut werden; Bäume und Pflanzen und Steine sollen sie kennen und alle Tiere der Heimat, die Vögel nicht nur an Gestalt und Gefieder, sondern auch am Gesang; zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, sollen sie mit dem scharfen Auge des Jägers und mit seinem Sinn für die Erscheinungen durch die Natur gehen. Die besondere Schönheit jeder Tageszeit, der farbenreiche Wechsel der Beleuchtung, das wundervolle Spiel der Wolken, das erhabene gewaltige Schauspiel von Sturm und Gewitter müssen zu den jungen, empfänglichen Herzen reden. Ihr Wissensdurst muß geweckt werden; sie müssen selbst fragen. Die Aufgaben des Lehrers in der Heimatkunde kann man kaum besser bezeichnen, als das in einer halbamtlichen Erläuterung zu der württembergischen Prüfungsordnung für Kindergärtnerinnen vom 1. Mai 1920 geschehen ist.

Digitized by Google

„Kein Gebiet des allgemeinen Wissens ist als geistige Nahrung für das heranwachsende Geschlecht aber wohl wichtiger als das der Heimatkunde im weitesten Sinn. Darum sollen die künftigen Erzieherinnen sich liebevoll mit ihrer und der Kinder Umwelt beschäftigen und ihr Schulwissen nach dieser Seite hin ergänzen. Sie sollen von den Menschen der Heimat wissen, von ihrer Arbeit und ihren Festen, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Sprache und Dichtung, ihrer Sage, Geschichte und Kunst. Sie sollen auf der Vögel Stimmen hören, der Pflanzen Wachstum verfolgen, die heimische Landschaft mit ihren Bergen und Wäldern, ihren Flüssen und Seen, ihrer Schönheit und ihrem Nutzen kennen, um selbst ein inniges Verhältnis zum Heimatboden und zu deutscher Art und Sitte zu gewinnen und der Kinder Sinn von Jugend an darauf lenken zu können. Keine Gelehrsamkeit soll vermittelt werden, aber auch keine oberflächlichen, halbrichtigen Kenntnisse in romantisch gefärbter Volks- und Deutschkunde, sondern echtes Wissen in einfachster Form."

So werden die Kinder bodenständig werden; die Heimat gräbt sich in ihr Herz ein, daß ihr Bild in ihm nie verlöschen wird, daß sie sich in der Ferne nach ihr zurücksehnen. Sie müssen fühlen, daß der Mensch in inniger Berührung mit der Natur bleiben muß, wenn er körperlich und geistig gesund sein will, daß uns die Sprache schon sagt, daß das Natürliche, das aus der Natur Kommende und ihr Gemäße, das Einfache, Wahre und Echte, das Beste an jedem Menschen ist, daß sich die ewige Wahrheit der wundervollen alten Sage von dem Riesen Antäus, der aus der Berührung mit der Mutter Erde immer wieder neue Kraft sog, von ihr geschieden aber verloren war, täglich zeigt.

Aus diesem innigen Vertraut- und Verwachsensein mit der heimischen Scholle sproßt die Heimatliebe mit ihrem schmerzensreichen Kinde, dem Heimweh, ein Wort, in dem, wie in „Heimat" und „Vaterland", eine Welt von Gefühlen liegt. Daß das Wort „Elend" die Verbannung aus der Heimat in das Ausland bedeutet, ist uns leider entschwunden. Wie auf die Vaterlandsliebe in Schillers „Wilhelm Tell", so besitzt die deutsche Dichtung in Fontanes wundervoller, von K. Löwe so meisterlich vertonter Ballade „Archibald Douglas" ein hohes Lied auf die Heimatliebe, wenn auch merkwürdigerweise in beiden der Held kein Deutscher ist. Wie dieser stolze Graf Douglas nach sieben Jahren der Verbannung heimkehrt, weil er das Leben in der Fremde nicht mehr tragen, weil er ferne der Heimat nicht mehr leben kann („und wo die Welt am schönsten war, da war sie öd und leer"), jedem Schicksal trotzend, wie er den König Jakob an die alten Zeiten erinnert:

„Denk' lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelherd,
Wo ich dich fischen und jagen froh
Und schwimmen und springen gelehrt,"

wie der Greis im Sonnenbrand auf steilem Wege neben des Königs Pferd herläuft und wie er, der alte Seneschall, gerne den niedrigsten Knechtsdienst

Digitized by Google

leisten will, „nur laß mich atmen wieder aufs neu die Luft im Vaterland", bis er des Königs Herz gerührt hat und dieser ihn wieder zu Gnaden annimmt: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du," das packt jedes Herz und ganz besonders das jugendliche. Diese Ballade sollte jeder Schüler und jede Schülerin bis in die letzte Volksschule lernen; jedem sollte man sagen: „So wie dieser Douglas solltest auch du in deinem Teil deine Heimat und dein Vaterland lieben."

Aber auch auf einem anderen Gebiete der Erziehung, an der es im Gegensatz zur Wissens- und Könnensschulung in Deutschland noch sehr fehlt, sind diese Schülerwanderungen von größtem Werte, auf dem der Kameradschaft und des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler. Auch in jeder nicht ganz kleinen Schulklasse kennt ein Teil der Schüler den anderen nur wenig, weil die äußeren Umstände, wie Wohnungsentfernung u. a., das Nähertreten außerhalb der Schulzeit hindern. Hier, bei den Schulausflügen, sind sie alle beisammen, hier umschließt sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit ohne starren Schulzwang. Der Lehrer lernt hier den einzelnen Schüler als Menschen leichter und genauer als im Schulzimmer kennen. Schon die Umwelt löst auf Wanderungen dem Schüler, der in der Schule ungefragt zu schweigen hat, die Zunge; er tritt aus sich heraus und gibt sich wie er ist, und der Lehrer kann den Schüler, ohne daß er es merkt, erziehen. Ein Rektor bestätigte mir dies einmal durch ein eigenes Erlebnis. Auf einem Ausflug wurde die Klasse eingeregnet. Da setzte sich ein Schüler, den der Rektor bisher für einen stumpfsinnigen, dösigen Menschen gehalten hatte, an das Klavier und spielte und sang und riß die ganze Klasse durch seinen Witz mit. Von diesem Tag an sah der Rektor in diesem Schüler einen ganz anderen Menschen. Wie viele solcher verkannter Schüler mögen in unseren Schulen sitzen! Daher kommt die immer wiederkehrende Erscheinung, daß Leute, die in der Schule geglänzt hatten, die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllten, während gering eingeschätzte Schüler, deren geistige Richtung und Begabung in der Schule nicht erkannt worden war, im Leben Hervorragendes leisteten.

Die Jugend hat denn auch von jeher das richtige Gefühl für diese Wanderungen gehabt. War doch für uns Alte einst der Tag des großen Schulausflugs ebenso der Schulfesttag des Jahres, wie wir es später an unseren Kindern erlebt haben. Wenn der Schulausflug in den oberen Klassen auf mehrere Tage ausgedehnt werden kann, so ist dies um so besser, weil die Wirkung mit der Dauer des Zusammenseins wächst. Leider hat die allgemeine Verteuerung eine solche Ausdehnung wegen der Kosten sehr erschwert, obgleich glücklicherweise die Fahrpreisermäßigung für Schülerausflüge jetzt wieder eingeführt ist, bei der nur zu wünschen ist, daß der bureaukratische Zopf, sie auf die dritte Fahrtklasse zu beschränken, statt sie auf die vierte Klasse auszudehnen, auch bald fallen wird. Der hohe Preis des Schuhwerks spielt eine geringere Rolle; ein Paar gut genagelter Stiefel hält lange, und dafür, daß kein Nagel fehlt, hat der junge Mann selbst zu sorgen, denn das Wort „Selbst ist der Mann" gilt besonders für

Digitized by Google

den richtigen Wanderer. Ein Heulager genügt, wo keine Schülerherberge ist, in der Jugend, und Selbstverpflegung und Selbstabkochen sind auch am Platz.

Um solche mehrtägige Schülerausflüge an landschaftlich, künstlerisch und geschichtlich bedeutende Stätten für die Schüler der Oberklassen zu ermöglichen, sind deshalb Stiftungen hierfür dringend erwünscht. Erfreulicherweise ist der Sinn für diese Wanderungen heute geweckter als früher. Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein berühmtes Gymnasium sein zweihundertjähriges Bestehen feierte, wurde von früheren Schülern eine Stiftung für die Jubilarin geplant. Alle möglichen Zwecke wurden genannt, Ausschmückung, Bücheranschaffungen, Unterstützung bedürftiger Schüler u. a. Da schlug ein Referendar vor, eine Stiftung zu errichten, aus deren Erträgnissen alljährlich die Schüler der obersten Klasse vor ihrem Scheiden von dem Gymnasium einen gemeinsamen mehrtägigen Ausflug machen sollten, um noch einmal, ehe die Wege sich trennten, miteinander in Jugendlust ein schönes Stück des deutschen Vaterlandes zu sehen. Aber er kam zunächst schlimm an; eine derartige Stiftung anzunehmen, werde man sich gründlich überlegen müssen, da man einem Lehrer die Leitung eines solchen Ausflugs kaum zumuten könne usw. Die Jüngeren gaben aber nicht nach und erzielten schließlich die Mehrheit. Der erste Stiftungsausflug, von dem die Zeitungen berichteten, war kaum gemacht, als alles einig war, daß es einen besseren Zweck nicht hätte geben können. Als einige Jahrzehnte später dasselbe Gymnasium in einen Neubau umzog und es sich wieder um eine Gabe der früheren Schüler handelte, da waren diese alle sofort einig, daß es sich nur um eine Zustiftung zu der Jubiläumswanderstiftung handeln könne, damit kein Teilnehmer mehr aus dem Eigenen zuschießen müsse und alle Schüler gleichmäßig teilnehmen könnten. Dieser Vorgang fand an anderen Anstalten Nachahmung; sie ist ihm in weitestem Maße zu wünschen. Denn diese Einrichtung wirkt in hervorragendem Maße sozial, weil sich alle Klassenkameraden noch einmal ohne jeden Unterschied des Besitzes einem edlen, unauslöschlich im Gedächtnis haftenden Genuß hingeben können. Gerade Schuljubiläen sollten zu Wanderstiftungen benutzt werden, statt daß sich die früheren Schüler bestimmen lassen, Mittel zu Dingen aufzuwenden, die der Unterhaltungspflichtige ohnehin zu leisten hat, so daß die Stiftung nur diesem und nicht, wie es sein sollte, einer möglichst großen Zahl von Schülern zugute kommt.

Ausdrücklich anerkannt muß werden, daß solche Schülerausflüge für den Lehrer wegen der Verantwortung auch eine Last werden können, wiederum wegen des kleinlichen deutschen Zuges, für alles und jedes den Staat, in diesem Fall den Lehrer, verantwortlich zu machen, wo in einem anderen Volk kein Mensch daran dächte. Wie manche Schadensersatzforderung ist erhoben worden, weil ein Schüler im Turnen einen Fuß übertrat oder ungeschickt aufsprang, und ähnliches! Ja, schon dann sollte der Lehrer oder an seiner Stelle der Staat angeblich haftbar sein, wenn eine Schulstunde zum Rodeln freigegeben war und hier ein Schüler einen Unfall erlitt.

Digitized by Google

Wie der Sport zum Schulturnen und zu den Schulspielen, so verhalten sich die eigenen Wanderungen der Schüler ohne Lehrer zu den Schulwanderungen. Sie sind die freiwilligen Veranstaltungen meist einer kleineren Zahl von Schülern oder eines Schülerverbandes oder einer Vereinigung wie der Wandervogel, die Pfadfinder, Jungdeutschland u. a. Sie beruhen auf der Selbstverwaltung und wollen die jungen Leute auf ihren Wanderungen möglichst unabhängig von Gasthäusern machen. Sie werden in verdienstvollster Weise durch die Hochgebirgs- und Mittelgebirgsvereine gefördert, die überall Schülerherbergen einrichten. So hat denn auch allenthalben eine frohe Wanderlust unsere Jugend ergriffen, und getrost lassen heute die Eltern ihre Söhne und Töchter tagelang über Berg und Tal marschieren. Dem war nicht immer so. Als ich einst, ein noch nicht fünfzehnjähriger Junge, mit einem Klassenkameraden den Schwarzwald vom Nord- bis zum Südende durchwanderte und um den Bodensee zog, wollten wir einen lieben Freund mitnehmen; dessen Vater hielt aber dem meinigen vor, wie gefährlich und leichtsinnig ein solches Unternehmen sei; mein Vater erwiderte aber, daß er, was er einst seinen älteren Söhnen ohne jeden Schaden gestattet habe, seinem jüngsten nicht wohl wegen drohender Gefahren verbieten könne.

Nicht zu verkennen ist, daß sich bei unseren jungen Wanderern da und dort gewisse Auswüchse zeigen. Die Wanderkleidung soll ganz unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit unter Wahrung des Anstandes stehen. Nun sehen wir vielfach bei den einen Phantasiegewänder, die irgendeine nicht bestehende Volkstracht darstellen sollen, in Wirklichkeit aber wie Theater- oder Zirkuskostüme wirken, bei anderen eine Vernachlässigung des Äußeren, das man kaum anders denn Schlamperei und Schlapperei bezeichnen muß und das namentlich bei der Weiblichkeit, wenn diese vollends auf ihre Haartracht nichts hält, recht wenig günstig wirkt. Bei manchen steckt ein gesuchtes Naturburschentum und eine gekünstelte Derbheit dahinter, die noch abstoßender wirken als das geschleckte Gigerltum, beides Ausflüsse derselben Eitelkeit, die auffallen will, während der gebildete Mensch sich möglichst unauffällig kleidet und benimmt. Was uns diese Vernachlässigung des äußeren Auftretens namentlich an Plätzen, an denen Fremde zusammenströmen, schon geschadet hat, ist zu oft erörtert worden, als daß hier nochmals darauf eingegangen werden sollte. Es muß unserer deutschen Jugend in Fleisch und Blut übergehen, daß sie auch nach außen etwas auf sich zu halten hat.

Von dem der gebotenen Gastfreundschaft spottenden Benehmen zahlreicher Besucher können die Hütten des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins ein Lied singen. Namentlich sind es Schneeschuhfahrer, die manchmal in den gastlichen Hütten hausen, wie sie es im eigenen Hause nie täten, und die die Hütten in schmutzigem, unaufgeräumtem Zustand verlassen. Tief beschämend für uns Deutsche ist dabei die Feststellung, daß die gegen die Schweizer Grenze liegenden Hütten von den Schweizer Besuchern regelmäßig in wohlgeordnetem Zustand verlassen werden, während dies bei den deutschen Besuchern oft nicht

Digitized by Google

der Fall ist. Hier zeigt sich an einem besonders schmerzlichen Vergleich, wie sehr es mancherorts in Deutschland noch an der Erziehung fehlt und daß all unser Wissen und Können diesen Mangel nicht auszugleichen vermag. Deshalb muß unsere Jugend von Anfang an sich an Ordnung und Sauberkeit in ihrem Auftreten an allen Orten gewöhnen.

Zum Schluß sei noch auf das treffliche Buch „Fröhlich Wandern", das Prof. Raydt, der Direktor der Leipziger Handelshochschule, als Geschäftsführer des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele in Deutschland verfaßt hat (Verlag von Teubner in Leipzig und Berlin), hingewiesen. Diese Schrift eines echten Wanderers mit warmem Herzen wird bei Lehrern und Schülern die Lust zum frischen, fröhlichen Wandern noch erhöhen.

IV. Vom Singen

Eine Jugendwanderung ohne Lied ist wie ein Wald ohne Vögel. Der Gesang ist hier der Ausdruck der frohen seelischen Stimmung, wie sie das Wandern durch Gottes freie Natur in jedem natürlich Empfindenden weckt. Der Wandersmann muß aber die Lieder, und zwar gleichermaßen die richtige Melodie und den ganzen Text kennen, wenn er den vollen Genuß davon haben will. Deshalb kann das Lied, besonders das Volks- und Marschlied, in unseren Schulen nicht genug gepflegt werden. Gilt doch das Volkslied überall als der Ausdruck der Volksseele und wird ein Gedicht doch erst auf dem Wege des Gesangs zum Volkslied.

Von der Volksschule wird man sagen können, daß sie im großen und ganzen das Ziel, der Gesamtheit der Schüler einen Schatz von Liedern beizubringen, auf einfachem Wege erreicht. Nicht das gleiche gilt für unsere höheren Schulen und wiederum nur, weil hier der Gesangsunterricht nicht in der natürlichen, einfachen Weise wie in der Volksschule, sondern „wissenschaftlich" und „gelehrt" betrieben wird. In der Volksschule ist das Singen selbst, die Kenntnis der Melodien, die Hauptsache, die Kenntnis der Noten kommt erst in zweiter Linie; in den höheren Schulen steht diese und die Kenntnis der Tonarten im Vordergrund. Wie die Mutter ihrem Kind die Kinderlieder durch Vorsingen beibringt, so geigt oder spielt der Lehrer in den ersten Schuljahren seinen kleinen Schülern die Melodien ins Ohr, die sie spielend auf immer lernen. Allmählich bringt dann die Volksschule den Kindern die Anfangsgründe der Noten, untere, mittlere, obere, ganze, halbe, Viertelsnoten usw., Punktierung, Schleifung bei, sie quält sie aber nicht mit dem Lernen aller Tonarten und dem Lesen in ihnen, wie dies in den höheren Schulen vielfach geschieht und die Schüler, die kein Instrument spielen, langweilt. Daran sind die Lehrer im ganzen unschuldig; da sie Gesangsfachlehrer sind, verlangt man von ihnen einen „wissenschaftlichen" Unterricht. Daß dann die Hauptsache, das richtige und kräftige Singenlernen möglichst vieler Lieder, zu kurz kommen muß, ist ganz natürlich. Gewiß gibt es an unseren höheren Schulen Schülerchöre,

Digitized by Google

die aus einer Zahl ausgewählter Schüler bestehen, wie ja auch die Instrumentalmusik in freiwilligen Schülerorchestern in dankenswerter Weise gepflegt wird. Aber der Schulgesang als solcher, das Singen der Gesamtheit, kommt zu kurz.

Man muß diesen Gegensatz an sich selbst erlebt haben. In den ersten drei Volksschuljahren bekamen wir keine Note zu Gesicht; die Lehrer geigten und sangen uns die geistlichen und weltlichen Lieder vor und wir lernten sie so gründlich, daß uns jeder falsche Ton eines Sängers auffiel. In der Latein- und Realschule hatten wir den Gesangsunterricht alle miteinander bei einem alten Volksschullehrer, dessen ich heute noch dankbar gedenke, weil er uns auch neu aufgetauchte Lieder, die er selbst vervielfältigte, lehrte. Bei ihm sangen wir nach Noten, von denen er uns das wichtigste erläuterte, es wurde zweistimmig gesungen, je eine halbe Stunde Choräle, eine halbe Stunde Lieder. Hier habe ich mehr und besser unsere schönen Lieder singen gelernt, als ich es auf einem großstädtischen Gymnasium gelernt hätte; ob die Tonart C-Dur oder Fis-Dur, A-Moll oder Cis-Moll war, berührte uns nicht. Was Wunders, daß mich der Gesangsunterricht in dem Gymnasium, in das ich mit zwölf Jahren kam, mit seinem Notenschreiben und Notenlesen, an das sich gegen den Schluß der Stunde ein dann recht mattes Singen anschloß, ordentlich anödete, weil ich die ganze Unnatur dieses Singunterrichts gegenüber meinen früheren fühlte. Auch auf diesem frohen Gebiet erdrückte in echt deutscher Weise die Theorie die Praxis. Wen dieses Urteil zu streng dünkt, der möge einmal einen Versuch mit einem Wettgesang zwischen einer Volksschulklasse und der gleichalterigen Klasse einer höheren Schule in der Großstadt machen.

Auf den Singunterricht an den höheren Schulen druckt sodann, wie auf den Turnunterricht, der Umstand, daß er trotz Notenlehre usw. dem wissenschaftlichen Unterricht nicht gleichgewertet wird, wofür die Schüler ein feines Gefühl haben, während in der Volksschule der Singunterricht, regelmäßig von demselben Lehrer wie die anderen Fächer erteilt, ein diesen gleichgeachtetes Fach ist.

Daß Singenkönnen und Notenkennen unabhängig voneinander sind, zeigen die vielen Fälle der „entdeckten" notenunkundigen Sänger vom Postillon von Lonjumeau an. Unsere im Volk verbreitetsten Musikinstrumente, wie Mund- und Handharmonika, Zither, Zupfgeige u. a., werden meist von Notenunkundigen lediglich nach dem Gehör gespielt und dies nicht selten meisterhaft. Wie mancher ist in der Lage, eine Melodie, die er einmal gehört, richtig nachzusummen oder nachzupfeifen. Das Pfeifen lernt niemand nach Noten, und doch kann in diesem mißachteten Musizieren viel Schönheit und Gefühl liegen, wie dies Sudermann in seiner „Frau Sorge" so packend geschildert hat.

Deshalb auch im Singunterricht an den höheren Schulen vom Gekünstelten zurück zum Einfachen und Natürlichen wie an den Volksschulen! Alle Kinder haben eine Freude am Singen, wie sie schon in den ersten Lebensjahren zeigen; man hege und pflege dieses dankbare Ackerfeld in allen unseren Schulen, indem

Digitized by Google

man auf ihm einen reichen Schatz von Liedern für das ganze Leben zieht, der die jungen Sänger überall hin, besonders auch auf ihren Wanderungen, begleitet und ihnen später manche Stunde erheitern wird.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt 1869 und 1870

(Zur 50jährigen Wiederkehr)

Von

Prof. Dr. Otto Münch (Darmstadt)

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde Gotha, bzw. die daselbst vorhandene Geographische Anstalt von Justus Perthes, für lange Zeit der Mittelpunkt des gesamten geographischen Lebens. Die bedeutendsten wissenschaftlichen Kräfte aus allen Kulturstaaten sammelten sich hier um den unermüdlichen neuen Leiter der berühmten Perthesschen Anstalt, Dr. August Petermann, der in den „Geographischen Mitteilungen" die vornehmste geographische Fachzeitschrift schuf. Durch seinen langjährigen Aufenthalt in England, wo er sich lebhaft an der Agitation zur Aufsuchung des unglücklichen Franklin beteiligt hatte, war er in Fühlung mit den führenden englischen Geographen und Entdeckungsreisenden gekommen und hatte zugleich den glühenden Wunsch in seine Seele gepflanzt, sein deutsches Vaterland zu ähnlichen Leistungen anzuspornen. Eine ganze Reihe von Afrikareisen verdankt seinem rastlosen Bemühen ihre Entstehung, so die Sahara- und Sudanreise von Gerhard Rohlfs, die Vorstöße zur Aufsuchung Eduard Vogels und die Reise Karl Mauchs in Transvaal. Noch mehr aber setzte sich der nimmermüde Mann für eine vaterländische Polarforschung ein, obgleich er nie in arktischen Gebieten geweilt hatte, und die beiden deutschen Nordpolarfahrten von 1868 und 1869/70 sind durchaus das Werk des „Polarpapas". Schon 1865 war unter der Führung des bekannten Seemannes Reinhold Werner ein in England gemieteter und mit englischen Matrosen bemannter Dampfer nach dem Meere zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja abgegangen, um die dortigen Eisverhältnisse zu prüfen. Aber bereits zwölf Stunden nach der Abfahrt hatte die Maschine wegen schwerer Beschädigung ihren Dienst versagt, wohl infolge britischer Umtriebe (siehe A. Petermann, Spitzbergen und die arktische Zentralregion, Geogr. Mitteilungen, Erg.-Heft 16 (1865), S. 14 und 23 ff.), und die Fahrt mußte für dieses Jahr aufgegeben werden. 1866 verbot der deutsche Krieg eine Wiederholung, und erst 1868 konnte die erste deutsche Nordpolarexpedition auf der kleinen Segeljacht „Germania" unter Führung des Kapitäns Karl Koldewey in das Meer zwischen Grönland und Spitzbergen vorstoßen. Allein undurchdringliches Eis und die vorgeschrittene Jahreszeit zwangen das schwache Schiff trotz mehrfach versuchter Vorstöße zur vorzeitigen Umkehr.

Digitized by Google

Aber Petermann wurde dadurch nur zu neuen Anstrengungen ermutigt. Schon im Oktober 1868, bei der festlichen Begrüßung der glücklich Heimgekehrten in Bremen, legte er einen neuen Expeditionsplan vor und erlebte die Genugtuung, daß er nicht nur gutgeheißen, sondern in ganz Deutschland eifrigst gefördert wurde. Von allen Seiten, selbst von den Deutschen im Auslande, liefen Beiträge ein, und so war das Unternehmen bis zum Frühjahr 1869 gesichert, zumal auch die preußische Regierung lebhaftes Interesse zeigte. (Siehe „Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870", 2 Bände, Leipzig 1873/74.)

Über Zweck und Ziel der zweiten deutschen Nordpolarexpedition verbreitet sich Petermann folgendermaßen: Durch die Fahrt sollte die Entdeckung und wissenschaftliche Erforschung der arktischen Zentralregion von 75° nördlicher Breite an in Angriff genommen werden, zunächst auf der Basis der ostgrönländischen Küste. „Dieses Ziel fasse zwei Aufgaben in sich (siehe „Die Zweite Nordpolarfahrt", Bd. I, S. 49 ff.): 1. Die Lösung der sogenannten Polarfrage; 2. die Entdeckung, Aufnahme, Durchforschung von Ostgrönland und der damit nordwärts, gegen die Beringstraße hin, in Verbindung stehenden Länder, Inseln und Meeresgebiete, eine Gradmessung in Ostgrönland, Gletscherfahrten ins Innere des kontinentalen Grönland usw." — „Zur Erforschung des Nordpolarmeeres und zur Erreichung des Nordpols selbst sei die Verfolgung der Küsten geboten, weil erfahrungsgemäß am ersten immer das Land frei von Eis werde, längs der Küste sich das sogenannte Landwasser bilde, die Schiffahrt hier also am ehesten in Aussicht stehe, verhältnismäßig sicher sei und auch die meisten Resultate verspreche, da sich belangreiche, wissenschaftliche Entdeckungen kaum ohne die feste Basis des Landes denken lassen." Anzusteuern war deshalb die ostgrönländische Küste, und zwar unter 74½° nördlicher Breite bei der Sabineinsel, die seit 1823 nicht mehr besucht worden war. Ist dieser Punkt erreicht, „so ist ohne jeglichen Aufenhalt, als denjenigen, den die nötigen Beobachtungen und Aufnahmen des neuentdeckten Landes, also nördlich 75° 14′ nördlicher Breite, nötig machen, nach Norden vorzudringen, um längs der Küste so weit zu gelangen, als es die Umstände nur irgend gestatten". Hauptaufgabe der Expedition ist nämlich das Eindringen „in den noch unbekannten Zentralkern der Nordpolarregion", alle anderen Rücksichten sind der Lösung dieser Aufgabe unterzuordnen. In anderen Paragraphen waren die Art der wissenschaftlichen Arbeiten, Verhalten der Schiffe, Überwinterung, Gletscherfahrten usw. erörtert.

Diese Petermannsche Instruktion beruhte auf völlig falschen Vorstellungen. Es existierte weder eine Landverbindung zwischen Grönland und Wrangelland nördlich der Beringstraße durch das zentrale Eismeer hindurch, noch war das zirkumpolare Meer mit Schiffen befahrbar. Letztere Hypothese ist insofern besonders erstaunlich, als die Schweden noch 1868 von Spitzbergen aus das Gegenteil festgestellt hatten. Petermann hielt jedoch an den Be-

Digitized by Google

obachtungen Parrys und der Russen fest. So falsch diese Anschauungen Petermanns auch waren, so begünstigten sie doch die Ausführung des Unternehmens sehr, weil die Schwierigkeiten verhältnismäßig gering erschienen. In der Geschichte der Entdeckungen ist das ja nichts Neues: Kolumbus oder Magalhães hätten wohl nie ihre denkwürdigen Fahrten angetreten, wenn sie die wahren Lageverhältnisse der Kontinente zueinander und die wirklichen Entfernungen gekannt hätten. Die Petermannschen Vorstellungen von dem über den Pol ausgedehnten Land und dem offenen Polarmeer unterstützten also das Zustandekommen der Expedition, wenn diese auch nachher in der Ausführung selbst scheiterte. Direkt gefährlich war aber die Annahme einer eisfreien ostgrönländischen Küste, von der aus man verhältnismäßig leicht, immer mit dem Schiff nach Norden entlang fahrend, in das offene Polarmeer gelangen könne, zumal Ostgrönland, wie alle Länder am Nordatlantischen Ozean, durch den warmen Golfstrom abnorm erwärmt sein müßte. Gerade Ostgrönland ist durch eine kalte arktische Strömung klimatisch ungünstig beeinflußt und sehr stark vom Eis besetzt, so daß ein Vordringen an dieser Küste entlang nach Norden mit dem Schiff so gut wie aussichtslos erscheint. Nur mit Schlittenexpeditionen und Schneeschuhen wäre ein Vorwärtskommen möglich gewesen. Es war gerade ein Hauptergebnis der zweiten deutschen Nordpolfahrt, diese Erkenntnis unumstößlich erwiesen zu haben, freilich unter schwersten Gefahren.

Nach längerem Schwanken hatte man sich diesmal für die Bereitstellung von zwei Schiffen entschieden. Das eine sollte das eigentliche Expeditionsschiff sein, das zweite mehr als Transportschiff mitgehen. Ersterem Zweck diente der ganz neue Dampfer „Germania", Begleitschiff war der ältere Segler „Hansa". Beide waren klein, aber für die bevorstehenden Eispressungen besonders stark gebaut und mit einer festen Spiekerhaut versehen. Die Ausrüstung und Verproviantierung entsprach den höchsten Anforderungen und sah ein zweijähriges Fernbleiben vor. Der 32jährige Führer der Expedition, Kapitän Karl Koldewey, war für seine Aufgabe im Eismeer in Hannover und Göttingen besonders vorgebildet und außerdem schon seit 16 Jahren auf auf dem Meere, also ein erfahrener Seemann. Seinen Befehlen hatten sich alle Teilnehmer, insbesondere auch der Kapitän der „Hansa", der 33jährige Paul Hegemann, unbedingt unterzuordnen. Der wissenschaftliche Stab bestand aus den beiden, seither an der Göttinger Universität tätigen Astronomen Dr. Karl Börgen und Dr. R. Copeland, einem Engländer, dem berühmten Alpinisten, Topographen und Sportsmann Julius Payer, österreichischem Oberleutnant, und dem Wiener Geologen Dr. Gustav Laube, Dozent an der dortigen Universität und Technischen Hochschule. Die beiden Ärzte, Dr. med. Adolf Pansch und Dr. med. R. Buchholz, vertraten zugleich die Zoologie, Botanik, Ethnologie und Anthropologie; ersterer ist später im Kieler Hafen ertrunken. Die Bemannung der Schiffe bildeten durchweg seegewohnte, erfahrene Leute, sie zählte insgesamt 25 Köpfe. Am 28. Mai 1869 empfing

Digitized by Google

der ehrwürdige König Wilhelm von Preußen den Expeditionsführer in Babelsberg und ließ sich genau über die Pläne und Ziele unterrichten. Bis Mitte Juni waren alle Vorbereitungen beendet.

Am 15. Juni 1869, nachmittags 3 Uhr, erfolgte in Gegenwart des Königs von Preußen und seiner großen Ratgeber Bismarck, Roon und Moltke die Abfahrt der beiden Schiffe von Bremerhaven, einer ungewissen Zukunft entgegen.

Einen Monat später, nach Passierung Jan Mayens, war man schon an der Eiskante und segelte nun dieser entlang nach Südwest, um eine geeignete Einfahrt zu suchen. Bei dem an der Eiskante gewöhnlich herrschenden Nebel und dem häufigen Kreuzen kamen die beiden Schiffe etwas auseinander und blieben vom 20. Juli an infolge eines Mißverständnisses dauernd getrennt. Koldewey signalisierte an diesem Tage der „Hansa": „Come within hail", um sich noch einmal zu beraten und wenn möglich, Kohlen zu übernehmen, aber Hegemann verstand: „Long stay a peak", setzte mehr Segel und verschwand mit der „Hansa" in dem dichten Nebel auf Nimmerwiedersehen. Ihr Schicksal erfüllte sich bald. Schon Mitte August, kaum drei Wochen später, geriet sie in schweres Eis und kam nicht wieder los. Das Land der Sehnsucht winkte ganz nahe im Westen, und deutlich sah die Besatzung einen ziemlich breiten Streifen offenes Wasser davor, aber das Eis hielt sie mit eisernen Klammern fest. Nach zweimonatigem, hoffnungslosen Kampf sank das vom Eise schon halb zerdrückte Schiff unter Ächzen und Stöhnen in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober 1869, und zwar unter 70° 52′ nördlicher Breite und 21° westlicher Länge, kaum 11 Kilometer von der Liverpoolküste entfernt. Natürlich hatte die Besatzung inzwischen längst mit der Ausräumung begonnen und sich auf dem 13 Kilometer im Umfang messenden Eisfelde häuslich eingerichtet. Leider aber gingen die Sammlungen und der photographische Apparat samt den Photographien verloren, da jeder auf seine eigene Rettung bedacht war. Die weiteren Schicksale der „Hansa"-männer sind bekannt. Es begann die „Trift" auf der Scholle nach Süden, wobei die 14 Männer beständig in Lebensgefahr schwebten. Denn das mit einer mittleren Geschwindigkeit von 4,1 Seemeilen den Tag treibende Eisfeld wurde durch die heftigen Winterstürme, Reibung und Pressung immer kleiner, bis es gar mitten unter dem „Hansahaus" zerbarst und die Schiffbrüchigen zwang, in die Boote zu gehen. 1079,5 Seemeilen hatten sie seit dem Herbst 1869 auf der Scholle zurückgelegt und waren nun im Mai 1870 in die Nähe der Südspitze Grönlands gekommen, wo sie Aussicht auf menschliche Hilfe erhoffen durften. Zwar werden sie nochmals vom Eise gefangen und müssen sich abermals auf einer Scholle häuslich einrichten, aber am 4. Juni gelang die Landung auf der Insel Illuidlek und am 13. Juni 1870 erreichten die „Hansa"männer nach achtmonatiger Irrfahrt die Missionsstation Friedrichstal, unweit der Südspitze Grönlands. Nun war ihre Rückfahrt nach der Heimat gesichert. Ende Juli konnten sie mit einem dänischen Schiff über Kopenhagen

Digitized by Google

zurückkehren, und am 3. September 1870, dem Tage, wo ganz Deutschland und Europa von der überwältigenden Siegeskunde von Sedan widerhallte, betraten sie in Schleswig wieder deutschen Boden, überall von Siegesjubel und Festesfreude feierlich empfangen.

Kaum acht Tage später, am 11. September, traf auch die „Germania" wohlbehalten vor der Wesermündung ein. Sie hatte inzwischen ein weit freundlicheres Geschick gehabt als die „Hansa", wenn auch sie nicht gerade vom Glück begünstigt war. Nach jener verhängnisvollen Trennung von der „Hansa" am 20. Juli 1869 gelang es glücklich, die Eisbarriere zu überwinden und in offenem Küstenwasser die schon von Clavering 1823 entdeckten Penduluminseln an der ostgrönländischen Küste zu erreichen. Von hier aus drang die „Germania" noch bis 75½° nördliche Breite, nordöstlich der Shannoninsel, vor und erreichte damit am 13. August 1869 ihren nördlichsten Punkt. Hier versperrte dichtes Eis die Weiterfahrt, und man suchte deshalb nach einigen Küstenfahrten das Winterquartier bei der Sabineinsel auf und unternahm nun von hier aus ziemlich ausgedehnte Schlittenreisen. Dabei wurde schon im Herbst 1869, am 29. Oktober, von Payer und Copeland der Tiroler Fjord bei der Claveringinsel entdeckt. Kurz vorher war Dr. Copeland von einem Eisbären überfallen worden, ohne jedoch Schaden zu nehmen. Die nun bald hereinbrechende lange Winternacht verging unter mannigfacher Arbeit und ließ die Langeweile nicht aufkommen. Weihnachten feierte man in fröhlichster Stimmung, und wie eine Vorahnung erscholl die „Wacht am Rhein" über das ostgrönländische Eis. Von wissenschaftlichen Arbeiten sind besonders die magnetischen und meteorologischen Beobachtungen hervorzuheben, die mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt wurden. Am 3. Februar 1870 tauchte die Sonne nach drei Monaten zum erstenmal wieder empor, und man ging alsbald an die Vorbereitung größerer Schlittenreisen. Während dieser Beschäftigung wurde Dr. Börgen am 6. März auf dem Rückwege von dem nahen Observatorium von einem Eisbären angefallen und eine Strecke weit fortgeschleppt. Er kam zwar mit einigen Bißwunden davon, aber er konnte trotz seiner raschen Wiederherstellung nicht an der großen Schlittenreise teilnehmen, die am 8. März unter Payers Führung begann. Sie führte in sieben Wochen zur Festlegung der Küste von „König-Wilhelms-Land" bis über „Kap Bismarck" hinaus und überschritt gerade den 77. Grad nördliche Breite. Die dabei gemessenen Temperaturen waren zwar etwas niedriger wie auf der Sabineinsel, sanken aber nur einmal unter —25°. Bei weiteren Exkursionen stieß man öfter auf Spuren und Reste früherer Eskimosiedelungen, ein deutlicher Beweis, daß dieses arktische Volk auch an der Ostküste Grönlands bis weit nach Norden gewohnt hat. Im Juli ging das Eis an der Sabineinsel überall auf, und die „Germania" dampfte nun, getreu der Petermannschen Instruktion, wiederum nach Norden, um, wenn möglich, das offene Polarmeer zu erreichen. Aber das Beginnen war hoffnungslos, fast unter derselben Breite wie ein Jahr vorher mußte das Schiff vor undurchdringlichem Eis

Digitized by Google

umkehren. Man fuhr südwärts. Dabei gelang am 8. August 1870 die wertvollste Entdeckung der ganzen Fahrt, man fuhr in den herrlichen, von großartiger Alpenlandschaft umgebenen Kaiser-Franz-Josephs-Fjord und drang bis zur 2200 Meter hohen, nach ihrem Erstbezwinger so getauften, Payerspitze vor. Von dem Gipfel dieses Berges aus konnte Payer den tief eindringenden Fjord noch weithin mit dem Auge verfolgen, ohne ein Ende zu entdecken. Im Hintergrunde erblickte er nur deutlich eine besonders hohe Spitze, die er auf 3500 Meter schätzte und Petermannspitze nannte. (Der tüchtige schwedische Geologe und Spitzbergenforscher A. G. Nathorst stellte dreißig Jahre später ihre Höhe auf höchstens 2800 Meter fest und nahm den Fjord auf.) Leider mußte hier, wo die bedeutsamsten Entdeckungen bevorstanden, die Expedition abgebrochen werden: Die Maschine der „Germania" versagte ihren Dienst und drohte gänzlich unbrauchbar zu werden. Kohlen waren noch genügend da, aber wie sollte ohne Maschinenkraft die Eisschranke durchbrochen werden? Außerdem kam nach der Instruktion eine zweite Überwinterung gar nicht in Betracht, es war darin vielmehr die Rückkehr bis spätestens zum 1. November 1870 vorgesehen. So wurde die Rückkehr beschlossen. Nur mit Mühe gelang es, den Kessel und die Röhren notdürftig zu flicken und die Maschine im Gang zu halten. Aber sie tat noch ihre letzte Pflicht: Mit letzter Kraft brachte sie das Schiff durch die Eisbarriere, dann arbeitete sie nicht mehr. Infolgedessen mußte die „Germania" die Heimreise unter Segel fortsetzen. An der Grenze des Golf- und Polarstroms wollte Koldewey noch einige Lotungen und Temperaturmessungen vornehmen, doch das Wetter war zu stürmisch. Am 10. September abends wurde Helgoland angelaufen und am nächsten Morgen die Wesermündung angesteuert. Nirgends ein Schiff! Kein Lotse! Was war geschehen? Hatte man falsch gesteuert? Aber es war kein Zweifel möglich, man fuhr in die Wesermündung ein. Endlich sahen die Polarfahrer denn auch einige deutsche Schiffe und erfuhren nun von dem Krieg gegen Frankreich, den wunderbaren Erfolgen der deutschen Waffen und der ebenso wunderbaren Rettung der „Hansa"männer. Da ertönte brausendes Hurra über das verödete Fahrwasser.

Am Abend des 11. September lief die „Germania" wohlbehalten in Bremerhaven ein.

Die kühnen Ziele Petermanns waren keineswegs erreicht worden. Nicht einmal das eigentliche Polarbecken hatte die zweite deutsche Nordpolarfahrt berührt, von dem Pol selbst gar nicht zu reden. Aber zum ersten Male war eine deutsche Expedition unter schwarz-weiß-roter Flagge zu ernster wissenschaftlicher Arbeit in eines der wenigst bekannten Gebiete der Erde vorgedrungen und hatte hier in Ostgrönland eine neue Basis für spätere arktische Entdeckungen geschaffen. Das eine war augenfällig bewiesen, mit dem Schiff ist von Ostgrönland aus ein Vorstoß nach dem Pol nicht möglich, hier können nur Schlitten oder Flugzeuge Erfolg versprechen. Infolge der

Digitized by Google

deutſchen Expedition und ihren Erfahrungen dauerte es auch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, bis man die Forſchung hier wieder aufnahm, und zwar mit Erfolg.

Aus den Denkwürdigkeiten des heſſiſchen Miniſters Freiherrn du Bos du Thil

Herausgegeben von

Profeſſor H. Ulmann

(Fortſetzung)

Unſere Gemeindeverwaltung war äußerſt ſchlecht, weder durch Geſetze geregelt, noch von oben beaufſichtigt. Neben den Requiſitionen, die mit Recht auf die Gemeinde fielen, ward auch das, was heute das einzelne Gemeindeglied leiſten muß, teilweiſe auf die Gemeindekaſſe gewälzt. Statt das Erforderliche auszuſchlagen, ward leichtſinnigerweiſe ein Kapital nach dem anderen aufgenommen ohne Kontrolle oder Konſens von oben, ja gewiſſenloſe Ortsvorſtände haben ſogar Vorteil aus dieſen Kapitalaufnahmen gezogen. So hat ſich jene ungeheure Maſſe von Gemeindeſchulden in unſerem und auch wohl anderen Ländern gebildet. Eine mehr als dreißigjährige Friedenszeit, eine gründlich verbeſſerte Geſetzgebung und alle Bemühungen der Behörden haben dieſe Schulden nur vermindern, nicht tilgen können, und die jetzige Generation zahlt daran alljährlich, ohne eigentlich zu wiſſen warum.[1])

Mit dem Rheinbunde, der uns zu Freunden und Bundesgenoſſen Frankreichs machte, mußten natürlich alle Kontributionen und Requiſitionen unterbleiben; aber Napoleon zögerte nicht, uns über den Sinn ſeines Bündniſſes und des Wohlwollens, das er uns widmete, aufzuklären. Nicht bloß, daß in den Zwiſchenräumen der Feldzüge zahlreiche Heere auf deutſchem Boden ſtehen blieben und da ohne allen Erſatz wenigſtens gefüttert werden mußten, nein, der Hauptkunſtgriff beſtand darin, daß die franzöſiſche Armee großenteils auf deutſchem Boden formiert ward, und das hat vorzugsweiſe dieſe Rheingegenden getroffen. Es rückten nämlich die Reſervearmeekorps und auch einzelne Regimenter ein. Sie beſtanden aus bloßen Cadres und verweilten vier bis fünf Monate, wenn die Kriegsereigniſſe ſo viel Zeit geſtatteten. Hier erwarteten ſie die Rekruten, die nach und nach eintrafen, hier wurden

[1]) In der Zeit, als ich im Miniſterio des Innern war und jenes Netz von Provinzialſtraßen über das ganze Land gezogen ward, ſind in vielen Gemeinden, je nach ihrer geographiſchen Lage, die Schulden wieder von neuem geſteigert worden. Die Provinz bezahlte die Baukoſten, die Gemeinde mußte den Grund und Boden ſtellen, alſo mindeſtens kaufen. Das war eine bedeutende Sache; in dem Kreiſe Dieburg allein hat es die Gemeinde 250 000 Gulden gekoſtet. Auch der Bau von Schulhäuſern hat hier und da neue Schulden gebracht. Wer möchte das aber tadeln?

Digitized by Google

diese einexerziert, hier wurden sie gekleidet und armiert, aber durchaus mit französischen Stoffen; der deutsche Fabrikant, Kaufmann und Handwerker fand keinen Pfennig dabei zu verdienen, aber ernähren mußte er seine Einquartierung, und hin und her fahren mußte der deutsche Bauer in der Fronde jene Stoffe. Solche Mittel waren es, mit welchen es Frankreich möglich geworden, ist, jene ungeheuren Heere aufzustellen und zu unterhalten, die Europa unterjochen sollten. Man würde daher die wirkliche Macht Frankreichs überschätzen, wenn man annehmen wollte, daß dieses Land befähigt sei, ohne gleich günstige äußere Verhältnisse jene ungeheuren Kriege mit Erfolg zu führen, das würde eine Täuschung sein, der sich gleichwohl, ich bin davon überzeugt, gerade in diesem Augenblick gar mancher in Frankreich hingibt.[1])

Mit dieser flüchtigen Skizze hätte ich also die Ansicht dargelegt, welche ich zuerst als Augenzeuge der Vorgänge, dann als stiller Beobachter der Entwicklung in zwei sich gerade entgegengesetzten Richtungen, in erster und dann in späterer Zeit, von dem Rheinbunde gefaßt habe. Noch manche andere Betrachtungen lassen sich hieran reihen.

Ich glaube, Geschichte soll nicht eher geschrieben werden, als bis die Erde alle deckt, die darin handelten. Die Lebenden sollen das Material bereiten. Nun wird ein künftiger Geschichtschreiber jener Epoche, will er mit Geist schreiben, nicht vermeiden können, sich hier eine Frage vorzulegen, die ich hier berühren will.

Wenn er nämlich die namen- und zahllosen Leiden, die Frankreich so eben über Deutschland gebracht hatte und noch immer selbst als Verbündeter zu bringen fortfuhr, vor seinen Augen vorübergehen läßt und sich dann wieder daran erinnert, daß seit anderthalb Jahrhunderten der Franzose allen Deutschen als der Erbfeind und alleinige Gegner ebenso erschien, wie mehrere Jahrhunderte früher der Türke allen Europäern Erbfeind war, bei Nennung dessen Namens man schon nach den Waffen griff; wenn er ferner bedenkt, daß alle deutschen Heere soeben und seit 15 Jahren in erbittertem Kampfe gegen eben diesen Gegner gelegen, und nun sieht, wie eine Zahl deutscher Fürsten insgeheim, ohne Wissen ihrer Untertanen den Entschluß faßten, mit dem Blute und dem Gelde ihrer Untertanen, ihre eigenen Landsleute, ihre bisherigen Verfassungs- und Waffengenossen, und zwar im Interesse eben jenes Erbfeindes zu bekämpfen; so wird er, sage ich, sich fragen müssen, wie ist das zugegangen? Wie war es

---

[1]) Es scheint mir hier der Ort zu sein, eine Anekdote einzuschalten. Die Stadt Darmstadt hatte, ich habe es schon einmal gesagt, für Augereau das Haus „der Erbprinz" und natürlich auch die Stallungen neu einrichten lassen. Nach diesem bezog Marschall Lefèbre das Haus. Dieser hatte eben ein Gut in Frankreich gekauft, das einzurichten war; mit sich hatte er als Ordonnanzoffizier seinen Sohn, capitaine de chasseurs, einen ungemein rohen ungeschlachten Menschen. Als nun der Marschall abzog, ließ dieser Sohn in dem Stalle die neuen Leiterbäume aushängen, in Militärfourgons packen und nach jenem Gute, aber unter dem Namen von Militäreffekten fahren. Oft ist ein Schluß vom Kleinen auf das Große zulässig, und hier ist dies gewiß der Fall.

Digitized by Google

möglich, daß jene Fürsten das durchführen konnten, ohne reellen Widerstand, ja oft ohne nur Mißbilligung von seiten ihrer Untertanen zu finden, die doch alle Deutsche und bereits Opfer der Mißhandlungen des Erbfeindes waren?

Ist der Geschichtschreiber ein Ausländer, so wird er, wenn er auf jene Frage stößt, gleich mit der Antwort fertig sein: „Das kommt daher, daß dies ein Volk willenloser Sklaven war." So verhält sich die Sache nicht, freilich aber gehört eine schärfere Kenntnis deutscher Zustände und Denkweise, als sie dem Auslande beiwohnt, dazu, um diese Frage einigermaßen befriedigend zu beantworten.

Auf das Militär in jenen Ländern kann die Frage gar nicht gerichtet sein. Die Seele jedes Kriegswesens ist der unbedingte Gehorsam, wo dieser fehlt, da steht der Staat am Rande seines Unterganges; das zeigt die Geschichte aller Zeiten, sowie auch das, daß der Staat gleichfalls untergeht, wenn das Militär der allein herrschende und befehlende Stand wird. Wenn also die Heere jener Fürsten, ohnerachtet gewiß viele in ihren Reihen standen, die lieber gegen als mit Franzosen gefochten hätten, dennoch dem erhaltenen Befehle gehorchten, so ist da nichts zum Verwundern und nicht zum Bewundern. War aber das Los geworfen, kannten die Männer die neue Bestimmung, die ihre Kriegsherren ihnen gegeben, so tat das militärische Ehr- und Pflichtgefühl seine Wirkung und die Emulation, die hinter anderen nicht zurückstehen will. Die Deutschen fochten daher gegen Deutsche mit eben der Energie und Ausdauer, wie ihre neuen Verbündeten. Das alles macht sich von selbst.

Daß aber die gesamte Bevölkerung dieser Länder, die keineswegs denselben Pflichten wie der Soldat unterlag, die doch durchgängig eine deutsche war, daß diese die namenlosen Leiden, die sie soeben von den Franzosen erduldet hatte, gleichsam vergaß, ihren Fürsten bei ihrem Kampfe gegen Deutschland keine wesentlichen Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg legte, ja sogar in manchen Beziehungen Partei für dieselben nahm, das ist die merkwürdige und wunderbare Erscheinung, deren Erklärung dem Geschichtschreiber obliegt.

Manches ist dabei zu beachten! Ich habe oben gesagt, das Deutsche Reich sei längst erstorben gewesen und nur durch äußere Formen noch zusammengehalten. Dies ist so wahr, daß bereits keine Gemeinsamkeit mehr zwischen seinen Gliedern bestand. Zum letzten Male war diese Gemeinsamkeit und alle alten Traditionen aufgerufen worden in den verschiedenen Kriegen gegen die französische Revolution. Sie wurden so unglücklich und so schlecht geführt; es kam dabei so viel Mangel an Einklang und so viel Selbstsucht einzelner zutage, daß es selbst dem Volke einleuchtete, wie das heilige Reich keine Wirklichkeit mehr, sondern eine Illusion sei. Dadurch wurden denn nicht bloß die Fürsten, sondern auch die Völker nach und nach mit dem Grundsatze „sauve qui peut" vertraut. Die Abgeschlossenheit der einzelnen Territorien war so groß, die einzelnen Volksstämme hatten sich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, so sehr in sich selbst hineingelebt, daß z. B. dem hiesigen Untertan selbst der Kurhesse ein Fremder und Ausländer war. Wie viel mehr mußte ihm als

Digitized by Google

solcher ein Hannoveraner oder Preuße erscheinen. Nicht viel mehr waren ihm diese als der Russe oder Pole auch. Den Unterschied fand er nur darin, daß er sich mit jenen durch die Sprache verständigen konnte, mit diesen aber nicht; diese an sich allein ist aber ein sehr schwaches Band. Der Savoyarde, der Belgier, der Waadtländer reden auch französisch; sie sind deswegen nicht Franzosen, hassen diese vielmehr, zuweilen recht gründlich, so gut als der Engländer den Amerikaner, der Mexikaner den Spanier, die doch gleichfalls Sprachgenossen sind. Hierdurch erklärt sich also, wie ein Krieg Deutscher gegen Deutsche damals nicht all das Abschreckende hatte, was wohl heute darin gefunden werden würde. Dies ist die eine Seite der Sache.

Eine andere, für Deutschland ganz charakteristische, ist diese: In denjenigen alten Stammlanden, die bei den Territorialverrückungen, welche das Jahr 1803 herbeigeführt hatte, den Fürsten noch verblieben waren, bewahrten die Untertanen noch eine Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, das aus ihrer Mitte herangewachsen war, das sie als von Gott gegeben betrachteten, mit welchem sie seit Jahrhunderten Schicksal, Freud und Leid und den Glauben geteilt hatten, daß sie sich, aller Opfer und Leiden ungeachtet, doch der neuen Würde, des Zuwachses an Macht und Glanz, welche der Rheinbund ihren Fürsten brachte, recht herzlich freuten, was sie denn mit jenem Bunde versöhnte; dazu kam die Schar der Diener, die natürlich zu ihrem Herrn hielten. Diese Klasse aber hat in mittleren Staaten einen weit größeren Einfluß auf die öffentliche Meinung als in großen Ländern, und zwar deswegen, weil sie die Mehrzahl aller Gebildeten in sich schließt.

Freilich nun, mit Ausnahme Sachsens und Thüringens, waren die Rheinbundfürsten nicht mehr auf ihre Stammlande beschränkt, die Hälfte ihrer Länder bestand aus den zusammengeworfenen Resten so vieler ehemaliger Staaten. Bei den Bewohnern dieser Teile war jene angewohnte Anhänglichkeit nicht zu suchen, es ließ sich vielmehr das Gegenteil erwarten. Sie zerfielen in zwei Klassen. Stammten sie von geistlichen Landen her, so hatten sie bereits die Überzeugung gewonnen, daß, was auch immer Unerwartetes in der Welt geschehen möge, doch an eine Wiederherstellung geistlicher Staaten nie mehr zu denken sei. Ihren Glauben aber hatte man ihnen unangetastet gelassen, und an konfessionelle Streitigkeiten, die heute, dank sei es vielen Machinationen, den Frieden Deutschlands recht ernstlich bedrohen, dachte damals niemand, ja man hielt ihre Wiederkehr wirklich für unmöglich. Diese Klasse hatte also keinen Grund, sich dem neuen Herrn nicht aufrichtig anzuschließen und seiner Fahne zu folgen, sie strebte vielmehr danach, sich mit den alten Landen zu amalgamieren. Von den anderen Klassen aber, den Bewohnern der soeben mediatisierten Länder, habe ich oben geredet und gezeigt, wie diese froh waren, ihre Zwingherren zu verlieren, in einen größeren Staat überzugehen, und die Vorteile, die ihnen daraus erwachsen würden, maßen. Alle Klassen aber hatten das Gefühl, daß wenn der Kampf ein unglücklicher würde und ihre Fürsten unterlägen, alle bisherigen Zustände abermals in Frage gestellt sein und neue

Digitized by Google

Länderzerstücklungen bevorstehen würden; man darf sich also nicht wundern, wenn sie Partei ergriffen. Es waren die Mediatisierten selbst und ihre Privatdiener, die, weil sie noch von einer restitutio in integrum träumten, Feuer und Flammen spien; sie wünschten zwar dem Rheinbunde alles Unheil, waren aber mit einigen anderen Murrenden so sehr in der Minderzahl und fühlten so lebhaft, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, daß ihr Widerspruch ohne Folgen blieb.

So beantworte ich die Frage, wie konnte ein (es läßt sich nicht leugnen) widernatürliches Bündnis ohne Schwierigkeit durchgeführt werden? Im Laufe desselben gelang es Napoleon, gleich dem persischen Xerxes, ein Heer aus allen Völkern Europas mit Ausnahme dreier zusammenzusetzen und dem Niemen zuzuführen. Ein Heer, an Zahl das größte, das die Welt seit den beiden ersten Kreuzzügen gesehen hat, und an innerem Gehalt und Vollendung ein noch nie übertroffenes. Aber der Untergang, den jenes Heer jenseits des Flusses fand, ist nicht die Ursache der Auflösung des Rheinbundes, dessen Anstrengungen sich vielmehr verdoppelten, sondern er war nur der Anfang zu einer Möglichkeit seiner Auflösung.

Der eigentliche Grund dieser Auflösung ist vielmehr darin zu suchen, daß nachgerade jede Täuschung, in der so viele befangen waren, schwand und an ihre Stelle die Überzeugung und das Bewußtsein trat, daß alle Völker zu blinden Werkzeugen in der Hand eines unersättlichen Eroberers herabgesunken seien, der nach der Weltherrschaft strebe. Es war der unerhörte Mißbrauch, den Napoleon von dem Blute und den Kräften der Völker zu seinen, nicht zu ihren Zwecken machte, welcher alle entrüstete und sie, vom Fürsten bis zum Bauern herab, fühlen ließ, daß länger der Unfug nicht dauern dürfe und der überspannte Bogen brechen müsse. In solcher Stimmung, bei solcher Ansicht, die schon sehr allgemein geworden waren, konnte dann von dem Schlachtfelde bei Leipzig jener elektrische Schlag ausgehen, welcher den Enthusiasmus hervorrief, der die Rheinbundlande, die treuen Verbündeten und Mitkämpfer Napoleons, mit allen übrigen Deutschen, ihren bisherigen Gegnern, in dem Wunsche und dem Bestreben vereinigte, ihren bisherigen Protektor aus Deutschland hinauszuwerfen.

Ich habe diese Erörterungen für wesentlich gehalten, um das Bild von jener merkwürdigen Epoche, das ich in diesem Aufsatze zu entwerfen versucht habe, zu ergänzen und in sein wahres Licht zu stellen.

Darf ich mich nun für einen Augenblick mit politischen Ahnungen befassen, so würde ich sagen, daß mir ein zweiter Rheinbund unter fremdem Protektorate, mit dem Zwecke, Krieg gegen Deutsche zu führen, als ein höchst gefährliches Unternehmen erscheinen würde. Allerdings denkt gegenwärtig niemand an ein solches Bündnis, aber unter Umständen gehört jener Gedanke keineswegs zu den Unmöglichkeiten, ich kenne sogar Personen, die ihn auffassen könnten. Was 1806 leicht gelang, wird heute mißlingen.

Absolut gehindert an einem solchen Bündnisse sind deutsche Fürsten nicht. Sie sind jetzt souverän, was sie damals nicht waren. Die Bundesakte unter-

Digitized by Google

sagt ihnen das Bündnis gegen Deutschland, noch viel mehr tat dies die Reichsverfassung, denn da war es Hochverrat am Reiche und Rebellion. Der Bundestag aber, der sich bis jetzt nicht eben zu viel höherem Rufe als der Reichstag erhoben hat, wird die Schließung eines solchen Bündnisses auch nicht unmöglich machen. Die Wahrscheinlichkeit des Scheiterns beruht auf dem totalen Umschwung, den die öffentliche Meinung und die Ansichten erlitten haben.

Gerade jenen hohen Persönlichkeiten, welche die Vorsehung zu Thronen berufen hat, ist es am wenigsten gestattet, die Augen zu verschließen vor dem, was unterhalb jenen vorgeht. Ihre Aufgabe ist es vielmehr, die allgemeine Meinung und Stimmung in allen Richtungen und in ihrem wirklichen Geiste zu erfassen, ihr zu folgen, sogar zu schmeicheln, wo sie zum Guten führt, oder sie mit Energie und Entschlossenheit zu bekämpfen und niederzudrücken, wo sie verderblich wird. Auf die Fähigkeit, hier das wahrhaft Gute von dem Bösen in jener allgemeinen Meinung und Stimmung zu unterscheiden, auf den Takt, das eine oder das andere, nachfolgen oder bekämpfen, zu rechter Zeit und mit den rechten Mitteln zu tun, reduziert sich am Ende jede Regierungskunst.

Um mich nun über die Veränderungen, die eingetreten sind, näher zu erklären, will ich nun, Schritt vor Schritt dem folgend, was ich zur Schilderung des Rheinbundes gesagt habe, folgendes erwähnen.

In 1806 stand die gesamte Bevölkerung der Rheinbundlande ein für Erhaltung der von ihren Fürsten eben gewonnenen Souveränität. Warum? Deswegen, weil dies in ihrem eigenen Interesse lag, indem sie recht wohl fühlte, daß durch Wegräumung der alten Reichszustände ihr eine weite Aussicht auf Fortschritte und Besserung in inneren Zuständen eröffnet sei, die alle wieder in Frage gestellt sein würden, wenn die Reichsverfassung zurückkehre. Heute wird dieselbe Bevölkerung, wenn bloß von der Frage, ob diese Souveränität erhalten werden soll, die Rede ist, sich kaum rühren. Warum? Weil sie die Frucht jener Souveränität längst geerntet und von den Zuständen, deren Rückkehr damals befürchtet werden konnte, weder Erinnerung noch Begriff hat, überhaupt weil sie weiß, daß, was auch immer geschehen möge, doch bei dem jetzigen Stande der Zivilisation ihr niemand diese Frucht rauben werde. Mit anderen Worten, weil sie nicht mehr dasselbe Interesse bei der Sache hat. Noch ein anderer Grund wird später berührt werden.

Der Kampf, den damals Deutsche, nicht bloß im eigenen, sondern auch in fremdem Interesse gegen Deutsche führten, wird kaum mehr durchzuführen sein. Sie sind sich nicht mehr, wie damals, fremd, die Kriege 1814 und 1815 haben sie wieder einmal unter eine Fahne geführt und miteinander bekannt gemacht. Das Jahr 1848 und die folgenden haben die Idee deutscher Einheit weit verbreitet, und ist sie auch von allen Besonnenen längst aufgegeben, so ist der Wunsch deutscher Einigkeit, man darf sagen, von allen geteilt. Was würde also geschehen im Falle eines zweiten Rheinbundes? Das Militär würde gehorchen, vielleicht mit größerem Widerwillen. Die Mehrzahl der übrigen

Digitized by Google

Bevölkerung würde widerstreben in allem, was in ihrer Gewalt stünde. Das ist aber eine Sache, deren Tragweite nicht unterschätzt werden darf.

Jene Anhänglichkeit aber, die den Charakter deutscher Volksstämme einst zierte, sie ist leider verschwunden, nur einzelne und gewisse Klassen bewahren sie noch, nicht die Gesamtheit.

Hieran aber, sogleich sei es gesagt, tragen in keiner Weise die Fürsten die Schuld, sie haben ihrer Seite nichts getan, das sie jenes kostbaren Gutes berauben müßte. Der Grund davon liegt in jenem falschen Liberalismus, den verschiedene Regierungen, an ihrer Spitze aber die badische und die altenburgische, hegten. Die Sünde, die sie mit ihren hohlen Theorien an Deutschland begangen haben, ist sehr groß. Sie haben es so viele Jahre hindurch geschehen lassen, daß alles, das bis dahin für achtbar galt, Thron wie Altar, durch Presse und Rede in Kot geschleift, jede Autorität untergraben ward, sie haben jene verderblichen Doktrinen heranwachsen lassen, die 1848 zur Herrschaft gelangten; und sie waren es, die zuerst Strafe für ihre eigenen Lehren traf; so war das nur der Finger Gottes, anderen war damit nicht geholfen. Und nun geschah es gar, daß fast überall diese Doktrinen durch die Organe der Regierungen selbst von oben herunter recht gründlich dem Volk in Fleisch und Blut eingeimpft wurden. Nun frage man noch, wohin die alte Anhänglichkeit gekommen, oder wodurch die Verwirrung in die Köpfe aller jener zahllosen Menge von Halb- oder Viertelsgebildeten gekommen, die nicht zu denken, aber doch nachzusprechen und sich gerade für das Ungeprüfte zu enthusiasmieren wissen. Nicht bloß ein Teil der mittleren, sondern ein sehr großer Teil der jüngeren Generation ist politisch und moralisch verdorben. Die Anhänglichkeit wird zurückkehren, der Schwindel ausdämpfen, aber viel Zeit und Sorgfalt wird dazu gehören, den Schaden zu heilen, womit ich jedoch nicht sagen will, daß man nicht schon den rechten Weg hierzu gefunden habe.

Dieses sind die Gründe oder richtiger die Tageserscheinungen, die mich zu der Äußerung führen, daß es heute nicht mehr ebenso wie damals in der Macht deutscher Fürsten stehe, einen zweiten Rheinbund zu schließen.

Zum Schlusse möchte ich nun noch eine Betrachtung folgen lassen, die der bisher besprochenen Materie nicht fremd ist. Die Staaten des südlichen Deutschlands haben alle Rheinbundkriege mitgeführt und die Feldzüge 1814/15 in Frankreich mitgemacht und sind aufrechtstehend aus diesen Kämpfen hervorgegangen, so groß und empfindlich auch die gebrachten Opfer waren. Darf nun aus diesem Vorgange und Beispiele gefolgert werden, daß diese Staaten aus neuen großen Kriegen ebenso unbeschädigt hervorgehen würden? Und zwar habe ich hier natürlich nicht einen neuen Rheinbund vor Augen, sondern denke ganz einfach an das, was nahe liegt, an einen Krieg also, dem die öffentliche Meinung nicht widerstrebt, bei welchem die Fürsten keine der Schwierigkeiten finden würden, welche ich soeben für den Fall eines Bündnisses mit dem Auslande prophezeien zu müssen geglaubt habe.

Digitized by Google

Viele werden bereit sein, die Frage mit ja zu beantworten, die Vollkommenheit, welche deutsche Heere erlangt haben, wird ihnen dieses Vertrauen einflößen. Dennoch ist die Frage eine bedeutungsvolle, die alle Beachtung verdient und über welche sich manches sagen läßt, das nicht gerade beim ersten Anblick schon von vornherein in die Augen springt. Auch über sie wird eine Parallele zwischen sonst und jetzt Licht verbreiten.

Selbstverstanden kann auch hier von den Truppen als solchen nicht die Rede sein. Ihre Schlagfertigkeit, Ausdauer und guter Wille werden von niemand in Zweifel gezogen. Ich rede von dem Staatshaushalte.

Das Kontingent, welches die Rheinbundsakte dem Großherzoge auferlegte, bestand aus 4000 Mann, und nach demselben Maßstabe bei anderen, meist Infanterie mit angemessener Artillerie; auf Kavallerie ward erst im letzten Augenblick, als die französische in Rußland untergegangen war, Wert gelegt. Ist diese Zahl von 4000 in den folgenden Jahren zuweilen überschritten worden, so war es doch nicht in sehr großem Maße. Eine erste Ausrüstung und Versorgung mit Munition und Bespannung mußte freilich diesen Truppen gegeben werden, damit war aber die Sache so ziemlich abgetan. Sie lebten auf fremde Kosten, weil sie stets in Feindesland waren und die Staatskasse keine Verpflegungskosten vergütete. Sold erhielt der Soldat sehr häufig erst bei der Rückkehr ins Land ausgezahlt. — Wichtiger Umstand, das Geld bleibt im Lande. War die Munition verbraucht, so lieferten die französischen Magazine neue, sie gaben, wenn es die Not erforderte, Schuhe und andere Bedürfnisse, sie gaben Fourage und Lebensmittel, wo die Einwohner sie nicht liefern konnten. Alles ohne Ersatz. Hospitalien hatten wir nicht, und doch waren die Verwundeten und Kranken wohl versorgt usw. In 1814/15 aber gab ein fremder Boden von vornherein den Kriegsschauplatz ab.

Wie viel anders stehen heute die Dinge! Das Kontingent ist auf $1^1/_2$ Prozent der Bevölkerung erhöht, also verdoppelt. Die Kosten der ersten Ausrüstung sind es also gleichfalls, die Unterhaltung der Ausrüstung und Munition liegt aber jetzt lediglich dem Staatsschatze ob, der sie mit barem Gelde zu bestreiten hat, und solange diese Truppen auf deutschem Boden stehen, erhält dieselbe Staatskasse eine Rechnung über jede Suppe, jedes Pfund Heu oder Gescheid Hafer, die sie verzehrt haben. Denkt man nun nicht an einen Holsteiner oder Badener Feldzug, sondern an einen ganz großen Krieg, wie dieses Jahrhundert deren viele gesehen hat, so muß man glauben, daß der Aufwand der finanziellen Kräfte aller mittleren Staaten, und nicht von Darmstadt, sondern von allen rede ich, bei weitem überwiege und es wird ein Staatsbankrott nach dem anderen zu befürchten sein. Den Jammer aber, welchen jeder Staatsbankrott im Gefolge hat, will ich hier nicht ausmalen.

Anders freilich stellt sich die Sache dar, wenn man einen von vornherein siegreichen Krieg auf fremdem Boden voraussetzt, aber selbst dann erscheint sie nicht in rosigem Lichte, und wer bürgt für jenes?

Digitized by Google

Der Schluß liegt nahe, daß alle ſich hüten mögen, leichtfertig an Krieg zu denken. Schlimm genug, wenn er einmal nicht vermieden werden kann. Ich wenigſtens wünſche ſehnlich, den Augenblick nicht zu erleben, wo die Frage, ob ich wahr oder unwahr hier geſprochen, praktiſch entſchieden werden wird.

Der Fürſtprimas des Rheinbundes

In den vorigen Blättern habe ich flüchtig die kleinen Geſchäftsmiſſionen berührt, die mir infolge des Rheinbundes in 1806 und 1807 übertragen wurden; deren iſt noch eine nachzutragen. Heſſen hatte in Frankfurt neben der Taxisſchen Reichspoſt eine eigene, ſowohl Fahr- als Briefpoſt. Kurheſſen hatte gleichfalls eine ſolche, das war nichts Ungewöhnliches. Das Übergewicht aller Fürſtenhäuſer über ſolche Reichsſtädte war ſo groß, daß die letzten den erſten kaum etwas abſchlagen durften. Da der Rheinbund nicht in den äußerſten Norden reichte, ſo ſehen wir ja noch heute von jener Zeit her eine däniſche Poſt in Hamburg und Lübeck. — Das großherzogliche Haus beſaß ein angekauftes Palais in Frankfurt, aber daß ein Landgraf von Heſſen ſich der Gerichtsbarkeit der Reichsſtadt unterworfen hätte, daran war nicht zu denken. Man behauptete von da an vollſtändige Exterritorialität, man übte die Gerichtsbarkeit innerhalb dieſer Mauern aus, bezahlte keine Abgaben, kein ſtädtiſcher Beamter durfte amtlich die Schwelle überſchreiten. Der Mann, der das Haus bewohnte, um die Rechte ſeines Herrn zu wahren und zu üben, war unpaſſenderweiſe Reſident betitelt. Ich ſage unpaſſend, weil er nichts von einem diplomatiſchen Charakter an ſich hatte. Somit war alſo ein fremdes Gebiet mitten in der Stadt entſtanden.

Nun ward durch den Rheinbund der Fürſtprimas Souverän von Frankfurt, und die Rheinbundakte hatte alle und jede Servitut, die einem Staate in dem andern zuſtand, ja ſogar derartige Lehenherrlichkeiten abgeſtellt.[1]) Jene Berechtigungen mußten alſo aufhören. Abermals ein Beleg dafür, daß die heutigen Zuſtände auf dem Rheinbund ruhen. Um nun die Verhältniſſe zu ordnen und einige Rückſicht für den hohen Beſitzer jener Berechtigungen anzuſprechen, ward ich als Mitglied der Oberpoſtinſpektion (ſo, richtiger geſprochen „Direktion", denn das war ſie für die inländiſchen Poſten, die andere Benennung und eine andere Beſtimmung erhielt die Behörde erſt bei dem damaligen Übergang aller Poſten an Taxis) an den Hof des Fürſtprimas nach Frankfurt geſchickt, welchem Herrn ich übrigens bereits bekannt war, da ich ihm bei einem Beſuche, den er dem hieſigen Hof abſtattete, als Kammerherr zur Aufwartung zugeteilt geweſen war.

Es wird ganz an ſeinem Orte ſein, hier etwas bei dieſer damals einflußreichen Perſönlichkeit zu verweilen. Der Domherr von Dalberg, Bruder des pfälziſchen Miniſters des Namens in Mannheim, gehörte unbeſtritten durch

[1]) Der Wiener Kongreß hat nur eine, freilich unvermeidliche Servitut wiederhergeſtellt: die Militärſtraßen nämlich zwiſchen entfernten Gebietsteilen; und jetzt iſt, wie ich ſehe, Bayern eine neue für die Telegraphen eingeräumt worden.

Digitized by Google

Geist und Instruktion zu den Ausgezeichnetsten seines Standes. Diese Eigenschaften veranlaßten das Domkapitel, nicht aber den Kurfürsten Erthal, ihn zum Koadjutor des letzten zu wählen. Dalberg teilte weder die Prunksucht noch die Galanterie des Kurfürsten, zog aber dennoch so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, daß jener es nicht für geraten hielt, ihn neben sich zu dulden. Er ernannte ihn zum Statthalter seiner entfernten Besitzungen Erfurt und Eichsfeld; das heißt mit anderen Worten, er schickte ihn in die Verbannung.

Dort widmete sich Dalberg den Regierungsgeschäften seiner Provinz in dem Sinne und mit all der Tätigkeit und Ausdauer, die man an einem Privatmanne, der den Posten bekleidet hätte, gepriesen haben würde, doch blieb ihm noch Muße, um sich auf verschiedene Weise in der Schriftstellerei zu versuchen; zugleich waren seine liberalen Gesinnungen bekannt, wohlverstanden im Sinne der damaligen Zeit, liberal wie auch Friedrich der Große es war, der sich, lebte er noch, mit dem heutigen Liberalismus ganz verwünscht schlecht vertragen würde, liberal wie auch unser Großherzog Ludewig I. genannt werden darf, das heißt frei von hundert Vorurteilen, die die Zeit noch beherrschten, und niemals Sklave der alten Traditionen, Dinge, die in Betracht der Zeit und der Verhältnisse, unter welchen jene Herren gelebt haben, viel sagen wollen.

Durch alles dieses hatte sich Dalberg als seltene Erscheinung in seinem Stande einen großen Ruf in ganz Deutschland geschaffen und in Betracht der hohen Stellung, zu welcher er früh oder spät berufen sein sollte, große Erwartungen rege gemacht. — Bemerkbar hat er sich, als seine Zeit kam, allerdings gemacht, ob den Erwartungen entsprechend, ist eine andere Frage.

Mainz war schon verloren, als er an die Regierung gelangte, die Kurlande gingen sodann in andere Hände über, aber Aschaffenburg und die Kurwürde blieb ihm und das Fürstentum Regensburg ward ihm gegeben. Sein Gefühl hatte ihm längst gesagt, daß das alte Reich einer Ausbesserung bedürfe, und ich bin überzeugt, daß er sich während seines Erfurter Exils manchen Plan zu diesem für die Zukunft entworfen hatte; Pläne aber, die, weil sie für ganz andere Verhältnisse berechnet waren, jetzt nicht mehr ausführbar sein konnten. Doch hielt er sich vermöge seiner Stellung als Reichserzkanzler und vermöge seines regen Geistes zum Reformator berufen, und der Verstand ließ ihn einsehen, daß Reform ohne äußere Hilfe jetzt nicht mehr möglich sei. Das ist es ohne Zweifel, was ihn in die Arme Napoleons getrieben hat, auch war er wohl, gleich manchem anderen, durch dessen Geist und Stern geblendet. Er ist nächst dem Kaiser selbst der Hauptstifter des Rheinbundes. Über alle Bestimmungen der Rheinbundakte ist er konsultiert worden und hat Einfluß darauf gehabt, wie sehr er aber das im verborgenen und geheim zu betreiben wußte, das beweist mein Zusammentreffen mit seinem Minister Albini in Regensburg, wovon ich früher erzählt habe. Sein Werkzeug dabei war sein Gesandter in Paris v. Eberstein, mit dem ich einmal vierzehn Tage in dem Pyrenäenbade Baquière verlebt habe. Dieser war ein überaus einfacher, schweigsamer und trockener Mann, der aber, wie es scheint, mit Franzosen gut zurechtzukommen

Digitized by Google

wußte.[1]) Seinem alten Bischofsstuhle erhielt er dabei, soweit es noch möglich war, den ehemaligen Glanz. Er sicherte ihm die erste Kirchenwürde in dem neuen Deutschland, und das alte Erzkanzellariat, insofern als er den Vorsitz in dem Rate der Könige des Rheinbundes (in welchem auch die Großherzoge Platz nahmen) erhielt. Sein Titel war „Altesse éminentissime", eine ganz neue Erfindung Napoleons, die den Vorrang vor den Kardinälen bezeichnen sollte.

Aber von den beiden der zuerst Beratenden war der eine, ich will es glauben, in seiner Art deutscher Patriot, der andere war Napoleon; wie verschieden mögen die ursprünglichen Ansichten und Pläne beider gewesen sein. Ist einer getäuscht worden, so war es der Deutsche, der erfahren sollte, daß wer immer sich dem Teufel verschrieben hat, nicht mehr Herr seiner Person ist. Wie manches in der Entwicklung des Rheinbundes mag ihn unangenehm berührt und mit bitteren Gefühlen erfüllt haben.[2])

Als Regent widmete sich der Fürst der Politik und den inneren Regierungsgeschäften mit ungemeinem Ernste und Sorgfalt, den Kirchenangelegenheiten nicht mehr als durchaus nötig war. Bei aller Schlauheit war er doch im Grunde gutmütig und großmütig. Außer einer guten Tafel war sein Hof ohne allen äußeren Glanz, in der größten Einfachheit. Die Träger der alten Mainzer Oberhofchargen hatte er zum Teil geerbt. Er sah sie nicht und ersetzte sie nicht, wenn sie eingingen. Für seine Person hatte er fast keine Bedürfnisse, außer etwa die der Wohltätigkeit, und seine ganze Lebensweise entsprach ganz dem, was einem Kirchenhaupte ziemt und von ihm erwartet werden darf.

Soll ich ein Bild von der Person entwerfen, so sage ich, daß es eine große, sehr derbknochige, mehr hagere Gestalt war ohne eigentliche Würde in der Haltung, wohl aber gegen jeden ohne Ausnahme von der Höflichkeit eines

---

[1]) Er hat in Frankreich eine Marquise de Brosser geheiratet, und beide haben nach dem Sturze des Fürsten in großer Zurückgezogenheit in Mainz gelebt, wo sie auch gestorben sind. Zum Minister hatte der Fürst einen jungen Mann, Grafen Benzel-Sternau, dem es an Witz wenigstens nicht fehlte. Er ist der Verfasser des politischen Romans „Das goldene Kalb". Als gegen 1819 das Einschreiten gegen die Burschenschaftverschwörungen begann, hielt er sich in Deutschland nicht mehr für sicher, flüchtete in die Schweiz, wo er am Züricher See ein Gut kaufte, auf welchem er fortan lebte. Zum Finanzminister gab sich der Fürst einen Grafen Beust aus Thüringen, der allgemein den Namen „Salz-Beust" hatte, weil er sechs oder sieben Salinen, darunter eine jetzt eingegangene, im Großherzogtum, Traisa an der Horlof, in Pacht hatte. — Von ihm sagte sein eigener Herr, er sei im Besitz alles Salzes, das attische allein fehle ihm noch. Auch v. Gruben, Bruder des hiesigen, Vater des Leutnants, den wir hier sehen, war in höherer Stelle im Dienste des Fürsten. Durch den Übergang Aschaffenburgs an Bayern ist dieser nach München gekommen.

[2]) Als Napoleon sich mit einer Erzherzogin vermählte, genügte ihm der Erzbischof von Paris nicht, einen Papst konnte er nicht zum zweitenmal nach Paris rufen; er beorderte daher den einzigen souveränen Kirchenfürsten, der außer jenem noch in Europa war, den Fürstprimas, nach Paris, um die Trauung zu vollziehen. Ich bezweifle, daß dieser sich dadurch geschmeichelt fand.

Digitized by Google

wohlerzogenen, glatten Privatmannes. Er war sehr beweglich, gestikulierte viel, und ich habe immer Anstoß genommen an den tiefen Reverenzen und Bücklingen, die der Stellung, die dieser Herr in der Welt einnahm, nicht zu entsprechen schienen.

Er und der Fürst von Isenburg, der letzte ebenso unbedeutend, als der andere bedeutend war, sind die einzigen deutschen Fürsten gewesen, welche 1813 Napoleon über den Rhein folgten und darin ihren politischen Untergang fanden. Der Fürst Isenburg konnte wohl nicht anders, er trug mit dem Titel „General" mit der Eigenschaft eines Werbeoffiziers französische Uniform. Der Fürstprimas glaubte vielleicht an den Stern des Mannes und an seine dereinstige Rückkehr, hatte aber dabei ganz ohne Zweifel das Bewußtsein, daß für ihn, bleibe er in Deutschland, dort weder Heil noch Verzeihung für die Vergangenheit zu finden sei. Ich bekenne aber meine Unwissenheit, ich verlor ihn im Wirrwarr des Augenblicks aus den Augen und weiß jetzt nicht anzugeben, wann und wo er gestorben ist.

*

Jener Fürst schlug seine Residenz in Frankfurt auf, wo er das Taxissche Palais mietete, zuweilen war er in Aschaffenburg, die Schlösser aber von Hanau und Fulda hat er nie dauernd bewohnt. Während meiner kurzen Mission an seinem Hofe zog er mich mehrmals an seine Tafel, und es traf sich dies einmal auf einen Fest- und Fasttag. Ich gewahrte alsbald, daß auf der fast überladenen Tafel die Fastenspeisen von denen, die es nicht waren, durch einen verschiedenfarbigen Rand der Porzellanplatten unterschieden waren, und nahm mir sogleich vor, nichts zu berühren, das nicht auch dem Fürsten selbst präsentiert werden würde. Dies führte ich streng durch, und dem Fürsten entging es nicht, da ich die Ehre hatte, ihm zur Seite zu sitzen. Sobald er sich von der Tafel erhoben und Kreuze geschlagen hatte, faßte er mich an meinem Arme und stieß mich gleichsam in eine nahe Fensterbrüstung hinein.

„Sagen Sie mir, D. T.! Ich habe immer in der Meinung gestanden, daß Sie Protestant seien?"

„Jawohl, das bin ich."

„Aber ums Himmels willen, warum essen Sie denn Fastenspeisen?"

„Und warum nicht, Euer Eminenz? Ich habe den Grundsatz, mich stets nach dem Herrn zu richten, in dessen Nähe ich mich zu befinden die Ehre habe." [1])

„Aber mein Gott, das ist ja ganz gegen meine Absicht. Sehen Sie, Ich habe ebensoviel protestantische Untertanen als katholische, sie sind mir gleich wert und teuer; es vergeht kaum ein Tag, an welchem ich nicht Protestanten an meinem Tische sehe, und deswegen lasse ich ihn, so oft es nötig wird, doppelt besetzen, niemand soll sich nach mir richten, niemand soll sich genieren, jeder nach seiner Weise handeln. Nein, das sage ich Ihnen, so etwas tun Sie mir nie wieder."

---

[1]) Er ward auch Hoheit häufig betitelt, das Land hieß Großherzogtum Frankfurt.

Digitized by Google

Dieſer letzte Befehl war mir übrigens nicht einmal erwünſcht. Mein Motiv war ein anderes geweſen und meine Antwort inſofern eine Unwahrheit, als ich alles, was der Fürſt ſagte, recht wohl wußte, aber die Gelegenheit benützen wollte, um mich durch eigene Erfahrung davon zu überzeugen, auf welche Weiſe Würdenträger der Kirche faſten und ſich kaſteien müßten, und ich geſtehe, daß ich das Experiment ſo wenig abſchreckend fand, daß ich noch immer zum Faſten bereit bin.

Übrigens führe ich den Vorgang an, um zu zeigen, wie aufgeklärt, freiſinnig und billig dieſer Herr dachte. Und jetzt! Wie denken heute die Eminenzen und andere Eminente der katholiſchen Kirche?

*

Habe ich ſagen können, wie ſchlicht und einfach jener Fürſt war und lebte, wie wenig Bedürfniſſe er für ſeine Perſon hatte, ſo kann ich ihn dagegen nicht von jener Sucht freiſprechen, die, zu Rom wie in Deutſchland, faſt ohne Ausnahme die geiſtlichen Fürſten aus alten Geſchlechtern beſeſſen hat, die nämlich, an dem Emporheben der Familie, aus der ſie ſtammen, zu arbeiten. (Am beſten iſt dies einem Biſchof von Paderborn, der ein Herr von Fürſtenberg war, gelungen.)

Hier war nun der Nepote der Sohn ſeines Bruders, der nachherige Duc de Dalberg. Nur einmal habe ich dieſen Mann geſehen und mit ihm verkehrt. Er kam hierher, um Herrn von Moranville zu beſuchen, der wie ſo viele andere Emigranten Zutritt in dem Hauſe ſeiner Mutter gefunden hatte und ihm ein Frühſtück gab, zu welchem ich eingeladen war. Der junge Mann war damals badiſcher Geſandter zu Paris. Ich kann nicht ſagen, daß er mir den Eindruck eines vorzüglich begabten Mannes gemacht habe, er kam mir vielmehr wie ein gewöhnlicher Mann vor. Vielleicht irre ich mich indeſſen. Doch glaube ich, daß ſeine nachherige Frau mehr als er war. In Frankreich heiratete er eine reiche Genueſerin, Brignole,[1]) die Palaſtdame der Kaiſerin Joſephine war. Hierdurch erhielt er einen Fuß in Frankreich, er ward Günſtling Talleyrands, das heißt ein Inſtrument in ſeiner Hand, das ihm ſtets zu Willen war, denn zur Intrige muß er nicht unbrauchbar geweſen ſein. Natürlich fiel auf ihn ein Strahl des Glanzes ſeines Oheims. Er verließ den badiſchen Dienſt. Der Onkel verſchaffte ihm eine auf das Fürſtentum Regensburg ordinierte Rente von 40 000 Franken jährlich. (Ob dieſe von Bayern fortbezahlt worden iſt, weiß ich nicht.) Napoleon ernannte ihn zum Senator, mit welcher Würde damals, wenn ich nicht irre, eine Einnahme von 80 000 Franken verbunden war, und erhob ihn zum Duc.[2])

---

[1]) So!

[2]) Ich für meinen Teil vermeide es, das franzöſiſche Duc, das italieniſche und ſpaniſche Duca mit dem Worte „Herzog“ ins Deutſche zu überſetzen, weil wir Deutſche dabei an einen wirklichen Fürſten und Souverän denken. Ebenſo nenne ich den franzöſiſchen Prince, italieniſchen Principe und ruſſiſchen Fürſten zwar Fürſt, weil ich keinen anderen Namen

Digitized by Google

Wie viel oder wenig an dem Manne gewesen sein mag, und ich bin nicht in der Lage, mir hierüber eine entscheidende Meinung zu bilden, so viel ist gewiß, daß er hinreichenden Verstand besaß, um zu rechter Zeit umzusatteln, denn er war nächst Talleyrand einer der fünfe, die nach oder während der Übergabe von Paris an die verbündeten Monarchen dem Senate den Vorschlag zur Absetzung Napoleons machten. Hierdurch hatte er sich die Bourbonen verpflichtet, noch ehe sie ihn kannten und bevor sie in Paris eintrafen. Er hat auch, ich weiß nicht, welche Stelle erhalten. Während der berühmten hundert Tage flüchtete er, soviel ich weiß, nach Hernsheim in Deutschland, kehrte dann zurück; es ist mir aber nicht bekannt geworden, daß die Bourbonen weiteren Gebrauch von ihm gemacht hätten, auch ist er ziemlich früh gestorben.

Außerdem, daß seine Besitzung Hernsheim, wo seine Familie ehedem Grundherr des Dorfes gewesen war, unter hessische Hoheit kam, war er auch Vasall des Großherzogs vermöge einiger Familienbesitzungen im Odenwalde. Da er nur eine Tochter hatte, so wollte er diese Besitzungen allodifizieren. Dies führte einen anderen Dalberg, der sich als Lehnerben betrachtete, hierher. Dieser hat jahrelang hier gelebt, um seinen Prozeß bei den Gerichten zu betreiben. Des Ausgangs erinnere ich mich nicht mehr.

Die Tochter, nachdem sie den Sohn des berüchtigten, in Neapel einst allmächtigen Acton geheiratet und somit Italienerin geworden war, hat sich als Witwe nach England verheiratet. Bekanntlich war Acton der Vater auch geborener Engländer.

Noch etwas über den Rheinbund

Ich habe versucht, meine allgemeine Auffassung des Rheinbundes, des Geistes, in welchem er abgeschlossen ward, und seine Folgen darzulegen. Bevor ich nun zu dessen Ende, d. h. zur Erzählung der Gründe und der Umstände übergehe, die das Ausscheiden unseres Großherzogs Ludewig I. herbeiführten, muß ich, um historisch treu zu sein, mit noch einigen Worten von zwei Gegenständen reden, nämlich von der Stimmung und herrschenden Gesinnung des hiesigen Hofes während jener Periode und dann von einer Person, die im letzten Augenblicke eine Rolle dabei spielte.

Die Stimmung des Hofes während der Periode, d. h. die Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs und auch die persönliche Seines Ministers war die, dem Kaiser in allen Stücken zu Wunsch sein zu wollen, sich auf das engste an ihn anzuschließen, überhaupt ihm die größte Ergebenheit zu beweisen. Hier-

---

kenne, aber niemals Prinz, wie das täglich in Zeitungen zu finden ist, weil wir Deutsche mit dieser Benennung den Nachgeborenen eines wirklichen Fürstenhauses bezeichnen. Ebenso nenne ich den italienischen Conte, und von diesen wimmelt ganz Oberitalien, auch im Deutschen Conte, denn er ist nicht der deutsche Graf, der französische Comte und englische Earl, sondern ein Edelmann, den wir Herr von oder nach Umständen Freiherr nennen würden. Es sind hauptsächlich die venezianischen Nobili und die Patrizierfamilien der kleinen italienischen Republiken, die den Titel Conte führen.

Digitized by Google

aus entstand denn auch der Form nach, in der Korrespondenz eine Courtoisie, die jene Unterwürfigkeit andeutete, welche deutsche Reichsfürsten ehedem in ihrer Korrespondenz mit ihrem Kaiser an den Tag zu legen pflegten.[1])

Allerdings hatte der Kaiser eine bedeutende Vergrößerung des Landes bewirkt und nahm von daher Dankbarkeit in Anspruch, die ihm um so williger gewährt ward, als es nicht darauf ankam, das einmal Errungene durch den Krieg für alle Zukunft zu sichern, sondern als auch für den Fall fernerer Siege er neue Vergrößerungen in Aussicht stellte.[2])

Persönlich hat, soviel ich weiß, Ludewig I. den Kaiser nur einmal gesehen, und zwar in Mainz. Der ehrwürdige Greis imponierte dem Kaiser und flößte ihm hohe Achtung ein. Der Großherzog seinerseits bewunderte und verehrte in jener Person den größten Feldherrn der Zeit. Die Frau Großherzogin Königliche Hoheit begleitete Ihren hohen Gemahl. Sie war und blieb in jeder Periode Ihres Lebens, alt so gut wie jung, eine überaus liebenswürdige Fürstin. Sie gewann den Kaiser für Sich, der Sie mit Aufmerksamkeiten überhäufte. Es bildete sich damals, auch abgesehen von Politik, eine Art persönlicher Freundschaft. Gewiß sind auch hier wiederholt Aussichten auf Vergrößerung eröffnet worden.[3])

Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin teilten ganz die Gesinnungen Ihres Herrn Gemahls, ja es hat Augenblicke gegeben, wo das Wort Enthusiasmus ein nicht zu starker Ausdruck sein würde. Die wirklich großen Eigenschaften, die der Kaiser neben manchen anderen nicht großen besaß, gewannen ihm die meisten von denen, die mit ihm in Berührung kamen.

---

[1]) Nach der Restauration fand man solche Korrespondenzen in den Archiven des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris vor und verlangte, daß der Großherzog dem Könige in gleichen Formen schreiben sollte, ohne beachten zu wollen, daß jene Courtoisie auf dem Umstande beruhe, daß der Kaiser Protektor des Rheinbundes war, der König aber nicht. Daraus entstanden Reibungen, über welche ich noch, als ich zum Ministerio gelangte, Pourparlers, und recht lebhafte, mit Herrn Fenélon gehabt habe.

[2]) Ich habe gesagt, daß und warum ich in jener Zeit den Staatsgeschäften fremd war, ich vermag daher nicht alles anzugeben, was damals vorging, aber das verbürge ich, daß Ludewig I. einmal gesagt hat: „Ich habe einige Aussicht, König aller hessischen Lande zu werden." Ein solches Wort kann nicht aus der Luft gegriffen worden sein, indessen kann doch eine solche Aussicht nur in dem Augenblick eröffnet worden sein, als zum Rheinbunde geworben ward; denn das war bekannt, daß der Kaiser dem Herrn Kurfürsten von Hessen von lange her den Untergang geschworen hatte. Aber die althessischen Teile des Kurfürstentums wurden seinem Bruder Hieronymus gegeben. Was waren überhaupt Versprechungen Napoleons? Als er nach einer Schlacht (1805) sein famoses Wort ausrief: „Grande Bavière, petite Autriche", hatte er dem König Max Joseph die Aussicht auf das Erzherzogtum Österreich eröffnet, dieser aber mußte sich, als die Konvenienz es mit sich brachte, mit dem Innviertel, Salzburg und Deutsch-Tirol begnügen.

[3]) Ich habe den Kaiser viermal gesehen. In Paris, in dem Schlosse Merrec, als er dort die Junta versammelte und den spanischen Thronwechsel einleitete, dann in Mainz, endlich in Seligenstadt, wo ich mich in Geschäften befand, als er an der Post anhielt, Berthier saß bei ihm im Wagen. Aber immer habe ich nur ihn gesehen, vorgestellt ward ich ihm nie. Doch bewahre ich eine sehr lebhafte Erinnerung von dem Äußeren der Person.

Digitized by Google

Sehr abweichend von diesen Ansichten waren die des Herrn Erbgroßherzogs (Ludwig II.). Dieser Herr, ein Muster eines ergebenen Sohnes, hatte den Grundsatz, sich niemals tadelnd über das auszusprechen, was Sein Herr Vater tat oder unter dessen Regierung geschah. Er zog sich stets ins Schweigen zurück und neutralisierte sich grundsätzlich. Was Er dachte, kam nicht in Betracht und änderte nichts an den Dingen. Uns anderen aber, die wir dem Mittelpunkte etwas näher standen, waren Seine abweichenden Gesinnungen wohl bekannt: denn dieser Herr hatte eine ganz eigentümliche, sehr feine Manier, um erraten zu lassen, wie sehr er die obwaltenden politischen Konjunkturen beklage, ohne doch jemals ein positives Wort zu sprechen, das diese Gesinnung direkt angedeutet hätte. Aber dem Kaiser Napoleon, der sich immer wohl zu unterrichten wußte, blieb diese Denkweise des künftigen Regenten von Hessen keineswegs unbekannt, ebenso wie die des Königs Ludwig von Bayern als Kronprinz, die ihm stets Mißtrauen einflößte und den er, auch wenn er sich bei seiner Armee befand, z. B. in Warschau, kalt behandelte.

Zwar entschlossen Sich der Herr Erbgroßherzog einmal, d. h. statt Seines kranken Herrn Vaters, zu einem Besuche bei dem Kaiser nach Mainz sich zu begeben, weil er dem nicht auszuweichen wußte. Als Er Sich aber später zu demselben Zwecke nach Paris begeben sollte, weigerte Er sich dessen, während Er sich nachher mit Freude zum Wiener Kongresse begab. Diese Weigerung gab Anlaß zur Reise des Herrn Landgrafen Christian nach Paris, die ungefähr gleichzeitig mit der des Prinzen Wilhelm von Preußen stattfand. Der Herr Landgraf war ebenso wenig Freund oder Verehrer Napoleons, er entschloß sich aber zu diesem ihm bitter scheinenden Schritte aus Ergebenheit für seinen Herrn Bruder, der es Seinen Interessen gemäß erachtete, einen Prinzen Seines Hauses in Seinem Namen dort auftreten zu lassen. Es war, wie ich glaube, bei Gelegenheit der Vermählung des Kaisers: denn zur Taufe des Königs von Rom ward Fürst Adolf Wittgenstein als außerordentlicher Gesandter abgeordnet.

Die gesamte Dienerschaft fügte sich dem Willen des Herrn, von Intrigen, von irgendeiner Agitation gegen den Rheinbund und seinen Protektor war keine Spur zu bemerken. Dennoch teilten manche nicht jene Bewunderung des letzteren. Aber die niedere Dienerschaft, die zum persönlichen Dienste der Herrschaften bestimmt war und aus Ihrem Munde nichts als Lob und Freude über das, was dem Kaiser glückte, vernahm, war ganz elektrisiert, wovon ich später ein Beispiel anführen werde.

Einstmalen ordnete der Großherzog, ich glaube nach der Schlacht von Jena oder nach einer anderen entscheidenden Schlacht, an welcher unsere Truppen teilgenommen hatten, einen öffentlichen Dankgottesdienst an, ein Te Deum laudamus, er fand in der Stadtkirche statt, der Hof wohnte demselben bei und alle Behörden ex officio. Die Festrede war dem Kirchenrate und Hofbibliothekar Wagner übertragen. Dieser Mann, der die Stimmung der Herrschaft kannte und vielleicht aus den oben bezeichneten untergeordneten

Digitized by Google

Quellen schöpfte, wollte sich wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit das, was man im gemeinen Leben sehr trivial einen roten Rock nennt, verdienen. Er brach in seiner Rede in die ungemessensten Lobeserhebungen des Kaisers Napoleon aus, den er als einen Sendling der Vorsehung darstellte und sozusagen vergötterte, und das in Ausdrücken, welche die Herrschaften und das gesamte Auditorium wahrhaft empörten. Seine Königliche Hoheit der Großherzog verließen die Kirche im Zorn und erklärten, daß der Mann nie wieder bei einer ähnlichen Gelegenheit gebraucht werden solle.

Die Person, mit welcher ich näher bekannt machen wollte, ist der französische Gesandte Mr. de Vendeuil. Ich kenne die Antezedenzien Vendeuils nicht, soviel ich weiß, war er in der Diplomatie vorher nicht verwendet. Anhänglichkeit an den Kaiser und sein bedeutendes Vermögen mögen ihm zu dem Platz verholfen haben. Er war ein recht hübscher, verhältnismäßig junger, sehr wohlerzogener, anständiger und in der Gesellschaft liebenswürdiger Mann, Eigenschaften, die auch seine Frau teilte. Der hiesige Hof war mit dieser Wahl sehr zufrieden. Diese Leute, die dem sogenannten Erbprinzen gegenüber das Eckhaus in der Rheinstraße bewohnten, machten hier ein sehr angenehmes gesellschaftliches Haus aus. Ich für meine Person habe viel mit ihm verkehrt und stand recht gut mit ihm.[1])

---

[1]) Einstmals gab dieser Gesandte zur Feier des Geburtstags ein offizielles Diner, bei welchem alle in Uniform erschienen. Mir untersagte mein Hofdienst, eine Einladung anzunehmen. Sobald aber die Tafel an Hof aufgehoben war, eilte ich mit dem Obermarschall v. Perglas in jenes Haus, um der Familie eine Aufmerksamkeit zu beweisen. Wir wurden dort Zeugen einer Szene, die uns als Dienern des Großherzogs und in Betracht des Hauses, in welchem sie stattfand, wahrhaft peinlich war. Als wir in dem Hause des Gesandten eintrafen, stand man auch da eben vom Tische auf und begab sich in den Salon. Hier war nach französischer Sitte in der Mitte des Zimmers ein Halbkreis von Stühlen aufgestellt, auf dem mittleren nahm die Frau vom Hause Platz, rechts und links von ihr nur Damen, die Herren befanden sich meist hinter diesen Stühlen, Konversation zu machen. Nur Herr v. Lichtenberg, angetan mit unserer Galauniform, hellblau mit Klappen und Aufschlägen von schwarzem Samt, ganz in Gold gestickt (erst später erhielten wir die rote Galauniform sang de boeuf, nach dem Schnitt des Kaiserhofs und in Silber gestickt), trat allein in den Halbkreis ein vor den Stuhl der Hausfrau, der er wohl etwas Artiges sagen mochte, denn er machte viele Bücklinge dabei. Während der Unterredung wollte er sein Taschentuch hervorziehen, da er aber in allen Bewegungen etwas Pathetisches und Gravitätisches hatte, so ging dieses Hervorziehen überaus langsam und nur stoßweise vor sich. Bei jedem Ruck nun, den er an dem Taschentuche tat, fiel, ihm allein unbemerkt, eine Makrone aus der Tasche, bis deren fünf auf dem Boden lagen, die er bei dem Dessert eingesteckt hatte. Ich weiß das Schauspiel mit nichts anderem zu vergleichen als mit einem Huhne, das nach und nach mehrere Eier legt. Die ganze Gesellschaft verbiß sich die Zungen, und bewunderungswürdig waren die Anstrengungen, welche die Hausfrau, eine sehr lebhafte und muntere Dame, machte, um nicht zu sehen, was unter ihren Augen vorging, und so einige Kontenance zu bewahren. Das Schauspiel erreichte aber seinen Kulminationspunkt erst dann, als Herr v. Lichtenberg die Unterredung beendet hatte und einige Schritte rückwärts tat; da zertrat er zwei Makronen, die durch ihren Zucker sich an den Sohlen der Schuhe anklebten. Er wollte nun sehen, welcher fremd-

Digitized by Google

Zur Charakteristik des Herrn v. Vendeuil gehört folgende Geschichte: Unter den Leiblakaien Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin befand sich ein sonst vertrauter und braver Mann, Wörrishofer. Im Jahr 1813 nun, also nach der russischen Katastrophe und während große Anstrengungen zu neuen Rüstungen gemacht wurden, begab sich dieser Mann, wie gewöhnlich, wenn er nicht den Dienst hatte, in das Gasthaus zur Krone, wo sich immer eine Zahl wohlhabender Bürger der Stadt zu einem Glase Wein versammelte. Es kam die Politik zur Sprache, es ward gesagt, die Lage der Dinge fange an sehr zweifelhaft zu werden, der Leiblakai lachte darüber, behauptend, der Kaiser könne nie untergehen. Drei andere dagegen versicherten, er werde sich von dem Schlage, den er bekommen, nie vollständig erholen und die jetzigen Verhältnisse sich früh oder spät ändern. Kein Wort deutete darauf hin, daß diese Leute beabsichtigten, sich bei einer Veränderung tätig zu bezeigen, es waren Meinungen, im vertrauten Kreise ausgesprochen. Dem Manne aber schien auch eine derartige Meinung schon ein Verbrechen, so enthusiastisch war er. Anstatt nun seiner Herrschaft zu erzählen, was er gehört oder, wenn er eine Denunziation für nötig hielt, einer hiesigen Behörde die Anzeige zu machen, ging in seinem Kopfe die Verwirrung der Begriffe so weit, daß ihm die französische Gesandtschaft als die Behörde erschien, welche beauftragt sei, die Gesinnungen der hiesigen Bürger zu korrigieren, und ich führe die Sache auch als Beleg dessen an, was ich oben gesagt habe. Der Mann also begab sich, vielleicht auch in der Nebenabsicht, sich ein Geschenk zu verschaffen, zu dem Gesandten, um ihm jenen Vorgang als etwas höchst Strafwürdiges zu erzählen. Vendeuil antwortete ihm: „Der Kaiser, mein Lieber, hat mich als Gesandten an den Hof des Großherzogs geschickt, nicht als Spion; von dem, was Sie mir sagen, werde ich daher keinen Gebrauch machen.“ [1])

Allerdings mag der Gesandte erwogen haben, daß es zu nichts Ersprießlichem führen werde, wenn er sich der Sache amtlich annehme, was ihm aber vorzüglich auffallend erschien, das war die Livree des Mannes. Er erzählte die Geschichte überall. Hierdurch ward sie bekannt und kam zur Kenntnis der Herrschaften. Seine Königliche Hoheit der Großherzog waren in hohem Grade entrüstet, eben weil der Mann Ihre Livree trug, er erhielt einen derben Verweis. Übrigens habe ich nicht gesehen, daß die Sache ihm in seinen Verhältnissen wesentlichen Nachteil gebracht hätte.

Eben weil ich mit Herrn v. Vendeuil in recht guten Verhältnissen gestanden hatte, würde es mir interessant gewesen sein zu erfahren, was aus dem Manne nach seiner Entfernung von hier geworden. Ich habe zu dem Ende die ver-

---

artige Körper ihm das Gehen erschwerte, und entdeckte jetzt erst, was vorgegangen war. Indessen ergriff er die beste Partie, er tat, als gehe ihn die Sache nichts an, mußte aber deswegen bis zur Beendigung der Gesellschaft in verzuckerten Schuhen umherwandeln.

[1]) Daß übrigens Herr v. Vendeuil auch zu spionieren wußte, wird mein nächstes Blatt erzählen, doch nicht als etwas Ehrenrühriges. In diesem Falle war er vielmehr innerhalb der Pflichten eines Gesandten.

Digitized by Google

schiedenen Gesandten in Paris angegangen. Keiner hat mir Auskunft zu verschaffen gewußt. Er ist spurlos verschwunden. Entweder hat er sich so stark als Bonapartist kompromittiert, daß die Bourbonen ihn nicht verwenden konnten, oder er hat ihnen nicht dienen wollen und sich sogleich in irgendeinen Winkel von Frankreich auf ein Gut zurückgezogen. (Fortsetzung folgt)

Der Tscheche

Eine völkerpsychologische Betrachtung

Von

Karl Hans Strobl

(Fortsetzung)

Man hat bei Einschätzung des gesamten Slawentums zwischen den westlichen und den östlichen Völkern wohl zu scheiden. Die östlichen Slawen tragen Asien in ihrem Blut und ihrem Hirn. Sie sind noch in aller ihrer Urkraft dumpf und triebmäßig, der Horde noch näher als dem feingegliederten Staat. Daß sie noch Horde und Herde sind, gibt ihnen diese erstaunliche Widerstandskraft gegenüber den zerstörenden Kräften, von denen sie jetzt durchtobt werden. Ein wirklich bis ins letzte organisierter Staat hätte unter dem Wahnwitz des Bolschewismus längst zusammenbrechen müssen. Es ist mit den Völkern nicht anders wie mit anderen Lebewesen. Ein hochstehendes Tier, das seine Glieder zu besonderer Verwendung ausgebildet hat, wird keines von ihnen missen können. Einem Hund wächst kein abgeschnittenes Bein wieder nach. Aber nimmst du einen Regenwurm und schneidest ihn in zwei Stücke, so ergänzt das eine den fehlenden Kopf und das andere den fehlenden Hinterteil, und du hast statt eines Regenwurms zwei. Was auch der Bolschewismus am Körper des russischen Volkes an verbrecherischen Verstümmelungen vornimmt, die Lebenszähigkeit dieses Körpers ist groß genug, daß sich die Wunden schließen und das Fehlende sich ersetzt. Welcher Irrsinn, zu glauben, ein Kulturstaat, wie etwa Deutschland, könnte solche rasende Zerfleischung ertragen, wie diese naturwüchsige und triebmäßige Volksmasse, deren Staatsleben noch so unausgebildet ist. Nur in einer solchen Masse, die von ihren staatsbildenden Kräften noch nicht weit über den Zustand der Herde emporgeführt ist, können schlimme Ideen so verheerend wirken. Sie dürstet dumpf nach Glauben an irgend etwas. Gestern an den Zaren, heute an den alleinseligmachenden Kommunismus. Ein paar Führer sind da, für deren Verbrechertum das Wort „Ideologie" eine höchst mangelhafte Entschuldigung ist. Ihnen läuft die Masse blind nach. Sie hat ein neues Losungswort erhalten und hängt ihm nun ebenso wahllos an wie früher dem alten. Es mangelt ihr an dem Erlebnis der Persönlichkeit, es fehlt ihr an der geistigen Fähigkeit zur Vergleichung, zur Kritik, zur Erfassung

Digitized by Google

des Verhältnisses von Ursache und Wirkung. Die Größe des Ostslawentums liegt in seiner kosmisch gewaltigen urtümlichen Glaubenskraft, sein Verhängnis in dem Mangel an geistiger Durchdringung. Glaube aber ist nicht immer an einen Gottesbegriff geknüpft, ein irregeleiteter Glaube kann auch an Gottes Widerpart glauben. Rußland glaubt heute an Lenin und Trotzki, wie die Mongolen an Dschingis-Khan und die Hunnen an Attila geglaubt haben. Der Bolschewismus ist nichts als die moderne Erneuerung jener Asiatenstürme, deren schon einige im Verlauf der Weltgeschichte über Europa hinweggebraust sind. Der Bolschewismus als Staatsform läßt sich nur mit den Reichen der Wanderhirten (Hunnen, Avaren, Madjaren, Chagaren, Tataren) vergleichen.

Daß die West- und Südslawen dieses neue asiatische Berserkerwesen nicht mitmachen — und wohl auch aller Voraussicht nach nicht mitmachen werden —, bestätigt mehr als alles andere die wesenhaften, grundlegenden Unterschiede zwischen ihnen und den östlichen Brüdern. Während der russische Block zu neun Zehnteln Asien ist, sind die Westslawen zu neun Zehnteln Europäer. Sie sind frühe in mit reicher Kultur gesättigte Gebiete vorgeschoben worden, ihre Geschichte hat sie mit den geistigen, wirtschaftlichen und sittlichen Werten Europas durchsetzt. Ihre staatsbildende Kraft hat sie wohl bis zur Gegenwart nicht dauernd nach außen hin, aber doch innerlich verselbständigt. Sie waren, ehe sie ihre neuen Grenzen auf der Landkarte bekamen, ein Staat im Staat, als Volk von einer vorbildlichen Geschlossenheit, jedes für sich eine ungeheure große nationale Freimaurerloge. Über dem in drei Teile zerstückelten, an drei Herren verteilten Polen stand ein Allpolentum, das sich an Sprache, Sehnsucht und Hoffnung erkannte, ein unsichtbares Reich. Ein unsichtbares Reich war das Tschechentum Österreichs, jeder Tscheche jedes Volksgenossen selbstverständlicher Bundesgenosse, Gönner und Förderer, alle zusammengehalten durch gleiche Liebe und vor allem gleichen Haß. Sie waren nicht bloß durch die staatlichen äußeren Organisationen, denen sie angehörten, sondern auch durch ihre eigene innere Organisation über den Zustand der Herde emporgehoben. Sie hatten den Weg zur Persönlichkeit, zur Kritik gefunden. Darum sind sie jetzt widerstandsfähig gegen die Ansteckung durch die bolschewistische Gefahr. (Warum das Kulturland Deutschland minder widerstandsfähig war und zum Teil dem Asiatentum erlag, gehört zu einem anderen Kapitel und muß hier unerörtert bleiben.)

Von den Westslawen haben sich Polen und Tschechen am meisten europäisiert. Bei den Polen blieb die Kultur mehr an der Oberschichte, beim Adel und bei der Bürgerschaft, rührte wenig an die tragende Bauernschichte. Der Krieg hat erst so recht dem europäischen Bewußtsein nahegebracht, welche Kunstschätze in den Schlössern des polnischen Adels aufbewahrt wurden — und verloren gingen. Der Krieg hat erst aufgedeckt, welche Kunststätten Krakau, Lemberg, Warschau, Wilna sind.

Bei den Tschechen drang die Kultur tiefer, durch das Bürgertum hindurch bis in die Bauernschaft hinein. Es war im Gegensatz zu der aristokra-

Digitized by Google

tischen polnischen eine demokratisch gerichtete Kultur. Sie sah ihre Aufgabe aber nicht darin, die nationale Besonderheit international zu verwischen und kosmopolitisch zu verwässern, sondern die Stellung des Volkes innerhalb des Europäertums zu befestigen. Sie war durchaus national gestimmt, und da die Besorgnis vorhanden war, daß sie, auf sich allein gestellt, von der deutschen Nachbarkultur unterdrückt und aufgesogen werden könnte, sah sie sich nach einer Stärkung um. Sie suchte die Bundesgenossenschaft der slawischen Brüder. Sie begeisterte sich für den Panslawismus, sie wurde dessen Sturmtrupp gegen den Westen, sie nahm die große Auseinandersetzung zwischen Germanentum und Slawentum auf und machte die Länder der Wenzelkrone zu deren erstem Schauplatz. Das ist die weltgeschichtliche Bedeutung des tschechischen Problems. Das ist die große Angelegenheit, die seit einigen Jahrhunderten in Schwebe ist und von der die Deutschen mehr wissen sollten, als sie wissen.

Der Panslawismus will das Trennende zwischen den slawischen Stämmen beseitigen und das Gemeinsame befestigen. Des Trennenden ist mehr als genug. Die grundsätzliche abgründige (erst nach der Europäisierung Rußlands zu überbrückende) Verschiedenheit zwischen Ost- und Westslawen habe ich eben an der Stellung zum Bolschewismus gezeigt. Es gibt solcher Trennungen mehr. Die Sprache ist eine dieser Unterscheidungen. Die slawischen Sprachen sind einander unähnlicher, als man glaubt, und sind einander im Laufe der Zeit immer noch unähnlicher geworden. Die Polen verstehen das Tschechische vergangener Jahrhunderte besser als das heutige. Es gehört zu den Ironien der Weltgeschichte, daß panslawistische Kongresse, deren Zweck der gemeinsame Kampf gegen deutsches Wesen war, zur Verhandlungssprache eben dieses Deutsche nehmen mußten, weil sich sonst die Teilnehmer untereinander nicht hätten verständigen können. Und die Sprache ist symbolisch für vielfachste Verschiedenheit im Familien- und öffentlichen Leben, in Wirtschaft, Kunst und Weltanschauung.

Dessenungeachtet will der Panslawismus das Gemeinsame alles Slawentums herausheben. Der panslawistische Gedanke, dessen Ahnherr der serbische Schriftsteller Jurij Krischanitsch ist, sieht in Rußland die Vormacht des Slawentums. Schon jener Krischanitsch, der seine zahlreichen Schriften zwischen 1660 und 1676 in der Verbannung in Tobolsk verfaßt hat, entwickelt ein ausgesprochen imperialistisches Programm Rußlands. Schon vor Peter dem Großen ist aus der Mitte des Slawentums selbst ein Prophet seiner Größe unter russischer Führung entstanden. Ein Serbe war es, der Rußland die Aufgabe zuweist, alle Macht zwischen dem Schwarzen und dem Eismeer, zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean an sich zu bringen, die Türken aus Europa zu verjagen, alle Slawen zu einigen und die Weltherrschaft anzutreten. Jurij Krischanitsch verdankt seine Bildung selbst dem europäischen Westen, aber auch an ihm erweist sich jene typische slawische Undankbarkeit gegen seine Kulturträger. Allen Fremden, insbesondere den Deutschen, begegnet er mit fanatischer Abneigung. Die ausländischen Kaufleute in Rußland nennt er eine wahre

Digitized by Google

Pest des Landes, wie Heuschrecken, wie Läuse nähren sie sich von seiner Kraft. Wie Bärenführer ziehen sie dem Volk einen Ring durch die Nase und führen es herum, sie sind Götter, denen das Volk und die Könige zu dienen haben. „Unser Volk ist nun einmal mit einem solchen Fluch beladen, daß ihm stets Fremde auf dem Halse sitzen, Deutsche, Juden, Schotten, Zigeuner, Armenier, Griechen, welche uns das Blut aussaugen."

Die Gedankenwelt des Panslawismus ist seit Jurij Krischanitsch im wesentlichen unverändert geblieben. Noch immer ist Mütterchen Rußland als slawische Vormacht dazu berufen, die kleineren Brüder im Westen und Süden zu einigen und zu verteidigen, und nach Ausdehnung seiner Herrschaft nach allen Seiten die Geschicke zweier Erdteile zu entscheiden. Noch immer gesellt sich diesem Willen zur Macht die tiefgründige Abneigung gegen den Fremden, vor allem gegen den Deutschen.

Bei keinem anderen slawischen Volk, nicht einmal beim russischen selbst, ist der Glaube an die Heiligkeit der panslawistischen Ideale so tief mit dem ganzen politischen Denken verwurzelt wie bei den Tschechen. Seine bedeutendsten Männer folgten dem Zug nach dem Osten, Masaryk und Kramař haben lange Zeit in Rußland zugebracht, um dessen Verhältnisse zu studieren. Das politische Programm des Panslawismus war natürlich im alten Österreich, von dessen Standpunkt aus betrachtet, glatter Hochverrat. Wie hätte seine Ideologie verwirklicht werden können ohne Zertrümmerung dieses Staates, der ihr vor allem im Wege stand! Darum wurde vorsichtigerweise die kulturpolitische Innenseite des Panslawismus nach außen gedreht und so getan, als laufe es vor allem auf Pflege von Kunst, Literatur und Wissenschaft der slawischen Völker hinaus.

Die andere Seite des Panslawismus, der tiefwurzelnde Deutschenhaß, bedurfte keiner Maske. Der war im alten Österreich zulässig und geduldet, ja sogar an den leitenden Stellen nicht ungern gesehen, weil die Zwietracht der beiden Volksstämme der Regierung die Möglichkeit gab, sich je nach Bedarf mit dem einen oder anderen zu verbünden. Die österreichische Regierungsweisheit richtete sich nach dem Motto: Divide et impera, d. h. „teile, um zu herrschen". Man darf mit Recht annehmen, daß es ihr im Ernst um eine Versöhnung der Völker gar nicht zu tun war, weil sie bei dem ständigen Schwanken des politischen Gleichgewichtes besser auf ihre Rechnung zu kommen glaubte. Glaubte!!

Ist die Dankbarkeit gegen Lehrer schon im Leben des Einzelmenschen eine äußerst seltene Eigenschaft, so kommt sie im Völkerleben überhaupt nicht vor. Welche geradezu kindische Unfähigkeit der deutschen offiziellen Völkerpsychologie, zu glauben, die Polen würden für ihre „Befreiung" von Rußland dankbar sein! Im Gegenteil: je mehr ein Volk einem anderen verdankt, desto rascher wächst eine Abneigung gegen den Kulturbringer heran. Und die Tschechen verdanken den Deutschen so viel, daß ihre Feindschaft ganz besonders tief geht und sich ganz besonders heftig äußert. Hierzu kommt noch der Umstand, daß unter den Tschechen sich so viele slawisierte Deutsche befinden; Überläufer und

Digitized by Google

Renegaten aber sind allemal die grimmigsten Hasser ihrer früheren Blut- und Stammesverwandten gewesen. So, wie ja auch andererseits die Nowotny, Swoboda und Prochaska zu den strammsten Deutschen zählen.

Der Deutschenhaß der Tschechen beruht vor allem auf einer bodenlosen Angst davor, ihre Nationalität zu verlieren. Die ganze Geschichte der Tschechen wird völlig mißverstanden, wenn man nicht diese Angst als die allerwichtigste dieser treibenden Kräfte erkennt.

Und es muß zugegeben werden, daß diese Besorgnis, so psychopathisch sie sich oft äußert, aus dem Verlauf der tschechischen Geschichte einige Berechtigung nimmt.

*

Es war nämlich einige Male diese Gefahr für sie wirklich dagewesen. Das erstemal zur Zeit ihres Überganges vom Heidentum zum Christentum. Mit den Awaren waren die Slawen ins Land gekommen, Knechte des asiatischen Reitervolkes; als aber Karl der Große die deutschen Waffen gegen die Awaren erhob, da nahmen die slawischen Fürsten die Gelegenheit wahr, sich von ihren Bedrückern zu befreien, und schlossen sich den fränkischen Heeren an. Ihr Gebiet wurde zu einem Teil der Ostmark, die Karl der Große 791 zum Schutze westlicher Kultur stiftete. Zum erstenmal gerieten die Tschechen unter deutschen Einfluß. So mächtig eindrucksvoll war die Gestalt des großen deutschen Königs, daß sein Name Karl in der slawischen Zungen leichter aussprechbaren Verballhornung Kral in den tschechischen Sprachschatz aufgenommen wurde als Bezeichnung für König schlechthin, wie ja auch aus dem Namen Cäsar Kaiser geworden ist. Karl teilte die Ostmark in einen nördlichen und einen südlichen Abschnitt und sorgte besonders im nördlichen Gebiet für eine Stärkung der vorhandenen deutschen Ansiedlungen durch neue Einwanderer, vornehmlich Bayern, aber auch Franken und Sachsen.

Damit war die erste große entscheidende Abtrennung der Westslawen von den im Osten Europas verbliebenen Brüdern geschehen, vor allem die Tschechen waren in den Kulturbereich des deutschen Reiches einbezogen. Befreit von ihren Unterdrückern waren alle Slawenstämme auf dem Boden des nachmaligen Österreich unter deutschem Zepter geeinigt. Die Gefahr lag nahe, daß sie mit ihrer noch weichen, bildsameren Nationalität der Germanisierung erliegen würden, ebenso wie die Slawenstämme auf dem Boden des deutschen Reiches germanisiert worden sind. Mit der Errichtung der Ostmark begann auch sogleich die weitere Ausbreitung des Christentums. Man weiß, daß Karl der Große in dieser Hinsicht keinen Spaß verstand und wie grausam er die heidnischen Sachsen niederrang. Man weiß auch, wie übel es den heidnischen Preußen erging und daß der deutsche Ritterorden ihre Bekehrung mit Feuer und Schwert vollzog. Da war es nun für die Tschechen ein Glück, daß sie, weniger hartnäckig und widerstandsfähig als Sachsen und Preußen, die neue Lehre willig annahmen. Selbst die Reste der Awaren wurden schon zu Beginn des 9. Jahrhunderts in den Schoß der Kirche aufgenommen.

Digitized by Google

Aber das Christentum selbst war nur wieder eine neue Gefahr für das tschechische Volkstum. Die Glaubensboten waren selbstverständlich zumeist Deutsche, die neuen Sprengel gehörten zum Bereich der bayerischen Bischöfe und, wenn nun auch die Kirchensprache selbst das Lateinische war, so ging die Richtung der hierarchischen Bestrebungen auch hier wie überall auf eine Entnationalisierung des Volkes. Da war es nun für den Bestand slawischen Volkstums wieder ein Glück, daß bald nach dem Jahr 860 in Mähren zwei Männer auftauchten, die das Christentum in volkstümlicherem Sinn erneuerten. Es waren die Brüder Kyrillos und Methodios, Söhne des Patriarchen Leo von Thessalonich (Saloniki), zwei gelehrte und fromme Männer, beide Eiferer für das Wort Gottes, aber doch auch welterfahren genug, um sich klug in fremden Verhältnissen zurechtzufinden. Sie hatten sich beide schon ganz ungewöhnliche Verdienste um das Christentum erworben, Kyrillos durch Bekehrung der wilden Chasaren im heutigen Südrußland, Methodios durch die des bulgarischen Königs Boris und seines ganzen Volkes. Kyrillos, der die griechische, lateinische, armenische und chasarische Sprache und mehrere slawische Mundarten beherrschte, kam zu der Überzeugung, daß der neue Glaube im Volke nur so ganz echt einwurzeln könne, wenn er ihm in seiner eigenen Sprache gepredigt würde. Dazu aber war auch wieder eine Schrift unerläßlich, und so ersann er denn ein eigenes Schriftsystem, das fähig war, die ganze Mannigfaltigkeit der Laute auszudrücken, für die sich andere Alphabete minder geeignet zeigten. Dem Schöpfer des ersten slawischen Alphabetes zu Ehren ist die heutige „kyrillische" Slawenschrift benannt, die wohl nicht von ihm erfunden, aber der seinen sehr ähnlich ist. In dieser Schrift, und zwar in der von den mazedonischen Slawen gesprochenen Sprache begann er die Bibel und die liturgischen Bücher zu übertragen. Das ist der Anfang der slawischen Literatur.

Da war nun ein Fürst Rastislaw von Mähren, der in seiner Burg Welehrad (heute Ungarisch Hradisch) sich politisch vom fränkischen Reich unabhängig zu machen trachtete. Ihm war ein Christentum, das sich den nationalen Bedürfnissen besser anzupassen schien als das deutsch-lateinische, sehr willkommen als Unterstützung seiner Bestrebungen. Und als er von Kaiser Michael in Konstantinopel slawisch-christliche Lehrer erbat, sandte ihm dieser die beiden berühmten Glaubensboten selbst ins Land. Dreieinhalb Jahre wirkten dort die Brüder, dann, als Kyrillos gestorben war, Methodios noch lange Jahre allein im Sinne eines nationalslawischen Christentums. Sie zogen im Lande predigend umher, bauten Gotteshäuser, verbreiteten die Kenntnis der kyrillischen Schrift, begründeten den slawischen Gottesdienst. Ihr Wirken fiel in eine kirchlich außerordentlich aufgeregte Zeit. Damals war eben zwischen Byzanz und Rom jener Kirchenstreit entbrannt, der weiterhin zur Trennung der griechischen von der römischen Kirche führen sollte. Die Haltung der Brüder war zweideutig. Ihrer nationalslawischen Politik hätte es natürlich besser gepaßt, wenn sich die Tschechen von dem deutschen Bistum Regensburg hätten losreißen können. Sie wagten aber doch nicht offen vorzugehen. Nach Rom

Digitized by Google

berufen, wußten die schlauen Brüder die Bedenken des Papstes zu zerstreuen und ihre Treue unverdächtig zu machen. So kam es trotz aller heimlichen Sehnsüchte nach Byzanz nicht zum offenen Abfall. Freilich wagte der Papst erst nach Methodios' Tod (885) wieder die Tschechen enger an Rom zu binden, indem er sie den Passauer Bischöfen unterstellte.

Wenn es also auch nicht zum Ausbau einer nationalslawischen Kirchenorganisation bei den Tschechen kam, so haben Kyrillos und Methodios doch jedenfalls durch ihre Wirksamkeit eine weitere Entnationalisierung verhindert. Wenn sich auch die Schrift und die slawische Liturgie, die sie eingeführt hatten, bei den Tschechen und einem Teil der Südslawen nicht dauernd behaupteten, so haben sie doch an einem kritischen Punkt der Entwicklung zur Erhaltung slawischen Volkstums wesentlich beigetragen. Später wurde der deutsche Einfluß in der Kirche wieder mächtiger, aber nun war das Volksbewußtsein bereits auch wieder stark genug geworden, um erfolgreich Widerstand zu leisten.

Und nach wenigen Jahrhunderten war es stark genug, um seinerseits zum ersten Angriff überzugehen. Es war gleich ein Angriff so voll Wucht und Erbitterung, daß er schwere Erschütterungen für ganz Mitteleuropa zum Gefolge hatte: die Hussitenstürme.

Der protestantische und der verflossene k. k. österreichische Geschichtsunterricht pflegen diese Hussitenbewegung als ein Vorspiel zur großen deutschen Reformation aufzufassen. Es scheint zu den unausrottbarsten historischen Grundanschauungen zu gehören, daß Hus als einer der Vorläufer Luthers anzusehen sei, der Prophet einer neuen Morgenröte des Geistes. So fällt auch auf ihn etwas von der liebevollen Verehrung, die den deutschen Reformator umgibt; so steht auch er im Schimmer von dessen Verklärtheit. An dem Haus, das er zu Konstanz während des Konzils bewohnte, ist eine Marmortafel angebracht als Zeichen der Ehrfurcht vor seiner Größe. Deutsche neigen sich vor seinem Angedenken, ohne sich darüber klar zu sein, daß sie in ihm einen der grimmigsten Hasser ihres Volkes ehren, aus dessen übler Saat eine blutige Ernte aufgegangen ist. Denn soviel ist gewiß, mag auch die eine der Triebkräfte seines Wirkens religiös gewesen sein, so war die soziale mindestens ebenso stark und am allerstärksten die nationalpolitische, der Haß gegen die Deutschen.

Dieser Johannes Hus aus dem Dorfe Hussinetz ist aus keinem anderen Grund zum tschechischen Nationalhelden geworden als aus diesem. Nicht als Märtyrer für die Reinheit religiöser Überzeugung feiern ihn seine Landsleute, sondern als Erreger des ersten großen Deutschensturmes, sie pflegen sein Gedächtnis nicht wegen seiner Blutzeugenschaft für die innere Freiheit des Christenmenschen, sondern weil er sein Volk als das auserwählte pries und ihm das Recht zusprach, auch gegen Kaiser und Reich zu den Waffen zu greifen. Eigentlich war er zum geistlichen Stand gekommen wie viele Bauernsöhne damals und heute. Um des bequemen und guten Lebens willen, das er in jenem Stand sah. Nun war das geistliche Leben damals freilich ein wenig allzu üppig geworden, schamlos ging die hohe und niedere Geistlichkeit allen Gelüsten nach.

Digitized by Google

Dagegen erhoben sich da und dort in der Christenheit reinere und sittenstrengere Männer, und schließlich wurde die Überzeugung allgemein, daß der Kirche eine Reform nottue. Hus, der an der Prager Universität Magister der Philosophie geworden war, gehörte zunächst nicht zu jenen Eiferern. Er wurde es erst, als er durch seinen Freund Hieronymus, genannt „Faulfisch", die Schriften jenes Oxforder Professors John Wiclif kennen lernte, in denen dieser im Anschluß an die Bibel ein reineres Christentum lehrte, als das in der gegenwärtigen Kirche übel verzerrte. Die religiöse Genialität des Professors Hus war gering, er war keiner von jenen, die, durch eine gewaltige innere Wandlung berührt, zu Propheten werden. Er hat die Lehren Wiclifs kaum irgendwie wesentlich verändert, hat ihnen nichts aus Eigenem hinzugetan, seine Bücher sind im ganzen wenig mehr als wörtliche Übersetzungen der Schriften des Oxforders. Es fehlte ihm das Hinreißende erschütternden, inbrünstigen eigenen Erlebens. Die Kritik an Dogma und Kirche hat er einfach übernommen und den heimischen Verhältnissen angepaßt.

Wenn er dennoch sogleich Einfluß und Anhang gewann, so lag das daran, daß er mit seiner kirchlichen Kritik von Anbeginn an eine nationaltschechische Gesinnung verband und daß sich sein Angriff vor allem gegen das Deutschtum zu richten schien. (Schluß folgt)

Josef Kohler

Striche zum Bilde einer Persönlichkeit

Von

Theodor Kappstein (Charlottenburg-Berlin)

Sein Leben und Wirken stand unter dem Glanz und Schutz seines Wahlspruchs: „Wir bannen die öden Schemen und leben in einer Welt unendlicher Mannigfaltigkeit, berauschende Gaben wirft das Füllhorn der Phantasie uns zu Füßen. Hier können wir am Born des Lebens trinken; denn die Phantasie ist das Schöpferische in uns."

Josef Kohler, Jurist und Künstler, ging vor einem Jahre im Tode von uns; der Krieg und seine Wirkungen brachen sein glühendes Patriotenherz, als er den 70. Geburtstag, schon krank, eben erledigt hatte. Für die Menschheit als Einheit hat er gelebt — an der Menschheit, die in blutgierige Gegner auseinanderklaffte, ist er gestorben. Doch die geistige Kraft, die aus ihm strömte, wird seine Erdetage weit überdauern.

Wer war Josef Kohler?

Seine Berliner Studenten nannten ihn mit scherzhaftem Kennwort den Großen Kurfürsten. Jeder mußte so empfinden, der den weltberühmten akademischen Lehrer mit breiten Schritten die Treppe der Universität herabschreiten sah. Eine schwergebaute, wuchtig ausladende Gestalt, der mächtig entwickelte Kopf herrlich umrahmt von dem weißlich schimmernden wallenden Haar, auf dem er das Schermesser nicht liebte, über der kräftig eingestellten Nase das stolze Stirndach mit den schattenden und zuckenden Gedanken, und das alles beseelt durch zwei sehensdurstige Augen, gerichtet auf den

Digitized by Google

Überfluß dieser Welt wie auf ihre großen und kleinen Geheimschätze, vorwärts drängend und romantisch versonnen zugleich, scharf und gütig, gebietend und hingegeben — ein König und ein Kind. Der weiche, tief in die Stirn gedrückte Kalabreser und der bequeme Künstlermantel vervollständigten den Eindruck des Ungewöhnlichen bei Kohler, so daß man unwillkürlich sich fragte, wenn man ihn traf: Ist das ein Dichter oder ein parlamentarischer Führer aus der alten Zeit?

Als Professor Kohler 1903 zum juristischen Ehrendoktor der Universität Chikago ernannt wurde, reiste er für sieben Wochen in die Neue Welt, deren Zauber ihn stark umfing. Bevor er Doktormantel und Pergamentdiplom ausgehändigt erhielt, sprach er über die Bedeutung und Aufgabe eines Universitätslehrers. Er ist, so hat Kohler bei jenem feierlichen Akt ausgeführt, ein Forscher, der unbeirrt der Wahrheit dient. Mag sie auch von vielen Schleiern umhüllt sein, es muß uns doch gelingen, sie zu fassen — wenn sie auch, wie Dante sagt, so verborgen ist wie das Wild in tiefer Höhle. „Von dem ersten Tag, wo ich Professor ward, habe ich geschworen, keinen Augenblick abzulassen, nach Wahrheit zu ringen, und nach Wahrheit werden wir ringen, bis uns der Todesengel von dieser Welt weggerrt und die Feder unseren Händen entfällt." Der Professor ist mit Leib und Seele Lehrer, dem es am wohlsten ist im Kreise seiner Schüler, die mit ihm in die Wissenschaft eindringen — doch stets soll die Forschung die belebenden Funken in die Vorlesung werfen als Zeugnis beständigen Ringens. Und nichts Großes in Kunst und Wissenschaft bleibe dem akademischen Lehrer fern; denn nur von dieser Warte aus gewinnt er den Weitblick, um die Einzelwissenschaft zu erfassen und ihre Stellung in der Bewegung des Menschengeistes zu erkennen. Doch vor allem sei der Professor ein Charakter! Beim Bankett nach der Promotion bekannte der neue Ehrendoktor: „Ich habe seit mehr als 25 Jahren die amerikanische Jurisprudenz, vor allem im Gebiete des Erfinderrechts, verfolgt und dankbar erkenne ich an, wie unendlich viel ich daraus gelernt habe. Wenn es mir möglich war, in der Begründung des deutschen Erfinderrechts ein maßgebendes Wort zu sprechen, so war es mir nur möglich, weil mir die unendliche Fülle der amerikanischen Entscheidungen zu Gebote stand." Der amerikanischen Jurisprudenz fehle noch die systematisch-historische Grundlegung — Deutschland gehe den umgekehrten Weg: von der Vertiefung in die Systematik und in die geschichtlichen Probleme zur Fülle des frischen Lebens. „Der Baum des Rechts muß in die Gedankenwelt seine Wurzeln treiben; er muß aber hier genährt und gekräftigt reichliche Früchte tragen." So wollte er die Brücke schlagen zwischen Deutschland und Amerika. Er wollte weit mehr.

In Algier wohnte Kohler einst in der Araberstadt an der Kasba vor der Moschee einer Gerichtssitzung der Mohammedaner bei. Der Kadi läßt dem deutschen Rechtslehrer den dort gebräuchlichen Kommentar des malekitischen Rechtsbuches des Siddi Khelil bringen; „wie freute ich mich," schreibt Kohler; „war es doch dieselbe Ausgabe des Ebn Acem (spanischer Jurist des 14. Jahrhunderts), arabisch mit französischer Übersetzung, die ich in Berlin benutze." Der greise Kadi war angenehm berührt, daß sein Gast sich mit dem Rechte Maleks nach Ebn Acem vertraut zeigte; ja sogar den besonderen Rechtsfall der Vormundschaft, der just verhandelt wurde, hatte Kohler neun Jahre zuvor in seiner Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft genau so entschieden, wie hier geschah.

Wer ist dieser weltumspannende Mann?

Josef Kohler ist durch die scharfe Logik der Jurisprudenz, ihre fast dichterische Konstruktion, die Tiefe und Gestaltungskraft der menschlichen Vernunft, ihre Begründung auf der festen Basis menschlicher Verhältnisse zur Rechtswissenschaft gezogen worden; er wollte niemals begreifen, wie man sie als „trocken" bezeichnen konnte. Ich ließ ihn einmal an unserer Berliner Volkshochschule über das ihm vorgelegte Thema sprechen: „Die Poesie im Recht"; seine Augen leuchteten, und es wurde eine Weihestunde für alle Hörer. Der geborene Badenser (Offenburg), eines Volksschullehrers Sohn, haufte

Digitized by Google

als armer Student in Freiburg und Heidelberg, allwo das römische Erbrecht seines Lehrers Vangerow und das moderne französische Zivilrecht in seiner jugendlichen Seele um die Vorherrschaft stritten. Dann kam er in eine angeregte Anwalts- und Richterpraxis in Mannheim hinein. Er stand im Betriebe eines mächtigen Handels, der Rheindampfer schleppte die Güter, jeder Tag brachte neue Rechtsfragen von aktuellem Reiz und Wert. Da hieß es im Flug auf die Gerichte stürzen, am Hafen an einem Augenschein teilnehmen, ob das amerikanische Getreide gut angekommen ist, in den Kommentaren des französischen Rechts herumwühlen. „Darum, als ich das erste größere Buch schrieb, war es nicht, wie ich früher geträumt hatte, eine Auslegung von Papinians Quäftionen, sondern ein Lehrbuch des deutschen Patentrechts, jenes Rechtes, das erst durch das Patentgesetz von 1877 für uns eigentlich geschaffen war. Umgewandelt und neugeboren verließ ich die Stadt und wandte mich dem akademischen Berufe mit dem festen Vorsatze zu, nicht als Epigone, sondern selbstschöpferisch zu wirken." 1878 Würzburg, ohne Privatdozent gewesen zu sein; seit 1888 Ordinarius in Berlin.

Reichlich 3000 Nummern wird Josef Kohlers jetzt vorbereitete Bibliographie seiner sämtlichen Bücher und Aufsätze umfassen; die gewiß seltene literarische Leistung eines wissenschaftlichen und volkstümlichen Schriftstellers und Publizisten in einem halben Jahrhundert! Mit Hilfe seiner kostbaren Bücherei (deren Schätze leider geschlossen nach Tokio verkauft wurden, statt Deutschland zu verbleiben) und aus der abgründlichen Wissensfülle wie eigenherrlichen Schöpferkraft heraus hat der nimmermüde, immer junge Liebhaber der Arbeit selber eine Kohler-Bibliothek allmählich zusammengeschrieben. Nur ein „Polyhistor" wie Kohler selber vermöchte dies Lebenswerk lückenlos zu umspannen und mit Gewicht zu beurteilen. Die Juristen voran werden ihrem großen Kollegen das Ehrenmal seines Namens, an dem er mit Eifer baute, unangetastet lassen, es immergrün mit neidlosem Dank schmücken: das bürgerliche Recht, das Strafrecht und das Prozeßrecht, Konkursrecht, Urheberrecht und Völkerrecht, die gesamte vielstrebige vergleichende Rechtswissenschaft, dazu die internationale Rechtsgeschichte wie die von Hegel bestimmte Rechtsphilosophie tragen die Züge „Josef Kohler" auf ihrer Gedenktafel mit goldenen Lettern. Dem Rechte, das er als Versöhnung der rationalen Idee mit der Wirklichkeit erfaßte, wollte er zum Siege verhelfen als geschworener Feind alles sozialen Unrechts und unbrüderlichen Widerspruchs, autokratischer Überhebung, bureaukratischer Beschränktheit, nationalistischen Dünkels und ausgeklügelter Luftfechtkunst. Er träumte von einer überstaatlichen Rechtsordnung als von einem neuen Naturrecht und stetig aus dem Zeitbedürfnis heraus sich wandelnden Kulturrecht; er horchte und spähte in die Jahrhunderte und Jahrtausende der Völker, deren Sprachen wie Sitten ihm geläufig waren — und zu seinen Füßen sammelten sich die Rechtsschüler aus Deutschland und Amerika, Finnland und Rußland, Ungarn und Italien, China und Japan.

Kohlers Monographien zur vergleichenden Rechtswissenschaft bilden eine kleine Bibliothek für sich: die Erscheinungen des Völkerlebens im Recht in ihrer universalhistorischen Entwicklung wollte er erfassen und beschreiben, die einzelnen Rechtsinstitute verfolgte er durch die Rechte der verschiedensten Völker hindurch. So entstanden aufschlußreiche rechts- und kulturgeschichtliche Einzelbilder (neben seinen Talmudstudien und den Rechtsgebilden der europäischen Staaten) unter Hindus und Armeniern, Chinesen und Japanern, Koreanern, Birmanen; die Araber vor und unter dem Islam, die Bewohner Ceylons, die Malaien, Australneger und Papuas, die Assyrier und Babylonier — deren Gesetzbuch des Hammurabi Kohler nach der Ausgrabung mit höchstem Eifer begleitete — und die Azteken Mexikos. Doch woher schöpfte Kohler sein überraschend reiches Material für diese Naturgeschichte des Rechts auf Erden? Keineswegs allein aus den gedruckten Vorgängern. Im Jahre 1896 ließ der Tatenfrohe durch das Auswärtige Amt Fragebogen ausgehen zur Erforschung der Rechtsverhältnisse der sogenannten Naturvölker, namentlich in den deutschen Kolonialländern; in einhundert Paragraphen gab er den Reisenden und den Kolonialbeamten Anweisung zur Beobachtung der Rechts-

Digitized by Google

verhältnisse und Rechtssitten draußen. Wer so fragen konnte, wie Kohler fragte, verriet den völlig eingeweihten Kenner. Nie versäumte er, auf die unter der Schwelle des Reinrechtlichen waltenden seelischen Strömungen aufmerksam zu machen: Recht, Glaube und naturhafte Erregungsfähigkeit bildeten ihm eine Einheit. Denn das Recht gründet auf eine Idealphilosophie, die aus der Welt des Unbewußten quillt. Rechtsphilosophie und Universalrechtsgeschichte in ihrem Verhältnis zu würdigen war für Kohler ein ebenso lebhaftes Herzensanliegen, wie die Grundbegriffe der Entwicklungsgeschichte der Menschheit herauszuschälen. In solchen Aufsätzen zeigte er den Meister! Als letztes Ziel aller menschlichen Entwicklung nannte er die höchste Entfaltung der Kultur als Beherrschung der Welt und des geistigen Lebens, als Beherrscher des Alls und als Wesen, die in Kunst und Religion das Göttliche erfassen. „Das Recht gleicht dem Lichte, das glänzt und uns das All enthüllt, das aber zugleich die Wärme spendet, welche die ganze Natur in Bewegung setzt; es entspricht dem Weltwesen, das im unendlichen Willen und im unendlichen Intellekte schafft. Das Recht ist göttlich und wird es bleiben. Stets wird der Perseus erstehen, der den drohenden Drachen, die kulturfeindlichen Mächte, mit dem Gorgohaupte des Rechts zu Stein verwandelt."

Auf dem Grat zwischen Jurisprudenz und Poesie bewegt sich eine andere Reihe Kohlerscher Schriften. Wir wissen bereits, daß sich beide Gebiete bei ihm gegenseitig bedingen. Ich nenne seine selbständigen Bücher und Abhandlungen über das literarische und artistische Kunstwerk und seinen Autorschutz, über Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz und über die Verbrechertypen in seinen Dramen, das juristische Gutachten über Faustens Pakt mit Mephisto. Überall streut ein genial veranlagter Geist von überraschender Fülle und Weite die fruchtbarsten Anregungen aus. Shakespeare, dessen Richard II. er noch in den letzten Jahren aus dem Original neu übersetzte und für die deutsche Bühne mit feinem Verständnis einrichtete, bedeutet ihm den großen Herzenskünder, vor dessen Geist wir uns noch heute nach drei Jahrhunderten beugen und den wir noch heute als den größten poetischen Psychologen verehren. Schon in den jungen Tagen seiner Professur in Würzburg begründete Kohler seinen Namen mit dem Werk über Shakespeares Dramen, das ebenso leidenschaftlich befehdet wie begrüßt wurde. Originell ist die Anlage: „Kaufmann von Venedig und Schuldrecht", „Maß für Maß und die Lehre von der Gnade", „Hamlet und die Blutrache" usw. Originell ist die Durchführung auf jedem Druckbogen: Die universalhistorische Deutung der Geschichte, die dem Neuhegeltum seine rechtsphilosophische Grundlagen schuf, die Morgenröte der Freirechtsbewegung, die Kohlers Bewertung des Spruches der Porzia, unter munterer Polemik mit dem Antipoden Ihering (der den Zweck im Recht statt der Kulturidee des Geistes vertrat) heraufführte. Gewagte Auslegungen drängen veraltetes Recht zurück und ein gerichtliches Gewohnheitsrecht bildet sich aus, sobald das unbewußte Rechtsbewußtsein des Richters durch eine an sich sophistische Gesetzesauslegung hindurchbricht. Die Gesetze sollen im Laufe der Zeit in ihrer Auslegung wechseln, und neben dem Gesetze tritt das richterliche Urteil als rechtbildende Kraft ans Licht! Ein Menschenalter liegt zwischen der ersten und der erst bei Kohlers Tode erscheinenden zweiten Auflage des schulebildenden Werkes, das in seinen rechtsvergleichenden Studien völlig umgearbeitet werden konnte. Ein ragendes Buch, ein Fanal, ein Wurf! In den „Verbrechertypen", zu denen man die reife Einleitung zu Richard II. vergleichen muß, wird Shakespeare als der Dichter des Gewissens gefeiert, das Kohler eine soziale Naturerscheinung nennt: „Auch wenn alles überdeckt und überpolstert ist, so klafft doch ein heftiger Gegensatz, und das Gefühl dieses Konflikts liegt tief im Gemüte; es wurzelt nicht nur in der Verstandesüberzeugung. Wie wir nicht nur dem Verstande, sondern auch der Empfindung nach soziale Wesen sind und ein Losreißen von dieser Welt ins tiefste Innere dringt, so durchzieht dieser Widerspruch das ganze Sein. Nicht eitle Furcht bloß ist es, daß der mühsam verkleisterte Zwiespalt hervorbrechen wird, sondern der ganze Zustand des Gegensatzes erzeugt im Einzelwesen

Digitized by Google

ein Gefühl des Unheils und des Unbehagens, das sich bis zum Wahnsinn steigern kann. Denn das Gewissen ist der furchtbare soziale Meister, der dem Menschen seine Zugehörigkeit zur Menschheit erkennbar macht und einen derartigen Widerspruch zur gewaltigen, gemüterschütternden Geltung bringt." Man erinnert sich an Nietzsches Bild vom bleichen Verbrecher in der Zarathustradichtung: „Ein Bild machte diesen bleichen Menschen bleich. Gleichwüchsig war er seiner Tat, als er sie tat; aber ihr Bild ertrug er nicht, als sie getan war." Der Dichterjurist unterscheidet die Verbrecher mit sozialem Wesen, in denen das Gewissen als letztes Bindeglied mit der menschlichen Gesellschaft noch nicht vollständig ertötet ist: Macbeth (Leidenschaftsverbrecher), Richard III. (Staatsstreichverbrecher), Brutus und Cassius (Fanatiker), Othello (Gelegenheitsverbrecher); von den moralisch unheilbaren, gewissenlosen Verbrechern: neben Edmund im „König Lear" noch Jago und der Tuchscherer Cade (Heinrich VI., zweiter Teil). König Claudius z. B. fehlt dagegen in der Galerie.

Die Verschreibung der Seele Faustens an den Teufel wird aus der altdeutschen Sage hergeleitet. Um die Teufelverschreibung und um den geprellten Teufel dreht sich das Faustmysterium als um seine Achse. Faust kann sein Heil nur soweit verschreiben, als die Gottheit dies zuläßt: sie überantwortet jedoch den Denker und Forscher dem Teufel nur auf dieser Erde — trotz aller Verführung vermag Mephisto Faustens Geist nicht dauernd vom rechten Wege abzulenken. Auch Mephisto mag mit den Toten nichts zu schaffen haben, und was er sonst denkt, bleibt sein geheimer Vorbehalt, also rechtlich bedeutungslos. Gott wird durch den Pakt nicht erniedrigt, da die Versuchung ein notwendiges Element menschlicher Bildung ist: Ich gebe gern ihm den Gesellen zu, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen. Die Würdigung des Lebens von Faust entscheidet über sein Schicksal; das Urteil ergeht: er hat immer strebend sich bemüht, darum ist er erlösungsfähig. Der dumme Teufel, der sich auf sein blutbeschriebenes Pergament beruft, täuscht sich gründlich. Selbst wenn die Verschreibung rechtsgültig wäre, so ist doch die Bedingung durchaus nicht erfüllt, unter der Faust seine Seele der Hölle verpfändet hätte. Denn indem Faust zum Augenblicke sagen „dürfte": Verweile, du bist so schön, denkt er sich eine kommende Zeit, da sein Werk vollendet sein wird — im Vorgefühl von solchem hohen Glück genießt er den verheißenden Augenblick. Solche glückliche Ruhepause läßt seine Seele nicht scheitern, nie hat er in gemeinem Genuß aufs Faulbett sich gelegt — angesichts seines Todes durchbebt ihn ja neue fieberhafte Tätigkeit. Der geprellte Teufel hat zum Schaden noch den Spott. Die Gnade des Himmels bestätigt die sittliche Weltordnung; das Ewigweibliche zeigt Dantes Spur.

Kohler, dessen Stil ästhetisches Empfinden mit weltmännischer Gewandtheit, deutsche Gründlichkeit mit gallischer Eleganz bei biegsamster Wortkunst freiheitlich mischt, war im Lande der Kunst beheimatet, wie er als leidenschaftlicher Reisender aus vier Weltteilen reizvolle Reisebilder zusammenstellte. Immer wieder zog es ihn nach Italien, an dessen Dichtern und Malern sein Herz sonderlich festhing. Ihn ehrt sein frühes Verständnis für Böcklin und seine Treue für Richard Wagner (als juristischer Jubiläumsdekan der Berliner Universität verhalf er Cosima Wagner zum Ehrendoktorhut), wie er in der Welt der frühen Ibsenschen Symbole lebte — er schwelgte in Rosen und ersann Märchen. Die Romantik erschien ihm eine Kunstrichtung höherer Ordnung, als reinerer Grad der Vergeistigung: sie lebe dem Weltenquell näher als der Klassizismus, der im Bereich des menschlichen Daseins seine Zelte aufschlägt. Denn Naturerkenntnis bedeutet Naturüberwindung, also Vergeistigung. Jede Erfindung, die unser Leben kompliziert, steigert unsere nervöse Empfindsamkeit, damit unsere geistige Empfänglichkeit — der Naturalismus als Unterart des Formalismus sucht in der Naturform das Wesen der Dinge, während der Geist des Daseins in dieser Hülle waltet. Romantik war für Kohler die Kunst der Zukunft. Die Kunst bedarf einer ebenso großen Annäherung an die Wirklichkeit wie der Entfernung von ihr; sie bringt eine wahre Realität

Digitized by Google

zur Geltung, aber nicht in ihren zufälligen Äußerlichkeiten, vielmehr in den geistigen Wesenszügen, die der Wirklichkeit innewohnen. Auch das Häßliche gehört zur Kunst, soweit es eine seelische Stimmung charakterisiert. Kohler hat sich in Mußestunden mit mehr und minderem Glück auch in der Lyrik und in musikalischen Kompositionen versucht. Wichtiger sind seine sprachlich schmiegsamen Nachdichtungen der Sonette des Petrarca, und ein trotz mancher Anfechtbarkeit ernstes Kunstwerk wird seine freie Übertragung von Dantes Commedia in Terzinen bleiben. Der Wust toter geschichtlicher Anspielungen ist mit gesundem Zugriff abgetan, der Goldgehalt des einzigartigen Weltgedichts wird ausgeprägt. Für meine Heftereihe „Modernes Christentum" verfaßte der verehrte Mann seinen geistvollen, formschönen Essai: Dante als Prophet. „Dante," ruft er begeistert und zur Andacht stimmend, „ist ein Palladium der Idealität, eine Burg des religiösen, ein Wahrzeichen des sittlichen Bewußtseins, er, dessen Vaterlandsliebe keine Grenzen, dessen Offenheit und Wahrheit keinen Schleier, dessen Religion keinen Schatten kennt; er, dessen Mannesgefühl, dessen Menschenliebe ihresgleichen sucht; Dante ist der richtige Erzieher der Menschheit, da er, der größte Dichter, niemals die sittliche Menschenkraft dem Idealempfinden der Poesie aufopfert, sondern beide in der höchsten Höhe ernst religiösen Empfindens vereint."

In seiner Religion war Kohler, von Hause aus Katholik, ein liberaler Pantheist, der der buddhistischen Weltanschauung Schopenhauers sich wesensverwandt fühlte. Als „des Morgenlandes größte Weisheit" übertrug er des chinesischen Weltweisen Laotse „Taoteking", den Pfad zum Wesen des All, in freie Sinnsprüche, die freilich zuweilen hausbacken schmecken, wenn man an den köstlichen „Schiking" des Viktor v. Strauß und Torney denkt. Ein faustischer Roman von Kohler wurde ein ganz unzulänglicher Versuch. Der Künstler in ihm ging gar nicht selten mit dem Gelehrten vieler Grade durch, der gereizte Pegasus warf den Reiter unsanft ab. Josef Kohler vertrug keinerlei Anzweifelung seiner allseitigen Größe — dafür gibt es lustige und auch ärgerliche Beispiele.

Doch nehmt alles nur in allem — ihr werdet seinesgleichen selten sehen! Josef Kohler war eine ungewöhnlich reiche, vielseitig mächtige Renaissancenatur als Professor seiner zahllosen Schüler, als Bahnbrecher seiner juristischen Kollegen und der Kulturwelt, als künstlerischer Schriftsteller, als hinreißende Persönlichkeit, als genialer Mensch.

Literarische Berichte

Der sinkende Tag. Sechs Erzählungen von Ernst Zahn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 16.—.

Der Titel dieses neuen Novellenbandes deutet die Stimmung an, die wie ein feiner Hauch die verschiedenen Töne einigend und zusammenhaltend über den unter sich kontrastierenden farbenreichen Erzählungen liegt. Der reifen Erzählungskunst des Dichters und jener Innerlichkeit, die allein der künstlerischen Technik die wirkliche Eindrucksstärke gibt, ist es zu danken, daß die einigende Stimmung nicht als Eintönigkeit, sondern als Vertiefung empfunden wird, daß die Menschenschicksale, die sich hier vor uns abspielen, auch dann unsere volle Teilnahme wecken und festhalten, wenn sie ohne starke äußere Bewegtheit, ohne gewaltsamen dramatischen Abschluß verlaufen. Allgemeingültiges, wie das Geschehen im „Hause des Witwers", der ersten Novelle des Bandes, die ein ähnliches Motiv, wie J. P. Jacobsens berühmte Novelle „Frau Fönß", in neuer, eigenartig fesselnder Weise behandelt, wird durch die intime Erfassung der Charaktere und Zustände etwas durchaus Individuelles; oder das Abstoßende eines oberflächlich eiteln Egoisten wird durch die Kontrastierung mit zwei feinen, selbstlosen Menschen und mit einer zart verklingenden schwermütigen Poesie des Milieus in einen künstlerisch und menschlich versöhnenden Zusammenklang gehoben („Es ist lange her";) oder in eine ganz einfache bürgerliche Umwelt wird eine Gestalt von fremdartigem, schicksalsschwerem Zauber

Digitized by Google

hineingestellt („Anna Kaulen"). Der Band erhält noch eine besondere farbige Belebung durch zwei historische Novellen, von denen die eine uns an den Hof des gealterten Ludwig XIV., die andere in das glänzende, leidenschaftdurchwühlte Leben eines Fürstenhofes der italienischen Renaissance versetzt.

Ueber Beruf, Berufswahl und Berufsberatung als Erziehungsfragen. Von Aloys Fischer. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 4.40.

Ausgehend von Zeitfragen wie der des Aufstiegs der Begabten und von Zeitbedürfnissen wie dem nach raschem Ersatz der Lücken im Arbeitsleben des Volkes, die der Krieg gerissen hat, erörtert der Verfasser den Sinn des Berufes und die allgemeinen Voraussetzungen für Berufswahl und Berufsberatung. Eine Reihe eigener Untersuchungen bezw. Umfragen über die Berufswahl von Volks- und Fortbildungsschülern, von ungelernten Arbeiterinnen und von Hochschulstudenten gab ihm die Möglichkeit, sowohl die bestehenden Zustände wie die Wege zur Besserung eindringlich zu kennzeichnen. Eine neue Psychologie der Berufe ist das wichtigste und nicht bloß für den Pädagogen, sondern auch für den Politiker interessante Ergebnis der mit kritischer Schärfe aufbauende Gedankenarbeit verbindenden Studie.

Hans Zimmer.

Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege. Erinnerungen aus meiner vierjährigen Tätigkeit als bevollmächtigter General beim k. u. k. Armeeoberkommando von A. v. Cramon. Mit 5 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 205 S., Preis M. 16.—, geb. M. 20.—.

Um es gleich zu sagen: ein ganz außerordentlich interessantes Buch, besonders für den österreichischen Leser. Knapp, sachlich, schlicht, klar und dabei reichgefüllt mit Einzelheiten von welthistorischer Bedeutung, die durch ihren persönlichen Charakter einerseits packende Lebendigkeit atmen, andererseits den Eindruck authentischer Tatsächlichkeit erwecken. Dabei ist das Buch — was den österreichischen Leser besonders sympathisch berühren muß — frei von jenem geringschätzigen und selbst im Wohlwollen aufreizend herablassenden Tone, den man von norddeutschen Autoren gewohnt ist, wenn sie über österreichische Verhältnisse schreiben. Generalleutnant v. Cramon kennt diese Verhältnisse wirklich und beurteilt sie richtig. Ganz freilich kann auch er den Preußen nicht verleugnen. Darin nämlich, daß er alle Erfolge der k. u. k. Truppen letzten Endes doch nur auf die deutsche Mithilfe zurückführt. Selbst wenn dies hinsichtlich des russischen und balkanischen Kriegsschauplatzes wirklich zutreffen sollte: für den italienischen Kriegsschauplatz trifft es nicht zu, denn die elf (!) siegreichen Isonzoschlachten hat das k. u. k. Heer ohne deutsche Hilfe durchgekämpft. Auf die überaus interessanten und historisch wichtigen Einzelheiten einzugehen, die der Verfasser über Kaiser Karl und den angeblichen „Verrat" Oesterreich-Ungarns vorbringt, müssen wir uns, so verlockend es auch wäre, aus Raumrücksichten leider versagen. Nur an eines sei der hochgeschätzte Verfasser erinnert: daß Oesterreich-Ungarns Bevölkerung zur Hälfte aus Slawen bestand und daß es denn doch naiv war, diesen 25 Millionen, die zumindest keine Freunde Deutschlands gewesen sind, zuzumuten, sie sollten vier Jahre lang an dessen Seite für eine Sache kämpfen, die kein Geringerer als der Deutsche Reichskanzler selber als den Kampf der Germanen gegen die Slawen bezeichnet hat.

Th. v. Sosnosky.

Sittliche Diktatur. Ein Aufruf an alle Deutschen von Karl Scheffler. Herausgegeben vom Deutschen Werkbund. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.65.

Diese Flugschrift wendet sich an alle Deutsche, die nach Wegen suchen, wie Deutschland aus dem Elend dieser Jahre herauskommen könne. Die Rettung ist nicht von außen, nicht von einem Wunder zu erwarten, sondern nur von der Selbstbesinnung der Nation. Die wirtschaftlichen Fragen, im Verbrauch und in der Herstellung, sind sittliche Fragen, sind Angelegenheiten der allgemeinen Verantwortung. Und dies mit aller Eindringlichkeit den Deutschen zum Bewußtsein zu bringen, ist die Aufgabe dieser Arbeit von Karl Scheffler; sie ermahnt uns, durch Freiwilligkeit unserer Entschlüsse dem Zwang der Not die Bürde zu nehmen und ihm so zu Würde geben, die Entschlüsse unseres privaten Lebens unter den Gesichtspunkt des allgemeinen Wohles zu stellen. Unabhängigkeit vom Ausland in unseren Verbrauchsgütern, soweit immer es möglich ist, Veredlung der deutschen Produkte, Zurückgewinnung einer anständigen und geistigen Einfachheit in den Formen unseres Gemeinschaftslebens ... das sind die Ziele. Der Weg aber liegt im Entschluß derer, die von der Wahrheit dieser Notwendigkeit überzeugt sind. Sie sollen sich zusammenfinden, um in der Gemeinsamkeit ein Beispiel zu geben und den anderen Führer zu werden. Wir brauchen eine nationale Uebereinkunft derer, die diesen Weg gehen wollen. Schefflers Schrift soll

Digitized by Google

sie vorbereiten, sie ist heute eine Notwendigkeit.

Theodor Herzls Lehrjahre (1860—1895). Von Leon Kellner. Nach den handschriftlichen Quellen. Wien-Berlin, R. Löwit Verlag.

Dieses 160 Seiten starke Buch hat zum Verfasser den bekannten Forscher auf dem Gebiete der englischen Sprache und Literatur Leon Kellner, ehemaligen Professor an der durch den Weltkrieg um ihr Deutschtum gebrachten Universität Czernowitz. Kellner war Zeit-, Alters- und Gesinnungsgenosse Herzls. Gesinnungsgenosse, insoweit der Zionismus in Betracht kommt, dessen Hauptkämpe Theodor Herzl war, der Verfasser des der zionistischen Bewegung Richtung gebenden „Judenstaat". Herzl mußte verhältnismäßig jung — 44jährig —, ein ungekrönter König von Juda, in die Grube fahren. Auch diejenigen, die seinen Gesinnungen fernstanden, konnten nicht umhin, mit Teilnahme bei der anziehenden Figur dieses Schriftstellers, der ein Meister des Feuilletons war und als solcher in den Spalten der „Neuen Freien Presse" sich auslebte, stehen zu bleiben. Ehe er seine zionistische Laufbahn einschlug, hatte er den Ehrgeiz, in der Zeitung und auf der Bühne zu glänzen, und diese seine literarischen Lehrjahre schildert Leon Kellner in höchst fesselnder Weise in einem durch viel authentisches Material fundierten Buche. Herzls Elternhaus, der Weg zur „Neuen Freien Presse" und zum Burgtheater, die Pariser Korrespondentenzeit, Herzls Gedanken über Gesellschaft und Judentum finden in Kellner einen warmen, bewundernden, wesensverwandten Schilderer. Das Buch ist reich geschmückt mit Abbildungen, die dem interessanten Helden desselben gerecht werden. S. M.

Briefe an Frau Julie Ritter. Von Richard Wagner. München, Fr. Bruckmann. 36 Briefe. 158 Seiten. Geb. M. 13.50.

Schon in Dresden fühlte sich die Hamburgerin Julie Ritter, Witwe eines in Narwa ansässigen deutschen Kaufmanns, von Wagners Kunst und Wirksamkeit (z. B. Durchsetzung der 9. Symphonie Beethovens) angezogen. Nach seiner Flucht aus Dresden sandte sie ihm 1850 eine namhafte Unterstützung, die dann in einen Pflichtbetrag überging, der 1852—1859 regelmäßig entrichtet wurde. Es ist nun anziehend, zu beobachten, wie außergewöhnlich warm ein solches Verhältnis, das für beide Teile heikel ist, von Wagner behandelt und gehegt wurde. Ein Ton liebevoller Herzlichkeit der fast zwanzig Jahre älteren Freundin gegenüber durchzieht alle Briefe und hilft auch rasch über die einzige Verstimmung, die der sonst ungetrübten Freundschaft aus einem Streite erwuchs, der Frau Ritters Sohn Karl mit dem sonst so überlegenen Liszt auseinanderbrachte. Wagner wollte auf die Rente verzichten, aber Frau Ritters Muttergefühl beruhigte sich, und sie spendete dem Künstler weiter, bis es mißliche Vermögensverhältnisse verboten. Jener Karl, der übrigens das Verdienst hat, Wagner 1858 auf Venedig aufmerksam gemacht zu haben, war lange bei ihm in Zürich. Die Briefe gewähren aber nicht bloß Einblick in äußere Verhältnisse, sondern bereichern unsere Kenntnis der Arbeitsweise und Denkart des Meisters. Herausgegeben hat sie ein Mitglied der Ritterschen Familie: Siegmund v. Hausegger, der mit der Enkelin von Frau Ritter (Tochter des bekannten Komponisten Alexander Ritter) vermählt war. Dr. Karl Grunsky.

Rund um Sankt Annen. Neue Pickbalgegeschichten. Von Wilhelm Scharrelmann. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. Geb. M. 7.—.

Es ist eine völlig einheitliche, in sich geschlossene Welt, aus der Wilhelm Scharrelmann diesen neuen Band humorvoller Erzählungen geschrieben hat. Eine enge, vom Strom des Großstadtlebens abseits liegende Gasse, wie wir sie noch hier und da in den ältesten Stadtteilen unserer großen Städte finden, Gassen, in denen heute ein Kleinbürgertum haust, das dem Auge des Beobachters eine Fülle der merkwürdigsten und ergötzlichsten Charaktere bietet. Wilhelm Scharrelmann hat mit dem Auge des Dichters in diese enge idyllische Welt geblickt und mit sicheren Strichen Gestalten und Geschichten daraus festgehalten, die sich dem Leser mit Eindringlichkeit einprägen, daß man sie nicht leicht wieder vergißt.

Der Abenteuer-Roman. Band 1: Ker Ali von F. R. Nord. Gebunden M. 15.—; Band 2: Sfir-anusch von F. R. Nord. Gebunden M. 18.—; Band 3: Die Eselreiterin von Harry Scheff. Gebunden M. 15.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Abenteuer-Roman, der schon im späten Altertum eine Blütezeit hatte und der seit Anbruch der Neuzeit manch wertvolle Gabe zur Weltliteratur beigesteuert hat, wird heute mit besonderer Vorliebe von den Autoren kultiviert und vom Publikum ebenso aufgenommen. Auch die neue Sammlung, von der uns heute die ersten Bände vorgelegt werden, hat es sich, wie schon ihr Titel ankündigt, zur Aufgabe gemacht, den Abenteuer-Roman zu pflegen. Die Werke dieser Romanreihe

Digitized by Google

sollen dem Leser durch reichbewegte, fesselnde Handlung, fast durchweg im Rahmen ferner Länder und fremden Volkslebens, eine literarisch wertvolle Lektüre bieten, die ihm neben der augenblicklichen Unterhaltung bleibende Anregungen und fest haftende farbige Bilder aus der weiten Welt hinterläßt. Es werden darum in erster Linie solche Erzählungen in die Reihe aufgenommen, deren Autoren aus eigener Anschauung jene Länder und Völker kennen, die sie schildern und in deren Umwelt sie die Schicksale ihrer Menschen sich abspielen lassen. Denn auf diese Weise ist eine Bürgschaft gegeben, daß die Handlung sich nicht ins Unmögliche verliert, und daß das Weltbild, das sie aufrollen, dem empfänglichen Leser auch ernsthafte Wirklichkeitswerte vermittelt. Dies Programm erfüllen die drei Bände aufs beste. Der Verfasser von „Ker Ali" und „Sfir-anusch", der sich unter dem Pseudonym F. R. Nord verbirgt, ist durch lange, oft abenteuerliche Reisen völlig vertraut mit den Gegenden, die er schildert; in „Ker Ali" führt er uns, im weltstädtischen Milieu des größten Berliner Hotels beginnend, auf Kreuz- und Querfahrten von oft atemraubender Spannung übers Meer nach Indien, auf die Höhen des Himalaja und in das „verbotene Land" Tibet; in „Sfir-anusch" von London und Belgien nach Konstantinopel, dem Kaukasus, Armenien, dessen Volk wir in der fürchterlichen Tragödie des Weltkriegs der Vernichtung entgegengehen sehen. Harry Scheffs „Eselreiterin" hingegen setzt in den Rocky Mountains ein und lenkt dann wohlbekannten Stätten zu, bis sich in Wien die vielverschlungene Handlung befriedigend entwirrt. — Die drei Bände bilden eine Ouvertüre, die für das Ganze Sympathie und die besten Erwartungen für das Kommende wecken wird.

Kolonialpolitik. Mein politisches Vermächtnis. Von W. H. Solf. Berlin, K. Hobbing. 99 S. M. 2.40.

Das Werk ist aus den Reden und Vorträgen entstanden, die der ehemalige Staatssekretär des Kolonialamtes 1914 bis 1918 gehalten hat. Wenn auch der Frieden uns unsere Kolonien genommen hat, wenn sich sogar Stimmen erheben, die eine grundsätzliche Abkehr Deutschlands vom kolonialen Gedanken fordern, so behält Solfs Buch doch seinen Wert als grundsätzliche Auseinandersetzung über Zweck und Aufgabe alles Kolonisierens. Er faßt diese in die Worte zusammen: „Kolonisieren ist Missionieren", und in diesem Sinne will er auch fernerhin für Deutschland Kolonialbesitz haben. Das ansprechende Werk sei jedem empfohlen, dem diese Fragen am Herzen liegen. Schn.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 26: Günther, S., Das Zeitalter der Entdeckungen. — Nr. 328: Diez, H., Das Zeitungswesen. — Nr. 690: Soden, H. Freiherr v., Die Entstehung der christlichen Kirche (Geschichte der christlichen Kirche, Bd. I). Nr. 691: Vom Urchristentum zum Katholizismus (Geschichte der christlichen Kirche, Bd. II). Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. Preis jeden Bandes kart. M. 2.—, geb. M. 2.65.

Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg. II. Reihe. Zehn öffentliche Vorträge über: Das Ausland im Weltkrieg. Heft 5: Salomon, Professor Felix, England. M. 1.40. Heft 6: Günther, Professor Adolf, Frankreich. M. 1.80. Heft 7: Blok, Professor P. J., Holland. M. 1.50. Heft 8: Herre, Professor Paul, Italien. M. 1.50. Heft 9: Freytag-Loringhoven, Axel Freiherr v., Rußland. M. 1.50. Heft 10: Arnheim, Professor Dr. Fritz, Schweden. M. 1.60. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer.

Bette, Bruno, Der kaufmännische Stil. Leipzig, Hesse & Becker Verlag. Preis in Steifdeckel M. 4.50, geb. M. 5.50.

Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Herausgeber Prof. Dr. Franz v. Mammen. Heft 64: Broglie, C., Wiesbaden, Die soziale Frage. Ein Versuch. M. 2.—. Heft 67: Hedler, Major W., Deutsche Kraftquellen. Die Grundlage der deutschen Volkswirtschaft. M. 1.80. Dresden und Leipzig, „Globus" Wissenschaftliche Verlagsanstalt.

Blätter für Volksbibliotheken. Herausgegeben von Fritz und Richard Oehler. 1. Jahrgang, Heft 1. Leipzig, Otto Harrassowitz. Preis pro Jahrgang M. 8.— zuzüglich 10% Teuerungszuschlag.

Das Bildungswesen. Beiträge zur Neugestaltung des gesamten Bildungswesens in Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Karl Roller, Direktor der höheren Mädchenschule und Privatdozent für Pädagogik in Gießen. Heft 1: Roller, Karl, Zur Reform der Volks-

Digitized by Google

schullehrerbildung, Landschule und Einheitsschule. Zwei Vorschläge zur Schulreform. M. 1.80. Heft 2: Friedrich, Lehrer J., Deutsche Volkstumspädagogik. Die Notwendigkeit ihrer Begründung nebst Bausteinen und Richtlinien. Eine Anregung zur zeitgemäßen Neugestaltung der Erziehungskunde. Gießen, Verlag von Alfred Töpelmann. M. 2.50.

Der neue Merkur. Monatshefte. Herausgeber E. Frisch und W. Hausenstein. 3. Jahrgang, Januar 1920. München, Verlag „Der neue Merkur". M. 2.75.

Der Schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland. Januar bis Juni 1920, 4. bis 9. Heft des 1. Jahrganges. Herausgeber Hans Heinrich Ehrler — Hermann Missenharter — Dr. Georg Schmückle. Stuttgart, Verlag Der Schwäbische Bund (Strecker & Schröder) G. m. b. H. Pro Heft M. 2.50, vierteljährlich (3 Hefte) M. 6.—.

Dieckmanns Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei. Band 1: Engelbrecht, Kurt, Die Liebe im Selbsterlebnis der Menschen und Zeiten. Geb. M. 7.—. Band 2: Meisel-Heß, Grete, Die Ehe als Erlebnis. Geb. M. 7.—. Band 3: Rehm, Hermann Siegfried, Der Humor in der Memoirenliteratur. Geb. M. 7.—. Band 4/5: Zell, Dr. Th., Das Tier im Erlebnis des Menschen. Geb. M. 12.—. Halle a. d. Saale, Heinrich Dieckmanns Verlagsbuchhandlung.

Diplomatische Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges 1914. Ergänzungen und Nachträge zum Oesterreichisch-Ungarischen Rotbuch. II. Teil 24. Juli bis 28. Juli 1914. III. Teil 29. Juli bis 27. August 1914. Wien I, Verlag der österreichischen Staatsdruckerei. à Kr. 12.—.

Eisele, Dr. Hans, Bilder aus dem kommunistischen Ungarn. Innsbruck, Wien, München, Bozen, Verlagsanstalt Tyrolia. Geh. M. 3.50.

Ettlinger, Prof. Dr. Max, Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. XVII. Jahrgang, 1919/1920. Kempten und München, Verlag der Jos. Kösselschen Buchhandlung. M. 1.50.

Flugschriften der „Stimmen der Zeit". Heft 14: Overmans S. J., Jakob, Roman, Theater und Kino im neuen Deutschland. M. 1.—. Heft 15: Noppel S. J., Constantin, Deutsche Auswanderung und Auslandsdeutschtum. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 90 Pf.

Fock, Dr. Ernst, Oberlehrer. Die Einheitsschule-Bewegung. Mit 22 Skizzen. Berlin W 57, Verlag von Otto Salle. M. 4.50.

Gaupp, Prof. Dr. Robert, Die künftige Stellung des Arztes im Volke. Ansprache an die Studierenden der Medizin der Universität Tübingen (23. Oktober 1919). Geh. M. 1.—, zuzüglich 50 % Teuerungszuschlag. — Das sexuelle Problem vom psychologischen Standpunkt. Ansprache an die Studentenschaft der Universität Tübingen (2. Dezember 1919). M. 1.—. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung.

Gerechtigkeit. Monatshefte für auswärtige Politik. Heft 12. Dezember 1919. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Got, Dr. Ambroise, L'Allemagne après la débâcle. Impressions d'un Attaché à la Mission Militaire Française à Berlin. Mars-Juillet 1919. Strasbourg, Imprimerie Strasbourgoise.

Großmann, Stefan, Das Tage-Buch. Heft 1 u. folg. Berlin W 35, Ernst Rowohlt Verlag. Pro Quart. M. 18.—, Einzelheft M. 1.50.

Helmolt, Prof. Dr. Hans F., Ein Vierteljahrhundert Weltgeschichte 1894—1919. Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H.

Herms, Dr., Lille vergewaltigt? Auf Grund der Akten des Generalquartiermeisters des Armeeoberkommandos VI, des Gouvernements und der Kommandantur Lille gesammelte Eindrücke über die sämtlichen Gebiete der deutschen Verwaltung. Mit Genehmigung des Auswärtigen Amtes und des Reichswehrministeriums. Oldenburg i. O., Berlin, Verlag von Gerhard Stalling. M. 6.—.

Horsetzky, Ernst, General der Inf. d. R., Die vier letzten Kriegswochen (24. Oktober bis 21. November 1918). Ein Beitrag zur Geschichte der Auflösung der österreichisch-ungarischen Armee. Mit 2 Skizzen und einer Truppeneinteilung. Wien und Leipzig, Verlag Karl Harbauer. M. 3.—.

Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Herausgegeben vom Vorstande. Band 34. 2. Lieferung. Berlin SW 11, Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft.

Jenny, Dr. E., Die Errungenschaften der Revolution. Berlin, August Scherl G. m. b. H. M. 2.—.

Kaufmann, DDr. Paul, Präsident des Reichsversicherungsamts, Wiederaufbau und Sozialversicherung. Vorschläge zur Aenderung der Reichsversicherungsordnung. Berlin NW 7, Verlag von Georg Stilke. M. 4.—.

Laubert, Manfred, Eduard Flottwell. Ein Abriß seines Lebens. Berlin, Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H. M. 7.50.

Lechtape, Heinrich, Die Frage der Steuergerechtigkeit. Grundsätzliches zur Finanzreform auf Grund des Solidaritätssystems von Heinrich Pesch S. J. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.50.

Meschko, Xaver, Das Paradies auf Erden. Der kleine Zigeuner. Zwei Kinder-

Digitized by Google

geschichten. Deutsch von Mina Conrad-Eybesfeld. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 3.60, geb. M. 5.40.

Müller, Dr. August, Staatssekretär a. D., Gewaltfrieden und Wiederaufbau. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 1.—.

Nemény, Wilhelm, 133 Tage Bolschewistenherrschaft. Randbemerkungen zu der Geschichte der ungarischen Räterepublik. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. 80 Pf.

Obst, Dr. Erich, Professor an der Universität Breslau. Vorwärts zu Einheit und Fortschritt! Gedanken über Grundsätze und Ziele einer neudeutschen Politik. Breslau I, Priebatschs Verlagsbuchhandlung.

Pastor, Ludwig Freiherr v., Johannes Janssens Briefe. 1. Band 1847—1873. 2. (Schluß-)Band 1874—1891. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 30.—, geb. M. 36.—.

Poske, Geh. Studienrat Dr. Friedrich, Einheitsschule und Realismus. Denkschrift im Auftrage des Deutschen Vereins zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts. Berlin W 57, Verlag von Otto Salle. M. 1.50.

Quenzel, Karl, Grundriß der deutschen Literaturgeschichte. Leipzig, Hesse & Becker. M. 1.25.

Reclams Universalbibliothek. Dahlmann, Friedrich Christoph, Ein Wort über Verfassung. Geh. 25 Pf. — Marx, Karl, Lohnarbeit und Kapital. Zur Judenfrage und andere Schriften aus der Frühzeit. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Drahn. Geh. 50 Pf. — Pannier, Karl, Die Verfassung des Deutschen Reichs vom 11. August 1919 nebst Ergänzungsgesetzen. Geh. 50 Pf. — Zahn, Ernst, Stephan der Schmied. Eine Erzählung. Geh. 50 Pf. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun.

Sacher, Dr. Hermann, Herausgeber des Staatslexikons in Freiburg i. Br., Der Bürger im Volksstaat. Eine Einführung in Staatskunde und Politik. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—.

Schäffer, Julius, Dreißig Jahre Afrika. Livingstones Missions- und Forschungsreisen in Afrika. Berichte aus seinen Reisewerken ausgewählt und zusammengefaßt. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Kart. M. 1.80.

Schulze-Gaevernitz, Prof. v., Der Frieden und die Zukunft der Weltwirtschaft. Offener Brief an die gerecht denkenden Minderheiten in den alliierten und neutralen Ländern. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Fr. 1.50 (M. 3.—).

Trendelenburg, Adolf, Zu Goethes Faust. Vorarbeiten für eine erklärende Ausgabe. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—.

Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Regensburg 1919 zu den Wirtschaftsbeziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und Deutsch-Oesterreich und zur Sozialisierungsfrage. Mit einem Nachruf auf Gustav Schmoller von Heinrich Herkner und einer Gedächtnisrede auf Philippovich von Michael Hainisch nebst Berichten von Lusensky, Stolper, Lederer, Vogelstein, Eulenburg und v. Wiese. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 14.— und 10% Teuerungszuschlag.

Vischer, Friedrich Theodor, Goethes Faust. Zweite erweiterte Auflage mit einem Anhang von Hugo Falkenheim. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 18.—, in Halbl. M. 23.50.

Wiedersheim, Robert, Lebenserinnerungen. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 9.—, in Leinwand geb. M. 12.—.

Wissen und Wehr. Zweimonatschrift. Jahrgang 1920. 1. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Pro Heft M. 3.50, Jahrgang M. 20.—.

Zillmann, Dr. Friedrich, Theodor Fontane als Dichter. Er und über ihn. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 2.20.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Bismarcks Kampf mit Alexander von Battenberg und der Kaiserin Friedrich

(Schluß)

Um seine Politik durch die öffentliche Meinung zu stützen, flüchtete Fürst Bismarck nunmehr in die Öffentlichkeit und ließ seinen ganzen Presseapparat spielen, um die Bevölkerung aufzustacheln, auf seine Seite zu treten und den Heiratsplan zu verurteilen. In der „Kölnischen Zeitung" vom 5. April 1888 erschien ein förmlicher Appell Bismarcks an das deutsche Volk, der sich letzten Endes direkt gegen die Kaiserin richtete. Darin wurde ausgeführt, daß solange die bulgarische Frage nicht gelöst sei, Fürst Alexander doch immer der Mann bleibe, auf dessen Rückkehr die Bulgaren rechnen. In einem Kriege mit Rußland würde er sich schwer der moralischen Verpflichtung entziehen können, den Bulgaren als begeisternder Feldherr zu Hilfe zu kommen. Deutschland müsse aber der bulgarischen Frage gegenüber interesselos dastehen. Es sei unmöglich, daß der meistgehaßte persönliche Gegner des Zaren der Schwiegersohn des Deutschen Kaisers sein könne. Jeder Deutsche, der sein Vaterland liebt, muß erkennen, wo das richtige Urteil liegt, da ein erfolgreiches Verfolgen der Heiratsidee das deutsche Volk um den Deutschen Reichskanzler bringen werde. Auch in dem „Grenzboten" erschien ein von Bismarck inspirierter, von Busch entworfener Artikel unter dem Titel „Fremde Einflüsse im Reiche", der alle Vorgänge in schonungslosester Weise enthüllte und auch die Familie des Fürsten Alexander gehässig zergliederte.

In furchtbarster Aufregung war Fürst Alexander den Vorgängen in Berlin gefolgt und war nur froh, daß sie nicht in seiner Gegenwart vor sich gegangen waren. Er sah darin den Kampf einer geraden und ehrlichen Gewalt, die der Kaiser darstellte, gegen eine Koalition von Intrigen. Die Demissionsdrohung Bismarcks betrachtete Fürst Alexander als ein zwischen Bismarck und dem Kronprinzen abgekartetes Spiel, das dazu bestimmt sei, den Kaiser in eine Zwangslage zu versetzen. Der Großherzog von Hessen hatte ihm gesagt, daß Bismarck schon vierundzwanzig Stunden vor seinem Vortrage am 31. um den Einladungsbrief des Kaisers an Fürst Alexander gewußt habe und mit Prinz Wilhelm und dem Großherzog von Baden verabredete, die Sache zu hintertreiben. Fürst Alexander meinte auch, daß, hätte man die Sache von Haus aus als eine private Familienangelegenheit dargestellt, die mit Politik nichts zu tun hat, der russische Kaiser weiter nichts dabei gefunden hätte, zumal

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart
Digitized by Google

er „das Autokratische verstand und liebte" und „kein Verständnis für allmächtige Minister hatte". Noch hoffte Fürst Alexander, daß vielleicht doch die Dinge eine gute Lösung finden könnten.[1])

Da erhielt er den Brief des Kronprinzen Wilhelm. Auf die Anfrage des Großherzogs von Hessen über seine Haltung dem gegenüber antwortete Fürst Alexander, die Stellung des Briefschreibers verbiete ihm darüber eine Diskussion zu eröffnen, er teile die in der „Kölnischen Zeitung" von Bismarck ausgesprochenen Ansichten nicht, stehe aber nicht an, zu erklären, daß er, falls die Heirat nur durch Abgang des Reichskanzlers ermöglicht werden könnte, bitte, daß er im Amt bleibe. Dasselbe schrieb er an die Kaiserin.[2]) Fürst Alexander war auf das tiefste empört und erbittert über die Art und Weise, wie diese intimen Familiendinge durch Bismarck in die Zeitungen gesetzt und so, wie er sich ausdrückte, in den Kot der Straße gezerrt wurden. In einem leidenschaftlichen Briefe an die Kaiserin brandmarkte er das Vorgehen der Feinde in Berlin, legte aber dar, daß Prinzeß Viktoria und er niemals die Ursache dafür sein dürften, daß Bismarck abtrete. Er wolle nicht, schrieb er der Kaiserin, vor dem deutschen Volke mit seiner Frau einst als die von England gekauften Zertrümmerer des Deutschen Reiches und schließlich Mörder des Kaisers verschrien werden. Die Heirat sei undenkbar, wenn Bismarck darüber fallen sollte.

Auch in Österreich-Ungarn hatte insbesondere die Art der öffentlichen Behandlung der intimen Familiendinge des deutschen Kaiserhofes Anstoß erregt, und Graf Kálnoky hatte sich darüber ausgesprochen, daß das dynastische Gefühl und das monarchische Prinzip unter diesem rücksichtslosen Treiben zu Schaden kommen müsse. Er befürchtete, daß die Stellung des Kanzlers, dem man es seit Jahr und Tag in Deutschland gewohnheitsgemäß überlassen hatte, für das ganze Reich allein zu denken und zu wollen, in all den Kämpfen Schaden leiden könne. Da traf bei Kálnoky eine Mitteilung des Fürsten Bismarck ein, die von Reuß übergeben wurde.

Der Kanzler sagte darin, das Hauptziel seiner Politik sei seit dem Jahre 1871 die Erhaltung des Friedens gewesen und, um dieses erreichen zu können, bedürfe er eines gewissen Spielraumes in der Behandlung der Beziehungen zu Rußland. Wenn jetzt die bei Hofe geplante Auszeichnung Alexanders von Battenberg zustande käme, so würde dadurch der deutschen Politik ein fremder Stempel aufgedrückt, dessen Wirkungen er nicht vertreten könne. Die Pflege des europäischen Friedens sei eine Aufgabe von solcher Schwierigkeit, daß nicht nur politische Sachkunde, sondern für den Sachkundigen auch ein gewisses Maß freier Bewegung nötig sei, um den Gefahren, die dem Frieden erwachsen

---

[1]) Briefkonzept Fürst Alexanders an Kaiserin Viktoria vom 2. April 1888, eigenhändig. Hartenau-Archiv.

[2]) Brief Fürst Alexanders an die Kaiserin Viktoria und den Großherzog Ludwig von Hessen, 7. April 1888, eigenhändig. Hartenau-Archiv.

Digitized by Google

können, rechtzeitig vorzubeugen. Wenn auf Grund von persönlichen und familiären Interessen politische Schritte geschehen, die ein Näherrücken der Kriegsgefahr bedingen, wie dies die geplante Heirat mit sich brächte, so könne Bismarck dieser Politik nicht folgen. Die Vermählung würde die Festsetzung des englisch-battenbergischen Einflusses im königlichen Hause bedeuten. Wenn der Kaiser, der den Heiratsplänen nicht geneigt sei, nachgäbe, so würde dies der Beweis sein, daß fremder Einfluß in Deutschland siege, und einem solchen könnte Bismarck nicht dienstbar werden. Bismarck hoffte, des verständnisvollen Vertrauens Kálnokys gewiß sein zu können, weil dessen Bestrebungen und Wünsche im Interesse seines Landes ebenfalls in erster Linie auf die Erhaltung des Friedens gerichtet waren.

Mittlerweile hatte man in Rußland die Entwicklung der Dinge in Berlin mit großem Interesse verfolgt. Giers äußerte sich, daß Kaiser Alexander die Heirat oder Anstellung des Exfürsten tatsächlich als einen gegen ihn geführten Schlag ansehe und daraus politische Konsequenzen ziehen würde. Insgeheim aber freute man sich in Rußland der Schwächung des Ansehens des deutschen Kaiserhauses und der Haltung Bismarcks, welche in Rußland als Verbeugung vor russischer Macht und Kraft beurteilt wurde. Die panslawistische Presse aber wünschte einen Sturz des Kanzlers, weil dadurch auch dessen Politik der Schmeicheleien für Rußland aufhören und die wirklichen Gefühle zutage träten, die nach deren Meinung ja doch zwischen Deutschland und Rußland feindliche seien und bleiben würden.

Fürst Bismarck war in der Tat über die versuchte Durchführung des Heiratsprojektes wider seinen Rat und Willen aufs höchste aufgebracht. Der englische Botschafter in Berlin berichtete an seine Regierung, der Kanzler sei in einer derartigen Erregung, daß man der Königin den beabsichtigten Besuch in Berlin derzeit nicht anraten könne, weil man für Bismarcks Verhalten ihr gegenüber keine Garantien übernehmen könnte. Als Graf Széchényi ihn dieser Tage fragte, wie es ihm gehe, antwortete Bismarck: „Wie soll es einem ergehen, wenn man nichts als Galle und Ärger hat.“ Als der Botschafter weiter fragte, ob er sein Reiten wieder aufgenommen habe, antwortete er: „Einmal war ich jetzt zu Pferde, aber weniger des Reitens halber, als um in meinem Gaule jemand zu haben, an dem ich meinen Zorn und meine Galle auslassen konnte.“

Auf den 1. April 1888, also mitten in die krisenhafte Zeit, fiel der dreiundsiebzigjährige Geburtstag des Reichskanzlers. Er wurde mehr als gewöhnlich, wegen der allgemein gegen die Kaiserin gerichteten Stimmung gewissermaßen demonstrativ gefeiert. Einer der ersten unter den an der Feier teilnehmenden Persönlichkeiten war Kronprinz Wilhelm. Er stand damals in den besten Beziehungen zu Bismarck.

Als im Februar in San Remo am damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm die Operation des Luftröhrenschnittes vollzogen worden war, erschien Prinz Wilhelm bei Bismarck und sagte, er käme mit einer großen Bitte.

Digitized by Google

Bismarck solle ihm das Versprechen geben, wenn er, Prinz Wilhelm, einst den Thron besteige, ihm ein ebenso treuer und ergebener Diener sein zu wollen, wie er es seinem Großvater war. Bismarck erwiderte, er gebe dieses Versprechen gerne, aber nur unter der Bedingung, daß der Prinz, wenn er einmal Kaiser geworden, sich auch wirklich seiner gereiften Erfahrung bediene und ihr folgend aus derselben Nutzen ziehe. Auf diese Worte ergriff der Prinz die Hand des Fürsten, drückte sie fest in der seinen und der Pakt war geschlossen.

Nun erschien an jenem 1. April Kronprinz Wilhelm mit einem großen Blumenstrauß in der Hand unangesagt im Hause Bismarcks, lud sich selbst zur Familientafel ein und erhob sich dabei zu einer Tischrede, in der er ausführte, er erlaube sich, bei einer so erhebenden Gelegenheit ein Bild vorzuführen, wie er sich das Reich in seiner politischen und sozialen Lage und in seinen inneren und äußeren Beziehungen im gegenwärtigen Augenblicke vorstelle. „Ich vergleiche," rief er, „unser Deutschland einem Armeekorps, das im Felde seinen Höchstkommandierenden [1]) verlor und dessen erster Offizier [2]) schwer verwundet ist. In diesem Augenblicke richten sich sechsundvierzig Millionen echter deutscher Herzen in Angst und Hoffnung nach der Fahne und deren Träger, von dem alles erwartet wird. Und der Träger dieser Fahne ist unser erlauchter Fürst, unser großer Kanzler, er gehe uns voran, ihm folgen wir, er lebe hoch!"

Der Widerhall dieser Worte in der Welt war ein bedeutender, obwohl sie abgeschwächter verbreitet wurden, als sie tatsächlich gelautet haben sollen. Das Hinweggehen über den derzeit regierenden Kaiser, das Betonen, daß man sich eigentlich um dessen Meinung nicht mehr zu kümmern brauche und die Unterstützung des Kanzlers durch den Prinzen gegen seine eigene Mutter wurden als Mangel an Feingefühl beurteilt, selbst von jenen Kreisen, die mit der Politik der Kaiserin keineswegs einverstanden waren. Am 10. April feierte auch Prinzeß Viktoria ihren Geburtstag, und in dem Glückwunschschreiben des Fürsten Alexander stand zu lesen, daß er der Prinzessin die Freiheit zurückgebe, damit sie einzig und allein dem edelsten Gefühle, der Kindesliebe zu ihrem schwer kranken Vater, folgen könne.[3])

Am 10. April fand die von Kaiser Friedrich gewünschte und angeregte Unterredung der Kaiserin Viktoria mit dem Reichskanzler statt. Sie dauerte zwei Stunden, und getreu seinem Plane, die Frage hinauszuziehen, bis der Regierungswechsel sich vollziehen werde, ging Bismarck auf alle Fragen der Kaiserin näher ein und zeigte sich nicht abgeneigt, eventuell nach einiger Zeit unter bestimmten Bedingungen das Projekt zuzulassen, ohne seine Stellung als Reichskanzler zu verlassen. Bismarck hatte in der Audienz über die politische Frage der eventuellen Rückkehr nach Bulgarien gesprochen und verlangt, daß

[1]) Kaiser Wilhelm I.

[2]) Kaiser Friedrich III.

[3]) Briefentwurf an die Prinzessin Viktoria von Preußen vom Fürsten Alexander, eigenhändig, 19. April 1888. Hartenau-Archiv.

Digitized by Google

wenn das Projekt zustande käme, Fürst Alexander sich dem Kaiser gegenüber verpflichten müsse, daß er dem bulgarischen Throne endgültig entsage und nicht die Absicht habe, zurückzukehren. Es kam dann auch die Unebenbürtigkeit und die polnische Abkunft zur Sprache, und es wurde schließlich eine eventuelle stille Trauung ohne lange Verlobung in Erwägung gezogen. Aber auf bindende Versprechungen ließ sich Bismarck nicht ein. Alles in allem hatte Bismarck sein Ziel erreicht. Die Sache war aufgeschoben, und die Kaiserin Friedrich war auch befriedigt, denn sie hatte durch dieses Gespräch neue Hoffnungen geschöpft und schrieb dem Fürsten Alexander in glücklichem Tone, wobei sie schon in die kleinsten Einzelheiten materieller Natur, die bei der künftigen Ehe zu lösen waren, einging. Auch der Königin von England hatte sie geschrieben, daß sie von einer Unterredung mit Bismarck befriedigt sei und sie und der Kanzler als Freunde geschieden wären.

In England, wo man genau über des Kanzlers Meinung unterrichtet war, konnte man sich, wie die Schwägerin Beatrice dem Fürsten Alexander schrieb, diese Worte der Kaiserin gar nicht erklären. Fürst Alexander, der schon alle Hoffnung aufgegeben hatte und gar nicht mehr mit der Erfüllung rechnete, war durch diese Wendung überrascht und glaubte wirklich, nun könne die Heiratsabsicht wieder aufgenommen werden. Er erklärte sich mit allen Forderungen bereit und ging auf alle Einzelheiten bezüglich der künftigen Ehe näher ein.[1])

An demselben Tage, an dem die Kaiserin mit Bismarck gesprochen hatte, schrieb Kaiser Friedrich III. an Fürst Alexander, er habe mit Rücksicht auf die sich kundgebende gewisse Aufregung und die in der Presse entbrannten Diskussionen vorläufig auf die Freude verzichten müssen, den Fürsten in Charlottenburg zu empfangen. Er versicherte, ihn zu unterrichten, wenn sich eine Mitteilung von Wichtigkeit ergeben würde. Jetzt aber möge er sich die Angriffe, welche leider gemacht würden, nicht zu Herzen nehmen, sondern sich des Verständnisses und des Wohlwollens seines wohlgeneigten Kaisers versichert halten.[2])

Mittlerweile hatte die Krankheit des Kaisers furchtbare Fortschritte gemacht. Neue Wucherungen legten sich vor die Kanüle, und der Kaiser war dem Ersticken nahe. Mackenzie hatte derart den Kopf verloren, daß nach seinem alten Gegner Professor Bergmann geschickt wurde, der es unternahm, dem Kaiser, allerdings unter furchtbaren Schmerzen, die Wucherung mittels einer längeren Kanüle zu durchstoßen und so dem Kranken wieder für einige Wochen das Leben zu sichern. Nur durch Morphiumeinspritzungen konnte der Kaiser für Augenblicke über die Schwächeanfälle hinweggebracht werden, doch zeigte sich schon ein bedenklicher Verfall der Kräfte.

In dieser Zeit erhielt der Kaiser Bismarcks Memoire, das die Stellung des Fürsten Bismarck gegenüber der Heiratsfrage und die schon angeführten

[1]) Briefkonzept des Fürsten Alexander an Kaiserin Friedrich vom 12. April 1888, eigenhändig. Hartenau-Archiv.

[2]) Kaiser Friedrich III. an Fürst Alexander von Battenberg, 10. April 1888. Hartenau-Archiv.

Digitized by Google

Gründe des Kanzlers, die gegen dasselbe sprachen, gleichzeitig mit der Drohung über seine Entlassung enthielt.

Aber die Kaiserin, die den nahen Tod des Kaisers vor Augen sah, ließ nicht locker, sie veranlaßte ihren Gemahl angesichts seiner Krankheit, sein Testament zu machen und in dieses eine Verfügung aufzunehmen, die seinem Nachfolger die Erfüllung der Wünsche bezüglich der Heirat anvertraute. Tatsächlich ließ sich der Kaiser dieses Zugeständnis abringen und schrieb am 12. April in seinem Testament an seinen Sohn:

„Für den Fall, daß Deine Mutter oder ich unerwartet aus dieser Zeitlichkeit abberufen würden, will ich hiermit als meine ausdrückliche Willensmeinung erklärt haben, daß ich mit der Vermählung Deiner zweiten Schwester mit dem ehemaligen Fürsten von Bulgarien, Prinzen Alexander von Battenberg, mich einverstanden erkläre. Ich lege es Dir als Kindespflicht auf, diesen meinen Wunsch, den Deine Schwester Viktoria seit so vielen Jahren im Herzen trägt, auszuführen. Damit diese Angelegenheit jedoch jedes Politischen entbehre, auch jeder politischen Gefahr vorgebeugt werde, verzichte ich auf den naheliegenden Wunsch, von vornherein dem Prinzen, der meine volle Sympathie besitzt, eine Stellung in der Armee oder sonstige offizielle Auszeichnungen zu verleihen. Ich rechne darauf, daß Du Deine Pflicht als Sohn erfüllst, indem Du meinen Wünschen gerecht wirst und als Bruder Deiner Schwester Deine Hilfe nicht entziehst. Dein Dich liebender Vater." Charlottenburg, den 12. April 1888.[1])

Neuerdings war Kaiserin Friedrich in Fürst Alexander gedrungen, doch seinerseits einen Schritt zur Förderung der Angelegenheit zu unternehmen. Fürst Alexander antwortete mit dem Hinweis auf sein wiederholt gegebenes Wort, in dieser Sache persönlich nicht hervorzutreten. Er erklärte sich bereit, unter dem Dache des Kaisers in aller Stille zu heiraten, aber im Auslande und ohne Zustimmung der maßgebenden Persönlichkeiten nannte er die Heirat undenkbar.[2])

Die fortgesetzten Operationen und Eingriffe hatten beim Kaiser Wundfieber hervorgerufen, und seit dem 10. April hielt das starke Fieber an. Professor Bergmann wollte Bulletins über das Befinden des Kaisers herausgeben, aber Mackenzie, von der Kaiserin unterstützt, machte seinen Einspruch geltend mit der Begründung, die Bevölkerung solle nicht beunruhigt werden. Ja, es wurde sogar am 21. April eine Ausfahrt des Kaisers unternommen, um den Kaiser der Bevölkerung zu zeigen, obwohl Professor Bergmann dringend abriet und die rauhe Luft dem kranken Manne dann auch wirklich beträchtlich schadete.

---

[1]) Nach einer im Hartenau-Archiv erliegenden, vom Oberstthofmarschall der Kaiserin Friedrich, Grafen Radolinski geschriebenen Kopie der betreffenden Stelle des Testaments. Hartenau-Archiv.

[2]) Briefkonzept Fürst Alexanders von Battenberg an Kaiserin Friedrich vom 16. April 1888, eigenhändig. Hartenau-Archiv.

Digitized by Google

Gegen Ende April, als sich die erste Aufregung über die Heiratsfrage gelegt hatte, verwirklichte die Königin von England ihre Reise nach Berlin. Über die wahre Lage der Dinge orientiert, verhielt sie sich in der Sache sehr zurückhaltend, riet der Kaiserin ab, sich noch weiter allzusehr zu exponieren und sprach mit Bismarck, dem sie versicherte, daß das Gewicht Englands in die Wagschale derjenigen Seite fallen werde, welche für die Erhaltung des Friedens in Europa Bürge sei.

Die Königin verbarg aber nicht, daß sie einige Besorgnis über die Richtung der künftigen Politik des Kronprinzen Wilhelm hege. Bismarck versuchte sie zu überzeugen, daß der Kronprinz keine Händel suchen und selbst, wenn diese ihm aufgedrungen würden, mit Besonnenheit und Klugheit handeln würde. Die Königin quittierte diese Versicherung damit, daß sie den Prinzen Wilhelm, der bei seinem letzten Besuch in London so wenig herzlich aufgenommen worden war, daß er förmlich auf seine Großmutter erbittert von dort zurückgekehrt war, mit größter Auszeichnung behandelte und sich bemühte, zwischen der Kaiserin als Mutter und dem Thronerben als Sohn ausgleichend und versöhnend einzuwirken.

Fürst Alexander schrieb im Mai und Juni noch mehrmals an die Kaiserin. Er sprach darin seinen Schmerz über die Lage der Dinge, die geringe Hoffnung auf eine Ehe im stillen, aber auch die Überzeugung aus, daß der Kaiser im Grunde seiner Seele die Heirat auch nicht wolle. „Sie hoffen noch," schrieb er am 1. Juni, „ich nicht mehr, ich habe die Absicht, sobald Sie mich frei erklärt haben, meinen Namen abzulegen, einen bürgerlichen Namen zu führen und mein Vaterland gänzlich zu verlassen."

Die Kaiserin befand sich in einer furchtbaren Lage. Sie war nicht imstande, auf ihren Lieblingsgedanken zu verzichten, auf den sie jahrelang die ganze Kraft ihres Herzens, ihre ganze leidenschaftliche Energie verwandt hatte. In den todkranken Kaiser, den duldenden Märtyrer weiter zu dringen, war ihr nicht möglich, denn sie wäre durch die Aufregungen, die sie ihrem Gemahl verursacht hätte, vor sich selbst und noch vielmehr vor dem deutschen Volke als die Mörderin des Kaisers, oder zumindest als eine Frau, die sein Ende beschleunigt habe, bezeichnet worden.

So verbrachte sie Wochen der Verzweiflung, Stunden der tiefsten Herzensqual und selbstzerfleischender Kämpfe. Kalt und nüchtern betrachtete Bismarck diesen Zwiespalt. Er sah seinen Plan reifen und, wie stets, die Dinge so kommen, wie er es voraus berechnet und geahnt. Sein Scharfblick hatte ihn auch diesmal nicht getäuscht. In Dingen, die einmal für sein Volk als recht erkannte Politik betrafen, kannte er freilich auch kein Gefühl.

Da starb am 15. Juni der kaiserliche Dulder. Tags zuvor hatte Graf Herbert Bismarck bei einem von ihm gegebenen kleinen Damendiner sich in befriedigtem Tone geäußert: „Demnächst wird unsere Zeit nun wieder beginnen." [1])

[1]) Graf Széchényi an Graf Kálnoky, 26. Juni 1888. Min. d. Äuß.

Digitized by Google

Wie Bismarck vorausgesehen, war der Kaiser gestorben, ehe die Entscheidung über die Heirat gefallen war, aber die Kaiserin hoffte noch immer, diesmal auf einen Stimmungsumschwung ihres Sohnes, des nunmehrigen Kaisers Wilhelm II.

Zwei Tage nach dem Tode des Kaisers Friedrich schrieb Kaiser Wilhelm II. neuerdings an Fürst Alexander, weil dieser ihn durch Prinzessin Viktoria von Battenberg hatte ersuchen lassen, ihm im Falle des Ablebens des Kaisers Friedrich III. eine neue Willensäußerung über das Heiratsprojekt zugehen zu lassen.

Der Kaiser erklärte darin, daß er nach Rücksprache mit dem obersten Ratgeber seiner Regierung sich nicht von dem bisher von seinem hochseligen Herrn Großvater und Vater innegehabten Standpunkt entfernen könne und hiermit erkläre, daß er aus politischen, sowohl als aus Familienrücksichten, die Verbindung zuzugeben nicht in der Lage sei.[1])

In seinen Kondolenzbriefen an die Kaiserin und Prinzeß Viktoria schrieb Fürst Alexander, daß er der Prinzessin zwar noch treu, aber gekränkt und verletzt sei bis ins innerste Mark. Den Brief des Kaisers könne er nur dahin deuten, daß das Testament Kaiser Friedrichs zur Zeit der Abfassung noch nicht eröffnet gewesen sei, darum antwortete er dem Kaiser, daß ihm Kaiserin Friedrich von dem Testamente des verstorbenen Kaisers Mitteilung gemacht habe und in diesem Briefe die Schwester des nunmehrigen Kaisers als „die Braut des Fürsten Alexander bezeichnete, die der sterbende Vater ihm anvertraut".

Daraufhin teilte der preußische Gesandte in Darmstadt Freiherr v. Thielemann dem Fürsten Alexander mit, daß er ihm im Allerhöchsten Auftrage zu sagen habe, daß Seine Majestät den Brief vom 28. v. M. empfangen habe und daß dieser Brief Seiner Majestät keinen Anlaß gebe, dem Allerhöchsten Handschreiben vom 17. etwas hinzuzufügen.[2])

Auf diese Mitteilungen hin schrieb Fürst Alexander an die Kaiserin-Witwe Viktoria und ihre Tochter Abschiedsbriefe. Er legte darin dar, Kaiser Friedrich hätte es in der Hand gehabt, ihn und Prinzeß Viktoria zusammenzugeben, tat es aber nicht, weil er es nicht wollte und legte die Erfüllung in die Hände desjenigen, von dem er wußte, daß er es nie tun würde. Solange Kaiser Wilhelm I. regierte, habe Abwarten einen Sinn gehabt, jetzt aber am Grabe Friedrichs III. habe es keinen Zweck mehr. Er entsagte daher allen Träumen seiner Jugend und sagte seiner Braut mit schmerzlichen Worten Lebewohl. Fürst Alexander sandte die Geschenke zurück und wies darauf hin, daß es ihm angesichts der Haltung des Kaisers unmöglich sei, die Korrespondenz weiter aufrechtzuerhalten. Die Kaiserin Viktoria gab aber die Sache noch immer nicht verloren und schrieb dem Fürsten, er solle nicht so rasch verzweifeln. Kaiser

[1]) Brief Kaiser Wilhelms II. an Fürst Alexander vom 17. Juni 1888. Hartenau-Archiv.

[2]) Abschrift der Mitteilung des Freiherrn von Thielemann, vom Fürsten eigenhändig. Hartenau-Archiv.

Digitized by Google

Wilhelm II. habe ihr gesagt, er werde sich die Sache noch einmal überlegen, und dies bedeute, wie sie ihren Sohn kenne, einen verschleierten Rückzug von seiner Opposition.

Auch Graf Radolinski meinte, es sei noch nicht vorbei und schrieb dem Fürsten mit Bezug auf Kaiser Wilhelm II.: „Hoheit kennen die Menschen so gut wie ich. Erst wollen sie nicht, daß man sich etwas von ihnen wünscht, und dann sind sie ebenso empört, wenn man ihnen schließlich stolz den Rücken kehrt. In solcher Lage ist es immer am besten, sich tot zu stellen." Aber Kaiserin und Graf Radolinski irrten sich. Kaiser Wilhelm II. dachte nicht daran von seiner Absicht abzugehen, und so scheiterte der Heiratsplan, der so viel Staub aufgewirbelt, endgültig, und die Kaiserin zog sich, tief verwundet, von der ganzen Sache zurück.

Obwohl sich Fürst Alexander ebenfalls ganz in Stille und Einsamkeit zurückgezogen hatte, blieb die politische Spannung, die sich an seinen Namen und an sein Heiratsprojekt geknüpft hatte, doch noch immer in der Luft. Niemand vertraute darauf, daß nun die Dinge wirklich zu Ende seien, daß eine Rückkehr des Fürsten nach Bulgarien nun gänzlich ausgeschlossen sei und sein Heiratsplan auf immer fallengelassen wäre. Fürst Alexander hatte nach all den entsetzlichen Erfahrungen in Bulgarien, den furchtbaren Aufregungen und Kämpfen in Berlin, den politischen Anfechtungen aller Art, die auch die Beziehungen zu seiner Familie vergifteten, nur mehr das eine Bestreben, Ruhe und Frieden zu suchen und in einsamem, häuslichem Glücke, frei von allen hochfliegenden Wünschen, Ruhe und Vergessenheit zu finden. Er fürchtete aber die Einsamkeit, die nicht tröstet, sondern nur Gelegenheit gibt, über das Vergangene nachzudenken und die Nerven, die doch ausruhen sollen, neuerdings zu martern. So suchte er eine Frau, die ihm das häusliche Glück geben konnte, die nur für ihn lebte und ihm sein Schicksal mittragen half.

Etwa ein Jahr, nachdem die Hauptkämpfe in Berlin ausgefochten worden waren, vermählte er sich mit einer bürgerlichen Künstlerin, einem anmutigen und geistvollen Mitglied des Darmstädter Hoftheaters, die er in dieser Stadt kennen und lieben gelernt hatte und legte gleichzeitig den Namen Battenberg ab, um sich von dem Großherzog von Hessen zu erbitten, nach einer kleinen battenbergischen Besitzung den Namen eines Grafen von Hartenau führen zu dürfen. Zugleich bat er den Kaiser von Österreich um eine Stelle in der österreichisch-ungarischen Armee. Dieser Schritt des Fürsten wirkte auf die Politik wie eine Erlösung.

Erst von diesem Zeitpunkte an war vor den Augen der Welt der Heiratsgedanke mit der preußischen Prinzessin wirklich zu Grabe getragen, und auch die Rückkehr nach Bulgarien wurde nach den wiederholten Erklärungen des nunmehrigen Grafen von Hartenau[1]) nicht mehr so sehr in Rechnung gestellt.

[1]) Graf Hartenau, der einstige Fürst von Bulgarien, starb unerwartet und plötzlich nach fast fünfjähriger glücklicher Ehe in Graz am 17. November 1893, wurde sodann nach Sofia überführt und dort prunkvoll als Bulgarenfürst begraben.

Digitized by Google

Neben dem Zaren waren Kaiser Wilhelm II. und Bismarck von dieser Gestaltung der Dinge am meisten befriedigt, denn alles, was dem unerquicklichen Zustande Europas Beruhigung bieten konnte, war ihnen damals aufrichtig willkommen. Bismarck verglich die damalige Lage Europas mit dem unbehaglichen Gefühle eines Mannes, der fortwährend an ihm unerklärlichen Schmerzen leidet. Solche Übel kehrten oftmals im Tage oder in der Woche wieder und vergingen mit oder ohne Anwendung von Mitteln anfangs ziemlich schnell und gefahrlos, doch eines schönen Tages helfen die alten Mittel nicht mehr, und die gefährliche Krankheit kommt plötzlich und unerwartet zum Ausbruch. Auf ähnliche Weise erwartete er, daß Europa einstmals, vielleicht in einem Augenblicke, wo man es am wenigsten vermute, am Vorabend eines großen Krieges stehen werde.[1])

Der Kanzler zeichnete damit den Zustand der Spannung, der seit dem Berliner Kongreß bis zum Ausbruche des Weltkrieges, also fast sechsunddreißig Jahre, andauerte und dessen Länge auch die Furchtbarkeit und Dauer des Krankheitsausbruches im Weltkriege entsprach. Bismarck stand, seine ganze Kanzlerschaft hindurch, angesichts der ewigen Feindschaft Frankreichs, vornehmlich unter dem Einfluß der Besorgnis vor russischer Macht, die hinter jedem Worte des Zaren, aber auch hinter jedem Ausspruche und Verhalten seiner Minister, Gesandten und Generale, den ehernen Tritt der russischen Millionenheere erschallen und verspüren ließ. Demgegenüber vertrat die Kaiserin Friedrich in ihrer Parteinahme für den Battenberger die Anlehnung Deutschlands an England. Diese beiden grundlegenden Anschauungen über Deutschlands Politik waren in der Heiratsfrage zusammengeprallt.

Als Kaiser Wilhelm II. 1890 den Kanzler fallen ließ, den Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht erneuerte und damit Bismarcks nach Rußland gespannten Draht lockerte, hatte er nicht die Absicht, gleichzeitig jenen nach England zu festigen. Wie Wilhelm II. sich mit seiner Mutter, der englischen Königstochter, nicht verstand, ebenso hatte man in England kein Verständnis für den Kaiser. Inzwischen aber führte er Deutschland in unermüdlicher Arbeit, Sorge und heiliger Begeisterung zu nie dagewesener Größe und Blüte empor, stellte in seine großdeutsche Politik die von Bismarck zugunsten eines guten Verhältnisses zu Rußland ausdrücklich abgeschworene, durch die Städte Konstantinopel und Bagdad gekennzeichnete Interessensphäre wieder ein und fügte so der nie verlöschten Feindschaft Frankreichs die Eifersucht Rußlands und Englands hinzu.

So kam es, daß auch die aus der Veröffentlichung der Briefe Kaiser Wilhelms II. an den Zaren bekanntgewordenen Versuche, auf persönlichem Wege von Herrscher zu Herrscher zu einem neuen Bündnis mit Rußland zu gelangen, fehlschlugen, im entscheidenden Augenblick beide Drähte rissen und der Weltkrieg Deutschland mit wenigen Verbündeten einer Weltkoalition gegenüberstellte

[1]) Herr v. Eisenstein an Graf Kálnoky, 17. November 1888. Min. d. Äuß.

Digitized by Google

Die schwersten Befürchtungen Bismarcks verwirklichten sich; was er mit so viel Sorge und hoher Kunst zu vermeiden gewußt hatte, trat ein und vernichtete das stolze Lebenswerk des größten deutschen Staatsmannes, der je gelebt.

Parteiendämmerung

Vom

Gesandten v. Scheller-Steinwartz

Wie für gute und große Menschen, die sich zeitweise verirrt haben, das Schicksal meist eine Gelegenheit bringt, die Fehler wieder gutzumachen, so kommt auch für große Bewegungen, die in Verkennung ihrer wahren Zwecke irregeleitet wurden, der Augenblick, wo sie das Verfehlte sühnen und ihre guten und wahren Ziele erreichen können. Verkennen sie diesen Augenblick, weil die Führer zu starrsinnig sind, um ihre Verirrungen einzusehen, oder zu eitel, um sie einzugestehen, so ist es mit ihnen zu Ende und die Aussicht auf Erreichung ihrer Ziele geht unwiederbringlich verloren. Es scheint fast, daß ein solcher Augenblick für die Mehrheitssozialdemokratie gekommen ist.

Seit den fünf Jahrzehnten ihres öffentlichen Bestehens hat sie ununterbrochen die Rolle des Anklägers gespielt: gegen den Staat wie gegen die bürgerliche Gesellschaft, gegen den Kapitalismus wie gegen das Nationalgefühl, und die Angegriffenen haben sich begnügt, in der Verteidigung zu verharren oder ihre Angriffe doch nur auf die Theorie zu richten und mit der Theorie zu begründen. Und doch hätte es an Anklagepunkten nicht gefehlt. Ja, man kann sagen, daß die Sozialdemokratie manche große tragische Schuld auf sich geladen hat, deren Sühne vielleicht die schweren Erfahrungen bilden, die sie jetzt macht. Sie hat das Streben nach sozialem Ausgleich, nach Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse, nach dem Aufstieg der unteren Schichten, das in unserem Volke lebte und leicht schon früher zu umfassender Betätigung hätte geführt werden können, ohne das ganze Volk zu erschüttern, schwer gedrückt und gehemmt, indem sie es von vornherein mit dem Umsturzgedanken verquickte und es so allen verleidete, die einen ruhigen Aufstieg unseres Volkes für sittlich und wirtschaftlich richtiger hielten. Sie hat aber vor allem den schweren Fehler begangen, sich selbst und ihr edles Streben mit dem Marxismus zu identifizieren und dessen Irrlehren so sehr in Fleisch und Blut der gesamten Arbeiterschaft überzuführen, daß Marxismus und Sozialdemokratie kaum mehr zu trennen sind. Wenn die Sozialdemokratie jetzt vor ihrem Bankrott steht, so ist das tatsächlich nur der Bankrott des Marxismus, der sie mit in den Abgrund reißt. Denn ein gutes Teil der wirtschaftlichen und seelischen Not unseres Volkes liegt daran, daß die Arbeiterschaft mit Hilfe der erlangten Gewalt sich in Gestalt der hohen Löhne den Teil des Arbeitswertes verschaffen wollte, den sie sich

Digitized by Google

bisher durch den Kapitalisten vorenthalten glaubte. Es zeigt sich nun, daß der vermeintliche Mehrwert kaum vorhanden war und, soweit er vorhanden war, für die Aufrechterhaltung der Gesamtproduktion unentbehrlich ist. Es zeigt sich auch, daß die erwartete Steigerung der Produktion nicht eintritt und nicht eintreten kann, wenn Arbeitszeit und Arbeitsintensität vermindert wird, während das Entgelt für die Arbeit ihren Anteil an dem geschaffenen Wert weit übersteigt. Der Versuch, durch Erpressung höherer Löhne die gesteigerten Kosten der Lebenshaltung wettzumachen, gleicht dem Münchhausens, sich selbst beim Schopf aus dem Sumpf zu ziehen: er ist im Begriff, die ganze Produktionsmöglichkeit völlig lahmzulegen. Die angeblich wirtschaftspolitisch so geschulte Arbeiterschaft sieht das nicht ein und sägt den Ast ab, auf dem das ganze Volk sitzt. Es mag für die Führer eine herbe Enttäuschung sein, zu sehen, wie wenig ihre Ideale in ihren Anhängern lebendig geblieben sind. Schon 1862 schrieb Treitschke, in den „sozialistischen Ideen sei jederzeit der verwegenste Idealismus mit dem begehrlichsten Materialismus zusammengetroffen". Wer die alten großen Führer, Bebel, Liebknecht Vater, Vollmar und andere mehr gekannt hat, hat von diesem Idealismus einen starken Hauch verspürt. Aber bei den Massen ist er vielfach mißbraucht worden, um den begehrlichen Materialismus zu verhüllen. Gerade jetzt, wo die Führer positiv schaffen und aufbauen möchten und wo der sozialdemokratische Arbeiter zeigen sollte, daß er auch ohne die kapitalistische Hungerpeitsche arbeitet, versagen die Massen völlig und wandern zum großen Teil ab, dorthin, wo der Begehrlichkeit mehr in Aussicht gestellt wird. Der ganze soziale Geist, der Kern des ersten, reinen Sozialismus ist verloren gegangen und hat dem krassesten Individualismus Platz gemacht. Heißt der kategorische Imperativ des wahren Sozialismus: „Handle stets so, daß ein möglichst großer Teil deiner Arbeit der Allgemeinheit zugute kommt," so scheint er heute für viele zu lauten: „Handle stets so, daß du für möglichst wenig Arbeit der Allgemeinheit möglichst hohe Lasten auflegst."

Und die dritte Schuld, die gebüßt wird, liegt darin, daß der Sozialismus von Anfang an mit dem Internationalismus verquickt worden ist und keine Enttäuschung, die durch die mangelnde Gegenseitigkeit bereitet wurde, imstande war, die sozialistische Theorie davon abzubringen. Soeben noch ist der Kosmopolitismus im Reichstag von einem der bedeutendsten Führer der mehrheitssozialistischen Partei in einem Sinne verkündet worden, der offenbar nicht nur die von jedem vernünftigen Politiker angestrebte Freundschaft und Solidarität der Völker untereinander meint, sondern die Aufhebung des Begriffs und des Gefühls der Nationalität. Nicht nur der Hurrapatriot muß das bedauern, sondern vor allem der Realpolitiker: auch der echte Demokrat, denn die deutsche Demokratie wird national sein oder sie wird nicht sein, weil das deutsche Volk nicht mehr sein würde, wenn es sich in Atome auflöste, während alle anderen Völker sich um so fester in sich selbst und dann erst miteinander zusammenschließen. Nur starke Individuen können eine starke Gesellschaft bilden und nur starke Völkerindividuen einen starken Völkerbund: denn Individualismus und Sozia-

Digitized by Google

lismus sind nicht Gegensätze, sondern Momente einer höheren Einheit, Entwicklungsstadien in dem Aufstieg des Menschengeschlechts.

Die Zeit und Gelegenheit ist da, die Irrungen zu sühnen. Je weniger die sozialistischen Führer sich starr hinter die veralteten Theorien verschanzen, je weniger sie sich vom Geiste der Massen leiten lassen, anstatt ihn zu führen, je williger sie jetzt mit Hand anlegen bei der Wiederaufrichtung der deutschen Wirtschaft, die zugleich die Wohlfahrt der Massen bedeutet, desto wirksamer werden sie den wahrhaft sozialen Geist fördern und verbreiten helfen, der in allen Schichten unseres Volkes lebendig ist und nach Betätigung drängt.

Eingeweihte wissen, daß die alten Führer, Bebel an der Spitze, von der „Kladderadatschtheorie" längst im stillen abgekommen waren; die Revolution kam gegen ihren Willen, und wenn sie sich dennoch an ihre Spitze setzten, so haben sie das schlafende Bürgertum davor bewahrt, vom Spartakismus überrumpelt und erschlagen zu werden. Das sollte das Bürgertum nicht vergessen. Es sollte auch nicht vergessen, daß es selbst der Herrschaft der Theorien in den Geistern Vorschub geleistet hat.

Mag z. B. die deutsche Wissenschaft an ihre Brust schlagen, die zum großen Teil noch immer fasziniert in das Licht von Marx starrt, bei ihm nach verborgen-goldenem Schatze sucht und nicht merkt, daß sie nur schauerliche Kohlen fortträgt. Daß die Entwicklung der Dinge alles widerlegt hat, was Marx mittels Hegelscher Dialektik auf den ganz abnormen Arbeiterverhältnissen des England der dreißiger Jahre, wie sie Engels schilderte, nur scheinbar induktiv, aufgebaut hat: die Verelendungstheorie, die Krisentheorie, das eherne Lohngesetz und nun auch die Mehrwertslehre. Daß dieses ganze Gebäude als reine Deduktion auf schwankendem Grunde ruht, hätte längst nicht „ein ökonomischer Julian", aber ein ökonomischer Luther den Gemütern einhämmern sollen; statt dessen wird noch heute der Jugend gelehrt, Marx sei der größte Geist aller Zeiten, „mit dem man ringen müsse, bis er einen segnet". Kein Wunder, daß die Massen dann glauben, ihre Begehrlichkeit werde durch Wissenschaft und Idealismus geheiligt, und guten Glaubens mehr als nur die Bilder des Kapitalismus stürmen, der tatsächlich ihr bester Freund ist, weil er die Erhöhung der Gütererzeugung mit immer geringerer Handarbeit ermöglichte.

Wir sind allzumal Sünder und wollen auch ein Übermaß von Begehrlichkeit denen verzeihen, die so viel von der Begehrlichkeit der anderen Stände sahen. Denn überall ist diese die stärkste Triebkraft gewesen und wenige Klassen sind davon ganz frei geblieben.

Auch wenige Parteien, denn auch sie waren Interessenvertretungen und Träger der Theorien. Das starre Festhalten an überlebten Parteidoktrinen und Parteipraktiken steht einer gesunden Entwicklung unseres freiheitlichen Lebens ebenso im Wege, wie die Überschätzung der Massen gegenüber den Männern. Wie können überhaupt dieselben Parteien, die fünfzig Jahre lang auf Kritik eingestellt waren, gegeneinander und gegen eine ihnen gegenüberstehende Regierung, plötzlich ein schöpferisches, allein handelndes, selbst regierendes

Digitized by Google

Parlament bilden? Die Weltanschauungsetikette, die sie sich zum Teil aufgeklebt haben, deckt nicht den Mangel wirklicher politischer Orientierung und großer gemeinsamer politischer Ziele.

Wir können unsere alten Parteien nicht in den Schmelztiegel werfen; manches Gute an Geist würde dabei verdampfen. Aber der Verschiedenheit der Anschauungen über die Wege könnten bei einer Gemeinsamkeit des Ziels zwei große Gruppen gerecht werden, deren Schöpfung auch der Mechanik des Parlamentarismus ebenso zugute käme, wie der Ökonomie der politischen Kräfte der Nation. Denn bisher standen die Kräfte der Parteien öfters in einem Subtraktionsverhältnis als einem Additionsverhältnis, indem drei Viertel davon im Kampfe gegeneinander aufgebraucht wurden. Mögen innerhalb dieser Gruppen Schattierungen bestehen und reges geistiges Leben auch zu scharfem Wetteifer führen: das gemeinsame Ziel, das gemeinsame Denken muß überwiegen. Mögen die beiden Parteien der Zukunft liberal und demokratisch, weiß und rot, föderalistisch und unitarisch oder sonstwie heißen: ihr Programm darf nicht so im einzelnen vorbestimmt sein, daß der Führer wie der Anhänger bei jeder neuen politischen Frage nur in dem Parteihandbuch nachzusehen braucht, wie er zu denken hat. In England und Amerika, wo der Parteidualismus seit mehr als hundert Jahren das Parlament beherrscht und stark gemacht hat, sind vielfach die Parteiprinzipien ineinander übergeflossen und die Parteien bilden nur die Rahmen, in die sich die Anhänger der verschiedenen Lösungen bei jeder großen politischen Frage einfügen können. So soll ein ständiges Werben um die Stimmen der Einsichtigen die Parteien lebendig erhalten; aber nicht durch das Schlechtmachen des Gegners sollen die Stimmen gewonnen werden, sondern durch die Kraft der eigenen Ziele.

In solchem Geiste wird alles Wertvolle der jetzigen Parteien zu seinem Rechte kommen, wie immer die Partei auch arithmetisch gemessen aus den Wahlen hervorgegangen sein mag: die sittliche Kraft ihres Wollens und Könnens wird alle Gelegenheit zur Betätigung haben und einen unendlich viel besseren Maßstab für ihren Wert abgeben als die tote Zahl der Anhänger oder Mitläufer. Es wird dann nicht nötig sein, daß so manche auf der linken Seite über den Ausfall der Wahl greinen, als ob auch für sie das Wort gelte:

„Und der Demos absolut,
Wenn er unsern Willen tut."

Demokratie ist der Mut, sich überstimmen zu lassen, d. h. auch dann freudig zum Wohle des Ganzen mitzuarbeiten, wenn die große Resultante eine etwas andere Richtung zeigt, als die eigene Komponente.

Zu dieser Zusammenarbeit auf wahrhaft demokratischer Grundlage braucht es keiner Parteikoalitionen, keiner im Wege des Kuhhandels oder der Konzessionen in der Ämterbesetzung erreichten Kompromisse; aber es bedarf der Männer, statt der Programme, und der Erkenntnis, daß dem schöpferischen Staatsmann andere Aufgaben und Ziele gesetzt sind, als dem Parteitaktiker.

Digitized by Google

Gerade die Sozialdemokratie ist durch ihre Organisation und den festen Griff, mit dem sie die Massen fassen kann, besonders imstande, eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben auch weiter zu erfüllen, die sich in einer neuen Demokratie bieten und von deren Lösung ihr Gedeihen einzig abhängt: den Ausschluß des Pöbels von der Herrschaft und die Überleitung der Gewalt auf das wahre „Volk", d. h. an den Inbegriff des körperlich und geistig schaffenden, der Allgemeinheit nützenden Bürgertums. Wenn sie das Werk, das sie mit Ausbruch der Revolution begann, Deutschland vor der Pöbelherrschaft zu schützen, zu dauerndem Erfolg führen und sich dauernd zur wahren Vertreterin der Arbeit machen will, so muß sie von ihren Theorien auch den Haß gegen das Unternehmertum und den Kapitalismus aufgeben, soweit man unter jenen die geistige Führung der Industrie versteht, in diesem einen der drei Grundpfeiler der wahrhaft wirtschaftlichen Produktionsweise erblicken kann: Handarbeit, Geistesarbeit, Kapital. Immer mehr wird sich auch der Arbeiter dessen bewußt werden, daß nicht Niederreißen nottut, sondern Aufbauen, und das ganze deutsche Wirtschaftsleben nur gesunden kann durch die ungehemmte Mitarbeit der sachverständigen Leiter und Organisatoren, die es groß und fruchtbar gemacht haben. Die vielgeschmähten und aller Verbrechen, selbst der Kriegsanstiftung und Kriegsverlängerung angeklagten Führer der Industrie, des Handels und Verkehrs sind es vor allem, die der Arbeiter als seine Verbündeten betrachten lernen muß, anstatt sie wie Feinde des Volkes zu bekämpfen. Mögen auch sie nicht ohne Schuld sein — wer ist es heutzutage? —, es ist Zeit, die Schuldfrage zurückstehen zu lassen gegenüber der Frage: wer kann uns aus der Not helfen? Nichts ist unsinniger als das ewige Bestreben aller Parteien, aller Bevölkerungsschichten, aller Stände, den anderen die Schuld am Zusammenbruch zuzuschieben, anstatt sich von der einzigen Frage leiten zu lassen: Wie können wir die Not überwinden? Die Antwort muß sein: nur dadurch, daß sich das gesamte werktätige Volk zusammenschließt, ohne Rücksicht auf Partei und soziale Schichtung, daß endlich das Solidaritätsgefühl zur Herrschaft kommt zwischen Arbeiter und Unternehmer, daß von jenem die Bedeutung des letzteren endlich rückhaltlos anerkannt wird als unentbehrliches Moment der Gütererzeugung. Denn drei Dinge sind es, die zur intensiven Gütererzeugung und richtigen Güterverteilung unentbehrlich sind, die organisch verbunden werden müssen: Handarbeit, Kopfarbeit und Kapital; die beiden letzteren ausschalten zu wollen, hieße zum primitivsten Zustand zurückkehren, hieße aber auch damit die gesamte Volksgemeinschaft der Verelendung preisgeben, die aufbauenden Kräfte vernichten zugunsten der zerstörenden, die schaffenden zugunsten der verzehrenden. Je freimütiger und ehrlicher die Arbeiterschaft diesen Zusammenhang der Dinge, d. h. die wahren Grundlagen des Wohlergehens des Einzelnen wie des Ganzen erkennt, desto sicherer wird sie auch die Errungenschaft der Umwälzung zu einem bleibenden Gewinn gestalten: die gerechtere Bewertung des Anteils der Handarbeit an der Gütererzeugung und damit den Anspruch auf erhöhten Anteil an der Gütererzeugung sowie die

Digitized by Google

tätige Mitwirkung an der Leitung des Ganzen, soweit es ihre Interessen betrifft und im Bereich ihrer Urteilsfähigkeit liegt.

In dieser Erkenntnis der Solidarität der Kopf- und Handarbeit vorauszugehen, wäre eine neue Kulturtat Deutschlands und daran mitzuwirken nützlicher und ehrenvoller für den deutschen Arbeiter und Unternehmer, als die gegenseitige Befehdung. Noch fehlt bei der Mehrheit der Bürgerlichen viel zu dem vollkommenen Verständnis für die sozialen Forderungen der Gegenwart; Parteirücksichten haben das zum großen Teil verschuldet, und mit ihnen würde manches Vorurteil fallen, das auch auf der Rechten häufig nur Begehrlichkeit bemäntelt.

Die allgemeine Gleichheit, die das Ideal jedes denkenden und fühlenden Menschen sein muß, soll und kann nur in der Gleichheit der Möglichkeiten bestehen. Mag die größere Zugänglichkeit der Bildung die zu schöpferischer und leitender Tätigkeit geeigneten Elemente aus der Arbeiterschaft aufkommen lassen, mögen die vermeintlich höheren Stände zur Einsicht gebracht werden, daß es nützlicher und ehrenvoller ist, ein guter Eisendreher zu sein als ein schlechter Arzt; mag eine Umschaltung der Schichten sich vollziehen; eine Umwertung der Werte der geistigen Arbeit, der leitenden schöpferischen Tätigkeit im Verhältnis zur geleiteten mechanischen, muß ihre Grenze da finden, wo die Kraft des gesamten Systems der Erzeugung und Verteilung zu leiden anfängt. Hier die Grenze zu finden, ist Sache von Männern, nicht von Theorien. Und es wäre Zeit, daß im deutschen Hause der Herr Verstand wieder die Hosen anhätte und nicht die Frau Theorie, und daß das Gefühl der Solidarität aller Deutschen den Parteigeist von den Schlacken befreie, die ihm aus dem deutschen Erbübel der Zwietracht noch immer anhaften.

Vom Militarismus und Sozialismus

Von

Generalleutnant Georg Graf Waldersee[1])

Im ersten Jahre des Weltkrieges, als Italien noch den Zuschauer machte, trafen sich dort zwei alte Bekannte, ruhige ernste Leute, ein Deutscher und ein Franzose. Sie suchten sich sine ira et studio über die Ursachen des gigantischen Kampfes zu unterhalten.

Im Laufe des Gespräches sagte der Franzose: „Wir Verbündeten alle fechten gegen Sie, weil uns Ihre Art zu leben und zu wirken nicht paßt.

---

[1]) Anm. der Red. Wir geben die von vaterländischem Geist getragenen Ausführungen des Herrn Verfassers wieder, ohne uns mit allen Einzelheiten einverstanden erklären zu können.

Digitized by Google

Sie, die Deutschen, arbeiten zwölf Stunden, ruhen wenig und haben noch weniger Zeit zum Genießen. Wir wollen acht Stunden arbeiten, acht Stunden ruhen und acht Stunden des Tages genießen. Uns passen Ihre Manieren nicht, und da Sie mit diesen hochkommen und da die Gefahr droht, daß Sie uns so oder so Ihre Praktiken aufzwingen, so führen wir gegen Sie Krieg und werden Sie besiegen!"

Dieser Mann sprach ruhig und offen aus, was alle führenden Leute unserer Feinde dachten, als sie von langer Hand den Vernichtungskrieg gegen Deutschland vorbereiteten und ihn endlich ins Werk setzten.

Sie zogen zu Felde gegen Deutschlands Kraft, Fleiß, Ordnung und Pflichtauffassung, durch die unser Vaterland groß und blühend geworden war, gegen preußische Organisation und Staatsidee.

Heute können sie jubeln, denn sie sehen die deutsche Wehrmacht zu Lande und zu Wasser zerschlagen. Sie erdrosseln uns wirtschaftlich und hoffen, daß der „militärische" Geist aus unserem Volkskörper entflohen sei. Aber etwas Sorge mischt sich bereits diesen Freudengefühlen bei.

Im Innern steht das deutsche Volk mehr und mehr vor Ruinen; ein Abgrund droht sich aufzutun, der die Reste verschlinge; die Radikalen, Kommunisten und Syndikalisten wie die Bolschewisten reiben sich noch die Hände. Sie glauben ihren Weizen blühen zu sehen. Freilich überlegen sie nicht, daß er keine Früchte tragen kann. Kommunismus ist ein naturwidriger Unsinn, seine Herrschaft kann nicht lange dauern. Allerdings, er legt, bis er beseitigt ist, noch vieles in Trümmer.

Und der Sozialismus? Die Sozialdemokraten? Sie ahnen ihren Bankerott im Anzuge, sie haben mit dem Militarismus ihre beste Kraft, die Disziplin, erschlagen. In der Opposition hatten sie gut kämpfen und streiten; daß Regieren und Aufbauen ihre Kraft übersteigt, wird ihnen täglich vor Augen geführt. Mit dem schönen Erfurter Programm ist der sozialistische Staat noch längst nicht fertig, und die Träume von der Solidarität der Sozialisten aller Länder sind ausgeträumt. Der bolschewistische Kommunismus grinst die Sozialdemokratie drohend an.

*

Sieht man einmal zunächst davon ab, die Wehrmacht als solche und den rein militärischen Schutz, den sie dem deutschen Lande gewährte, zu betrachten, so wird man bei näherem Zusehen erkennen, wie unendlich viel der Geist, der sich in der Armee verkörperte, für unser Volk bedeutet hat.

Die Preußenkönige hatten erfaßt, daß für ihr Land, schon seiner geographischen Lage wegen, ein tüchtiges Heer eine Lebensnotwendigkeit sei. Sie wußten eben wie noch heute jeder, der Menschen, Geschichte und Leben kennt, daß ein Staat ohne Macht nichts, ja daß, wie die Natur lehrt, Macht Recht sei.

Digitized by Google

Daß ein Heer ohne strenge Disziplin ein lächerliches Unding ist, war vor ihnen für verständige Leute klar und ist nach ihnen noch den Herren Clémenceau und Lloyd George klar gewesen. Während wir nämlich im Kriege auf Drängen zielbewußter Radikaler und weltfremder Phantasten die Disziplin im kritischen Moment milderten, führten jene klugen Staatsmänner in ihren Heeren eiserne Zucht und rigorose Strafen ein.

Das rein militärische Gebiet war durchaus nicht in Preußen das ausschließliche der Regentenbetätigung. Die gute, sparsame Verwaltung des Landes und die Förderung der Produktion und des Wohlstandes standen mehr oder minder immer voran.

Der Geist der Arbeit, der Pflichterfüllung und des Dienstes für das Ganze, das Aufgehen in der Staatsidee ist dem Volke anerzogen worden. Und dieser Geist ist so stark geblieben, daß er trotz gelegentlicher schwerer Mißgriffe, trotz Katastrophen sich immer wieder zur Geltung gebracht hat und die Kraft fand, das übrige Deutschland mehr und mehr zu durchdringen. Bis zu Kaiser Wilhelms I. Zeiten wußte man auch bei uns, daß das Regieren an leitenden Stellen im Staate nicht nur gelernt sein will, nicht nur eine Kunst ist, sondern daß auch biologische Einflüsse beim Zustandekommen der Fähigkeiten mitwirken. Solche Erwägungen beeinflußten das Heranziehen, die Bildung und Auswahl der Persönlichkeiten.

Erst in den letzten Dezennien haben Umstände und Personen dahin gewirkt, einmal die guten Eigenschaften der preußischen Staatsauffassung zu mindern und zum anderen die Ecken und Kanten, die dem preußischen Wesen anhafteten, schroffer hervortreten zu lassen.

Die Feinde aller Art aber vergaßen nicht einen Augenblick, was für sie der deutsche Militarismus bedeute. Sie haben die Grundzüge unserer Einrichtung nachgeahmt, wohl nicht alle allein, um sich in der Armee ein Kampfinstrument zu schaffen. Den Vorsprung, den wir hatten, konnte man bisher nicht einholen, es fehlte der Unterbau der preußischen Organisation von Scharnhorst her, es fehlte die Gründlichkeit und die Bildung.

Es ist nicht überflüssig, hier einen kurzen Überblick über den ungeheueren Nutzen, den die Erziehung in der Armee unserem Volke gebracht hat, zu geben. Die Vorteile stehen turmhoch über den vermeintlichen Nachteilen; sie wurden von allen vernünftigen Volksschichten anerkannt.

Die erdrückende Mehrzahl der in das Heer eingestellten jungen Leute profitierte für ihr Leben in jeder Richtung. Die Meinung gewisser Kreise, daß durch die militärische Dienstzeit jahrelang die tüchtigsten Kräfte der Volkswirtschaft zu deren Schaden entzogen würden, ist längst und häufig als ein arger Rechenfehler erkannt worden. Militärischer Dienst und Unterricht weckten den Geist, lehrten die Leute den richtigen Gebrauch ihrer Glieder und stärkten Mut und Selbstvertrauen.

Den Soldaten ließ man, schon um der Armee selbst willen, eine rationelle Körperpflege angedeihen, und man hielt sie zu Ordnung und Sauberkeit an,

Digitized by Google

lehrte ſie auch — und das iſt gewiß nicht zu unterſchätzen — Sparſamkeit und Einteilung der Geldmittel. Welche ſtaunenswerten Verwandlungen gingen da jährlich bei Tauſenden junger Männer vor ſich! Hinzukam, daß durch die militäriſche Zucht in gewiſſem Grade in kritiſchen Jahren die jungen Leute vor Ausſchweifungen gehütet oder zum mindeſten ſehr im Zaum gehalten wurden.

Daß „Kaſernenhofroheiten" vorkamen, liegt in der menſchlichen Natur, es ſei aber hier hervorgehoben, daß Mißhandlungen Untergebener ſeltener und in der Form weniger ſcharf waren als Gewalttaten der Mannſchaften untereinander. Statiſtiken weiſen nach, daß in bezug auf Vorkommen von Brutalitäten in den Armeen die unſerige bei weitem am günſtigſten daſtand.

Vor allen Dingen lernten die Soldaten die Vorteile tüchtiger Leiſtungen und guter Haltung für ſie ſelbſt erkennen, ſie lernten Sinn für Unterordnung, die Anerkennung der Autorität und den Wert der Kameradſchaft. Zudem brachte ſie das militäriſche Leben im Lande herum und gab Gelegenheit, Neues zu ſehen und zu lernen und Verbindungen aufzunehmen.

Die Folgen dieſer Erziehung ſind im Volke überall, in Stadt und Land, in der Fabrik und auf dem Acker, im Kontor und an der Schiffsmaſchine, in öffentlichen und privaten Betrieben ſichtbar und ſegensreich geweſen, haben Spannkraft, Fertigkeit und Zuſammenarbeit erhöht und damit den Wert der volkswirtſchaftlichen Leiſtungen in nicht zu berechnender Weiſe geſteigert.

Die aus dem Dienſt ſcheidenden Unteroffiziere ſind unbeſtreitbar als tüchtige Beamte im ſtaatlichen, kommunalen und privaten Leben geradezu unentbehrlich geweſen und waren dementſprechend geſucht.

Der Träger der Armee und ihres Geiſtes war das aktive Offizierkorps.

Es iſt wahrlich anders geweſen als der „Simpliziſſimus" und ihm verwandte Seelen es darzuſtellen beliebten.

Hier iſt nicht der Ort, dem Offizierkorps eine Lobrede zu ſchreiben, ſeine Taten ſprechen für ſich.

Wie ſchon oben angedeutet, gab es auch unwürdige Perſönlichkeiten unter den Offizieren; der Geiſt, der ſich bei der rapiden Entwicklung des Wohlſtandes und der damit verbundenen Zunahme der luxuriöſen Lebenshaltung und der Verweichlichung gewiſſer Kreiſe breit machte, konnte nicht alle Offiziere unberührt laſſen. Und gewiſſe fehlerhafte, nicht ſelten törichte Maßnahmen der Stelle, die in Preußen in letzter Zeit die Perſonalfragen ſouverän behandelte, haben in mancher Hinſicht nicht gut gewirkt, das ſoll nicht beſchönigt werden.

Aber es bleibt dabei, daß mit den in alter Tradition und in ernſter Auffaſſung erzogenen Offizieren, und nur durch ſie, die Armee ſo Gewaltiges für unſer Volk geleiſtet hat.

Wer das nicht anerkennt, der ſchändet das Andenken der Blüte des aktiven deutſchen Offizierkorps, die ihr Leben für das Vaterland gelaſſen hat. Es iſt traurig zu ſagen, daß in öffentlicher Parteiverſammlung das Dulce

Digitized by Google

et decorum est pro patria mori in zynischer Weise herabgewürdigt und bespöttelt worden ist.

Es kann als sicher gelten, daß die Mehrzahl der Reserveoffiziere aus ihrer militärischen Erziehung und ihrer Zugehörigkeit zum Heere für sich und für die Allgemeinheit Nutzen gezogen haben. Auch sie lernten Disziplin und Haltung und gewannen durch die körperliche Übung und die Förderung männlicher Tugenden. Dies letztere fiel bei uns in Deutschland und namentlich in dem ärmeren Preußen bis vor noch gar nicht langer Zeit um so mehr ins Gewicht, als weder Zeit noch Geld für kostspielige Sportveranstaltungen allgemein vorhanden waren, wie sie in England und Amerika im Schwange sind. Für die Reserveoffiziere kam als nützlich weiter hinzu, daß sie in manchen Seiten des Lebens am Offizierkorps einen gewissen Halt fanden. Wenn auch wie z. B. in Ehrensachen die Art der Behandlung und Auffassung nicht immer ganz der Entwicklung der Dinge gefolgt war, Schutz und Unterstützung, ja Rettung hat so mancher dort gefunden. Das Heilighalten der persönlichen Ehre wird immer ein Postulat aller Anständigen sein. Endlich ist für die Personen des Beurlaubtenstandes der nahe Verkehr mit der Mannschaft während ihrer Dienstzeit zweifellos ein Segen gewesen.

Normalerweise lernt ein jeder Offizier die Seele des einfachen Mannes ungleich besser kennen und einschätzen als der Verwaltungsbeamte. Für einen ruhigen Beobachter ist es eine augenfällige Tatsache, daß man ceteris paribus, bei Offizieren sehr viel mehr Menschenkenntnis antrifft als bei Verwaltungsbeamten, bei Richtern und in den gelehrten Berufen.

Alles in allem: Wenn auch manche Reserveoffiziere über die störenden Dienstleistungen geklagt und über gewisse Fesseln, die ihnen der bunte Rock aufzwang, gestöhnt haben, wenn auch etliche zartbesaitete Naturen sich abgestoßen gefühlt haben mögen — von gewissen prinzipiellen Gegnern sei hier geschwiegen —, so ist auch dieser Zweig der militärischen Einrichtungen der Allgemeinheit unseres Volkes von großem Nutzen gewesen.

*

Wie es natürlich war, da es sich um einen Stamm aus derselben Wurzel handelt, hat in der preußischen und späterhin unter gewissen Abstufungen in der deutschen Beamtenschaft aller Grade derselbe Geist geherrscht wie in der Armee. Der hat auch dort das erzeugt, was unsere Feinde allesamt als Militarismus bewunderten, uns neideten, fürchteten und bis zur Vernichtung bekämpften.

Jeder Beamte war in seiner Sphäre angemessen, zum Teil hoch gebildet, jeder wußte, daß er dem Staate diente, begnügte sich mit knappem Gehalt, sann nicht dabei auf persönlichen Erwerb und arbeitete fleißig an der Stelle des großen Räderwerkes, auf die er gestellt war.

Dies war die Grundlage, auf der die Verwaltungstätigkeit in Staat und Kommunen sich aufbaute. Ihr sind zu großem Teil die Erfolge und Blüte unseres Vaterlandes zu verdanken.

Digitized by Google

Wie ſehr auch die neuzeitliche Entwicklung an manchem genagt hat, unwiderlegt bleibt, daß die Verwaltung in Preußen-Deutſchland, die der Staaten wie die ſonſt nirgendwo in der Weiſe entwickelte Selbſtverwaltung, unerreicht in der Welt dageſtanden hat.

Das beweiſt ein Blick auf die großen öffentlichen Betriebe.

Die preußiſch-heſſiſche Eiſenbahnverwaltung war das größte Betriebsunternehmen der Welt. In bezug auf die Sicherheit, Pünktlichkeit, Frequenz der Züge, Ordnung im Dienſt, Zuverläſſigkeit des Perſonals, Bequemlichkeit im ganzen genommen, Wohlfeilheit und Rentabilität iſt ſie nicht erreicht worden. Gelegentliche Klagen über grobe Schaffner, unkulante Kartenausgabe und Mangel einiger, vielleicht in etlichen Auslandszügen vorhandenen Luxuseinrichtungen, können da keine Rolle ſpielen. Das Lob der deutſchen Eiſenbahnen ſtammte in erſter Linie aus dem Munde ausländiſcher Weltreiſender. Ähnlich lagen die Dinge im deutſchen Poſtweſen.

In Zoll- und Steuerverwaltung war ebenſo wie in den anderen Zweigen Beſtechlichkeit eine jedesmal empörungerregende Ausnahme. Wie ſtolz konnte man ſprechen, wenn man von ruſſiſchen Zollbeamten und italieniſchen Eiſenbahnbedienſteten redete.

Der fabelhafte Aufſchwung der deutſchen Reederei und der Ruhm, den unſere Paſſagierdampfer ernteten, baſierte auf der von militäriſchem Geiſt durchtränkten Organiſation und Verwaltung. Herr Ballin wußte ſehr wohl, was er an ihm hatte.

Und zur Vervollſtändigung des Bildes ſei an unſere ſtädtiſchen Verwaltungen erinnert. Von weit und breit kamen die Kommiſſionen, um ihren Apparat zu ſtudieren.

Mögen in mehreren anderen Dingen des Lebens die Städte des Auslandes uns überflügelt haben — wer fremde Großſtädte kennt, muß zugeben, daß an Ordnung, Sicherheit, Reinlichkeit und Hygiene die deutſchen an der Spitze ſtanden.

Der Zwang der Idee, daß ein jeder für alle zu arbeiten habe, war freilich vorhanden.

Wer wollte überſehen, daß unter dem Einfluß des militäriſchen Geiſtes etliche Formen und Auffaſſungen ſich in gewiſſer Einſeitigkeit entwickelt haben und daß bei den deutſchen Anlagen, bei der überſtürzt ſchnellen Entfaltung des allgemeinen Wohlſtandes mitunter verletzende Disharmonien zutage traten. Es hat dem Deutſchen an Zeit und Anleitung von oben gefehlt, ſich in die neueren Verhältniſſe einzuleben, ſich abzuſchleifen und das richtige Maß des Selbſtgefühls zu finden. Selbſtgefällige Pedanterie, dies mehr im Norden, Servilität vor den Ausländern, dies mehr im Süden gefunden, und plötzlich in der Welt erworbene Poſition brachten es mit ſich, daß ſich beim Durchſchnittsdeutſchen ein übel anmutendes, parvenümäßiges Auftreten bemerkbar machte, bei dem Protzentum und würdeloſe Unterwürfigkeit nebeneinander in die Erſcheinung traten. In der großen Welt erregte dies Anſtoß und nicht

Digitized by Google

selten verächtliches Lächeln. Verschärft wurden diese Dinge noch durch den Umstand, daß unter dem Namen „Deutscher" gewisse kosmopolitische Elemente ihr Wesen trieben.

So sehr diese Umstände dazu beitrugen, den Deutschen im Auslande zu schaden, so wenig sind sie es gewesen, welche unsere Feinde zu Haß und Kampf gegen uns anstachelten, sondern das waren Furcht und Eifersucht auf die Ordnung und den Fleiß, auf den „militaristischen" Geist, den auch der deutsche Kaufmann mit Erfolg auf dem ganzen Erdenrund betätigte. Alles dies wird von unzähligen Stimmen vorurteilsloser neutraler, ja selbst feindlicher Beurteiler bestätigt.

•

Und jetzt nur ein kurzes Wort über die deutsche Wehrmacht als Schutz des Landes und Volkes.

Daß die deutsche Armee, so wie sie war, auf Grund ihrer langen Erziehung in preußischem Geist und in der preußischen Organisation als Volksheer das beste Instrument dieser Art in der Welt war, ist über jeden Zweifel erhaben. Das bezeugt die Furcht der Feinde und das beweisen die unerreichten Taten auf unzähligen Schlachtfeldern des Weltkrieges. Von äußeren Feinden ist unser Heer nicht besiegt worden. An Erziehung, Ordnung, Fleiß, Bildung, Zusammenarbeit und Kameradschaft, an innerlicher Gesundheit und Leistungsfähigkeit war es allen überlegen.

•

Die Ursachen des inneren Zusammenbruches, der einen Teil des Heeres betraf und die Auflösung herbeiführte, sind zahlreiche, vielfältig miteinander verwobene und zum Teil schwer auffindbare. Es wird viel Arbeit dazu nötig sein, das komplizierte Netz zu entwirren.

Hier sollen nur einige Schlaglichter auf die Gründe geworfen werden, die der Armee den inneren Halt nahmen. Die Preisgabe der Armee als Ganzes kommt auf das Konto derer, die den Waffenstillstand, so wie geschehen, abschlossen. Die Flotte ist aus ähnlichen, wenn auch nicht ganz analogen Gründen, verderbt worden.

Die schier rätselhaft anmutende Plötzlichkeit, mit der der Zerfall eintrat, hat in der Allgemeinheit, zum Teil auch Leute in führenden Stellen, überrascht und verblüfft. Und doch, daß längst große Gefahren die staatliche Struktur und Geist wie Organisation der Wehrmacht umlauerten, war einsichtigen Beobachtern nicht entgangen. Es hat lange vor dem Kriege schon an Warnungen nicht gefehlt, und während dieses selbst sind bedenkliche Symptome aufgezeigt worden. Weshalb nicht seit Dezennien, weshalb nicht im Kriege von seiten der Verantwortlichen Mittel gegen die Zersetzung ergriffen worden sind, das zu erörtern gehört in ein besonderes, sehr trauriges Kapitel.

Nicht uninteressant ist unter vielen sehr ähnlichen Betrachtungen in den Aufzeichnungen des verstorbenen Feldmarschalls Grafen Alfred Waldersee

Digitized by Google

folgende unter dem 4. Juni 1896 niedergelegte Bemerkung: „Unlängſt hat der engliſche Botſchafter bei ſeinem Abſchiedsdiner in Paris geſagt, die Welt gleiche einem großen Heerlager und lebe in unerträglicher Spannung. Man hat ihn darüber ſehr verläſtert, findet ihn boshaft, geſchmacklos und ich weiß nicht was noch.

Er hat nur öffentlich ausgeſprochen, was ich hundertmal ſchon zum Ausdruck gebracht habe; neu iſt nur, daß den europäiſchen Mächten ſich nun auch Japan und China zugeſellen und die Vereinigten Staaten, wenigſtens mit maritimen Rüſtungen, vorgehen.

Wer wollte denn auch leugnen, daß wir in einem Zuſtande der Spannung leben, der nicht lange anhalten kann, und er beſteht nicht nur in dem Verhältnis der Mächte zueinander, ſondern noch viel mehr in den immer unhaltbarer werdenden inneren Zuſtänden.

Wo es zuerſt krachen wird, weiß Gott allein. Der Kommunismus iſt barer Unſinn, an ihn glauben auch nur ſehr törichte Leute. Verſuche, ihn durchzuführen, können wohl gemacht werden, ſie müſſen aber verunglücken. Bis dies erreicht iſt, kann es aber viel Ruinen geben, und die nächſten Dezennien haben alle Ausſicht, große Kataſtrophen zu erleben.“

Ratſchläge, die auf Grund ſolcher Erwägungen erteilt worden ſind, wurden überhört.

So iſt es weiter gegangen während des Krieges.

Nicht nur bei uns ſah man Bedenken in den inneren Verhältniſſen. Im erſten Kriegsjahre ſagte ein hochſtehender weitſichtiger Brite in einer Rede vor einem Auditorium von Kaufleuten und Induſtriellen — Name, Ort und Zeit können leider nicht mehr angegeben werden —: die Dinge lägen ſchon längſt ſo, daß der Krieg, wenn er länger dauere, überall in der Welt Hunger, Elend und Umſturz hervorbringen werde. Noch haben ſich die energiſch geführten ſiegreichen Völker von der Revolution freigehalten.

Da bei uns ſeit Bismarcks Abgang klarer Blick, Stetigkeit, Einheitlichkeit und Energie gefehlt hatten, konnten parteipolitiſche Beſtrebungen, anarchiſtiſche Wühlarbeit und feindliche Propaganda um ſo ungehemmter wirken, als die Armee gegen eine erdrückende Übermacht zu fechten hatte und mit dem Volke Hunger und zermürbende Entbehrungen litt.

In den erſten großen Kämpfen war die Mehrzahl der aktiven Offiziere gefallen oder zerſchoſſen, ebenſo ſah es bei den Unteroffizieren aus, und der Kern der geſchulten Mannſchaft war dezimiert.

Die gewaltigen Neuaufſtellungen, bei denen alles ohne Ausleſe eingereiht werden mußte, verwäſſerten die Kraft der Truppe. In faſt alle Stufen der militäriſchen Hierarchie drangen ungeeignete Elemente ein, natürlich auch wohl unſaubere. Das innere Gefüge litt, es litt der Verkehrston, es litt an manchen Stellen das unentbehrliche Vertrauen zu den Führern.

Es darf nicht bemäntelt werden, daß die Auswahl der Perſonen für die höchſten Kommandoſtellen ſeit einem Jahrzehnt vielfach ohne hinreichende

Digitized by Google

Überlegung, teils sogar nach Gunst und höfischen Kriterien erfolgt ist. Streberei und mit ihr verbundene Grobheit wurden für wahren Gehorsam und Charakterstärke oder Schneid angesehen. Streberei führt zu egoistischer Konkurrenz und letzten Endes zu unnützem Blutvergießen. Grobheit eines kommandierenden Generals setzt sich bei den Nachgeordneten in geometrischer Progression nach unten fort. Es ist nicht nötig, dies auszumalen, aber es sei darauf hingewiesen, wie verhängnisvoll solche Dinge wirken müssen, namentlich im Kriege und gegenüber der Truppe, die nur noch einen kleinen Teil von Berufssoldaten barg, dafür aber eine sehr große Zahl älterer Männer neben einem zusammengestoppelten, vielfach militärisch, häufig gesellschaftlich und moralisch noch nicht erzogenen Offizierkorps.

Zu diesen eben geschilderten, aus der allgemeinen Lage entstandenen Verhältnissen kam das im Kriege weiter beobachtete Versagen der für Personalfragen zustehenden Behörde, die ohne Fühlung mit der Truppe dahinlebte und damit der feindlichen und anarchistischen Propaganda eine günstige Einbruchsstelle bot.

Eine weitere lieferte das durch unselige Kompromisse zweckwidrig gestaltete Hilfsdienstgesetz. Es brachte falsche Begriffe in bezug auf die Pflichten gegen den Staat, Verärgerung hinsichtlich der Entlohnung, damit Verbitterung und Zwietracht unter denen, die für unser Vaterland kämpfen und arbeiten sollten, und verderbte daheim die Jugend.

Die Radikalen in Deutschland wußten sehr wohl, was sie taten, als sie die Reichsleitung zwangen, das Gesetz in dieser Form zu schlucken. Herr v. Bethmann hat sich den Warnern zäh verschlossen.

Dann kam die Revolution in Rußland und die dieser gegenüber von A bis Z falsche Haltung der Reichsleitung. Nur kurz das Wesentliche: Durch unsere eigenen Soldaten ließen wir die noch kaisertreuen russischen Militärs auffordern, ihren Zaren zu verjagen und ihre Reihen aufzulösen. Das genügt! Der Pfeil ist auf uns selbst zurückgefallen.

Und dann der Kühlmann-Czerninsche Brotfriede! Man okkupierte unendliche Landstriche, um Lebensmittel und Rohstoffe herauszuziehen, täuschte sich aber trotz aller Warnungen über die Konsequenzen dieser Unternehmung. Die jüdischen Händler hätten uns viel mehr herangeholt, als wir tatsächlich erhielten; das hätte nur eine, vielleicht auch zwei Milliarden mehr gekostet! Aber was bedeutete das gegenüber den späteren Einbußen!

Wir verzettelten die Mannschaft über ungeheuere Flächen in kleinen Manipeln und gaben sie der bolschewistischen Propaganda und ihren eigenen bösen Instinkten unkontrolliert preis. Im besetzten Gebiet des Oberbefehlshabers Ost befand sich schließlich auf je 18 Quadratkilometern ein deutscher Mann! Die Gewohnheiten und Gebräuche des Ostens verwirrten die Begriffe. Der Krieg wurde in Rußland und nun gar in Rumänien zu einem Handelsgeschäft unter der bösen Zutat, daß die Einhandelnden sich als die Stärkeren gerieren konnten. An allen Stellen sind die Existenzen zu Bruch

Digitized by Google

gegangen, und vor gewiſſen Händlern und Vermittlern in Offizierskleidern konnte irgendein Reſpekt nicht beſtehen. Der Kampf, den die vielen, Gott ſei Dank guten Elemente dagegen führten, ward ſchließlich zu einem Ritt gegen Windmühlen.

Unſere Politik litt dort im Oſten an Zwieſpältigkeit. Nach links war man im Norden, nach rechts im Süden orientiert. Das Paktieren mit den Sowjets und ihrem Trotzki ſchuf überall Verwirrung. Um allem die Krone aufzuſetzen, legitimierte unſere Regierung gewiſſermaßen die unheilvolle bolſchewiſtiſche Propaganda, indem ſie Herrn Joffe in der ruſſiſchen Botſchaft zu Berlin inſtallierte, die ein geiſtreicher Warner nunmehr mit dem trojaniſchen Pferde verglich. Wie ſkrupellos und offenkundig die radikalen Sozialiſten neben unſeren äußeren Feinden die Zerſetzung der Front-, Etappen- und Heimattruppen durch Verleiten zur Deſertion, Aufhetzen, Verächtlichmachung aller Autorität und Appell an die Feigheit und andere niedrige Inſtinkte bewirkt haben, iſt ſattſam bekannt und von den Ihrigen rühmend bekundet worden.

Dieſe Entwicklung brachte Fäulnis, und aus dieſer erklärt ſich das kataſtrophale Umſichgreifen des Brandes, den eine kleine Flamme der Kieler Matroſen entzündete.

Es iſt hier nicht zu unterſuchen, wie es kam, daß man, was recht wohl möglich war, den Brand nicht lokaliſierte, auch nicht, wie und warum ſich die Auflöſung des Heeres, beſonders des doch überwiegenden intakt gebliebenen Teiles, vollzog.

Ebenſo wie wir es in Rußland ſahen, trat neben der zerſtörenden Seuche des Bolſchewismus eine Krankheit in Form von Apathie und Hypnoſe der bürgerlichen Kreiſe auch bei uns ein. Die Tatſache, daß ſie auch viele hohe Offiziere ergriff, gehört zu der Summe von Erſcheinungen, die den einſtweiligen Untergang des deutſchen Heeres erklären. War auch vielleicht der Mechanismus in der preußiſchen Armee ſo überfeinert, daß das Räderwerk ſtill ſtand, als ein Hauptteil nach Holland verbracht und in der ratloſen Umgebung ein Hilfserſatz nicht zu finden war? Oder waren vom Militärkabinett ein ſchädlicher Kadavergehorſam und ein verkehrter Glaube an die Unfehlbarkeit dieſer Stelle gezüchtet?

So iſt ſie denn dahingegangen, die tapfere ſtrahlende deutſche Armee, die über ein halbes Jahrhundert der Stolz und Schutz ihres Vaterlandes, die Bewunderung des Auslandes, der Schrecken der Feinde, der Hort des Friedens und in vielem Sinne der gute Geiſt des deutſchen Volkes geweſen iſt.

Dahingeſunken iſt ſie unter dem Druck weitaus an Zahl und Material überlegener Feinde, unter dem zermürbenden Einfluß der Entbehrungen des Volkes, verlaſſen von den Bundesgenoſſen, entkräftet durch das von eigenen Volksgenoſſen verbreitete Gift.

*

Digitized by Google

Mit dem 9. November 1918 ging die Führung des Deutschen Reiches in die Hände der sozialdemokratischen Machthaber über. Nach kurzer Krise bildete sich die sozialistische Regierung heraus, die wir im wesentlichen heute noch haben. Daß Mitglieder des schwarzen Zentrums und der rosenroten Demokratie in ihrem Schoße aufgenommen wurden, ändert an dem roten Gesamtbilde wenig. Der Charakter der Regierungen Deutschlands und seiner Einzelstaaten ist ein sozialdemokratischer.[1])

Eine Kritik der Regierung ist hier nicht beabsichtigt; über vieles, so auch über die persönliche Haltung der einzelnen Regierenden, sieht man noch nicht klar. Die Dinge kochen und brodeln, wohin es gehen wird, ist nicht abzusehen. Sicher ist nur, daß es mit dieser Art sozialistischen Regierens nur eine gewisse Spanne Zeit dauern kann. Sie ist zum Bankrott prädestiniert.

Um sich dies klarzumachen, genügt es, die Verhältnisse, wie sie heute liegen, zu betrachten. Dann mag ein jeder seine Schlüsse ziehen.

Die sozialistische Regierung übernahm die Führung in der Tat. Sie suchte wohl alle Schuld auf die abgetretene kaiserliche Regierung zu wälzen, immerhin nahm sie die Erbschaft an, traute sich also zu, sie verwalten zu können.

Mit der Abbürdung des Odiums war es schon ein eigen Ding. Denn seit den berühmten Julitagen 1917 waren die Herren Scheidemann, Haase, Erzberger und v. Payer schon Leiter der deutschen Politik; jedenfalls tanzte die Reichsleitung nach ihrer Flöte. Die Kriegführung mußte dadurch beeinflußt werden, denn der Mangel an Einheitlichkeit zwischen Politik und Kriegführung wurde noch ärger als es je war. Es kam nicht dahin, wenigstens auf Grund einer der gegeneinanderstehenden Auffassungen von der Gesamtlage nunmehr ein bestimmtes Ziel zu verfolgen.

Noch tobt der Streit darüber, wo die richtige Erkenntnis der Situation gelegen hat.

•

Die mit dem Segen der Mehrheit, die jetzt regiert, verfolgte Politik, die den Waffenstillstand schloß, hat den Gedanken an einen Appell ans Volk zu einem letzten Entscheidungskampf beiseite gelegt. Die alte Mehrheit und die neue Revolutionsregierung sind dazu verschritten, sich nicht nur jeden Kampfes zu enthalten, nicht nur ruhmlos unterzugehen, sondern das einzige Instrument, das noch etwas Macht darzustellen vermochte, zu zertrümmern und von sich zu werfen, zum Erstaunen der ganzen Welt.

Mit der Auflösung des Heeres war auch die Autorität der Regierung im Innern dahin. Wenn sie noch mühsam gegen Spartakisten und Kommunisten herausgehauen wurde, so hat sie es den Trümmern des ehemaligen Heeres und festen, uneigennützigen patriotischen Offizieren zu verdanken.

[1]) Der Aufsatz ist vor dem Zustandekommen der heutigen Regierung geschrieben. (Anm. der Red.)

Digitized by Google

Daß man ohne Macht nicht regieren kann und daß ohne straffe Leitung Chaos und Anarchie kommen müssen, die auch den sozialistischen Staat der Herren Scheidemann, Erzberger und Hirsch vernichten, beginnt zu dämmern und wohl auch die Einsicht, daß es ohne disziplinierte Truppen, ohne Unterordnung und ohne hierarchische Gliederung in einer Armee nicht abgeht.

Der Sozialismus wird sehen, wie er mit seinen Prinzipien auch in diesen Dingen Schiffbruch erlitten hat, wenn er sich erzählen läßt, wie in Rußland Offizierskompagnien, die doch also nur eine um ihre Existenz kämpfende Mannschaft enthielten, sobald es ernst wurde, auseinanderstoben, weil ein jeder die Kriegführung besser verstehen wollte als der andere, sich also nicht unterordnete, und wie andererseits die Herren Lenin und Trotzki in ihrer roten Armee drakonische Strafen und eine bisher unerhört scharfe Disziplin eingeführt haben. Ist doch unwidersprochen in der Öffentlichkeit mitgeteilt worden, daß in der russischen Sowjetarmee Kapitäne füsiliert worden sind, nur weil sie nicht imstande gewesen seien, ihren Befehlen Geltung zu verschaffen.

Wie der Traum des Völkerfriedens bei unseren Pazifisten bald verraucht sein wird, so wird auch der von der Brauchbarkeit des Milizheeres, das man mit Genugtuung sich von unseren Feinden aufzwingen ließ, einem schauernden Erwachen Platz machen. Was dem Schweizerländchen taugte, taugt noch lange nicht für Deutschland.

•

Wohl nur wenigen ist es verborgen, wie es mit Ordnung und Sicherheit in unserem Lande aussieht. Raub, Mord, Diebstahl und Betrug herrschen in einem entsetzlichen Umfange. Mit der Autorität ist es zu Ende, und was wir erleben, ist die Folge davon, daß niemand mehr die Furcht hat, ohne die eben nun einmal in dieser natürlichen Welt nichts geleistet wird. Mögen wir vor dem Zustande bewahrt bleiben, daß die Diebe keine Furcht mehr vor den Gerichten, die Gerichte ihrerseits aber Furcht vor den Dieben haben.

Man beginnt schon wahrzunehmen, welche Folgen die Beseitigung des Heeres in bezug auf die Volkserziehung hat. In München sogar hörte man die Marktfrauen sagen: „Wäre doch nur erst wieder Militär da, um diese halbwüchsigen Burschen einzustellen und ihnen Mores zu lehren."

Diese Kategorie freier Staatsbürger ist zu einer Landplage geworden; man sieht nicht, daß sozialistische Volkswirte sie zur Arbeit in ihrem Staate heranziehen; ihre in der Opposition laut erhobene Anklage, daß die Armee die besten Kräfte für sich verschlinge, ist also als haltlos dargetan. Und daß Zuchtlosigkeit innerhalb der Jugend aller Stände sich immer mehr verbreitet, ist eine schmerzliche Tatsache.

Wir erkennen jetzt, daß mit der Autorität der Sinn für das Allgemeine verschwunden ist und einem schrankenlosen Individualismus (?) Platz gemacht hat. Der führt um so eher dazu, uns politisch und wirtschaftlich

Digitized by Google

zugrunde zu richten, als neben ihm noch die utopistische Art zu sozialisieren einherläuft.

Sowenig es in der Armee mit den Soldatenräten geht, sowenig kann es in allen Zweigen unseres wirtschaftlichen Lebens in Land- und Fabrikarbeit mit diesem Rätesystem gehen, das sich unsere Sozialisten durch die Angst vor der Straße aufzwingen ließen, und das seinerseits dazu mitwirken muß, den Bankrott des heutigen Sozialismus perfekt zu machen.

Und wie hat sich nun, gleichlaufend mit der Destruktion der Armee, auch eine trostlose Erschütterung in der Haltung eines Teiles der Beamtenschaft gezeigt! Die uns beschämenden Erscheinungen sind durchaus nicht allein aus der moralischen Pest, die in der Welt haust, nicht nur aus der „Zermürbung" durch die Blockade, nicht aus der Verwilderung zu erklären, die Kriege immer mit sich bringen. Gewiß tragen ihr Anteil Schuld manche Maßnahmen der früheren Regierung mit ihren unendlich zahlreichen, vielfach nicht ausführbaren Verordnungen auf wirtschaftlichem Gebiet, die nicht selten Hohn, Umgehung, ja Verachtung herausforderten. Aber waren denn nicht diese an sich schon unter dem Druck und der kritiklosen Anwendung sozialistischer Forderungen der Reichstagsmehrheit entstanden?

In der Tat liegen die Ursachen des auch in der Beamtenschaft wie in Kreisen privater Angestellter beobachteten Verfalles in der Zerstörung des Geistes, der „militaristisch" war. Treu und Glauben sind erschüttert, ebenso wie Autoritäts- und Solidaritätsgefühl.

Und um dies zu erkennen, genügt ein Blick auf die verschiedenen Zweige der staatlichen und kommunalen Verwaltungen. Was geht im Zolldienst, was im Eisenbahnbetriebe vor sich? Betrug, Schiebungen und Faulenzereien in unerhörtem Umfange! In den Reichsämtern arbeiten die alten Geheimräte 14 bis 15 Stunden täglich, um einigermaßen der Geschäfte Herr zu werden. Die untere Beamtenschaft will oder darf nicht über acht Stunden arbeiten, und, obwohl reichlich vermehrt, leistet sie nicht annähernd das, was in Friedenszeiten selbstverständlich war.

Recht viele sehnen sich heute nach den angeblich groben Schutzleuten zurück gegenüber der heutigen Erscheinung, daß gewisse Elemente der Polizei sich ängstlich zurückziehen oder gar gemeinsame Sache mit Verbrechern machen, nach den zopfigen, aber sicher arbeitenden Beamten gegenüber denen, die überaus dringende Arbeiten für den Staat wie lebenswichtige Dinge für Einzelpersonen Monate, ja Halbjahre lang dickfellig in ihrem Schubfach unerledigt liegen lassen!

Und wie sieht es in unseren großen Staatsunternehmen aus? Empörend und kläglich. Sie legen ein Zeugnis über die Leitung unserer Volkswirtschaft ab, wie es vernichtender gar nicht geschehen kann.

Die preußischen Eisenbahnen warfen vor dem Kriege 500 Millionen Reingewinn im Jahre ab. Das Jahr 1919 verzeichnet bei ihnen nach offiziellen Angaben ein Defizit von $2^1/_4$ Milliarden!

Digitized by Google

Der Zugverkehr ist auf das Äußerste zurückgeschraubt, zeitweise für Personenbeförderung ausgeschaltet worden, das Reisen eine Qual. Dafür sind die Fahrpreise fast auf das Vierfache der früheren gestiegen und sollen noch erhöht werden.

Der Güterverkehr ist unregelmäßig, verteuert und unsicher, die Arbeitsleistung des Personals erschreckend gesunken. Was man über Diebstähle und Schiebungen im Betriebe hört, schreit zum Himmel. Nicht die Abgabe des Materials ist an diesen Dingen hauptsächlich schuld, sondern das sozialistische System, das mit seinen unbedachten Versprechungen, um das Volk zu fangen, begonnen hat, und dem Kraft und Verständnis fehlen, zu leiten, zu organisieren und den Staat, seinen sozialistischen Staat, vorwärts zu bringen. Die früher nicht genug über Verkehrsfeindlichkeit zetern konnten, sind des Verkehrs schnödeste Feinde geworden!

Sieht es in den anderen Zweigen anders aus? Die Post ist außerstande, auch nur bescheidenen Ansprüchen zu genügen, dabei sind alle Posttaxen zum mindesten verdoppelt.

Die sozialistische Regierung hat den „Militarismus" erschlagen, damit aber auch die Disziplin, ohne die auch ein sozialistischer Staat nicht gedeihen kann. So kommt er ins Wanken!

Die Entwicklung dieses einen Jahres hat uns dies vor Augen geführt. Wie war es denn bei den unaufhörlichen Streiks? Sie haben unser Elend noch unsäglich erhöht und drohen unsere notdürftigste Versorgung ganz in Frage zu stellen. Das aufgepeitschte, mit Versprechungen überfütterte Volk ist enttäuscht, dabei stumpf und noch habgieriger geworden. Es folgt nicht mehr den sozialistischen Führern, sondern den radikalsten, oft nicht deutschen Predigern des Umsturzes. Verwirrt, absichtlich irregeführt und verblendet, streikt es sich selbst zu Tode. Die Regierenden sitzen in der kneifenden Zwickmühle fest: keine Produktion, die Werte schafft gegenüber den vernichtenden Preisen, und diesen zufolge bald unerschwinglichen Löhnen.

So stehen wir denn annähernd vor einem Chaos, vor unentwirrbaren Widersprüchen, vor Abhängigkeiten ringsum, von innen heraus und von außen her.

Ohne daß eine Autorität ihn meisterte, daß Moral ihn nötigte, daß Gemeinsinn ihn bändigte, tut ein jeder das, was im Augenblick ihm zu frommen scheint. Und zufrieden ist niemand, es seien denn die „Schieber" aller Art und Volksfremde, die dem deutschen Volk kaltherzig den letzten Blutstropfen aussaugen.

Der sozialistischen Regierung folgt auch die eigene Wählermasse nicht mehr, denn die eigene militaristische Organisation ist in die Brüche gegangen. Die Phrasen ziehen nicht mehr und mit Taten ist nicht aufzuwarten.

Die nicht mehr gezügelten, verhetzten und enttäuschten Scharen sammeln sich, wie gesagt, um die Agitatoren, die das Heil von der Diktatur des Proletariats versprechen. Hat gegen sie in ihrer Reichswehr die sozialistische

Digitized by Google

Regierung eine Stütze? Gewisse im Zentrum verkörperte Kreise haben dem Erfurter Sozialismus Vorspann geleistet, um ihren seit einem Lustrum gehegten Plan, das protestantische Preußen zu zerschlagen, durchzuführen. Wie lange diese Gefolgschaft dauern werde, ist nicht zu sagen, auf ewig sicherlich nicht. Und die Herren Demokraten? Sie wissen nicht, was sie wollen, geschweige denn, was sie nicht wollen.

Daß jedes Land im Deutschen Reich seine eigenen Wege sucht, ja daß wir auch in dieser Hinsicht einem Wirrwarr entgegentreiben, ist Einsichtigen leider klar. Der regierende Sozialismus wird auch diese Dinge nicht meistern, es fehlt ihm der Geist, das durchzuführen, was sich die Führer und ihre illusionistischen Ratgeber erträumten. Was ist's mit dem süddeutschen Kaisertum, was mit den Aspirationen in Hannover, was mit dem Los von Berlin? Und wenn heute unter dem dröhnenden Beifall seiner Bayern Dr. Heim über den preußischen Saustall eifert, dann meint er Dinge, die in Berlin von den süddeutschen Herren Erzberger, Fehrenbach, Gröber, Braun, Sinzheimer e tutti quanti angerichtet worden sind. Es ist ein vollkommenes Satyrspiel, diese Sachen auf dem Konto Preußen figurieren zu sehen.

Auch hierin wird der Bankrott unserem armen Vaterlande die Augen öffnen!

*

Die schon lange in der Welt bis aufs schärfste gespannte Lage hat durch Zusammenwirken vieler Faktoren die unerhörte Katastrophe über uns hereinbrechen lassen. Wir sind die Unterlegenen und vorderhand einmal die am schwersten Betroffenen. Gewiß sind auch bei uns Fehler und Sünden zu verzeichnen, und seit über drei Dezennien haben in Deutschland nicht Männer an entscheidenden Stellen gestanden, deren Fähigkeiten und Energie der Lage gewachsen waren.

Wie die unwürdigen Selbstbezichtigungen verächtlich und unserem Volke bis zum letzten Arbeiter ungemein schädlich sind, so ist die Annahme verkehrt und unheilvoll, daß der Geist und die Staatsauffassung, die von Preußen aus großgezogen sind, so verderblich seien, daß sie ausgetrieben werden müßten. Ohne diesen Geist ist nicht auszukommen, wenn er auch einen anders geformten Körper zu beseelen haben wird.

Was man bis zu Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks Zeiten bei uns wußte, was in den großen Republiken bis in die Neuzeit und auch in dem demokratischen England bekannt und bewährt ist, daß nämlich das Regieren eine Kunst ist und daß nur das Aufwachsen in gewissen Sphären — Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel — die Fähigkeit gewährt, die Dinge vom höheren Standpunkt aus zu betrachten, ja daß das richtige „Befehlenkönnen" bis zu einem gewissen Grade im Blut liegt, das werden die heute

Digitized by Google

bei uns Regierenden einst erkennen, wenn sie es sich nicht schon in ihrem stillen Kämmerlein selbst gesagt haben. Die noch so gute Bewährung in Parteifunktionen kann ebensowenig helfen wie die Ratschläge einer gewissen Kategorie von Routiniers innerhalb der einzelnen Ressorts es können.

Werden die Männer, die ohne den Geist der Ordnung und des Gemeinsinns auszukommen meinen, die mit unerwiderten Völkerbeglückungswünschen arbeiten, die das Reale, Naturgegebene vor Fraktionsdoktrinen nicht sehen, die im Innern vor Links und Rechts zittern, denen die stützende Autorität schwindet und über die der finanzielle Ruin täglich hereinbrechen kann, werden diese Männer in der heutigen noch viel kritischeren Lage, als sie je vor und im Kriege war, den auswärtigen Staatslenkern gewachsen sein?

Die Situation fordert für uns Geschicklichkeit und Mut, Vorsicht und Geduld der Leitenden, im Volke Ordnung, Pflichtbewußtsein und Arbeit, sie fordert Staatsgesinnung, die jener Militarismus hervorgebracht und der Sozialismus vertrieben hat, der Sozialismus, der durch jenen sich groß machte und der eine neue Staatsgesinnung zu erziehen die Fähigkeiten nicht hat.

*

Was jener offenherzige Franzose seinem Lande und dessen Verbündeten gewünscht hat, ist nun eingetreten. Deutschland liegt zerschlagen und gefesselt am Boden.

In seinen discorsi sagt Machiavelli: „Von allen unglücklichen Staaten ist jener am unglücklichsten, der es dahin gebracht hat, weder Frieden machen noch den Krieg fortsetzen zu können. Dahin gelangt ein Staat, wenn ihn die Friedensbedingungen allzusehr schädigen oder wenn er beim Fortsetzen des Kampfes notwendig die Beute seines Verbündeten oder seines Gegners werden muß. In solche Lagen bringen ihn schlechte Politik, schlechte Verträge und falsche Einschätzung seiner Kräfte."

Diese Worte kennzeichnen auch unsere heutige Lage. Nur ahnt unser Volk noch annähernd nicht, was uns die Verträge von Spa und Versailles bedeuten.

Schlechte Politik hat wohl schon in der Ära Caprivi begonnen, und mit ihr hat sich die Volksvertretung durch falsche Einschätzung der Kräfte versündigt. Dann ist es weiter gegangen mit der ausschlaggebenden Verzichtmehrheit, und den Gipfel erstieg die Politik der seit dem 9. November Regierenden.

Die Kräfte, physische wie moralische, sind in verschiedenstem Sinn falsch eingeschätzt worden, nicht zuletzt die angeblich werbenden Kräfte des Sozialismus und des ihm ergebenen unglücklichen Pazifismus gegenüber Herrn Wilson und den großen Realpolitikern unserer Feinde.

Die Kraft des wahren und guten Militarismus, den die Gegner scharf erkannten, ist von den heutigen Machthabern falsch eingeschätzt worden. Und diese „schlechte" Politik vermehrt unser Unglück ins Ungeheure.

Digitized by Google

Wir sollten uns auf das Gute, das heute noch in unserem Volke schlummert, besinnen, Ordnung und Gemeinsinn wiederherstellen; dann kann nach harter, langer Arbeit aus den Zusammenbrüchen ein neues, besseres Gebäude entstehen, dem die innere Einrichtung angemessen zu gestalten sein wird.

Fort mit unwürdigem, kläglichem „Vergessen".

Nicht vergessen wollen wir das, wodurch wir zusammengesunken sind, denn wir müssen aus unseren Fehlern lernen.

Nicht vergessen den Geist und die Männer, die uns groß gemacht haben.

Auch nie vergessen, was unsere Feinde alle uns angetan haben.

Wir müssen wieder selbstlos ein jeder an seiner Stelle arbeiten; unser dahintaumelndes Volk, fast in allen seinen Schichten, glaubt jetzt noch über alles Maß hinaus genießen zu können. Es betäubt damit klägliche Furcht und Hoffnungslosigkeit. Darin liegt eine grauenhafte Gefahr.

Was wir zunächst erarbeiten, werden der Engländer und Franzose genießen, wie es jener Mann in seinem Gespräche ersehnte. Wie lange ihnen das vergönnt sein wird, steht dahin.

Ihr eigenes Sprichwort kann ihnen bald in den Ohren dröhnen:

Qui trop embrasse, mal étreint.

Arbeiten und wirken wir im preußisch-deutschen Geiste, der von gutem und echtem Sozialismus soviel in sich trägt, so wird, will's Gott, die Zeit kommen, in der unsere Kinder Ruhe, Ordnung und vernünftigen Wohlstand genießen.

Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener

(Fortsetzung)

In der österreichischen Delegation sollte nun der große Streich gegen Andrássy geführt werden, gegen den sich unsere Herren in einen persönlichen Haß hineingeredet hatten. Der erste Angriff gelang, Herbst beantragte, über die Kreditvorlage bezüglich der Mehrkosten der Okkupation für 1878 zur Tagesordnung überzugehen, weil die Vorlage nur oberflächlich begründet sei und es sich dabei eigentlich nicht um die Bewilligung eines Kredits, sondern um die Indemnität für schon verausgabte Beträge handele, weil ferner der Berliner Vertrag noch nicht vom Reichsrat genehmigt sei und ein Kreditvotum die Billigung des Okkupationsunternehmens bedeuten würde. Da die Opposition im Budgetausschuß die Mehrheit hatte, wurde dort der Antrag angenommen, obwohl Andrássy Einsprache erhoben hatte. Der Druck der Wiener Presse und der persönliche Einfluß von Herbst machte es angesichts der schwankenden Haltung einiger Herrenhausmitglieder und auch einiger polnischer Abgeordneten nicht unwahrscheinlich, daß sich das Plenum der Delegation dem Ausschußantrag anschließen würde; um diese Niederlage abzuwenden, entschloß sich die Regierung nach einigem Schwanken, die Vorlage zurückzuziehen. Darüber

Digitized by Google

war begreiflicherweise großer Triumph in den Kreisen der Opposition, aber sie setzte ihre Stoßtaktik nicht gleichmäßig fort. In der nächsten Ausschußsitzung hielt Andrássy sein lange angekündigtes Exposé über seine ganze Politik, das sorgfältig vorbereitet war und mehr den Eindruck einer Denkschrift als einer Rede machte. Er trug diesmal seine Ausführungen zum größten Teil frei vor und soll, wie man mir erzählte (denn ich gehörte jener Delegation nicht an), rednerisch eine bessere Wirkung erzielt haben als sonst. Die etwas künstliche Beweisführung war aufgebaut auf drei Leitsätzen: einmal wurde behauptet und angeblich bewiesen, daß die Okkupation niemals das Ziel der auswärtigen Politik gewesen sei, dann daß sie erst durch die Ereignisse unabweislich wurde, und schließlich, daß sie nicht früher und nicht später als zu dem tatsächlich gewählten Zeitpunkt erfolgen durfte. Der erste Satz war sehr schwach begründet, die rein diplomatische Reformaktion, die Ablehnung der Sumarokowschen Vorschläge, das fortgesetzte Streben, die Türkei so lange als möglich im Besitz jener Provinzen zu erhalten, seien alles Beweise für die Absichten der Regierung, die Okkupation zu vermeiden, dabei verschwieg der Minister natürlich die Reichstadter Abmachungen und die beiden geheimen Verträge mit Rußland, in denen die Okkupation Bosniens durch Österreich-Ungarn lange vor dem Frieden von San Stefano vorgesehen wurde. Die Okkupation wurde aber nach seiner Ausführung in der Delegation erst unausweichlich durch jenen Frieden, der die Türkei auf einen kleinen europäischen Besitz zurückdrängte, Serbien und Montenegro vergrößerte und so den Besitz dieser Länder für die Pforte unmöglich machte; da wir diese aber nicht in den Besitz von Serbien, Montenegro oder einer südslawischen Konföderation geraten lassen durften, wenn wir nicht den Besitz von Dalmatien gefährden wollten, so mußten wir die Hand darauf legen. Nun waren aber dieses Argument und diese Situation schon lange vor dem Frieden von San Stefano gegeben, und alle Leute meiner Richtung hatten diese Notwendigkeit schon 1876 und 1877 vorausgesehen und erkannt und als Richtschnur für unsere auswärtige Politik gefordert. Die wiederholte Beteuerung Andrassys, die Okkupation sei nie Zweck gewesen, sondern durch die Entwicklung der Ereignisse notwendig geworden, erinnerte etwas an den alten Philosophenstreit über die Causa finalis; wenn die Entwicklungsreihe notwendig zu diesem Resultat führte, so mußte das politische Denken von Anfang an diese Vorstellung und dieses Verlangen haben, sonst mußte Andrássy zugeben, daß er das Gegenteil von dem, was geschehen, gewollt habe und daß ihm die Maßregel gegen seinen Willen durch die Ereignisse aufgezwungen wurde: das entsprach allerdings dem wirklichen Hergang, das wollte er aber wiederum nicht öffentlich eingestehen. In der Geschichte gewinnt jener Staatsmann das höchste Lob, der ein bestimmtes Ziel gewollt und auch tatsächlich erreicht hat; das Verhängnis Andrássys war, daß er zwei Jahre hindurch zwei verschiedene, ja entgegengesetzte politische Tendenzen verfolgte, ohne den vollen Nutzen von auch nur einer derselben zu haben. Schloß er sich der kaiserlichen Politik, der Erwerbung Bosniens an, dann hatte er recht,

Digitized by Google

Reichstadt und die geheimen Verträge abzuschließen, dann mußte er aber bei dieser Politik der mit Rußland einverständlichen Parallelaktion und Kompensation bleiben und trachten, bei Rußland möglichst viel für Österreich-Ungarn herauszuschlagen. Oder er mißbilligte diese bosnische Politik und sah das Hauptziel in der Hemmung und Zurückdrängung Rußlands, dann durfte er jene Verträge nicht abschließen, sondern mußte von Anfang an offen gegen Rußland Stellung nehmen und trachten, Rumänien und England mit sich fortzureißen. So aber trieb er bald die eine, bald die andere Politik. Den Beweis für die Richtigkeit des Zeitpunktes der Okkupation machte sich das ministerielle Exposé ziemlich leicht, diese sei mit Recht erst infolge eines europäischen Mandats, mit Zustimmung aller Mächte, einschließlich der Türkei erfolgt; das Mandat war früher nicht zu haben und wir konnten es auf dem Kongreß nicht ablehnen — als ob es Österreich-Ungarn von den Mächten gewissermaßen auferlegt worden sei, während selbst damals jedermann wußte, daß der Antrag Lord Salisburys auf Verlangen und Anregung der Wiener Regierung gestellt wurde; und ebenso verschwieg Andrássy die Konvention mit der Pforte vom 13. Juli, in der die Souveränität des Sultans anerkannt und die Okkupation als provisorische Maßregel bezeichnet wurde. Am Schluß seiner Rechtfertigung zog Andrássy die Summe seiner Orientpolitik, die er als durchwegs befriedigend und erfolgreich bezeichnete; der europäische Friede sei erhalten worden, die Türkei werde in ihrem verkleinerten Besitzstand lebensfähig werden, Rußland sei in Bulgarien zurückgewichen, Serbien und Montenegro wurden zwar vergrößert, aber der Sandschak sei breiter geworden und österreichischer Besatzung unterworfen.

In der darauf folgenden Ausschußdebatte brachten die Okkupationsgegner ihre Vorwürfe und Kritiken gegen Andrássy in der heftigsten und gehässigsten Weise vor, unterließen jedoch jeden Antrag auf Ablehnung des Budgets des Ministeriums des Äußern oder auch nur des Dispositionsfonds zu stellen, so daß zur allgemeinen Überraschung die Regierung diese beiden Posten in Sicherheit brachte, auch bei dem Kredit für die Militärauslagen in Bosnien für 1879 beantragten sie nicht, wie bei jenem für 1878, den Übergang zur Tagesordnung und minderten ihn nur auf 15 Millionen herab, die übrigens im Plenum auf 20 Millionen wieder erhöht wurden. Damit war aber der ganze prinzipielle Standpunkt, Okkupationskredite vor Genehmigung des Berliner Vertrags durch den Reichsrat nicht zu bewilligen, preisgegeben, das verfassungsmäßige Kompetenzbedenken fallen gelassen und schließlich die angefochtene Okkupation anerkannt. Diese Taktik enttäuschte allgemein und wurde mit Recht als ein schwächliches Zurückweichen und als eine unverständliche Halbheit angesehen; die Opposition war sich offenbar bewußt, daß im Plenum radikale Anträge von der dortigen Regierungsmehrheit niedergestimmt worden wären, wodurch das Ministerium ein Vertrauensvotum erhalten hätte. Die Opposition hatte die Partie schon verloren, aber sie versuchte hinterher noch einen verzweifelten Angriff. Der Berichterstatter Schaup legte nach jenen für die Regierung günstigen Abstimmungen plötzlich einen langen politischen Bericht über das

Digitized by Google

Ministerium des Äußern vor, der eine Anklageschrift gegen Andrássy war, und der Ausschuß, in dem die Opposition die Mehrheit hatte, nahm den Text dieses Berichtes an, der eigentlich nichts war als eine Wiederholung der in der Ausschußdebatte gegen den Minister vorgebrachten Angriffe. Im Plenum der Delegation war dieser Bericht geschäftsordnungsmäßig kein Gegenstand der Abstimmung, die dortige Mehrheit hatte übrigens auch nicht den Mut zu einem Tadelsvotum gegen den Schaupschen Bericht, sondern demonstrierte nur dadurch für Andrássy, daß alle ihre Mitglieder sich als Redner gegen den Bericht eintragen ließen, was auch nur eine schwache Kundgebung war. Die Debatte brachte nicht viel neues, die Oppositionsredner schlossen fast alle ihre Ausführungen mit dem Verlangen nach einem möglichst baldigen Ende der Okkupation und nach der Entfernung Andrássys. Dieser war in seinem Schlußwort sehr geschickt, machte das Aufhören der Okkupation von der Bedingung abhängig, daß die Türkei so erstarke, um in jenen Ländern jeden inneren Zwist zu beseitigen und Österreich-Ungarn die aufgelaufenen Kosten zu ersetzen, was eigentlich ironisch nichts anderes bedeutete als die Ankündigung der fortdauernden Okkupation in infinitum. So endete der mit so viel Emphase angekündigte Sturm der österreichischen Delegation mit einer Schlappe der Opposition und einem sachlichen Erfolg des Grafen Andrássy.

Wenn die Heftigkeit der österreichischen Delegationsopposition gegen die Okkupationspolitik das Maß der in der diesseitigen Bevölkerung bestandenen Unzufriedenheit weit überbot, so blieb dafür die Haltung der ungarischen Opposition in der Delegation erheblich hinter der Erregung und dem Unwillen ihres Landes zurück. Die Okkupation wurde als eine Teilungs- und Kompensationspolitik bezeichnet und getadelt, Andrássy der Vorwurf gemacht, die Delegationen absichtlich in Unklarheit über seine Pläne gelassen zu haben, die künftige staatsrechtliche Schwierigkeit einer Angliederung betont, aber alle diese Vorwürfe und Angriffe erreichten nicht den Grad von Gehässigkeit und Feindseligkeit, der in den Reden der österreichischen Delegierten zum Ausdruck kam. Andrássy antwortete in einer langen Rede, die meines Erachtens noch viel besser war als jene in der österreichischen Delegation, wohl weil er in seiner Muttersprache frei und sicherer sprach und weil ihn hier nicht die Atmosphäre des persönlichen Hasses umgab, die den Redner immer ungünstig beeinflußt, sei es, daß sie ihn zu unüberlegten Äußerungen reizt oder im ruhigen Gedankengang hemmt.

Ende Dezember 1878 trat das österreichische Abgeordnetenhaus wieder zusammen, das Wehrgesetz, das die Kriegsstärke auf 800 000 Mann feststellte, war abgelaufen und die Regierung verlangte zunächst dessen Verlängerung auf ein Jahr. Das Abgeordnetenhaus ging nur widerwillig in die Beratung ein, da in der Verfassungspartei die Herabsetzung jener Ziffer auf 600 000 Mann lebhaft verlangt wurde. Schließlich wurde die Regierungsvorlage für 1879 doch beschlossen, aber mit einer Resolution begleitet, welche die Regierung aufforderte, bei der Vorlage behufs weiterer Feststellung der Kriegsstärke darauf Bedacht zu nehmen, daß eine Herabminderung des Heeresaufwandes ermög-

Digitized by Google

licht und somit der Finanzlage des Reiches in gebührender Weise Rechnung getragen werde. Die Resolution wurde mit allen Stimmen des Hauses gegen 19 angenommen, damit legte sich unsere Partei neuerdings in ihrer Haltung gegenüber der Armee und dem Heeresaufwand fest, die ihr in der Folge nur Schwierigkeiten und Gegnerschaften bereitete.

Die Okkupationsgegner, die Andrássy in der Delegation nicht zu stürzen vermocht, ihm vielmehr durch ihre ungeschickte Taktik dort einen Erfolg verschafft hatten, versuchten nun im Abgeordnetenhaus an der Hand des Berliner Vertrags noch einen Ansturm. In dem zur Vorberatung des Staatsvertrags eingesetzten Ausschuß vertrat die Regierung durch Minister Unger die Rechtsanschauung, daß der Vertrag nur zum Behuf der Ausführung der stipulierten Einverleibung des Gebiets von Spizza, nicht aber zu seiner Gültigkeit überhaupt der Zustimmung des Reichsrates bedürfe. Scharschmid stellte den Antrag, einfach dem Vertrag die verfassungsmäßige Zustimmung zu erteilen, und knüpfte daran noch eine Resolution, daß aus der verspäteten Vorlage des Vertrags kein Präjudiz gegen die verfassungsmäßigen Rechte des Reichsrats gefolgert werden dürfe. Sturm sprach sich in erster Linie für die Verwerfung des Vertrags aus, sollte er aber genehmigt werden, so müßte wenigstens die Forderung der zeitlichen Beschränkung der Okkupation und ein entschiedener Protest gegen die Annexion ausgesprochen werden. Herbst wiederholte seine finanziellen Bedenken und verlangte, daß ein Urteil über die bisher befolgte Politik gefällt werde. Ich erwiderte ihm, daß man von ihm nicht gehört habe, welches Urteil er über die Vergangenheit und Zukunft abgeben wolle; wenn man gegen die Okkupation sei, so müsse man klare Forderungen aufstellen und verlangen, daß dieselbe rückgängig gemacht werde, ich täusche mich auch nicht über die finanziellen Schwierigkeiten, aber die Teilung der Türkei habe begonnen, und wir können nicht passiv bleiben, Österreich würde im Falle der Verwerfung des Berliner Vertrags aus dem europäischen Konzert ausscheiden. Die meisten Oppositionsredner wehklagten über die Okkupation, ohne aber zu einem positiven Resultat zu kommen. In der nächsten Sitzung stellte Herbst endlich den Antrag, daß das Abgeordnetenhaus, indem es unter den gegebenen Verhältnissen dem Vertrag die Zustimmung erteile, sich für verpflichtet halte zu erklären, daß es, festhaltend an den in der Adresse vom November niedergelegten Anschauungen, nicht vermöge, eine Politik als den wahren Interessen der Monarchie entsprechend zu erkennen, welche schon bisher unverhältnismäßige Opfer erheische und in ihrer Durchführung und weiteren Entwicklung eine ernste Gefährdung der Staatsfinanzen und eine dauernde Verwirrung der staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie nach sich ziehen müsse. Bei der Abstimmung wurde zuerst der Antrag auf Verwerfung des Vertrags, dann der Antrag Herbst sowie alle anderen Zusatzanträge abgelehnt und der Vertrag mit 10 gegen 6 Stimmen angenommen und Eduard Sueß zum Berichterstatter gewählt.

Die Opposition war also wieder eine parlamentarische Staffel heruntergeglitten, es blieb ihr nur noch als letzter Kampfplatz die Plenardebatte über

Digitized by Google

den Berliner Vertrag (15. bis 27. Januar 1879), die, wenn sie auch post festum kam, nicht des parlamentarischen Interesses entbehrte, indem sie noch einmal alle Gegensätze der letzten Jahre aufrollte und unsere Partei in beklagenswerter Weise spaltete und schwächte. Herbst als Minoritätsberichterstatter legte in seiner Eingangsrede das Hauptgewicht darauf, daß die einfache Genehmigung des Vertrags ein Widerspruch gegen die vom Haus im November beschlossene Adresse sei, die eine Verurteilung der auswärtigen Politik, wenn auch in maßvoller Form, enthielt, während der Majoritätsberichterstatter Sueß in seinem Bericht behauptete, daß jene Adresse vielmehr ein wesentliches Gewicht auf die Methode der parlamentarischen Behandlung der Angelegenheit legte, so daß sogar von einer Seite im Abgeordnetenhaus die Erklärung abgegeben wurde, daß dieselbe nur aus diesem Grunde der Adresse zustimme (damit war meine Erklärung vor der Abstimmung über die Adresse gemeint); diesen Bedenken sei nunmehr durch die Vorlage des Berliner Vertrages Rechnung getragen, was Herbst nicht gelten lassen wollte, obwohl gerade er in der Delegation das Hauptgewicht seiner dortigen Kompetenzbedenken auf die damals noch nicht stattgefundene Beratung des Berliner Vertrags gelegt hatte. Wenn er das Haus aufforderte, seiner Meinung, die es in der Adresse ausgedrückt habe, treu zu bleiben, so übersah er, daß sich seit jenem Beschluß die Dinge doch erheblich geändert hatten, der erste Unwille über die Okkupation war bei vielen in der Partei vorüber, die sich mit der Adresse ihre bedrängte Brust erleichtert hatten und die nach Andrássys geschickter Verteidigung seiner Politik und der höchst ungeschickten Taktik seiner Gegner in der Delegation endlich einmal mit der bosnischen Krise fertig werden wollten. Diesem Gedankengang gaben unsere Redner Scharschmid, Pirquet, Kübeck, August Weeber und besonders Carneri wirksamen Ausdruck, Auspitz verdarb sich seine gute Rede durch einen ungeschickten persönlichen Angriff gegen Herbst, Weiß von der Rechten erzielte einen Erfolg durch seine Kritik Herbsts und der Oppositionstaktik in der Delegation. Von der anderen Seite waren es Waltenskirchen und Schaup, die früher Andrássy unterstützt hatten und ihm jetzt Irreführung und Unaufrichtigkeit vorwarfen. Peez sprach sehr interessant über Handelspolitik und beklagte sich bitter darüber, daß Ungarn den Bahnbau Sissek-Novi vereitelt habe, um den Verkehr über Belgrad zu leiten. Am heftigsten sprach vielleicht Neuwirth, der alle möglichen Argumente gegen die Okkupation mit maßlosen Übertreibungen wieder vorbrachte. Mir waren diese immer wiederkehrenden unfruchtbaren Rekriminationen der Okkupationsgegner, die, bis auf sehr wenige, doch nicht den Mut hatten, die Rückberufung der Truppen aus Bosnien zu verlangen, höchst widerwärtig, und ich griff diese Redner auf der ganzen Linie an. Zunächst wendete ich mich gegen Herbst, der ein Tadelsvotum gegen die bisherige auswärtige Politik beantragt hatte, aber dafür nur finanzielle und staatsrechtliche Gründe anführte. Ich entwarf eine kurze Geschichte der orientalischen Wirren seit 1875 und fragte, ob es überhaupt möglich war, passiv zu bleiben; hätten wir andererseits den Kampf gegen

Digitized by Google

Rußland angenommen, so hätten wir den Krieg für die türkische Mißwirtschaft führen oder im günstigsten Fall die Reorganisation der ganzen europäischen Türkei unternehmen müssen, eine Aufgabe, der gegenüber die bosnische Okkupation ein Kinderspiel sei. Waren die russischen Siege nicht zu vermeiden, so mußten auch gewisse Früchte dieser Siege anerkannt werden; nun wird in der Geschichte der Berliner Kongreß immer die erste Teilung der Türkei bedeuten, und wenn wir von dort Bosnien nicht zurückgebracht hätten, so wäre unter dem Namen einer Autonomie an unserer Grenze ein südslawischer Staat entstanden, was für uns nur eine Gefahr bedeutet hätte. Ich erinnerte daran, daß ich die Besetzung dieser Provinzen schon im Jahre 1876 empfohlen hatte, und mein Tadel betraf nur die verspätete und durch das europäische Mandat beschwerte Durchführung dieses Gedankens. Der Tadel aber, den die Opposition aussprechen will, trifft nur die vergangene auswärtige Politik, jetzt aber handelt es sich um eine neue Aktion und um den durch die Okkupation geschaffenen neuen Zustand. Wenn man diesen Zustand verurteilt, dann genügt nicht ein nach rückwärts gekehrter Tadel, dann muß man eine Adresse an die Krone richten um Rückberufung der Truppen, dann mußte die Opposition alle militärischen Kredite für Bosnien verweigern, die Herren aber brandmarken fortwährend die Okkupation, bewilligen aber doch die Mittel dafür. Wenn wir den Vertrag einfach annehmen, so drücken wir dadurch unsere positive Meinung aus, daß wir die Okkupation unter den gegebenen Verhältnissen als eine Notwendigkeit ansehen. Die finanziellen Bedenken schätzte ich selbst nicht gering, ich nahm die Kosten damals mit 140 Millionen Gulden an (nach den Schlußrechnungen waren sie etwas geringer, 136 Millionen), die Zinsenlast für Österreich allein betrage rund 5,5 Millionen, wozu allerdings in der Folge die jährlichen Mehrausgaben für die Okkupationstruppen mit anfänglich 5,4, dann mit 4,3 Millionen für Österreich hinzukamen. Diese Lasten seien hoch, aber nicht unerschwinglich, wenn die Steuerreform bald ins Werk gesetzt werde. Die lächerlichen Berechnungen Neuwirths, der durch eine künstliche Zinseszinsrechnung für die Zukunft zu abenteuerlichen Ziffern kam, widerlegte ich sehr leicht. Meine ganze Rede war getragen von einem starken patriotischen Gefühl, das sich gegen die schwächliche und verzagte Gesinnung der Gegner aufbäumte. Wir haben, fügte ich mit einem Horazschen Vers hinzu, einen Beruf zu herrschen und uns nach außen zu betätigen, wir wollen nicht bloß kleinliche Heimatspolitik betreiben, wir stellen uns höhere Aufgaben, wir wollen auch etwas in der Welt bedeuten und uns nicht immer von Fremden und Gegnern beiseite schieben lassen, ein gesundes politisches Selbstgefühl identifiziert sich mit dem eigenen Staat, hält auf seine Machtstellung und erhebt sich an den Waffentaten der eigenen Armee. Statt all der jämmerlichen Klagen, schloß ich, sollte man sich mit der Zukunft jener Länder beschäftigen und versuchen, die Tatsachen zu beherrschen und zum Wohl des Reiches auszunützen.[1])

[1]) Reden, S. 96—113.

Digitized by Google

Neben der Okkupation Bosniens und der auswärtigen Politik überhaupt nahm in der Debatte noch die staatsrechtliche Frage, ob der Berliner Vertrag zu seiner Gültigkeit der Genehmigung des Reichsrates bedürfe, einen großen Platz ein. Die Regierung hatte, wie schon erwähnt, im Anfang den Vertrag dem Reichsrat nur zur Kenntnisnahme vorgelegt, und meinte für die Eingliederung des Gebiets von Spizza in Dalmatien durch ein Gesetz die formell richtige Vorsorge zu treffen. Die Verfassungspartei, die ursprünglich nicht an eine Verwerfung des Berliner Vertrages dachte, wollte sich aber das verfassungsmäßige Recht eines Beschlusses über diesen Gegenstand nicht entwinden lassen und nahm die ordnungsmäßige Vorberatung des Vertrags im Ausschuß vor, der mit allen gegen eine Stimme sich dahin aussprach, daß dieser Staatsvertrag zur Gültigkeit der Zustimmung des Reichsrates bedürfe. In der Plenardebatte wurde von polnischer Seite (Dunajewski) der Antrag auf bloße Kenntnisnahme gestellt, aber juristisch gar nicht schlüssig begründet. Diesen Standpunkt vertrat nun Minister Unger in einer langen scharfsinnigen Rechtsausführung; er argumentierte, daß Verträge, welche der Kaiser vermöge seiner monarchischen Prärogative abschließt, wie Friedensverträge und alle, welche die auswärtige Politik betreffen, nicht der Genehmigung des Reichsrates unterliegen, der nur jene Verträge zu genehmigen habe, welche Gegenstände der Gesetzgebung betreffen. Dabei übersah er den klaren Wortlaut der Verfassung, die alle Verträge, welche eine Belastung enthalten, der verfassungsmäßigen Beschlußfassung unterwirft. Seine künstliche Konstruktion, die direkt eine Aberkennung einer bisher allgemein als bestehend angesehenen verfassungsmäßigen Gerechtsame bedeutete, erregte begreiflicherweise den allgemeinen Widerspruch. Selbst ein so treuer Regierungsmann wie Baron Scharschmid widerlegte in klarer, unanfechtbarer Weise die Ausführungen Ungers und wies nach, wie unzweifelhaft aus der Okkupation Lasten für die Monarchie entstehen, welche das Requisit für die verfassungsmäßige Beschlußfassung bildeten. Die Debatte hob sich zusehends im weiteren Verlauf, eine wuchtige Widerlegung Dunajewskis und Ungers bot die glänzende Rede Hausners, der diese Rechtsfrage eingehend behandelte und dann die ganze Orientpolitik Andrássys verurteilte, die einzelnen Bestimmungen des Berliner Vertrags kritisierte und durch die Kraft seines Vortrags einen großen rednerischen Erfolg erzielte. Selbst Coronini, der für die Politik Andrássys warm eintrat, nahm für den Reichsrat das Recht der Beschlußfassung über den Vertrag vollauf in Anspruch. Am schonungslosesten traf den Minister Dr Sturm, dessen großes Talent sich an jenem Tage besonders zur Geltung brachte, er verurteilte die Okkupationspolitik und die Argumentation Ungers und zerschnitt das Tischtuch zwischen Partei und Regierung, die er nicht mehr als ein verfassungstreues Ministerium ansehen könne, sondern als Verfassungsgegner bezeichnete. Seine scharfe, oft grausame Sprache, die nie in grobe Ausdrucksweise verfiel, entfesselte einen Sturm des Beifalls, so daß selbst Herbst am Schluß es schwer hatte, noch etwas Neues und Wirksames zu sagen, aber es war nicht zu leugnen, daß auch

Digitized by Google

seine Rede, von seinem Standpunkt aus gemessen, eine bedeutende Leistung war. Professor Sueß sprach als Majoritätsberichterstatter zuletzt mit dem ganzen Aufgebot seiner weiten Gesichtspunkte und seiner patriotischen Gesinnung. Wenn auch die Debatte an den Tatsachen nichts mehr ändern konnte, so lieferte sie doch ein glänzendes Bild parlamentarischer Beredsamkeit, wie es im Rahmen von einigen Tagen nicht oft geboten wird. Nun kam die Abstimmung, der Antrag auf bloße Kenntnisnahme wurde mit großer Mehrheit abgelehnt, dann kam das Minoritätsvotum Herbst zur Abstimmung, dies fiel auch, nun stand die Frage einfach auf Genehmigung oder Nichtgenehmigung des Berliner Vertrags, und hier beging die Opposition den unverantwortlichen Fehler, gegen den Vertrag überhaupt zu stimmen; sie vereinigte für ihr Votum zwar 112 Stimmen, während 154 für die Genehmigung des Vertrags abgegeben wurden, sie schädigte aber durch diese Abstimmung, welche zu unmöglichen Konsequenzen hätte führen müssen, für immer ihr politisches Prestige, lieferte dem Kaiser den Schein des Beweises, daß mit der Verfassungspartei nicht zu regieren sei, und hat sich von diesem Schlag, den sie sich selbst zufügte, niemals mehr ganz erholt. Nach der Annahme des Vertrags stand noch eine Resolution zur Abstimmung, die mit einer schwächlichen Erinnerung an die Adresse die finanziellen und anderen Besorgnisse ausdrücken sollte, um manchen Mitgliedern der Partei das Votum für den Vertrag annehmbarer zu machen, aber davon wurde nur der erste nichtssagende Teil angenommen, der zweite fiel auch; so blieb als Schlußergebnis nichts aufrecht als die glatte Genehmigung des Berliner Vertrags, ein Sieg Andrássys, gegen den die Opposition nach ihrem Mißerfolg in der Delegation noch diesen letzten Kampf im Abgeordnetenhaus aufgeboten hatte, der nun mit ihrer definitiven Niederlage endete. In Ungarn war die Okkupation auch unpopulär gewesen, die dortige liberale Partei machte ihrer Unzufriedenheit zwar auch durch eine Adresse Luft, zog aber weiter keine Konsequenzen, nahm die vollzogene Tatsache hin, inartikulierte den Berliner Vertrag und bewies, daß die Monarchie in kritischer Zeit keine Abweisung von ihr erfahre.

Kapitel VII.

In der zweiten Hälfte Januar hatte ich eine lange Unterredung mit Andrássy, der mich zu sich hatte bitten lassen. Er sprach erst lange über seine Orientpolitik, stellte den Einmarsch bis nach Nowibasar in Aussicht, sowie seine Absicht, über Albanien eine Art Protektorat zu übernehmen. Er nahm die Opposition des größten Teils der Verfassungspartei gegen sich gar nicht leicht, beklagte das feindselige Verhältnis, da er trotz allem immer von der Notwendigkeit eines verfassungstreuen Regimes überzeugt sei. Wir kamen auf die schleppende österreichische Ministerkrise zu sprechen, wobei er sich gegen ein provisorisches Ministerium aussprach, weil die Gefahr bestünde, daß während dessen einstweiliger Geschäftsführung wieder eine Kombination Hohenwart vorbereitet werden könnte, wir besprachen die für uns annehmbaren möglichen

Digitized by Google

Kandidaten, konstatierten aber beide, daß augenblicklich leider kein guter verfassungstreuer Ministerpräsident zu finden sei. Am 1. Februar kam Calice aus dem Ministerium des Äußern im Namen Andrássys zu mir, um mir anzukündigen, daß am nächsten Tag Graf Taaffe wegen der Kabinettsbildung zu mir kommen werde und Andrássy mich bitte, Taaffe vertrauensvoll zu empfangen. Calice betonte übrigens ausdrücklich, daß das neue Ministerium kein Beamtenkabinett sein solle. Am Tag darauf erschien Taaffe bei meinem Vater, mit dem er von früher, als sie Ministerkollegen waren, gute Beziehungen hatte, und legte ihm folgende Liste vor: Statthalter Possinger Inneres, Finanzen Senatspräsident des Verwaltungsgerichtshofs Fierlinger, Handel ich, Ackerbau Coronini, Justiz Stremayr, Unterricht noch offen, Landesverteidigung Horst. Taaffe ersuchte meinen Vater, mich vorzubereiten und mir zu empfehlen, mich einstweilen mit dem Handelsministerium zu befriedigen. Nach einer Stunde kam er zu mir und versicherte mir, daß sein Ministerium verfassungstreu sein und zunächst die bevorstehenden großen Aufgaben lösen solle. Ich erwiderte, daß das neue Ministerium nicht vor dem alten Haus mehr erscheinen solle, damit man es nicht bloß für ein provisorisches Kabinett zur Abwicklung der Geschäfte halte, es müsse vor dem neuen Haus als definitives Ministerium erscheinen und dort die große Aufgabe der Herstellung der Finanzen unternehmen und dafür ein festes Programm haben; Ersparungen seien auch im Armeebudget notwendig durch Herabsetzung des im Jahr 1872 erhöhten Präsenzstandes, dann könne man auch mit neuen Steuern kommen. Um solche große Maßregeln durchzusetzen, bedürfe es aber einer stärkeren Vertretung des parlamentarischen Elements, Coronini und ich vertreten nur eine kleine Fraktion, die sich noch außerdem in der letzten großen Frage von dem Gros der Verfassungspartei getrennt habe, Taaffe möge daher Demel und Sueß, womöglich auch Sturm und Dunajewski für die polnische Seite in die Kombination ziehen. Ich selbst müsse auf Übernahme des Finanzministeriums bestehen, da ich bei Fierlinger, bei all seiner juristischen Begabung, auf ein energisches Finanzprogramm nicht rechnen könne. Taaffe meinte, dieser Tausch ließe sich leicht vollziehen, und sprach sich mehr gegen die von mir angeratene liberale Verstärkung aus, er war im ganzen schwach informiert und legte auf die finanziellen Aufgaben geringes Gewicht. Am darauffolgenden Tag (3. Februar) kam Coronini zu mir, den Taaffe nach mir besucht hatte, er teilte im ganzen meinen Standpunkt, bestand sehr energisch auf Ersparungen auch bei der Armee, persönlich war er mit dem Ackerbau unzufrieden und hätte lieber das Innere erhalten, ihm schiene, daß wir beide nur ein parlamentarischer Aufputz für ein Beamtenministerium sein sollten. Graf Coronini war ein Mann von Talent und höchst ehrenhaftem Charakter, sein Urteil war vielleicht nicht immer ganz zutreffend und sicher, und darum haftete ihm auch eine etwas schwankende Haltung an, in der Frage der Ersparungen im Militärbudget aber hielt er fest an seiner Meinung, die durch den Einfluß des mit ihm sehr befreundeten Baron Walterskirchen bestärkt wurde. Coronini war ein Jugendgespiele des Kaisers

Digitized by Google

gewesen, dessen Erzieher sein Vater war, aber diese früheren Beziehungen hatten sich im Laufe der Jahre nicht mehr rege erhalten, während zum Beispiel umgekehrt der Kaiser dem Grafen Taaffe aus ihrer Jugendzeit eine warme Sympathie und großes Vertrauen bewahrt hatte. Um mich zu einer mehr entgegenkommenden Haltung zu bestimmen, traten Schmerling und Fürst Metternich bei mir sehr lebhaft für meine Annahme der Taaffeschen Einladung ein. Es folgten dann noch weitere Besprechungen mit Taaffe, der geneigt schien, Coronini das Innere zu geben, worauf dieser in mich drängte, mich mit dem Handelsministerium zu befreunden, dagegen hielt er seine Forderung, den Präsenzstand auf die Ziffer vor 1872, und zwar schon vom 1. Juli 1879 an, herabzusetzen, aufrecht, ich verharrte auf meinem Standpunkt. Die Verhandlung schien erfolglos zu bleiben, als Taaffe am 6. bei mir erschien, um mich aufzufordern, zum Kaiser zu kommen, der mit mir sprechen wolle, der übrigens keine Pression üben, sondern nur meine Meinung über die allgemeine Lage hören wolle. In der unmittelbar darauf folgenden Audienz wies ich zunächst auf die nachteilige Stellung des neuen Ministeriums hin, wenn es noch vor dem alten Reichsrat erscheinen müßte, schilderte dann den Ernst der Finanzlage und erklärte, daß es zur Votierung neuer Steuern und zur Erhaltung der bisherigen Kriegsstärke notwendig sei, dem Abgeordnetenhaus mit einer ansehnlichen Ersparung entgegenzukommen, daher sei der Präsenzstand herabzusetzen und eventuell weitere Ersparungsmaßregeln vorzunehmen. Seine Majestät wies auf die Schwierigkeiten hin, an der Organisation der Armee zu rütteln, das Militärbudget sei ohnedies auf das kargste bemessen, und wies mich nach einer längeren Unterhaltung über die Aussichten der neuen Regierung und über Bosnien an General Horst, der mir die technischen Schwierigkeiten der von mir empfohlenen Maßregeln darstellen würde; von der Frage der einzelnen Portefeuilles war keine Rede. Unmittelbar nach mir wurde Coronini empfangen, der dem Kaiser ungefähr dasselbe wie ich sagte. Am 7. Februar kamen Taaffe und Coronini zu mir und luden mich im Auftrag Seiner Majestät zu einer Unterredung mit General Horst ein, die bald darauf stattfand. Horst gab zu, daß wirksam nur bei der Präsenzziffer gespart werden könne, eventuell könnte ein kleiner Abstrich von einer halben Million durch Reduktion der Übungstage der Reservisten auf das Ausmaß der Landwehr erzielt werden. Coronini teilte mir mit, daß er Tomaszczuk für die Justiz und Sueß für den Handel empfohlen habe, was ich sofort bei Taaffe brieflich unterstützte,[1]) unterdessen erhielten wir die Nachricht, daß Taaffe Stremayr das Justizministerium und die Leitung des Unterrichtsministeriums bereits zugesichert habe. Taaffe teilte mir mit, mich für eine Besprechung mit dem Kriegsminister bereitzuhalten, diese wurde aber zweimal abgesagt, und am 10. wurden wir beide zu Taaffe gebeten, der uns erklärte, er verzichte überhaupt auf seine Mission der Kabinettsbildung.

So endete diese Episode, von der ich nicht weiß, ob sie ganz ernst gemeint

[1]) E. Sueß, Erinnerungen, S. 295.

Digitized by Google

war. Taaffe war überhaupt vom Kaiser schon für die Zukunft in Aussicht genommen und der Gedanke, Coronini und mich in die Kombination zu ziehen, ging offenbar von Andrássy aus. Unser Verlangen nach Ersparungen im Militärbudget war allerdings eine von uns erhobene Schwierigkeit, aber einmal war es unsere Überzeugung, daß die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalt die erste Aufgabe des neuen Ministeriums und des neuen Abgeordnetenhauses sei, dann hatte sich die Verfassungspartei bezüglich der Herabminderung des Heeresaufwandes durch so viele Beschlüsse und Kundgebungen festgelegt, daß wir, wenn wir nur einigermaßen auf ihre Unterstützung rechnen wollten, ihr ein Entgegenkommen in dieser Richtung zeigen mußten. Es wäre eine nicht allzu verschwenderische Morgengabe für das neue Ministerium gewesen, wenn es mit einer größeren Ersparungsziffer hätte debütieren können; daß es sich dabei um das Ausmaß dieser Ziffer gehandelt hätte, ist allerdings richtig, daß aber ein nicht unbedeutender Abstrich vom militärischen Standpunkt doch nicht für ganz unzulässig erkannt werden konnte, beweist der Umstand, daß, als das spätere Ministerium Taaffe im Amt war, das Kriegsministerium im Budget für 1880 eine Herabminderung des Ordinariums um mehr als 4 Millionen durch vorübergehende Verminderung des Präsenzstandes bei der Infanterie und durch Abkürzung der Dauer der Waffenübungen den Delegationen vorlegte, ein Betrag, den man mir gegenüber als unzulässig bezeichnet hatte. Man kann sich dabei an den Erfolg des Grafen Belcredi im Jahre 1865 erinnern, der den vom damaligen Abgeordnetenhaus verlangten, vom Ministerium Schmerling aber auf Wunsch des Kriegsministers bekämpften Abstrich sofort gewährte, um sich gut vor der Öffentlichkeit einzuführen. Die Frage ist später oft an mich gerichtet worden, ob es klug war, jenen Versuch der Kabinettsbildung an dieser finanziellen Frage scheitern zu lassen und damit die letzte Möglichkeit eines parlamentarischen Einschlags aus der Verfassungspartei in die neue Taaffesche Regierung vereitelt zu haben; Taaffe sei damals noch auf der Verfassungsseite gestanden und sei erst, nachdem ihm bewiesen wurde, daß er selbst mit dem der auswärtigen Politik zustimmenden Flügel der Verfassungspartei nichts zustande bringe, zur Rechten abgeschwenkt. Diese Meinung ist meines Erachtens nicht richtig, es ist wohl vielmehr anzunehmen, daß er infolge der Anregung Andrássys uns zum Eintritt ins Kabinett einlud, um zunächst für den Rest der Session das verfassungstreue Regime nach außen fortsetzen zu können; wäre es ihm aber wirklich um die dauernde Forterhaltung dieses Regimes zu tun gewesen, so hätte, ganz abgesehen von späteren Entschließungen und Handlungen, seine Haltung bei den Reichsratswahlen des Sommers eine andere sein müssen, damals war der Bruch mit der Verfassungspartei noch nicht vollzogen, wohl aber das Bestreben des Ministers des Innern, der die Wahlen leitete, deutlich darauf gerichtet, die deutschliberale Partei um eine beträchtliche Anzahl von Mandaten zugunsten ihrer Gegner zu verkürzen und eine Majorität gegen sie im neuen Abgeordnetenhaus zu schaffen. Der Kaiser, dessen alte Abneigung gegen die

Digitized by Google

Verfassungspartei durch ihre törichte Haltung in der Okkupationsfrage nur noch gewachsen war, nahm wahrscheinlich schon im Februar die Wendung der Politik in Aussicht, und es ist wenig zweifelhaft, daß Taaffe diese Tendenzen bei den Wahlen auch verfolgt hätte, wenn Coronini und ich im Kabinett gesessen hätten, wir wären dann ausgetreten, aber die weiteren Dinge hätten wahrscheinlich denselben Verlauf genommen, wie es später der Fall war.

Graf Taaffe hatte zwar die Kabinettsbildung aufgegeben und war nach Innsbruck abgereist, doch in wenigen Tagen darauf erschienen die kaiserlichen Handschreiben, durch die der Rücktritt Auerspergs und Ungers angenommen, die Wiederberufung der übrigen Minister verfügt und ihnen Graf Taaffe als Minister des Innern zugesellt wurde.[1]) Das neue Ministerium bezeichnete sich ausdrücklich als ein bloßes Geschäftsministerium, das die restlichen Aufgaben der Session, insbesondere das Budget noch zu erledigen habe. Viele waren kurzsichtig genug, in dieser Umgestaltung eine gute Lösung zu finden, während die Einsichtigeren die Erwartung hatten, daß diesem Ministerium bald ein anderes Kabinett mit der Richtung nach rechts nachfolgen werde. Die Gegner des Berliner Vertrags kümmerten sich aber weniger um die heranrückende neue Wendung der inneren Politik, als um eine Fortsetzung ihrer Gegnerschaft gegen die Okkupationspolitik. Eine Versammlung der 112, die gegen den Berliner Vertrag gestimmt hatten, wurde einberufen. Sturm, der eigentliche Führer dieser Bewegung, konstatierte, daß weitaus der größte Teil der Verfassungspartei in ihrem Lager stehe, nur die Großgrundbesitzer und 16 städtische und ländliche Abgeordnete der Partei hätten für den Berliner Vertrag gestimmt, ein Komitee sollte eingesetzt werden zur Beratung der bosnischen Angelegenheiten. Tomaszczuk meinte, man solle doch nicht die Tendenz haben, die dissentierenden Kollegen zu boykottieren, worauf Herbst erklärte, er wolle nur jene in der Vereinigung sehen, die die Okkupation für verhängnisvoll halten. Schließlich lud man doch die Großgrundbesitzer und unsere zusammengeschmolzene Linke ein, das Komitee auch zu beschicken, was wir beide selbstverständlich ablehnten. Zunächst erreichte die neue Organisation nicht viel, da die alten Fraktionen fortbestehen blieben, nur eine Resolution wurde gefaßt, wonach staatliche Verwaltungsauslagen für Bosnien unzulässig seien, solange der Reichsrat nicht Erfordernis und Bedeckung genehmigt habe; als die Herren diese ziemlich unbedeutende Resolution dem Minister Stremayr überbrachten, mußten sie sich noch das ironische Kompliment dafür gefallen lassen, daß nunmehr auch sie auf dem Boden des Berliner Vertrags stehen. Die im März wieder aufgenommene Delegationssession ging glatt vonstatten, Herbst und Giskra nahmen nicht mehr daran teil, Sturm versuchte noch, Schwierigkeiten zu machen, allein schließlich wurde der ganze bosnische Kredit für 1878 nach dem Antrag der Regierung bewilligt und an jenem für 1879 nur ein Abstrich von 5,4 Millionen vorgenommen. (Fortsetzung folgt)

[1]) Minister Lasser war schon im Sommer 1878 wegen Krankheit ausgeschieden.

Digitized by Google

Der Kampf um Persien

Von

Professor Dr. Otto Münch (Darmstadt)

Das auf allen Seiten von hohen Gebirgen umrahmte, im Durchschnitt etwa 1200 Meter hohe Hochland von Iran hat schon im Altertum eine große Rolle in der Geschichte gespielt. Jedem Gebildeten sind die Eroberungszüge des Cyrus und die damit verbundene Gründung des großpersischen Reiches in der Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. bekannt. Dieses Großreich erreichte um 500 v. Chr. unter Darius Hystaspis seine größte Ausdehnung und umfaßte damals ganz Vorderasien vom Indus bis zum Ägäischen Meer, ja darüber hinaus Thrakien und Makedonien in Europa und Ägypten und Libyen in Afrika. Dem weiteren Vordringen der persischen Macht nach Westen setzten damals die Griechen erfolgreichen Widerstand entgegen und gingen sogar zum Angriff gegen das bald von inneren Wirren zermürbte Reich über. Alexander der Große, der jugendliche Vorkämpfer des Hellenismus, konnte dann in unaufhaltsamem Vorstoß das weite Reich bis Indien durchziehen und ein makedonisches Großreich an seine Stelle setzen. Nach dessen raschem Zerfall gehörte Iran kurze Zeit zu dem Diadochenreich der Seleukiden, bis die Parther von Osten her das ganze Hochland unterwarfen und nun nahezu ein halbes Jahrtausend beherrschten. Mit dem römischen Reich wurden in dieser Zeit erbitterte Kämpfe am Euphrat und Tigris und in Syrien ausgefochten, und es gelang den Römern nicht, in diesen alten Kulturländern am Westfuße Irans dauernd Fuß zu fassen, geschweige, das Hochland selbst zu betreten. Diese Kämpfe fanden nach dem Sturz der Parther durch das neue persische Reich der Sassaniden mit erneuter Heftigkeit ihre Fortsetzung und nahmen erst im Jahre 651 n. Chr. mit dem Aussterben der Sassaniden ein Ende. Ein neuer, stärkerer Feind warf allen Widerstand vor sich nieder und machte dem zweiten persischen Reich in kürzester Zeit ein Ende: die durch den Islam fanatisierten Araber unter den Kalifen. Mit unglaublicher Schnelligkeit war der Weg nach Indien geöffnet und auch dieses großenteils erobert, und schon 50 Jahre später erschienen die Wüstensöhne an den Säulen des Herakles und betraten in Spanien den europäischen Boden. Die politische Rolle Persiens und Irans war nun für 850 Jahre ausgespielt, wenn auch meist einheimische Dynastien das Land beherrschten und die Herrschaft der Kalifen nur eine nominelle war. Dagegen haben persische Sprache, Kunst und vor allem Literatur einen großen Einfluß auf die Eroberer erlangt und bis auf die neueste Zeit eine ähnliche Stellung im Orient eingenommen wie die französische Kultur seit Ludwig XIV. im Abendland. Auch die türkischen und mongolischen Eroberer bedienten sich des Neupersischen, das seit der Kalifenherrschaft viele arabische Wörter und auch die arabische Schrift angenommen hatte, zum Teil als Hofsprache. War doch infolge der Mongolen-

Digitized by Google

herrschaft das Neuperfische im nördlichen Indien bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Sprache der Diplomatie, der vornehmen Gesellschaft und der Gerichtshöfe.

Die Zeit der Fremdherrschaft wich erst wieder mit dem Jahre 1501 durch die Gründung des neuperfischen Reiches unter Vernichtung der Turkmenenherrschaft. In wechselnden Kämpfen, namentlich gegen die Türken, nahm Neuperfien unter seinem großen Schah Abbas I. (1586—1628) einen glänzenden Aufstieg und gewann Armenien, das Irak und Mesopotamien samt Basra und Bagdad im Westen, Hormus von den Portugiesen im Süden, das südwestliche Afghanistan mit Kandahar und Chorassan im Osten und machte sich Georgien im Nordwesten wieder zinspflichtig. Nach dem Tode des großen Abbas ging jedoch durch innere Wirren ein Teil dieser Eroberungen verloren und am Anfang des 18. Jahrhunderts verfiel das Reich derart in Schwäche, daß Rußland unter Peter dem Großen sich zum erstenmal entscheidend einmischte und Derbend, Baku und Rescht am Kaspischen Meer besetzte. Peters Tod vereitelte aber alle weiteren russischen Pläne, und unter dem tüchtigen Nadir Schah (1736—1747) wurden die russischen Eroberungen und auch das an die Türken verloren gegangene Armenien und Georgien wieder gewonnen. Nadir fiel 1739 sogar in Indien ein, eroberte Delhi und zwang den Großmogul zur Abtretung einiger Provinzen am Indus und zur Zahlung eines hohen Tributs. Nadirs Ermordung stürzte aber das Reich von neuem in schwere Unruhen, in deren Verlauf Afghanistan endgültig verloren ging und seitdem selbständig blieb. Georgien suchte und fand unter dem Fürsten Heraklius II., demselben, der den Wachtmeister Werner in Lessings „Minna von Barnhelm" mit neuer Kriegslust erfüllte, den Anschluß an Rußland, verlor 1796 an dieses seine Selbständigkeit und wurde 1802 unter Alexander I. als russische Provinz erklärt. Derbend, Kuba und Baku gingen ebenfalls an Rußland verloren.

Damit hatte der scharfe Kampf um Persien zwischen Rußland, England und Frankreich eingesetzt, der unter Ausscheiden Frankreichs heute noch fortdauert und augenblicklich infolge der neuentdeckten außerordentlichen wirtschaftlichen Werte des Landes zur Entscheidung drängt. (Vgl. zum folgenden besonders die zahlreichen einschlägigen Aufsätze in der Zeitschrift „Der Neue Orient", Jahrgang 1917 und 1918, die im gleichen Verlag in Berlin erschienenen „Englischen Dokumente zur Erdrosselung Persiens" und Jäger, „Persien und die persische Frage", Weimar 1916.)

Das Interesse der Engländer an Persien ist schon recht alt und datiert fast von dem Tage an, wo sie sich in Indien festsetzten, also seit drei Jahrhunderten. (S. „Neuer Orient", 1918, S. 199.) Mit dem ihnen eigenen weiten politischen Blick erkannten sie schon damals die Bedeutung des iranischen Hochlandes und des Persischen Golfes als Zugang zu dem wertvollen Indien und suchten die Festsetzung einer europäischen Macht in diesen Gebieten energisch zu verhindern. Deshalb halfen sie schon 1622 dem großen Schah Abbas bei der

Digitized by Google

Vertreibung der Portugiesen von der Insel Hormus, die diese seit mehr als hundert Jahren, von 1507 ab, innehatten, in der Hoffnung, diese den Eingang zum Persischen Golf beherrschende Insel damit in ihre Gewalt zu bringen. Abbas I. zeigte aber kein Verständnis für diesen Wunsch. Als jedoch Peter der Große an der Westküste des Kaspischen Meeres nach Süden vorstieß, wurden die Engländer in Südpersien sofort nervös und bemächtigten sich einiger Inseln an der Südküste und im Persischen Golf, um ein Gegengewicht zu schaffen. So geriet die kleine Republik Koweit unter englische Schutzherrschaft, und ebenso wurden die Bahrein-Inseln britisch. Der eigentliche Kampf um Persien beginnt aber erst, wie oben erwähnt, um 1800, im Zusammenhang mit den Plänen Napoleons I. Bekanntlich sah der große Korse in England seinen Hauptfeind und suchte es an seinen verwundbarsten Stellen, vor allem in Indien, zu treffen. Dieses Ziel hatte er schon mit der ägyptischen Expedition verfolgt, und nach deren Scheitern plante er im Jahre 1800 mit russischer und persischer Hilfe einen Einfall in Indien. Um diesem gefährlichen Schlag zu begegnen, schloß die britisch-indische Regierung ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Schah. Schon waren russische Truppen im Anmarsch, da unterbrach die Ermordung Pauls I. die Operationen. Aber Napoleon behielt Persien im Auge und schickte 1807, als Alexander I. von Rußland in Kaukasien vordrang, 70 französische Offiziere und Unteroffiziere unter General Gardane nach Persien, um die Armee des Schah nach europäischer Weise zu bewaffnen und auszubilden. In einem zu Finkenstein am 4. Mai 1807, nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau, abgeschlossenen Vertrag verpflichtete sich Napoleon, die Russen, die damals seine Feinde waren, aus Georgien und den anderen persischen Provinzen des Kaukasus zu vertreiben, wogegen Fath-Ali Schah das Bündnis mit England aufgeben und der napoleonischen Armee den Durchzug durch Persien nach Indien gestatten sollte. Es kam nicht so weit. Schon im Juli 1807 wurde der Friede von Tilsit mit Rußland geschlossen und die kaum begonnene Tätigkeit der französischen Militärmission in Persien fand ein frühzeitiges Ende. Nun traten die Engländer mit großem Eifer in die Lücke, Napoleon hatte ihnen den Weg gezeigt. Schon 1808 erschien ein britischer Sondergesandter am Hofe des Schahs und schloß mit ihm einen Vertrag ab, wonach England jährlich 160 000 Toman (über 1 Million Mark) Subsidien zahlte und Instrukteure für die persische Armee schickte. Die persischen Soldaten werden nun nach europäischem Muster ausgebildet, mit englischen Gewehren bewaffnet und mit Geschützen versehen. Die Indien drohende Gefahr war abgewendet. Damit endete zugleich die kurze Epoche, in der Frankreich an den Kämpfen um das iranische Reich führend teilnahm.

Rußland und England waren fortan allein. Auch die Türkei hatte keine Angriffskraft mehr. Trotz der englischen Unterstützung verlor Persien, das 1811 von Napoleon in den Krieg gehetzt wurde, an Rußland im Frieden von Gulistan 1813 nicht nur endgültig Georgien, Imeretien

Digitized by Google

und Mingrelien, sondern auch den ganzen östlichen Kaukasus und das Kuratal (Dagheſtan, Schirwan, Schekki, Gandſcha, Karabagh und den Norden von Taliſch). Zugleich mußte es die demütigende Bedingung eingehen, in Zukunft keine Kriegsſchiffe mehr unter eigener Flagge auf dem Kaſpiſchen Meere fahren zu laſſen. Rußland hatte einen großen Erfolg erzielt und damit gegen Perſien nahezu die Grenze erreicht, wie ſie heute noch auf den Karten angegeben wird. Trotzdem gelang es auch den Engländern, ſchon im Jahre 1814 mit Perſien einen neuen Vertrag abzuſchließen, deſſen erſter Paragraph kurz lautet: „Die perſiſche Regierung verpflichtet ſich, vom Tage der Unterzeichnung dieſes Vertrages ab, alle Bündniſſe mit europäiſchen Völkern, die mit England im Kriegszuſtande ſind, für null und nichtig zu betrachten und jeder europäiſchen Armee, die nach Indien marſchieren möchte, den Übergang über die perſiſchen Grenzen zu verbieten“ (ſ. Jäger, S. 13). Hier iſt die Grundlage aller engliſchen Politik Perſien gegenüber feſtgelegt: Perſien iſt für England ein Schutzſtaat von Indien. Für dieſen Vertrag gewährte England dem Schah weiter Unterſtützung an Geld, Waffen uſw. und verſprach ausdrücklich, ſich von jeder Einmiſchung in die perſiſche Selbſtändigkeit fernzuhalten. So ſah es auch ruhig zu, als das unglückliche Land nach einem neuen, ſelbſtändig geführten Krieg mit Rußland in dem Frieden von Turkmantſchai zwei weitere Provinzen, Eriwan und Nachitſchewan, verlor und der Aras (Araxes) fortab die Grenze gegen Rußland im Nordweſten bildete. Die Wut des gequälten Volkes über dieſe Niederlage machte ſich damals in der Ermordung des ruſſiſchen Geſandten Luft, und es gelang dem Schah nur mit großer Mühe, einen neuen Krieg zu verhindern und Rußland zu beſänftigen.

Perſien hatte nun einige Jahre Ruhe. England und Rußland lagen auf der Lauer, um ſich im geeigneten Augenblick auf die Beute zu ſtürzen, und beobachteten mit eiferſüchtigem Mißtrauen jede Bewegung des Nebenbuhlers. Im allgemeinen hat Rußland in den nächſten Jahrzehnten die Vormachtſtellung, während England ſich nur gelegentlich einmiſchte. Reſcht und Aſtrabad am Kaſpiſchen Meer gingen an Rußland verloren. Als aber der Schah mit eifriger Unterſtützung Rußlands gegen Afghaniſtan vorging und Herat eroberte (1852 und 1855), erſchien ſofort eine engliſche Flotte im Perſiſchen Golf und zwang durch Beſetzung Abuſchehrs den Schah zum Rückzug. Im übrigen blieb der Kampf latent bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, alſo bis zu der Zeit, wo infolge der Fortſchritte in Induſtrie und Technik die wirtſchaftlichen Momente den entſcheidenden Einfluß gewinnen. Durch den Bau der erſten Eiſenbahn im Jahre 1888 und die von England betriebene Schiffbarmachung des Karunfluſſes rückte das Land wieder in den Vordergrund britiſch-indiſchen Intereſſes, namentlich als das Projekt der Bagdadbahn auftauchte und nun die Möglichkeit einer raſchen Landverbindung mit Indien von Europa aus beſtand. Zugleich erſtrebte Rußland in ſchärfſtem Gegenſatz gegen England

Digitized by Google

die Ausdehnung seiner Macht bis zum Persischen Golf und zum Arabischen Meer. Damit setzt die letzte Phase des erbitterten Zweikampfes ein, in den auch Deutschland durch die Förderung der Bagdadbahn eingriff, man kann sie kurz als die Zeit der Konzessionen bezeichnen. Beide Schutzmächte Persiens, Rußland und England, gewähren dem finanziell zerrütteten Staat fortgesetzt Anleihen und lassen sich dafür wichtige Rechte zusprechen, so daß schließlich das Telegraphenwesen, die wichtigsten Bergwerke und Petroleumquellen, Fischerei und Schiffahrt im Kaspischen Meer, die Landstraßen usw. in ihre Hand übergehen. Einzelheiten können übergangen werden, es ist immer derselbe Vorgang. Das Land gerät dabei in immer größere Schulden und wird in verschiedene Parteien, eine nationalpersische, eine russische und eine englische, gespalten, die fortgesetzt Unruhen anzetteln und gewaltsames Eingreifen der „Schutz"mächte hervorrufen. Nur das Wichtigste sei herausgegriffen.

Im August 1906 gewährt Muzaffer-ud-din Schah seinem Volke eine Verfassung und eine Vertretung (Medschlis). Aber sein Sohn und Nachfolger Mohammed Ali, der als Kronprinz in Täbris Gouverneur von Aserbeidschan gewesen war und ganz unter russischem Einfluß stand, stürzt die feierlich beschworene Verfassung wieder, eifrig unterstützt von der russischen Kosakenbrigade unter Liakhoff und der russischen Bank. Trotzdem siegt das persische Volk und zwingt nach der Einnahme der Hauptstadt Teheran den Schah, übrigens ein ganz verworfenes Subjekt, unter russischer und englischer Bedeckung das Land zu verlassen. Die neugewählte Medschlis wird im November 1909 eröffnet. Aber schon 1911 macht der elende Mohammed Ali mit russischer und auch englischer Hilfe den Versuch, die Gewalt an sich zu reißen, wird jedoch wieder vertrieben, indessen nicht, ohne daß die persische Regierung neue finanzielle Opfer bringen muß. Inzwischen hatten sich England und Rußland längst geeinigt und Persien durch den Petersburger Vertrag vom 31. August 1907 in zwei Interessensphären geteilt, eine nördliche russische und eine südliche englische (s. Jäger, S. 113 ff.). Der ganze Norden bis zur Linie Kasr-i-Schirin, Isfahan, Jezd, Kakh nach dem Schnittpunkt der persischen, afghanischen und russischen Grenze am Herirud wurde Rußland überwiesen. Dann folgte eine neutrale Zone, und der kleine südöstliche Teil von Belutschistan bis zum Persischen Golf, Kirman und Birchan, blieb England vorbehalten. Ohne nur gefragt zu werden, war Persien damit aufgeteilt, und kein anderer Staat erhob Einspruch. Deutschland hat durch den Potsdamer Vertrag vom 19. August 1911 den Vertrag, wenigstens für Rußland, anerkannt, um sich den Ausbau der Bagdadbahn zu sichern. Daß diese Politik England sofort auf den Plan rufen mußte, ist klar, und jedermann weiß, welche Schwierigkeiten sich alsbald diesem Plan entgegenstellten.

Inzwischen hatte sich die persische Regierung an die Vereinigten Staaten gewandt, um aus ihren finanziellen Nöten herauszukommen. Diese schickten den hervorragend tüchtigen W. Morgan-Shuster, der im Mai 1911 eintraf und alsbald eine großartige Tätigkeit als Finanzminister entfaltete. Das

Digitized by Google

paßte natürlich Rußland nicht, und als Morgan-Shuster energisch gegen widerspenstige Steuerzahler und russische Schützlinge einschritt, erzwang es Ende 1911 die Entlassung des unbequemen Organisators und verpflichtete die persische Regierung, „keinen Ausländer in persischen Dienst einzustellen, ohne vorher die Zustimmung der russischen und britischen Gesandtschaft eingeholt zu haben" (s. Jäger, S. 35). England hielt sich in diesem Streit zurück. Ähnlich wie in dem Falle Morgan-Shuster ging es mit den schwedischen Offizieren, die zur Organisierung einer Gendarmerie ins Land gerufen wurden, um der herrschenden Unsicherheit zu steuern; auch sie wurden nach kurzer Zeit, im März 1915, wegen angeblichen Geldmangels großenteils entlassen. Das war also schon im Weltkrieg, und damit ist die Zeit der russischen Übergriffe ziemlich abgeschlossen; Persien begann als neutrale Macht wieder etwas aufzuatmen. Deutsche Versuche, auf diesem Wege Indien zu bedrohen, sind bekanntlich gescheitert. Nun ging England energischer gegen das verwahrloste Land vor, aber es wendete dabei nicht die brutalen russischen Kampfmittel an, sondern gebrauchte mehr wirtschaftliche Maßnahmen, die schon vor dem Kriege geschickt eingefädelt waren. Seit 1917 ist es fast unumschränkter Alleinherrscher, denn Rußland zog nach dem Vertrag von Brest-Litowsk seine Truppen aus Persien heraus, und die Türken in Mesopotamien wurden völlig geschlagen, so daß auch die Bagdadbahn dem britischen Einfluß ausgeliefert war.

Man wird fragen, warum England und Rußland so erbitterte Kämpfe um das öde, verwahrloste Land geführt haben und noch führen. Ist denn dort so viel zu holen, daß es sich der aufgewendeten Zeit und Arbeit wirklich lohnt? Das Land ist doch großenteils Wüste (die berüchtigte Kevir und Dascht-i-Lut im Osten) und hat trotz seiner Größe (1 645 000 Quadratkilometer) nur 10 Millionen, nach anderer Schätzung gar nur 4 Millionen, meist bettelarmer Bewohner. Wozu da all die Anstrengungen? Die Antwort darauf geben am besten die Angaben der „Anglo-Persian Oil Company", die 1909 von der „Burmah Oil Co." aus mit einem Kapital von 2 Millionen Pfund begründet wurde. Nach dem Bericht ihres Präsidenten, Charles Greenway, sind nämlich die schon seit längerer Zeit bekannten Petroleumquellen Südpersiens bei Schuschter allein bedeutender als die Ölfelder Rumäniens und Galiziens zusammen und können jährlich bis zu 4 Millionen Tonnen liefern! Die anglo-persische Ölgesellschaft hat schon Verträge über 12 bis 15 Millionen Tonnen Brennöl übernommen, und bei der wachsenden Bedeutung des Petroleums als Heizmaterial für Schiffe, Motorenindustrie und Luftschiffahrt und den ungeheuren Vorräten Persiens erscheint allerdings die Zukunft des Landes in höchst verheißungsvollem Lichte. Schon hat die indische Regierung beschlossen, auf ihrem westlichen Eisenbahnnetz Öl statt der Kohlen als Heizstoff einzuführen, und wenn erst genügend Raffinerien am Karunfluß und auf Abbadan an der Mündung des Schatt-el-Arab errichtet sind, wird die Produktion der persischen Ölfelder selbst die der Vereinigten Staaten übersteigen. Schon jetzt ist die Friedensproduktion Rumäniens und Galiziens

Digitized by Google

überschritten. Das persische Rohöl ist zudem sehr hochwertig und enthält einen hohen Prozentsatz von Gasolin, Kerosin, bestem Leucht- und Heizöl und Paraffinwachs, und außerdem sind die Anlagen weniger kostspielig wie anderswo, weil das Öl ohne großen Druck in mächtigen Wellen hervorströmt. Die Naphthaquellen von Maidan-i-Naphtun bei Schuschter sind aber nur ein kleiner Teil der großen mesopotamisch-persischen Ölzone, die sich von der Provinz Mosul über Schuschter bis nach Bender Abbas an der Straße von Hormus, entlang dem Westfuße der Zagrosketten, erstreckt. Gayara (Kijara), Kerkuk und Mendeli in Mesopotamien, Kasr-i-Schirin und Maidan-i-Naphtun in Persien stellen die wichtigsten Punkte dieses ölreichen Gebietes dar. Am günstigsten gelegen ist darunter Maidan-i-Naphtun, da in nächster Nähe der in seinem Unterlaufe schiffbare Karunfluß vorbeifließt, der bei dem unter englischem Einfluß mächtig aufblühenden Hafen Mohammerah in den Schatt-el-Arab mündet. Die Entfernung bis zum Persischen Golf beträgt nur etwa 230 Kilometer, es war also möglich, nach der Küste mehrere Röhrenleitungen, sogenannte Pipelines, zu legen, die das Rohöl in die auf der Insel Abbadan errichteten Raffinerien pumpen. Für die Ausfuhr standen der englischen Gesellschaft schon während des Krieges 22 Tankschiffe zur Verfügung, und die Zahl ist inzwischen sicher erheblich gestiegen. Die englische Regierung ist an der „Anglo-Persian Oil Co." seit 1914 entscheidend beteiligt, und es ist interessant, daß zwischen den verschiedenen englischen Petroleumgesellschaften in Birma, Indien, Persien usw. unter Führung der Regierung ein Zusammenschluß im Werk ist, der England von dem amerikanischen Öltrust (Rockefellers Standard Oil Co.) vollständig freimachen wird (s. „Technik und Wirtschaft", 1920, 7. Heft, S. 461). Die Grundlage für diese zukunftsreiche persische Ölindustrie schuf im Jahre 1901 der australische Unternehmer W. Knox D'Arcy, indem er von der persischen Regierung eine Ölkonzession für 60 Jahre auf ganz Persien, mit Ausnahme der unter russischem Einfluß stehenden, ebenfalls petroleumreichen Provinzen am Südufer des Kaspischen Meeres, erwirkte (vgl. „Der Neue Orient", Bd. I, 1917, S. 23 ff.). Eifrigster und mächtigster Förderer war der damalige Vizekönig von Indien, Lord Curzon, der heutige britische Außenminister, der 1899 auch den Vertrag mit Koweit geschlossen hatte. Da England durch den Weltkrieg auch Irak und Mesopotamien in seine Gewalt gebracht hat, verfügt es jetzt ungehindert über den ganzen Öldistrikt und hat sich damit eine neue Quelle gewaltigen Reichtums und politischer Macht erschlossen, die ihm niemand so leicht streitig machen kann. Der Kampf um Persien ist, zum mindesten im Süden und Südwesten zugunsten Englands entschieden, und daran werden auch die von Batum, Baku und Turkestan aus nach Süden vorrückenden bolschewistischen Truppen nichts ändern. Die südpersische Ölausfuhr wird auch für Mitteleuropa von Bedeutung sein, wenn erst die Bagdadbahn ganz fertig ist oder das persische Eisenbahnnetz nach Nordwesten über Täbris und Djulfa den Anschluß an Baku, Tiflis und Batum am Schwarzen Meer gewinnt, von wo aus dann die direkte Verschiffung über das Schwarze Meer und die Donau

Digitized by Google

aufwärts erfolgen kann. Vorläufig ist der Seeweg durch den Persischen Golf die einzige Verfrachtungsmöglichkeit und wird es auch noch lange bleiben.

Aber die Bedeutung Persiens liegt durchaus nicht nur in der Petroleumfrage. Seit langem vermutet man mit großer Wahrscheinlichkeit noch gewaltige sonstige Erdschätze, wie vor allem Kupfer, Eisenerz und Blei. Bei Teheran, an den Hängen des 5670 Meter hohen Vulkans Demawend im Elburs, wurden schon etwa zwanzig Kupferlager festgestellt. Ebenso soll die Gegend von Kaswin und Sendjen sehr kupferreich sein. Störend ist nur das Fehlen jeglicher Transport- und Fördermittel. Am leichtesten wird die Ausbeute der Kupfervorkommen im Karadagh südlich vom Araxes sein, weil hier die Täbris-Djulfaer Bahn vorbeiführt. Reiche Eisenerzlager wurden an der Grenze gegen Russisch-Turkestan in Alla Dag, am Kaspischen Meer bei Asterabad und bei Bostam in Chorassan entdeckt. Außerdem gibt es an zahlreichen Stellen in der Nähe des Kaspischen Meeres Petroleum. Blei fand man nordöstlich von Kirman bei Gudar-i-Barut. Weitere Funde sind sicher zu erwarten.

Persien hat aber auch große Zukunft als Baumwoll- und Zuckerrohrgebiet. Baumwolle wird in fast allen besiedelten Gegenden des Landes mit Ausnahme der Golfküste angebaut und wurde schon in Friedenszeiten stark ausgeführt. Der Anbau von Zuckerrohr ist an dem regenreichen Südufer des Kaspischen Meeres weit verbreitet und könnte noch sehr erweitert werden. Weiter kommen bei der Ausfuhr besonders in Betracht die Seidenproduktion, Teppichweberei und leider auch die Opiumgewinnung. Öl- und Südfrüchte gedeihen natürlich in dem subtropischen Hochlande bei genügender Bewässerung vorzüglich.

Nicht zu vergessen ist auch das Vorkommen von Steinkohle bei Teheran und an anderen Orten. Es sollen noch große Lager vorhanden sein.

Man sieht, das alte, stolze Kulturland hat eine glänzende Zukunft vor sich, und man begreift, warum die Engländer und Russen so hartnäckig um seinen Besitz gerungen haben und noch ringen. Der Kampf ist noch nicht ganz zu Ende. Zwar ist England im Süden in beherrschender Stellung, aber die nationale, englandfeindliche Bewegung der Jungperser wächst zusehends, und die Bolschewiki haben vom Kaukasus aus schon in Persien Fuß gefaßt. Auch Afghanistan sucht in Moskau neuen Rückhalt gegen das übermächtige britisch-indische Reich. Jedenfalls muß mit neuen kriegerischen Verwicklungen gerechnet werden. Doch darf man diese Gefahren, die der britischen Machtstellung in Vorderasien drohen, nicht zu hoch einschätzen. Englands wirtschaftspolitische Machtmittel sind zu groß und seine Mühlen mahlen langsam aber sicher. Zudem hat die persische Regierung nur materiellen Gewinn von der wirtschaftlichen Erschließung ihres Landes durch die Engländer. Bezieht sie doch 16 Prozent des sehr beträchtlichen jährlichen Reingewinns der „Anglo-Persian Oil Co." und ihrer Tochtergesellschaft, der „Bachtiari Oil Co." Solche materiellen Bande sind gewöhnlich sehr haltbar. Freilich wird es noch viel Zeit und Geld kosten, bis das reiche und doch so arme Land wirklich produktiv wird. Es fehlt vor

Digitized by Google

allem an Verkehrswegen, Straßen und Eisenbahnen, um die trostlose Unwegsamkeit zu überwinden. Ein großzügiges Bahnnetz ist ja schon lange geplant, aber bis zur Ausführung ist im Orient ein weiter Weg, denn die Trägheit und Arbeitsunlust des Orientalen bilden auch hier ein schwer zu überwindendes Hindernis. Und ob die Engländer in diesem Punkte gerade vorbildlich und erziehend wirken, sei dahingestellt, sie lassen bekanntlich gern andere für sich arbeiten. Immerhin haben sie in dem nahen Indien eine Fülle von Arbeitskräften, die auch dem erschlaffenden Klima die nötige Gewöhnung und Widerstandskraft entgegenbringen. Bei der Fertigstellung der Bagdadbahn werden ja auch vorwiegend indische Arbeiter verwendet. Das Klima des iranischen Hochlandes hat jedoch im Gegensatz zu Mesopotamien eine auch für indische Arbeiter recht unangenehme Eigenschaft, das sind die extremen und plötzlichen Temperaturschwankungen. Es ist durchaus nichts Seltenes, daß an einem und demselben Tage das Thermometer um mehr als 30 Grad differiert, ähnlich wie in Nordamerika. Deshalb ist ein Aufstieg des Landes nur möglich unter Mitarbeit der einheimischen Bewohner. Die nötige Intelligenz ist zweifellos vorhanden, einstimmig wird die schnelle Fassungskraft des Persers gerühmt, die sich z. B., ähnlich wie bei dem Armenier, in der erstaunlich raschen Erlernung fremder Sprachen äußert. Für die Erziehung zur Mitarbeit sind aber weiter technische Hilfsmittel, technisch geschulte Kräfte und industrielle Erzeugnisse aller Art notwendig, um dem persischen Volke den Weg zum Aufstieg zu zeigen. Es ist zu hoffen, daß dem gequälten Volke nun endlich bald Ruhe beschieden ist, damit es im Frieden die reichen Kräfte seines Landes mit fremder Hilfe entwickeln lernt.

Der Tscheche

Eine völkerpsychologische Betrachtung

Von

Karl Hans Strobl

(Schluß)

Damals waren die Tschechen eben wieder in großer Angst um die Erhaltung ihres Volkstums. Die glänzende Epoche der Przemysliden war nicht vorübergegangen, ohne ihnen bedeutsame nationale Einbußen zu bringen. War Przemysl Ottokar II. nicht Herzog von Österreich gewesen? Hatte er nicht zum erstenmal jene Verbindung zwischen Böhmen und Wien hergestellt, die von den Tschechen als schreckliche Gefahr seit jeher gefürchtet wurde? Und hatten jene westlich gerichteten Fürsten nicht das deutsche Bürgertum in den Städten, das deutsche Wesen im Lande überhaupt so überaus gekräftigt? Wahrlich nicht aus Liebe zum Deutschtum als solchem, sondern weil sie einsahen, daß ihren Ländern eine Hebung des Kulturzustandes dringend nottue und daß

Digitized by Google

sie dadurch ertragreicher und steuerkräftiger würden. Und dann die Luxemburger. Vor allem jener Karl IV., der die innere Politik der Przemysliden in größtem Maßstab fortsetzte, ganz Böhmen mit deutschem Geist erfüllte; der vor allem Prag zu einem Kulturmittelpunkt Europas zu machen bestrebt war und der Stadt jene so urtümlich deutschen Züge in das steinerne Antlitz prägte, die den Tschechen trotz heißen Bemühens bis heute noch nicht zu verwischen gelungen ist.

Gegen dieses Überwiegen des deutschen Geistes schien die Tätigkeit des Professors Hus Waffen zu geben. Richtete sich die Forderung evangelischer Einfachheit nicht vor allem gegen den üppig dahinlebenden zumeist deutschen Klerus? Das gewann ihr sogleich die tschechische Geistlichkeit und Bürgerschaft, aber auch den nationaltschechischen, besonders den niederen Adel. Den Bauern predigten Hus und Hieronymus unter freiem Himmel. War das nicht wie eine Erneuerung der Bergpredigt? War das nicht eine Ermunterung, im Zeichen reineren Christentums auch mit den sozialen Mißständen aufzuräumen, den Adel zum Teufel zu jagen und die brüderliche Gleichheit auch in weltlichen Dingen zu fordern? Aber auch an der Universität Prag, deren Dekan Johannes Hus 1401, deren Rektor er 1402 wurde, entfachte er den nationalen Kampf. Gemäß dem Gründungsstatut Karls IV. von 1348 bildeten Lehrer und Studenten eine einzige große Gemeinschaft, die sich selbst regierte und Recht sprach. Sie zerfiel zu diesem Zweck in die vier „Nationen", richtiger Landsmannschaften, denn über die Zugehörigkeit entschied nicht die Sprache, sondern das Gebiet, aus dem man stammte. Dieser Nationen waren vier: die bayerische, die sächsische, die polnische und die böhmische. Die böhmische „Nation" umfaßte bloß ein Fünftel der Studierenden, die Anzahl der Tschechen selbst war aber natürlich noch weit geringer, da außer ihnen auch die Deutschen Böhmens und die Studenten aus Ungarn hier inbegriffen waren. An der Prager Universität nun wurde die Angelegenheit des Magisters Hus sogleich und mit allem Nachdruck national ausgedeutet und ausgenutzt. Längst schon sprachen die Tschechen — genau im Sinne des späteren Panslawisten Krischanitsch — von den Deutschen als von „Fremdlingen" und „lästigen Einwanderern". Nun schieden sich die Geister aufs deutlichste, je nachdem, ob sie zu Hus oder gegen ihn standen. Die Tschechen scharten sich um ihn, die Deutschen bekannten sich zu den von ihm angefochtenen Grundsätzen der Kirche.

Johannes Hus hatte aber nicht bloß die tschechische Geistlichkeit, den Adel, die Bürgerschaft, die Bauern und Studenten seiner Nation hinter sich, sondern auch seinen allermächtigsten Rückhalt am Hofe des Königs. Die Königin Sophia, deren Beichtvater er war, stand ganz auf seiner Seite, ja, der König Wenzel selbst war ihm überaus wohlgesinnt. Längst schon gegen die Deutschen, die ihn im Jahre 1400 als Kaiser abgesetzt hatten, erbittert, verdroß ihn jetzt ihr Widerstand gegen die von ihm selbst geduldete neue Lehre so sehr, daß er das Statut der Universität gänzlich umstieß. In dem damals entbrannten Kirchenstreit zwischen zwei Päpsten stellte sich die Universität mit der Mehrheit von drei

Digitized by Google

Nationen, der zwei deutschen und der polnischen, gegen die böhmische auf die Seite jenes Papstes, den Wenzel nicht anerkennen wollte. Empörender Ungehorsam! Der erboste König verfügte, daß künftighin die böhmische Nation drei Stimmen, die drei übrigen Nationen zusammen nur eine haben sollten. Ein etwas gewaltsamer nationaler Ausgleich, den sich die deutschen Studenten und Lehrer nicht gefallen lassen wollten. Sie schnürten ihre Bündel und wanderten, 1409, aus. Nach Leipzig, wo eine neue Universität gegründet wurde, die bald mächtig emporblühte. Die Prager Universität aber, die in den siebziger Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts etwa 10 000 Studierende beherbergt hatte, verödete und verfiel.

Es war ein Triumph des Magisters Hus und der nationaltschechischen Sache, zu deren Wortführer er sich nun immer uneingeschränkter aufschwang. Als im Jahre 1412 der Papst einen Ablaß in Prag verkünden ließ, predigten Hus und seine Jünger gegen ihn und reizten ihren Anhang so auf, daß der Bote des Papstes verhöhnt und die Bullen öffentlich verbrannt wurden. Nun sah sich Wenzel doch gezwungen, einzuschreiten und drei der Rädelsführer hinrichten zu lassen. Die fanatisierte Menge sah sogleich in den drei Enthaupteten Märtyrer ihrer Nation und begrub sie feierlich unter vielem Gepränge in jener Bethlehemskirche, an der Hus seine tschechischen Predigten hielt. Mit ingrimmigem Haß verfolgte sie die deutschen Richter, die jene drei verurteilt hatten, den deutschen Magistrat, der das Urteil vollzogen hatte, ja alle Deutschen Prags, deren Wohlstand und bürgerliche Gesinnung ihr schon längst ein Dorn im Auge war. Und Hus selbst schürte nur noch diesen Haß, indem er behauptete, daß alle Angriffe gegen ihn und seine Lehre nur ein Werk der wegen der Vorgänge an der Universität empörten Deutschen seien.

Sein Anhang vergrößerte sich von Tag zu Tag; der Bann, mit dem er belegt worden war, machte so wenig Eindruck, daß sich das Konzil zu Konstanz, das im Jahre 1414 zusammengetreten war, genötigt sah, die Sache irgendwie aus der Welt zu schaffen. Es war zusammenberufen worden, um in die gänzlich zerfahrenen Kirchenverhältnisse Ordnung zu bringen. Dazu gehörte aber auch, daß die peinliche Angelegenheit in Böhmen beigelegt werde. Man lud Hus vor das Konzil und hatte von Anfang an die beste Absicht, alles mit Güte ins reine zu bringen. Wenn nun der Prozeß mit der Verbrennung des Hus ausging, so hatte er dies nur seiner eigenen seltsamen und widerspruchsvollen Haltung zu danken.

Seltsam und zweideutig in der Tat!

Die Schriften des John Wiclif waren schon im Jahre 1382 mit dem Bann belegt worden. Man hätte also bloß nachzuweisen brauchen, daß die Lehrmeinungen des Hus mit denen des Oxforders nahezu wortwörtlich übereinstimmten, um ihn als Ketzer zu überführen. Dessenungeachtet ging man in die Debatte ein. Und nun kommt das Zweideutige seiner Verteidigung: Hus beteuert bei jeder Verhandlung die Übereinstimmung seiner Ansichten mit den Lehren der Kirche. Die Sätze Wiclifs, die man aus seinen Schriften ausgezogen hat, beweisen

Digitized by Google

aber das Gegenteil. Er verbreite ja gar nicht die Ansichten Wiclifs, sagt Hus. Aber hier stehe es ja schwarz auf weiß, entgegnet man ihm. Hier stehe es wohl, aber das sei gar nicht so gemeint, sondern —. Ja, wenn er es nicht so gemeint habe und mit der Kirche übereinstimme, dann könne er ja die angefochtenen Sätze widerrufen und brauche bloß sich zu verpflichten, daß er sich in Wort und Schrift der Kirchenlehre anpassen wolle. Er habe aber nichts zu widerrufen und würde sich durch Abschwören nur zu Irrtümern bekennen, die er nicht begangen habe.

Kein Wunder, wenn angesichts dieser Haltung die von vornherein durchaus günstige Stimmung in ihr Gegenteil umschlägt. Kaiser Sigismund, der Hus anfangs wohlwollend gesinnt ist, zieht sich zurück, die kirchliche Reformpartei läßt ihn fallen. Ist das nicht sonderbar, immer zu behaupten, daß man mit den Lehren der Kirche in Übereinstimmung stehe, und doch jede Bürgschaft dafür zu verweigern? Ist das nicht, was man gemeinhin eine „Dreh" nennt? Hus versucht sich durch juristische Winkelzüge zu retten, man hat den Eindruck, daß er allerlei dialektische Fechterkünste aufwende. Schwachmütigkeit verschwistert sich mit Eigensinn. Keine Spur der sittlichen Größe und Überzeugungstreue, die Luther einer Welt von Feinden ins Gesicht sagen läßt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders." Hus spielt mit dem Konzil Verstecken, es fehlt ihm zum offenen Bekenntnis seines Abfalles der Mut. Keine heldenhaft inbrünstige Apotheose der Wahrheit verklärt seinen Fall, sein Märtyrertum ist Dickköpfigkeit, leise angehaucht von Drückebergerei.

Nicht auf sich allein und sein Verhältnis zu Gott stützt sich dieser Märtyrer, er schielt auch nebenher auf die Wirkung daheim. Bei seiner letzten Weigerung des Widerrufes, schon angesichts des Scheiterhaufens, erklärt er, er könne es nicht tun, denn es würde auch dem Volk daheim und seinen Anhängern Ärgernis geben.

Man wird diese Haltung vermerken müssen. Sie hat nichts von wirklichem inneren Adel. Sie stammt aus einer Knechtsseele. Und sie wirft Licht auf manches im Wesen auch noch des heutigen Tschechen.

Am 6. Juli 1415 wird er verbrannt.

Aber die nationale Erweckung der Tschechen ist durch dieses Ereignis nur noch beschleunigt worden. An der Flamme des Konstanzer Scheiterhaufens hat sich, wie man poetisch zu sagen pflegt, ein verheerender Brand entzündet. Kaum war Hus verbrannt, so brach die Erregung los, man verjagte die katholischen Priester, ersetzte sie durch hussitische, das Bistum Leitomischl, dessen geistlicher Herr sich unter den Gegnern Husens besonders hervorgetan hatte, wurde verwüstet. Jetzt erst wurde die nicht von Hus, sondern vom Magister Jakob von Mies aufgestellte Lehre des Abendmahles unter beiderlei Gestalt zum unterscheidenden Merkmal seiner Anhänger. Der Kelch wurde ihr Symbol, Hus aber wurde vom „Generalstudium" der Prager Universität zum heiligen Märtyrer ernannt. Immerhin blieb das Land noch halbwegs in Ordnung. Erst als Wenzel im Jahre 1419 einen verspäteten Versuch zur Unterdrückung

Digitized by Google

der Bewegung machte, ging der Tanz an. Und nun geschah, was mit weltgeschichtlicher Gesetzmäßigkeit immer bei Revolutionen zu geschehen pflegt: nicht die gemäßigte Partei der Kalixtiner oder Utraquisten kam ans Ruder, sondern der äußerste radikale Flügel, die Taboriten.

Bald stand das ganze Land unter Waffen. Die wildesten Instinkte der Bestie Mensch waren entfesselt. Eine Orgie des Deutschenhasses tobte durch Böhmen. Und wie immer bei solchen Ausbrüchen fanatisierter Massen tauchte auch sogleich der kommunistische Gedanke auf. Die Taboriten kamen zu fast wortwörtlich demselben Programm wie die Bolschewiken von heute. Alle Macht liege beim Volke, absolute Gleichheit sollte herrschen, Rang, Vermögen, Bildung machten keine Unterschiede mehr, Priester und Laien wären zu denselben Aufgaben berufen, alles solle allen gehören. Alle Achtung vor der höheren geistigen Leistung und vor der Kultur wurde abgetan. Bis ins kleinste gehen die Ähnlichkeiten mit den Vorgängen von heute, die Sozialisierung, die Emanzipation der Frau, zu der in seltsamem Widerspruch die von einzelnen, wie z. B. von den Adamiten geforderte Vergemeinschaftung des Weibes steht. Die ganze bisherige Entwicklung der Menschheit war diesen Fanatikern ein verbrecherischer Irrweg; was nicht aus der Bibel nachweisbar war, sollte der Vernichtung verfallen. Die Wiederkehr des Reiches Gottes wäre nahe. Aber Gott sollte, wenn er wiederkam, nur wahre Christen finden, daher mußten die Lügenchristen, insbesondere die Deutschen und ihre Schöpfung, die Kultur, ausgerottet werden. So kam man von der religiösen wie von der sozialen Seite her zu demselben Schluß: Tod und Vernichtung dem Deutschtum. Mit Raub, Mord und Brand begann man den Krieg zu Ehren Gottes und des reinen Christentums. Es war ein schwerer Rückfall ins Asiatische des Slawentums.

Und wie heute Europa, soweit es sich seiner Sendung bewußt ist, gegen den Bolschewismus kämpfen muß, so mußte sich das damalige Europa gegen die hussitischen Mordbrennerbanden zur Wehre setzen. Kreuzzüge wurden gepredigt. Aber die Kreuzheere, die den Hussiten an Zahl übrigens weitaus nachstanden, wurden geschlagen, sie liefen später, nachdem sie einmal die Kampfeswut des Feindes kennen gelernt hatten, wohl auch ohne ernstlichen Widerstand vor ihnen davon. Die mit bestialischer Grausamkeit gepaarte Genialität des Ziska von Trocnow hatte eine Taktik seiner Scharen ersonnen, die sie unwiderstehlich machte. Es schien keine Macht mehr zu geben, die der Raserei hätte steuern können. Städte flammten auf, herrlichste Denkmäler der Kunst sanken dahin, mit viehischer Mordgier wurden alle Deutschen geschlachtet, hinter den Schwärmen der Hussiten blieben rauchende Trümmer und Leichenhaufen zurück. Und wieder dasselbe Bild wie in Rußland, in Ungarn, in München: kein Mensch dachte an Arbeit, der Ackerbau und das Gewerbe im eigenen Land waren vernichtet. Da wälzte sich die Sturmflut der Mordbrenner in die Nachbarländer. Schlesien, Mähren, Meißen, Sachsen, Thüringen wurden heimgesucht und verheert. Bis über Danzig einerseits, nach Ungarn andererseits erstreckten sich die Raubzüge.

Digitized by Google

Solche Rasereien menschlichen Irrsinns müssen naturgesetzlich in sich selbst zusammenbrechen. Auch das Hussitentum entging seinem Schicksal nicht. Die Partei der Gemäßigten erhob sich gegen die Ultraradikalen und griff, da diese durchaus nicht Vernunft annehmen wollten, zu den Waffen. Bei Lipan, zwischen Kolin und Böhmisch-Brod, kam es zum Entscheidungskampf, es gelang, die Taboriten durch eine Kriegslist aus ihrer Wagenburg herauszulocken, in fürchterlichem Gemetzel büßten von 18 000 Streitern der Taboriten 13 000 ihr Leben ein. Unter den Gefallenen lagen auch die beiden Prokope, die nach Ziskas Tod die Führer der Hussiten gewesen waren. Nun war an ein Vertragen zu denken, die Basler Kompaktaten schufen die Grundlagen eines Friedens, der 1436 in der böhmisch-mährischen Grenzstadt Iglau — einer der wenigen deutschen Städte, die dem großen Brand unversehrt entgangen waren — beschworen wurde.

Siebzehn Jahre lang hatten die Kämpfe gedauert, Böhmen und seine Nachbarländer waren zur Wüste geworden, Kultur des Geistes und blühender Wohlstand waren auf lange Zeit vernichtet, aber mit Mord und Brand war eine Tschechisierung erreicht worden, die den Slawen in den folgenden Jahrhunderten die unumstrittene Vorherrschaft brachte. Nur langsam erholten sich die von der hussitischen Furie heimgesuchten Länder, bis sie im 16. Jahrhundert wieder, in der Vereinigung mit der habsburgischen Herrschaft, europäische Geltung gewannen. Aber am Beginn des 17. Jahrhunderts sollte ein neuer verheerender Krieg in ihnen entzündet werden, der abermals sie selbst und Deutschland an den Rand des Abgrunds brachte.

Die deutsche Reformation hatte in dem an den „großen Erinnerungen" der Hussitenzeit hängenden Böhmen sehr bald bedeutenden Anhang gewonnen. Sie erschien den Tschechen vor allem als eine Fortsetzung der von Hus begonnenen religiösen Umwälzung; und wenn diesmal wohl auch die deutschen Landsleute an der geistigen Umwälzung teilnahmen, so war sie den Tschechen doch vor allem als ständige Drohung und als Mittel der Behauptung nationaler Selbständigkeit gegen die katholischen Habsburger willkommen. Auch in dieser religiösen Bewegung ist der nationale Zug unverkennbar. Mit ihm vereinigten sich Unabhängigkeitsgelüste des vornehmlich tschechischen Adels. War der Hussitensturm eine Umwälzung von unten gewesen, eine Revolution des kommunistisch gestimmten Proletariats in den Städten und auf dem Lande, so war die evangelische Bewegung in Böhmen, die von Rudolf II. im Jahre 1609 den Majestätsbrief ertrotzte, eine Umwälzung von oben. Eine Revolution des Adels, der mit der Regierung unzufrieden war. Allerlei selbstsüchtige Motive spielten mit hinein. Weiß man doch von einem der Häupter des Aufstandes, Heinrich Mathias, Grafen von Thurn, daß er deshalb so besonders erbittert gegen den Statthalter Jaroslaw von Martiniz war, weil er diesem das einträgliche Amt eines Burggrafen von Karlstein hatte abtreten müssen.

Daß man den Zusammenhang der neuen Bewegung mit jener alten Hussitengeschichte dazumal sehr deutlich empfand, zeigt ein wenig beachteter,

Digitized by Google

aber sehr bedeutsamer Umstand: daß Rudolf II. an dem Entwurf des Majestätsbriefes ein einziges Wort zu verändern fand, indem er statt „evangelisch" „utraquistisch" setzte. Die nationale Note war jedenfalls auch diesmal stark betont. Wenn ein Teil der Herren, die den Aufstand ins Leben riefen, auch der Abstammung und Sprache nach deutsch waren, so standen sie doch in der nationalen Gesinnung auf seiten der tschechischen Standesgenossen. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der tschechischen Geschichte, daß der deutsche Adel in Böhmen der Tschechisierung mit unheimlicher Raschheit erliegt und sie auf seinen Gütern mit Nachdruck betreibt. In der Gegenwart ist wohl der nationale Umfall eines Geschlechtes mit dem urdeutschen Namen Schwarzenberg das bekannteste Beispiel. Die Slawisierung der Güter ist nirgends mit so fanatischem Eifer betrieben worden, wie von diesen Herren. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Der eigene Vorteil will es. Denn die Spannung zwischen dem Gutsherrn und den minder kultivierten tschechischen Gutsinsassen ist weit größer als die zwischen Herrn und deutschem Bauern und Bediensteten. Ein weit umfassenderes Herrengefühl, eine viel weiter reichende Machtvollkommenheit ist der Lohn. Die deutschen Herren sahen es so auf den Gütern der tschechischen Genossen, beneideten sie darum und schlugen den slawischen Kurs ein, um auch daran teilzuhaben.

Ein Gesetz, das übrigens leider für den ganzen Osten, auch für Ungarn und Polen gilt: Überordnung der Standesvorteile über die nationale Pflicht durch den Adel.

So waren unter den Aufrührern des Jahres 1618 wohl auch einige Adlige deutschen Namens, aber auch die ebenso national gesinnt wie die tschechischen Genossen. Übrigens jene Herren, die an dem verhängnisvollen 23. Mai 1618 die Statthalter Martiniz und Slawata und den Sekretär Fabrizius aus den Fenstern des Prager Schlosses stürzten, waren der überwältigenden Mehrzahl nach echte Tschechen. Daß die drei bei dem Sturz in den 18 Meter tiefen Burggraben nicht wirklich den Kragen brachen, lag weniger am mangelnden guten Willen dieser Herren als an dem Umstand, daß ein Misthaufen unter dem Fenster lag, oder, wie mystisch gestimmte Seelen behaupteten, an dem persönlichen Eingreifen der Jungfrau Maria.

Man weiß, wie es dann weiter kam. Die kurze Herrlichkeit des „Winterkönigs" Friedrich von der Pfalz endete mit der Schlacht am Weißen Berge. In einer kurzen Schlachtstunde entschied sich das Schicksal Böhmens, weil sein Adel trotz aller Begeisterung jene rücksichtslose Opferwilligkeit nicht aufzubringen vermocht hatte, die zu nachdrücklichem Erfolg nötig ist. Hatten die Taboriten von Raub und Plünderung gelebt, so verwirtschaftete die revolutionäre Regierung des Adels nicht minder sinnlos die erpreßten und konfiszierten Gelder. Aufzubauen und zu organisieren vermochten weder die proletarischen noch die aristokratischen Empörer.

Ein furchtbares Strafgericht ging über Böhmen nieder. Der Altstädter Ring sah an einem einzigen Tage die Hinrichtung von 24 der vornehmsten

Digitized by Google

Männer des Landes, fast ein Drittel der Güter des böhmischen Adels im Werte von rund 100 Millionen Mark wurde zugunsten des Kaisers eingezogen. Die minder Schuldigen sollten freilich eine Entschädigung in der Höhe von einem Drittel oder einem Viertel des Wertes erhalten, aber man gab ihnen die Ablösung in verschlechterter, minderwertiger Münze. Der Kaiser war nun Herr des größten Teiles von Böhmen. Aber er brauchte Geld und so verschleuderte er seinen Besitz wieder an fremde Standesherren, Deutsche zumeist, aber auch Spanier und Italiener. Ein neuer, landesfremder Adel entstand, willige Werkzeuge Wiens, bis auch er jenem oben dargestellten sozialen Gesetz der Tschechisierung zum größten Teil erlag.

Die gewaltsame Katholisierung wurde mit allem Eifer betrieben. Kein Mittel der Gewalt und Bedrückung blieb unangewendet; die Liechtensteinschen Dragoner als „Seligmacher" einzuquartieren, war eines der beliebtesten. Die Protestanten mußten sich unterwerfen oder das Land verlassen. Der größte Teil verließ lieber seine Heimat als den Glauben, und die Bevölkerung Böhmens sank nach tschechischer Schätzung von 4 Millionen auf 700 000 bis 800 000, die Bauernschaft insbesondere von 150 000 auf 50 000. Selbst in Mähren, wo man nicht so unerbittlich grausam vorgegangen war, soll die Zahl der Bauern von 90 000 auf 30 000 gefallen sein.

Gegen diese Zahlen wird freilich neuestens der Einwand erhoben, daß dieses Hin- und Herwogen nur den Rand der Sprachgebiete betroffen habe, aber eine bedeutsame Herabminderung der Einwohnerzahl ist doch wohl unbestreitbar.

Wien hatte über Prag gesiegt, aber es hatte seinen Sieg durch blindes Wüten gegen die Kräfte des Landes befleckt. Das ist es, was die Tschechen den Habsburgern nicht vergessen können und was sie zu deren erbittertsten Feinden gemacht hat.

Eine neue Periode der Germanisierung begann, Deutsche waren die Träger der Gegenreformation, Deutsche waren dann im folgenden Jahrhundert des aufgeklärten Absolutismus die Träger der Zentralisation; als Helfer der Habsburger luden die Deutschen zu dem alten, noch nicht erloschenen, neuen Haß auf sich.

Wieder erstand die alte Angst der Tschechen vor der Entnationalisierung. Aus ihr erhob sich dann zu Ende des 18. Jahrhunderts der Wille zur nationalen Wiedergeburt in Kultur und Sprache. Aus ihr entschied sich der Eintritt der Tschechen in den panslawistischen Gedankenkreis mit dem Mütterchen Rußland als Vormacht und Schützerin. Diese zur Hysterie gewordene Angst hat dann die tschechischen Umtriebe hervorgerufen, die zum Weltkrieg und zur Zertrümmerung Österreichs geführt haben. Noch weiß man nichts Aktenmäßiges über die Vereinbarungen zwischen den tschechischen Sendboten und der russischen Regierung. Aber es ist unzweifelhaft, daß Rußland nicht den Weltkrieg mit solcher Zuversicht vorbereitet und begonnen hätte, wenn es nicht an treue Bundesgenossenschaft in Österreich selbst mit aller Gewißheit geglaubt hätte.

Digitized by Google

So hat auch diesmal wieder ein großer, verheerender Krieg seinen Ursprung in Böhmen genommen.

Wer will angesichts solcher Verwicklungen von „Schuld" sprechen? Daß die Tschechen ein Recht auf Wahrung ihres Volkstums haben, wird ihnen wohl von Deutschen am allerwenigsten bestritten werden. Daß die Deutschen andererseits als Träger und Hüter des österreichischen Reichsgedankens dieses Volkstum nicht auf Kosten des eigenen und des Reiches fördern wollten und konnten, ist ebenso klar. Sie waren oft genug gezwungen, Regierungen, deren Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit ihnen selbst peinlich war, zu stützen, Maßnahmen hinzunehmen, zu denen sie selbst nur mit Verleugnung besserer Einsicht ja sagen konnten.

Das ist weltgeschichtliche Tragik, aber keine Schuld!

Eine Fahrt durch die deutschen Ausgrabungsstätten in Kleinasien

Eine Erinnerung an die Vorkriegszeit

Von

Kurt Paechter

Die Aussicht, vierzehn Tage unter freiem Himmel schlafen zu müssen und alle übrigen Gepflogenheiten diesem primitiven Zustande anpassen zu sollen, kann wohl nur durch ganz besondere Verheißungen lockend wirken, und es werden den Durchschnittseuropäer große Hoffnungen reizen, wenn er verschimmelten Käse und Kamelfleisch als Nahrung und Moskitos und kleinasiatische Türken zur Gesellschaft wählt.

Aber wir sollten die alten Wunderstädte Priene, Milet und Didyma sehen...

In Smyrna hatten wir das große Glück gehabt, den ungekrönten König jenes Landes, Professor Wiegand (jetzt Direktor der antiken Abteilung am alten Museum in Berlin), zu treffen. Gerade er war wohl der einzige Mensch, der uns eine Reise durch diese Gegenden möglich — das heißt gleichsam bequem machen konnte. Jung und alt kennt und liebt ihn dort und fast jede Möglichkeit des Landes ist für ihn bereit. Nicht nur durch seine gewinnende Liebenswürdigkeit, sondern noch besonders als Leiter der deutschen Forschungen ist er Herr der Situation dort. Damit stehen ihm natürlich auch unsere Ausgrabungshäuser in Priene, Milet und Didyma zur Verfügung. Diese wurden gebaut, um den Ausgrabenden in jenen drei Orten zur Wohnung zu dienen, da die einheimischen Siedlungen dort nur aus wenigen Hütten bestehen, die dazu noch in fiebergefährlichen Niederungen liegen, während die deutschen Häuser sämtlich hoch, in gesunder Lage und mit freiem Blick gebaut sind. Der Gelehrte gab

Digitized by Google

uns mit großer Freundlichkeit und bereitwilligst die Erlaubnis, in jenen drei Orten diese Ausgrabungshäuser als Nachtquartier zu beziehen.

So war die erste Frage für diese Fahrt glücklich entschieden und die zweite, gewiß nicht minder wichtige Sorge der Verproviantierung mußte abgewälzt werden. Nachdem wir so gut wie möglich dem Verkäufer die Vorteile einer europäischen Beköstigung klar gemacht hatten, zeigten wir uns dennoch mit einigen Würsten und Zwiebäcken in gewiß recht appetitlichen — Büchsen sehr zufrieden. Am nächsten Morgen bestiegen wir den von außen sehr eleganten „Ottoman Expreß". Nach kleinasiatischen Begriffen aufgefaßt, macht dieser Zug seinem stolzen Namen: Expreß, wahrscheinlich volle Ehre. — Nach beinahe zehn Stunden langsamer, rüttelnder Fahrt erreichten wir Sokia, die letzte Bahnstation dieser Linie. Hier waren wir bis zur Fahrt nach Priene, am nächsten Tag, sehr gut aufgehoben und erbauten uns durch ein langes Gespräch mit unserem deutschfreundlichen Wirt und an einem schönen Bild unseres Kaisers.

Um fünf Uhr früh fuhr unsere Reisekutsche vor. Es war ein breit ausladender Wagen, dessen Solidität mehr vertrauenerweckend als komfortabel war. Ein unendlich schwarzer Kutscher, dessen vollständigstes Kleidungsstück ein noch unendlicherer, sehr bunter Schal um die Hüften war, und ein Paar gutmütige kleine Pferde vervollständigten dies Bild seltener Eleganz. Trotz der drückenden Hitze — es war Anfang Juli — wird mir diese Fahrt durch die — an sich wenig interessante — Steppe als eine der schönsten meines Lebens unvergeßlich bleiben. Der Weg folgt zumeist dem Laufe des Mäanders, welcher angenehmerweise gerade hier wenig mit dem zeitraubenden antiken Muster zu tun hat. In breitem, träg dahinziehendem Laufe durchschneidet er dies Land, welches er selber in unaufhörlicher Arbeit anschwemmt und in solcher Weise das Meer stetig weiter hinausschiebt. So berichten antike Geographen, daß dies Land zwischen Priene und Milet noch zur Zeit von Christi Geburt offenes Meer war und die hier liegenden Städte meist Kriegshäfen. Wenn auch die weiten Flächen der Landschaft im ganzen einen etwas eintönigen Charakter geben, so sorgen doch die häufigen großen Strecken schönen Weidelandes wie auch die oftmals zu Alleen anwachsenden Büsche großer und dichter Palmen für willkommene Belebung. Den schönsten Anblick boten große Sträucher blühender Aloe. In dichten Massen standen sie viele Meter weit längs der Straße, an vielen Stellen drängten sie sich sogar quer über den Weg, so daß der Wagen mitten durch sie hindurchfahren mußte. — Wenn dies auch nicht der berühmte Berg war, durch welchen der Weg in das Schlaraffenland führt, so glich es doch sicherlich einer verzauberten Stadt, welche in einen Wald verwandelt war und in solch einsamer Gegend den Wanderer hemmt und bezaubert.

Gegen Abend erreichten wir Priene, dankbar, nicht in dem besonders türkischen — das heißt besonders wenig einladenden Dorfe — übernachten zu müssen. Und trotzdem wir es ja erwartet hatten, waren wir dennoch durchaus freudig erstaunt, in dieser Wildnis, so weit entfernt von den letzten Spuren

Digitized by Google

zivilisierten Verkehrs ein so freundliches deutsches Heim zu finden. Der — sicher nur unter dem Einfluß seiner griechischen Umgebung — so zerberusartige Hüter dieses modernen Hauses und des Zugangs zur antiken Stadt sorgte mit ebenso ausdauernder Liebe für die Unterkunft unseres klassischen Gespanns wie für die sehr modernen Eß- und Schlafbedürfnisse neuerer Reisender.

Der nächste Tag brachte uns einen Spaziergang durch eine griechische Landstadt des vierten Jahrhunderts vor Christi Geburt. Breite, marmorgepflasterte Straßen ziehen sich den Berg hinan. Terrassenförmig übereinander geschichtet, in höchst regelmäßiger Einteilung liegen die Wohnhäuser und die öffentlichen Gebäude da.[1]) Vorzüglich ist in diesem sandigen, bergigen Terrain für die Wasserab- und -zufuhr, für öffentliche Brunnen, für freie Plätze und Gärten und ganz besonders für die Nivellierung dieses steilen und schwierigen Bodens gesorgt. Und dann die einzelnen Gebäude: das Theater, das Gymnasion und die Tempel! — Von den vielen Heiligtümern der Stadt sind zwar wenig mehr als die Grundmauern oder höchstens noch vereinzelte Säulen zu sehen. Doch diese Reste genügen, um den Beschauer zu erfreuen, aber auch um das Gefühl einer Beschämung zu verstärken, daß uns beim Anblick dieser einfachen, ruhigen und darum natürlichen Stadtanlage beschleicht. Dieselbe Freiheit und Einfachheit der Anlage ist es, die uns zur Bewunderung und zur Freude am Bau des Theaters zwingt. Die sehr gute Akustik in jedem Winkel dieses gut berechneten halbrunden Baus, der fast schwebende Bühnenbau mit den darunterliegenden Räumen für den Chor, die von allen Seiten bequem zu erreichenden Zuschauersitze, kurzum die spielende Überwindung der technischen Schwierigkeiten konnte in allen diesen Bauten die Schönheit hervorragender als die Arbeit erscheinen lassen. Das Gymnasion aus hellenistischer Zeit liegt am Eingange des Stadions, am höchsten Punkte der Stadt. Man hat von dort eine schöne Aussicht auf die Straßen und Plätze und auf die Umgebung der Stadt. Die ausgezeichnet schön skulpierten Reste der Wasch-, Schwimm- und Heizanlagen hier wie jene der marmornen Bänke des Theaters sind schöne Zeugen veredeltster Zweckmäßigkeit.

Die Fahrt nach Milet (jenseits der Mäander) gestaltete sich zu einem sehr vollkommenen Sonnenbade, so daß den Anhängern physikalisch-diätetischer Kuren zu raten wäre, auf jenen weiten Flächen ein Sanatorium zu bauen. Die Lichtfülle über der großen Ebene ließ Gegenstände in mehreren hundert Meter Entfernung deutlich erkennen. In all diesem Sonnengeflimmer boten allein die Herden der ganz eminent gleichgültigen Kamele den ruhenden Punkt.

Es war Abend, als wir Akkiö erreichten, das kleine türkische Dorf oberhalb des malariaverseuchten Milet. Gleich heimkehrenden Fürsten, zum Staunen der Menge fuhren wir vor das lange vereinsamte, im Garten belegene Ausgrabungshaus. Nach einer durch wunderbaren Sternenhimmel und durch

[1]) Abbildungen in: „6. und 7. vorläufigen Bericht über die von den königlichen Museen Berlin unternommenen Ausgrabungen in Milet und Didyma", herausgegeben von Th. Wiegand, ferner „Priene", herausgegeben von Th. Wiegand.

Digitized by Google

deutsche Betten ausgezeichneten Nacht stiegen wir hinab in die versunkene Märchenstadt Milet.

Bei solchem Anblick mag man es kaum glauben, was alle Geschichtschreiber berichten, daß dies feenhafte Märchen einst lebendige Wirklichkeit war, daß diese Straßen, die Tempel und so weiter einst von geschäftigen Menschen wimmelten, daß von hier aus alle Meere befahren waren und daß die politischen und merkantilen Einflüsse dieser Stadt im größten Teil der damaligen Welt gefühlt wurden. Nur noch die Pracht der Trümmer predigt von solch stolzer Zeit. Das andere alles ist untergegangen, untergegangen im wahrsten Sinne des Wortes. Oft 10 Meter steht das Wasser des alles überschwemmenden Mäander in den Häusern und Straßen. Der Anblick jener schweigenden Herrlichkeit, welche mit vielen glänzenden Türmen und Kuppeln aus der dunklen Wasserfläche herausragt, ist traurig und bezaubernd schön zugleich. Wenige Dämme ermöglichen wenigstens von oben herab die meisten dieser Schönheiten zu sehen. Die Tempel, das Forum und das gewaltig große Theater, zum größten Teil aber die einzelnen Säulen, Friese und Giebel geben ein gutes Bild von dem Glanz und von der — hier damit verbundenen — Schönheit dieser Stadt.

Der Weg nach Didyma (Jeronda) führt zum größten Teil an der Meeresküste entlang. Hier ging auch die antike Straße, deren Spuren man stellenweise begegnet. Fast während des ganzen Weges genießt man die herrliche Aussicht auf das Ägäische Meer und auf mehrere der vorgelagerten Inseln,[1]) deren von der Seeluft verklärte Formen so eigentümlich zu locken pflegen. Schon von weitem erkennt man die riesigen Säulen des Tempels von Didyma, das wir nach dreistündiger Fahrt erreichten. In flottem Trab geht's durch einen hübschen Garten, und mit einem vornehmen Ruck halten wir an der Pforte des deutschen Ausgrabungshauses. Herr Professor Knackfuß und Herr v. Gerkan waren uns hier die liebenswürdigsten Wirte, und wir genossen dankbarst einige schöne Tage echt deutscher Gemütlichkeit und heimatlicher Pflege.

Staunen und Bewunderung sind wohl die einzigen Ausdrucksmöglichkeiten nach einer Wanderung durch die Ruinen von Didyma. Staunen und Bewunderung nicht allein vor den Offenbarungen eines ganz eminent großen Könnens, sondern auch vor der Begeisterung und Opferwilligkeit, welche diese Schätze zusammentrug. Noch ist die antike Stadt, welche sich um den heiligen Bezirk angebaut hatte, unter einer sechs Meter tiefen Erdschicht verborgen, aber der unermüdliche Fleiß und das sachgemäße Vorgehen der deutschen Ausgrabungen wird auch dieses Stück der alten Welt der Bewunderung der neuen Welt wiedergeben. Doch der größte Teil des großen Wunderwerkes, der Tempel von Didyma, ist bereits wieder sichtbar. Noch zwar liegen in einem Umkreis von 20 Metern die riesigen Friese, Kapitelle und Säulentrommeln und die herrliche Freitreppe, welche in das Innere führte, ist nur mit dem Risiko einiger Beinbrüche zu erreichen. Aber die Schönheit des Aufgedeckten läßt

[1]) Von hier aus beschossen — eine Kulturtat! — französische Kriegsschiffe die deutsche Kolonie.

Digitized by Google

alle diese Schwierigkeiten schnell und gründlichst vergessen. Die schönen Friese und namentlich die — vorbildlos — schön und reich skulpierten Säulenschäfte geben diesem Tempel eine besondere Stelle unter den Denkmälern antiker Architektur. Die zahlreichen hohen Säulen des äußeren Umganges sind es wohl besonders, die diesem Bauwerk die bewunderte Stellung unter den antiken Monumenten sichern. In doppeltem Ringe umgaben 108 Säulen dies Heiligtum und 84 davon waren je 19 Meter hoch. So muß schon im Altertum dies wundertätige Heiligtum des Apollo ein weithin sichtbares Symbol der Frömmigkeit gewesen sein, dessen riesige Proportionen den Nahenden Ehrfurcht und Scheu einflößten. Noch heute, obgleich allein zwei dieser Säulen unter unendlichen Trümmern von der verschwundenen Pracht zeugen, wirkt der Anblick ehrfurchtgebietend.

Hier hat sich deutsche Arbeit und deutsche Ausdauer, die diese Schätze erschloß und zugänglich gemacht hat, bei der ganzen Welt besondere Achtung und besonderen Dank verdient.

Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil

Herausgegeben von

Professor H. Ulmann

(Fortsetzung)

Ende des Rheinbundes

Nach den Ereignissen in Rußland zu Ende 1812 waren mehrere Kontingente in die Heimat zurückgekehrt, um sich neu zu formieren, namentlich das bayerische und württembergische, und Bayern hatte sogar seine Landwehr mit aufgeboten, um seine Grenzen gegen das seit kurzem feindliche Österreich zu schützen. Diesem gegenüber stand zu gleichem Zwecke des Grenzschutzes in umgekehrter Richtung ein österreichisches Korps, eigentlich eine starke Division unter Feldmarschalleutnant Frenel. Die großherzoglichen Truppen, was davon noch übrig war, blieben in der französischen Armee. Man beschäftigte sich im Jahr 1813 mit ihrer Ergänzung, besonders auch, soviel man vermochte, durch Nachsendung von Kavallerie.

Der Scharfblick König Maximilian Josephs und seines Ministers Montgelas, die 1805 die ersten gewesen waren, Napoleon die Hand zu reichen und seine deutsche Politik zu fördern, ließ sie erraten, daß der Stern zu bleichen beginne und daß es Zeit sei, auf entgegengesetztem Wege das zu erhalten, was so mühsam errungen war. Sie näherten sich Österreich oder sie nahmen die von Österreich ausgegangenen Vorschläge günstig auf, um sich, solange diese Annäherung noch ein wirkliches und preiswürdiges Verdienst sein würde, gute

Digitized by Google

Bedingungen zu sichern. Kurz, während Napoleon durch die Aufstellung einer bayerischen Armee im Innviertel vor Österreich gegen jede Diversion in Süddeutschland sich gesichert glaubte, kam die famose im Feldlager geschlossene Konvention von Ried zustande. Durch diese geheime Konvention trat Bayern der Allianz bei, die zwischen Österreich, Rußland und Preußen bestand, und versprach, seine Streitkräfte mit den ihrigen zu vereinigen. Dagegen erhielt es die Garantie seines Territorialbestandes insofern, als ihm vollständige Entschädigung für die österreichischen Provinzen, die es sich anheischig machte, dereinst zurückzugeben, zugesichert ward.[1]) Auch ward verabredet, daß man sich mit denjenigen Rheinbundsgliedern, welche sich rechtzeitig von dem Kaiser lossagen würden, vertragen werde.

Der König Friedrich von Württemberg, der im ersten Augenblicke benachrichtigt ward, trat dieser Konvention sogleich bei und sicherte sich dadurch seine ganze bisherige Stellung.

Um Bayern und besonders seinem Feldherrn, welcher der Unterhändler des Vertrags war, zu schmeicheln und es zu gewinnen, willigte Österreich ein, daß Feldmarschall Wrede das Kommando der Südarmee führe, das ihm entgegenstehende österreichische Korps rückte daher in seine Reihen ein und dessen Chef Frenel unterwarf sich seinem Oberbefehl. Auf seinem Marsche schloß sich auch das württembergische Korps jenem Heere an.[2])

---

[1]) Dieser Punkt hat auf dem Wiener Kongreß große Schwierigkeiten erregt und Bayern viel Mißvergnügen verursacht. Es hatte sich eine Entschädigung auf Kosten seiner Nachbarn versprochen und ward statt dessen über den Rhein geschoben. Nicht an Bevölkerung oder Einnahmen verlor es, aber es büßte in der europäischen Politik die gebietende Stellung ein, die der Besitz von Salzburg, Deutschtirol und des Innviertels ihm gewährte, und bildete überdies einen unzusammenhängenden Staat.

[2]) In dem Augenblicke, in welchem der König die neue Allianz einging und seine Truppen, wie oben gesagt, verwendete, befanden sich noch zwei württembergische Kavallerieregimenter bei der französischen Armee. General v. Normann, der sie führte, ging mit ihnen zum Feind über. Dasselbe tat General v. Hammerstein mit mehreren westfälischen Kavallerieregimentern. Man hätte glauben sollen, Herr v. Normann habe nur die Gedanken seines Herrn erraten, allein einen Befehl hatte er nicht. Der König, dem er unter den Umständen, wie sie waren, den großen Dienst erzeigte, ihm durch die Übergabe zwei Regimenter zu erhalten, betrachtete die Sache als ein Verbrechen gegen die Disziplin, er stellte ihn vor ein Kriegsgericht und ließ ihn mit Entehrung als Überläufer kassieren. Anders ging es in Sachsen, wo während der Schlacht von Leipzig die ganze Armee überging, freilich war der König ein Gefangener und sein Land administriert, er also ganz unmächtig. Herr v. Langenau, den wir so lange als Präsident der Frankfurter Militärkommission und als eine sehr tätige politische Person auch hier gesehen haben (er ambitionierte, Bundespräsidialgesandter zu werden), ist nicht bei dieser Gelegenheit zum Feind übergegangen, sondern weit früher, von Torgau aus, ganz allein, als er im sächsischen Generalstab ganz jung Obristleutnant war. Er avancierte in Österreich so schnell, daß ich ihn schon im Jahre 1814 als General im Generalstab der großen Armee, dessen Chef Radetzky war, in Frankfurt traf.

Da hier soeben die Schlacht von Leipzig erwähnt ward, so will ich eine Tatsache aufbewahren, für die ich sonst vielleicht keine passende Stelle finden würde.

Während dieser Schlacht befand sich der König von Sachsen in der Stadt, ent-

Digitized by Google

Erst durch die Bildung und das Vorrücken dieser Armee erhielt Napoleon Kenntnis von dem Abfall einiger Verbündeten. Jene Konvention fand vor der Leipziger Schlacht statt, der Erfolg hat sie gerechtfertigt, aber sie war ein gefahrvoller Schritt. Noch hatte Napoleon, Garnisonen eingerechnet, 200 000 Mann in Norddeutschland. Nimmt man an, die Schlacht bei Leipzig hätte einen anderen Ausgang gehabt, was würde dann aus Bayern und Württemberg geworden sein?

Auch die Regierungen des westlichen Deutschlands erfuhren erst durch die Nachricht von dem Anmarsche einer Armee, was vorgegangen sei, und wurden dadurch in Schrecken gesetzt. In der Tat war namentlich die hiesige Lage eine überaus bedenkliche. Zu uns kam jene Armee als Feind, jedenfalls behandelte sie das Land als Feindesland, und jeder weiß, was das sagen will, und vielleicht war das das geringere Übel: denn es konnte auch, wenn Napoleon nicht Sieger blieb, der Bestand des ganzen Staates in Frage gestellt sein. Auf der anderen Seite war es, wenn auch die natürlichen Neigungen des Großherzogs (was nicht der Fall war) dahin gegangen wären, höchst gefährlich, sich den Alliierten in die Arme zu werfen. Schützen konnte uns Frankreich zwar momentan nicht, denn es war keine Armee vorhanden, aber mißhandeln konnte es uns auf jede Weise, sobald man ihm Verdacht einflößte: denn wir hatten im Rücken Mainz mit seiner Garnison, vor uns die Garnison der Zitadelle von Würzburg und in allen Teilen des Rheinlandes eine Menge Depots der verschiedensten Korps, die nur da waren, um auf deutsche Kosten gefüttert zu werden. Der Großherzog hatte nicht über 300 Mann zu verfügen. Sein ganzes Korps nebst einem

---

schlossen, wie es scheint, auch bei etwaigem ungünstigem Ausgang doch nicht mit der französischen Armee zu flüchten. Als nun das Gewühl der Schlacht sich der Stadt selbst näherte, ließ er zu seiner Sicherheit vor dem Hause, welches er in der Hauptstraße bewohnte, ein Bataillon seiner Grenadiergarde aufstellen. Kommandiert war dasselbe von dem Prinzen Bernhard von Weimar, damals Major. Nachdem das eine Stadttor erstürmt war, zog sich ein Teil der französischen Armee durch diese Straße fechtend zurück, die verbündeten Truppen folgten ebenso. Beide Teile zogen vorüber, ohne dieses Bataillon, das unter dem Gewehre stand, zu berühren, es blieb mit vollständiger Neutralität Zeuge des mörderischen Kampfes. Es ist dies wohl ein Vorgang einzig in seiner Art in der Militärgeschichte, und was ich schreibe, habe ich aus dem Munde des Prinzen selbst, der nicht lange nachher, damals noch in der sächsischen roten Uniform, hierher kam, um seinem Herrn Onkel aufzuwarten. Wäre ich in neuerer Zeit in die Nähe des Prinzen gekommen, so würde ich mir erlaubt haben, Ihn nach Wahrheit oder Unwahrheit einer anderen Tatsache zu fragen. Ich wohnte im Jahre 1846 zu Ostende unter einem Dache mit dem belgischen Generalleutnant Glump, Kommandanten in der Provinz Brabant. Dieser Mann, der nach Auflösung des Kaiserreichs als geborener Belgier in niederländische Dienste kam, wo er dem Herzog Bernhard nahe stand, war früher Hauptmann in der sogenannten alten Garde Napoleons gewesen und erzählte mir, in der Schlacht von Wagram seien die sächsischen Truppen in der Nähe jener Garde dem Andrang der Österreicher in Unordnung gewichen und geflohen; in diesem Augenblick sei jener damals sehr junge Prinz bei seinem Regiment erschienen und habe sich bei seiner, des Erzählers, Kompagnie zwischen die gemeinen Soldaten gestellt, sagend: „Mit Euch will ich gehen, damit niemand sagen könne, auch ich sei geflohen."

Digitized by Google

Prinzen des Hauses befand sich bei der französischen Armee, d. h. in den Händen Napoleons. Man muß sich diese Verhältnisse lebhaft in das Gedächtnis rufen, um das Kritische der Lage richtig aufzufassen. Bei dem einen wie bei dem anderen Beschlusse, den man faßte, spielte man um einen Thron. Ludewig I. suchte sich mit großer Klugheit durchzuwinden.

Wie und wann die erste Nachricht von dem, was in Ried vorgegangen war, hierher gelangte, weiß ich nicht, daß sie aber dunkel und unvollständig war, wird sich gleich zeigen. Ebensowenig hatte ich vermöge meiner Dienststellung teilzunehmen an den Beratungen, welche die Lage der Dinge hervorgerufen haben mag. Das erste, was mir zukam, bestand darin, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog Ihren Adjutanten Falk zu mir schickten und mir sagen ließen, Sie hätten beschlossen, der austro-bayerischen Armee, von der man eben noch nicht wisse, wo sie dermalen stehe, jemand entgegenzusenden, und mich hierzu ausersehen. Die Sache müßte in das tiefste Geheimnis gehüllt bleiben, Instruktionen würden Sie mir durch Herrn v. Lichtenberg zugehen lassen und diese Benachrichtigung diene nur dazu, mir Zeit zu geben, um im stillen Reisevorbereitungen zu treffen.

Der Zufall wollte, daß ich für den folgenden Tag ein Treibjagen in Spitzaltheim angeordnet und die Frau Großherzogin Königliche Hoheit schon um die Erlaubnis gebeten hatte, an jenem Tage bei Ihrer Tafel nicht erscheinen zu dürfen. Diesen Umstand benutzte ich, um Bekannten, auf die ich stieß, und namentlich dem Obermarschall zu sagen, daß ich für mehrere Tage Urlaub genommen, um meine Jagden abzutun. In der Tat verließ ich auch Darmstadt, um jenem Vorwande treu zu bleiben, in meiner eigenen Kalesche und mit meinen Pferden, erst in Dieburg nahm ich Postpferde.

Bei Herrn v. Lichtenberg konnte ich mich überzeugen, wie wenig genau man unterrichtet war: denn der Zweck meiner Sendung war der, erst zu erfahren, welche Absichten die Verbündeten gegen die Rheinbundsfürsten hegten, und dann nach Umständen einen Übertritt zu ihnen in Aussicht zu stellen. Zu solchem Ende ward mir ein Schreiben des Großherzogs selbst an den Marschall Wrede eingehändigt. Dieses Schreiben war ein eigentliches Kreditiv insofern, als Seine Königliche Hoheit sagten, Sie ordneten an ihn einen Ihrer Diener ab, dem er, der Marschall, nicht nur in allen Stücken Glauben, sondern auch in seinen Gegenäußerungen volles Vertrauen schenken dürfe. Weiter aber war gesagt, der Großherzog könne nicht glauben, daß Sein Herr Schwager, der König, feindselige Absichten gegen ihn hege, und in dieser Voraussetzung dürfe Er auch hoffen, daß der Herr Marschall geneigt sein werde, Seinem Abgeordneten Kenntnis zu geben von den Absichten der Verbündeten gegen Ihn und überhaupt von allem dem, was Seine Königliche Hoheit in Ihren Entschlüssen leiten könne. Eine Zusage irgendeiner Art enthielt aber das Schreiben nicht.

Ich ließ mir nun zwei Pässe ausfertigen, einen deutschen, der sagte, daß ich von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Hessen an den Marschall Wrede geschickt sei, dann einen in französischer Sprache, der sagte, daß ich in

Digitized by Google

Privatangelegenheiten reiſe. In meiner Kaleſche ließ ich oben am Verdeck die Tuchbekleidung an zwei Stellen öffnen und verbarg dahin dieſe Papiere, um ſie nach Umſtänden gebrauchen zu können. Am folgenden Morgen früh zwiſchen 7 und 8 Uhr begab ich mich ins Schloß, um die letzten Befehle Seiner Königlichen Hoheit einzuholen, Allerhöchſtwelche ich in dem wohl bekannten etwas ſehr tiefen Neglige fand. Dieſer Moment war allerdings für mich ein folgenreicher, denn gleich bei meinem Eintritt ſagte der Herr: „Ihre Aufträge kennen Sie, heute morgen aber bin ich durch eine Staffette geweckt worden, die Mir die Nachricht bringt, daß der Kaiſer in der Gegend von Leipzig eine Schlacht verloren hat und daß Mein Sohn und Meine Truppen gefangen ſind. Hierdurch bin ich der Zweifel und der großen Sorgen, die Mir von daher kamen, überhoben. Nunmehr bin ich entſchloſſen, das zu tun, was Mein Schwager auch getan hat. Reiſen Sie mit Gott und ſehen Sie, wie Sie durchkommen.“

Die Audienz war ſehr kurz. Unmittelbar darauf ſtieg ich in den Wagen.

Reiſe zu Marſchall Wrede

Schon der Vorwand, den ich zur Beſchönigung meiner Reiſe gewählt hatte, wies mich auf das linke Mainufer, dem ich fürs erſte zu folgen beſchloß. Beim Umſpannen in Obernburg erfuhr ich, daß kaum zehn Minuten früher eine ſtarke Patrouille franzöſiſcher Küraſſiere, ohne Zweifel zu einem Depot gehörig, ſich in der Stadt befunden, um ſich nach Neuigkeiten zu erkundigen. Mit meinem Paſſe und als Diener des Großherzogs hatte ich von franzöſiſchen Truppen perſönliche Unannehmlichkeiten durchaus nicht zu beſorgen, meine große Furcht beſtand aber darin, daß ich es nicht für unmöglich hielt, daß ſie mich unter dem Vorwande des Anmarſches einer feindlichen Armee am Weiterreiſen verhindern möchten, denn ſelbſt wenn ſie gegen mich nicht Verdacht hegten, lag es in ihrem Intereſſe, zu verhindern, daß ein Reiſender auf Befragen nicht ausſagen möge, daß die ganze Gegend von Truppen entblößt ſei. Ich war daher froh, dieſen Leuten entgangen zu ſein.

Die bald einbrechende Nacht war eine der dunkelſten, die man ſehen kann, die Wege durch langen Regen grundlos, die Chauſſeen mit Schlamm überzogen. Um 11 Uhr näherte ich mich Miltenberg. In der Entfernung ſah man zwei Laternen auf der Chauſſee und hörte viel Geſchrei und lautes Reden. Ich fragte meinen Bedienten, ob er zu unterſcheiden vermöge, welche Sprache die Leute redeten. „Ja,“ ſagte er, „ſie ſprechen Franzöſiſch.“ Hierauf ſuchte ich meinen franzöſiſchen Paß hervor, ſtieg aus und ging auf den Menſchenhaufen zu. Sobald ich aber bei dem Schimmer jener Laternen etwas unterſcheiden konnte, überzeugte ich mich, daß ich ungariſche Grenadiere vor mir hatte, und freute mich deſſen nicht wenig. Ihre Sprache hatte der Bediente franzöſiſch genannt, weil ſie nicht die deutſche war. Ich kam ganz unbemerkt unter ſie und entdeckte ſogleich den Grund des Stillſtehens der Truppe. Eine ſchlechte Kaleſche, die ohne Zweifel dem Offiziere gehörte, war wider einen der Abweisſteine[1])

[1]) Sol

Digitized by Google

der Chaussee in dieser Dunkelheit gefahren, und der Stein hatte sich so fest zwischen Rad und Wagen eingeklemmt, daß zwanzig Mann nicht vermochten, den Wagen freizumachen. Ich trat, ohne zu grüßen, zu dem Offizier hin, der die Sache leitete, und sagte: „Sie können sich leicht helfen, mein Herr. Lassen Sie das Rad herausnehmen, die Achse wird sich leicht über den Stein hinausheben lassen, wenn Sie dann das Rad wieder einsetzen lassen, so wird Ihr Wagen wieder flott sein." — „Ach," sagte er, „das wollen wir probieren." Die Operation gelang vollkommen. „Das war wahrhaftig ein guter Gedanke," sagte der Mann, „und ich bin Ihnen sehr dankbar." Dieses ging vor, ohne daß er fragte: „Wer sind Sie? Woher kommen Sie?" Ich sagte nun: „Sie könnten mir aber auch einen Dienst erweisen, wenn Sie mir sagen wollten, wo ich das Hauptquartier des Marschalls finden kann, denn das suche ich." — „Ja, das vermag ich nicht, ich weiß davon nichts, aber in der Post zu Miltenberg hat der General Deroy sein Quartier, der kommandiert dieses Korps und der wird es wohl wissen." Ich bat nun, meinen Wagen durchzulassen, und er ließ seine Leute auseinandertreten. Es mochten dies ungefähr 200 Mann sein.

Das also war die Spitze der Armee, und ich konnte mich nicht genug über die Sorglosigkeit wundern, nicht eine Patrouille von Infanterie oder Kavallerie ging dieser kleinen Kolonne voraus. Ohne Zweifel beruhte das auf der Überzeugung, daß kein Feind gegenüberstehe, indessen waren doch noch reichlich genug französische Truppen in dieser Gegend, um eine isoliert und ohne alle Vorsicht marschierende Kolonne zu überfallen und zu vernichten.

In Miltenberg frug ich nach dem General Deroy. Es war Mitternacht und er lag zu Bette; ich konnte jedoch eines Adjutanten habhaft werden, der sich auf die Erklärung, die ich ihm gab, zu dem General verfügte. Dieser ließ mir sagen, die Hauptarmee, bei welcher der Marschall sich befinde, marschiere auf dem rechten Mainufer, zuletzt habe sich das Hauptquartier in Würzburg befunden;[1]) er bezweifle aber sehr, daß dies jetzt noch der Fall sei, und lasse mir raten, bei Wertheim den Fluß zu überschreiten, dort würde ich wohl Mittel finden, mich zu orientieren. Natürlich folgte ich dem Rate, rückte aber in der finsteren Nacht nur sehr langsam vor. Bald nach Anbruch des Tages stieß ich auf zwei bayerische Kavallerieregimenter, die im Marsch begriffen waren; sie ließen mich an sich vorbeifahren, ohne die mindeste Notiz von mir zu nehmen. In Wertheim fand ich keine Truppen, zum Glück aber einen Kriegskommissär, der mir sagte, er habe Ursache zu glauben, daß das Hauptquartier im Laufe des Tages in Aschaffenburg eintreffen werde. Diese Richtung schlug ich daher ein, und als ich zwischen 10 und 11 Uhr in der Nacht dort anlangte, begab ich mich sogleich in das Schloß, wo der Marschall logierte. In einem Vorzimmer

[1]) Der Marschall hatte sich einen Tag in Würzburg aufgehalten, um das Schloß zur Übergabe aufzufordern, und als dies fruchtlos blieb, die Blockade anzuordnen, darauf zog er weiter. Die Garnison, die nicht verproviantiert war, mußte nach vierzehn Tagen kapitulieren.

Digitized by Google

traf ich den Adjutanten, der die Nachtwache hatte, Rittmeister v. Besserer.[1]) Von ihm erfuhr ich, daß der Marschall sich schon zur Ruhe begeben. „Das bedauere ich sehr," sagte ich, „weil mein Auftrag ein eilender ist, ich hoffe aber, daß Sie mir morgen so frühe als es sein kann, Zutritt verschaffen werden." — „Oh," erwiderte er, „wenn Sie sagen, Eile zu haben, so wecke ich den Marschall, das versteht sich von selbst." Er ging und führte mich gleich darauf in das Schlafzimmer des Marschalls, das nur durch eine Nachtlampe erleuchtet war.

Nachdem dieser das Schreiben des Großherzogs gelesen, sagte er, er wolle dem Wunsche dieses Herrn entsprechen, indem er mich davon in Kenntnis setze, daß die Verbündeten insofern keine feindseligen Absichten gegen die Bundesfürsten hegten, als sie bereit seien, diejenigen unter ihnen, welche sich sogleich vom Rheinbunde und der Allianz mit Frankreich förmlich lossagen und ihre Streitkräfte mit denen der Verbündeten vereinigen würden, in die Allianz aufzunehmen. In seinem Hauptqaartier befinde sich daher ein österreichischer Gesandter, welcher Vollmacht habe, gemeinschaftlich mit ihm Verträge solcher Art im Namen aller Alliierten abzuschließen. „Und," fügte er bei, „ich bin bereit, morgen früh einen solchen Vertrag mit Ihnen abzuschließen, wenn Sie mit hinreichender Vollmacht zu einem solchen Abschlusse versehen sind."

Ich erwiderte, daß er sich nicht wundern dürfe darüber, daß ich mit einer solchen nicht versehen sei, denn Vollmachten zu einem so wichtigen Akte fertige man doch nicht eher aus, als bis man wisse, welche Gegenbedingungen man zu erwarten habe. Um diese zu erfahren, sei ich abgeschickt worden. „Nun, so holen Sie sich eine Vollmacht." — „Und wo kann ich Eure Exzellenz (er war noch nicht Fürst) wiederfinden?" — „Von morgen abend an finden Sie mich im Schlosse zu Hanau, dort werde ich meine Armee aufstellen, den Kaiser erwarten und, so es Gott gefällt, schlagen." — „Ich werde sobald als möglich dort erscheinen," fuhr ich fort, „aber es kann nicht fehlen, daß einzelne Truppenkörper Ihrer Armee schon morgen das Großherzogtum betreten, und Eure Exzellenz werden mich doch in den Stand setzen, dem Großherzoge die Beruhigung zu bringen, daß sein Land als Freundesland werde behandelt werden. Erlassen Sie einen Armeebefehl, der dies allen Truppen vorschreibt."

„Nein," erwiderte er, „das kann ich nicht. Ich gestehe Ihnen zwar, daß ich von meinem König den Befehl habe, Seinem Herrn Schwager möglichst entgegenzukommen, aber durch ein öffentliches Wort kann ich mich nicht kompromittieren, bevor ich es schwarz auf weiß habe, daß der Großherzog der Allianz beigetreten ist." — Nach einigem Nachdenken hub er dann wieder an: „Nun, ich will es tun, wenn Sie imstande sind, mir Ihr Ehrenwort zu geben darauf, daß der Großherzog der Allianz beitreten werde." — „Ja, das kann ich," erwiderte ich (und mein Mut dazu beruhte auf den angeführten letzten Worten Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs). „Die Hand darauf,"

[1]) Denselben Mann sah ich im Jahre 1834 als General wieder in Brückenau, wo er als Kavalier der Königin fungierte und mich bei Ihrer Majestät einführte.

Digitized by Google

sagte der Marschall, indem er die seinige unter der Bettdecke hervorzog, und ich schlug ein.

Der Befehl ist erlassen und ihm vollständig Folge geleistet worden. „Werden Sie die Nacht hier zubringen?" sagte der Marschall noch. „Nein, gewiß nicht, ehe sie abgelaufen ist, hoffe ich in Darmstadt zu sein." — „Dann sagen Sie Ihrer Königlichen Hoheit meine Respektsversicherung und Sie möchten Ihre Residenz nicht verlassen."

So entfernte ich mich, und es war gerade 5 Uhr morgens, als ich in Darmstadt anlangte. Ohne mein Haus zu berühren, stieg ich aus und begab mich in die Wohnung des Herrn v. Lichtenberg, obgleich ich nicht erwarten konnte, daß er schon aufgestanden sein würde. Welches war aber mein Erstaunen, als ich in dem Hofe auf einen bespannten Marstallswagen stieß, der über und über mit Koffern und Kisten bepackt war, und ich von den Leuten erfuhr, daß der Herr Minister im Begriffe sei, nach Mannheim zu reisen, wohin Seine Königliche Hoheit Sich mit dem ganzen Hofe bereits gestern begeben hätten. Als ich bei dem Minister eintrat, rief er mir entgegen: „Alles ist verändert, neue Entschließungen sind gefaßt." Man kann sich denken, wie diese Worte mir, der ich vor wenig Stunden das Gegenteil mit meinem Ehrenworte bekräftigt hatte, auf die Nerven fallen mußten. Unmut über solchen Wankelmut war der erste Eindruck, den ich empfand. Ich blieb jedoch ruhig, erzählte sehr summarisch, was vorgekommen, und fügte bei, daß ich mich alsbald in Mannheim einfinden würde. Als ich ihm sagte, welches Versprechen ich in Aschaffenburg abgegeben, zuckte er die Achseln und schüttelte den Kopf.

Erst jetzt begab ich mich in mein Haus, um wenigstens meiner Frau zu sagen, daß ich noch lebte und einige Kleidungsstücke einzupacken. Ich schickte in den Marstall, um mir einen Wagen und Pferde auszubitten, die auch sogleich vor meiner Türe waren. Wohl ein Dritteil des ganzen Marstalls war in Lorsch als Relais aufgestellt, denn alle Wagen vermieden die große Landstraße. Schon um 6 Uhr fuhr ich weiter.

Ich muß nun einschalten, was ich damals und später über den Gang der Dinge in Darmstadt nach meiner Abreise erfahren habe.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Hofe hatte auch Vendeuil Nachrichten über die Schlacht bei Leipzig erfahren, und von dem Anmarsche einer Mainarmee gingen, nicht sowohl durch Zeitungen als durch Gerüchte, Nachrichten im Publikum um. Er schickte auch in mein Haus, weil er gehört hatte, ich sei abwesend. Der Vorwand einer Jagd flößte ihm Verdacht ein. Er begab sich zu Herrn v. Lichtenberg, um zu fragen, ob der Hof sich unter diesen Umständen nicht entfernen werde. Dies verneinte der Minister, indem noch keine Gefahr vorhanden sei. Er fragte ferner, wohin ich gereist sei. Der andere erwiderte, daß er von einer Reise nichts wisse, aber habe sagen hören, daß ich irgendwohin zur Jagd gegangen sei. Vendeuil bat sofort um eine Audienz bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge und schickte einen Mann nach Spitzaltheim, zu fragen, ob ich mich dort befinde, indem

Digitized by Google

er auf diese Weise erproben wollte, ob Herr v. Lichtenberg ihn täusche oder nicht.

Seiner Königlichen Hoheit stellte der Gesandte vor, wie sehr Ihre eigene Person jetzt in Gefahr sei und wie nötig es erscheine, sich nach Mainz in Sicherheit zu begeben. Da nun der Herr erklärte, noch zur Zeit keine Gefahr für Sich zu sehen, so gab Vendeuil zu verstehen, daß der Kaiser in dieser Ruhe und Sicherheit nur einen Beweis davon erblicken könne, daß man schon in Verbindungen stehe, welche das Bewußtsein gäben, daß man von den Verbündeten nichts zu fürchten habe. Auf diese Bemerkung hin zeigte sich der Großherzog überzeugt und erklärte, daß Er seine Residenz verlassen wolle, wozu denn auch sogleich die Befehle gegeben wurden. Vendeuil seinerseits gab kund, daß er seine Frau und Sachen nach Mainz bringen, sich aber nach diesem wieder auf seinem Posten bei dem Hofe einfinden werde.

Ich muß noch erwähnen, daß ich in der Unterredung am Morgen den Herrn v. Lichtenberg gebeten hatte, die Behörden wissen zu lassen, daß Herr v. Wrede versprochen habe, das Land nicht feindlich zu behandeln. Dies lehnte er aber bestimmt ab, weil dies, wenn es je bekannt würde, den Franzosen die vorgekommene[1]) verraten würde. Demzufolge mußte denn auch ich verschweigen, wo ich gewesen sei, und das Publikum in der herrschenden Angst und Besorgnis zurücklassen.

Als ich nun allein, in meinem Wagen sitzend dahinfuhr, und ruhig die Dinge, die vorgekommen waren, überdachte, verschwand der Unmut, den ich im ersten Augenblicke ob jener Flucht des Hofes nach Mannheim empfunden hatte, ich sah die Klugheit, welche den Herrn führte, vollkommen ein. Was war Seine Lage? Daß Napoleon nach dem Abfalle der beiden ersten Bundesfürsten Mißtrauen gegen alle hegte, das war ganz natürlich, sagte nun dessen Gesandte bei einem stürmischen Andrang,[2]) daß sein Hof das Verbleiben des Großherzogs in seiner Residenz als den Beweis betrachten werde, daß ein Einverständnis mit dem Feinde obwalte, so mußte der Herr den Schein wahren, sonst konnte Er der Rache Napoleons, wenn dieser Meister bliebe, versichert sein, und der Herr durfte sich dieser um so weniger aussetzen, als Sein Sendling in das feindliche Hauptquartier noch nicht zurück war, Er also noch gar nicht wußte, ob und was von den Alliierten zu erwarten sei. Er hatte also ganz recht, wenn Er nichts tun wollte, das Ihn mit dem Kaiser entzweite. Aber ebenso klug und weise handelte Er, indem Er die Zumutung des Gesandten, sich nach Mainz zu begeben, mit Entschiedenheit zurückwies: denn damit hätte Er sich in die Hände und die Gewalt Napoleons begeben, sich mithin der Freiheit Seiner Entschließungen beraubt, und was ebenso wichtig ist, Er würde durch eine solche Demonstration die Verbündeten in der Meinung bestärkt haben, daß Er sich der Politik des Kaisers anschließe, was traurige Folgen gehabt

[1]) Lücke im Original.
[2]) So!

Digitized by Google

haben würde. Der Großherzog hatte also den rechten Mittelweg gewählt, indem Er der Armee der Verbündeten auswich und doch den Rhein nicht überschritt. Diese Betrachtungen versöhnten mich ganz mit dem gefaßten Entschlusse, und ich hatte nur noch über meine eigene persönliche Lage nachzudenken, die allerdings eine kritische geworden war. Vorzuwerfen hatte ich mir nichts: denn was ich in Aschaffenburg getan, war keine Unvorsichtigkeit, ich war dazu getrieben durch die Worte, die der Großherzog mit aller Bestimmtheit gesprochen hatte, und mein Zweck war gewiß ein patriotischer, ich wollte dem Lande eine feindliche Behandlung abwenden.

Gleich hinter Lorsch holte ich den schweren Wagen des Herrn v. Lichtenberg ein, der sich im Sande langsam bewegte. Er setzte sich zu mir in den meinigen und erzählte mir das, was während meiner Abwesenheit in Darmstadt vorgegangen war. Ich sagte ihm nun folgendes: „In Mannheim werde ich nun hören, ob Seine Königliche Hoheit entschlossen sind, in der französischen Allianz zu verharren? Ist das, so ist mein Entschluß gefaßt, mich sogleich nach Hanau zu begeben, dem Herrn v. Wrede, den ich zu einer wichtigen Maßregel verleitet habe, zu sagen, daß ich außerstande sei, das Ehrenwort, das ich ihm gegeben, zu erfüllen, mich ihm daher übergäbe, um über mich zu verfügen, was immer er für angemessen halte. Das bin ich mir und meiner Ehre schuldig."

„Oh, das ist groß," sagte Herr v. Lichtenberg, er dachte aber dabei, davon bin ich überzeugt, was immer aus Dir werden möge, das ist kein Grund für uns, unsere Maßregeln zu ändern, und die Wahrheit zu gestehen, wenn er es dachte, hatte er nicht ganz unrecht. Obgleich er sich nicht mit Bestimmtheit ausdrückte, glaubte ich doch aus seinen Äußerungen schließen zu müssen, daß er mehr zum Verharren im Rheinbunde neige.

Wir fanden den Hof in Mannheim in einem Gasthaus zweiten Rangs, dem Pfauen, wenn ich nicht irre, und zwar deswegen, weil man da das ganze Haus mit Ausschluß aller Fremden hatte in Beschlag nehmen können. Der Tafel der Herrschaften konnten wir noch beiwohnen.

Ich hatte nun drei Tage und zwei lange Herbstnächte hindurch gefahren, ohne einen Augenblick zu schlafen. Die ernsten Gedanken, die sich in meinem Kopfe durchkreuzten, die Notwendigkeit, stets auf alles, was um mich her vorging, zu achten, hätten das unmöglich gemacht, und was war nicht alles noch während des Restes dieses Tages zu besprechen und zu verhandeln! Man wird mir daher wohl glauben, daß ich herzlich froh war, als ich abends 11 Uhr wieder einmal zu einem Bette gelangte.

Aufenthalt in Mannheim. — Reise nach Hanau

Nach der Tafel ließ sich der Großherzog alle Einzelheiten meiner Exkursion erzählen. Seine Königliche Hoheit äußerten keine Mißbilligung meines Benehmens in Aschaffenburg. Später fand Beratung statt. Anteil an dieser nahmen die beiden Königlichen Hoheiten, Herr v. Lichtenberg, der Adjutant v. Falk und ich. Alle übrigen Personen des Hofes blieben ganz unbeteiligt.

Digitized by Google

Meinerseits sprach ich die Meinung aus, daß die Macht Napoleons in Deutschland gebrochen, daß der Großherzog Sich vor allem Seinem Lande schuldig sei, und dieses sowohl als Sich selbst der größten Gefahr aussetze, wenn Er zögere, Sich den Alliierten anzuschließen, eine Gefahr, gegen welche Napoleon, was immer auch der letzte Ausgang sein möge, Ihn wenigstens augenblicklich nicht zu schützen vermöge. — Dem ward entgegengesetzt, daß der Augenblick nicht allein entscheide, sondern die Chancen der Zukunft, in welcher sich von dem außerordentlichen Manne, der dermalen zu unterliegen schiene, noch sehr viel erwarten lasse. So ward das Pro und Kontra hin und her erwogen und diskutiert. Wer mir gefiel in dieser Besprechung, das war die Frau Großherzogin Königliche Hoheit. Diese Fürstin war persönlich Napoleon sehr geneigt, brachte aber diese Gesinnung nicht im mindesten in Anschlag, sondern nur das Interesse Ihres Herrn Gemahls. Wer mir dagegen, das leugne ich nicht, sehr mißfiel, das war Herr v. Lichtenberg. Er hörte jeden Vorschlag an, ohne sich ihm positiv zu widersetzen, brachte aber dann nachträglich einige Bedenklichkeiten, oft ganz gegründete, gegen denselben vor, ohne jedoch den Vorschlag positiv zu verwerfen oder seinerseits einen anderen zu machen. Man hätte blind sein müssen, um nicht zu sehen, daß er manöverierte, um sich in die Lage zu bringen, dereinst, wenn die Sachen schlecht gingen, sagen zu können: „Ich bin nicht derjenige, der den unglücklichen Rat erteilt hat," oder wenn alles gut ging, seinen Anteil von dem Verdienst zu vindizieren.

Solche Handlungsweise war dem Charakter des Mannes ganz entsprechend, ich glaube aber, daß das Manöver dem Großherzog so wenig als mir entging.

Die Beratung führte übrigens zu keinem Beschlusse, indem Seine Königliche Hoheit erklärten, die Sache noch ruhig bei Sich überlegen zu wollen. Am folgenden Morgen erklärten Sie, daß Sie beschlossen hätten, auf dem einmal betretenen Wege fortzugehen, d. h. auf den Rheinbund zu verzichten, was jedoch solange als möglich ein Geheimnis bleiben solle. Mir kündigte der Herr an, daß ich mich noch heute in das Hauptquartier zurückzubegeben hätte, um einen definitiven Beitrittsvertrag abzuschließen, wenn ich dadurch die Anerkennung der Großherzoglichen Würde und die Garantie für den Bestand Seiner Länder erhalten könne. Den Herrn v. Lichtenberg forderte Er auf, die Vollmacht auszufertigen, welcher dieser auch noch eine schriftliche Instruktion beifügte.

Während man hieran arbeitete, machte ich Seine Königliche Hoheit darauf aufmerksam, daß ich unfehlbar auf den Kriegsschauplatz kommen würde, und daß bei dem Wirrwarr, der da stattfinde, auf ein Fortkommen mit Postpferden durchaus nicht zu rechnen sei. Demnach bat ich, mir eine Equipage aus dem Marstall zur Verfügung zu stellen, die ich immer bei mir behalten könne. Die Sache war so einleuchtend, daß Seine Königliche Hoheit auf der Stelle durch Herrn v. Falk an den Oberstallmeister schreiben ließen, und befahlen, daß mir ein Coupé mit vier Pferden gegeben werden solle. Der Zufall hat gewollt, daß, da der ganze Marstall zersplittert war, sich zu jenem Ende

Digitized by Google

nichts mehr disponibel hier fand als der Leibpostillon des Herrn mit seinem Viergespann, der mir mithin zugeteilt ward. Ich nahm ferner einen Kanzlisten des Auswärtigen in meinen Wagen, den man als einen sehr zuverlässigen Mann nach Mannheim mitgenommen hatte. Er hieß, wie ich glaube, Herrmann und hatte Herrn v. Barkhaus und mich ehedem schon nach Regensburg begleitet. Der Arme sollte in Hanau, wiewohl auf andere Weise, nicht minder unglücklich werden als er es in Regensburg gewesen war. Damals nämlich hatte er sich, selbst nicht mehr jung, drei Tage vor der Abreise in zweiter Ehe mit einem jungen Mädchen verheiratet, und die Notwendigkeit, diese sich selbst zu überlassen, brachte ihn so in Verzweiflung, daß er am Ende fast unbrauchbar ward.

Ich ward in Mannheim so lange aufgehalten, daß ich erst am Abend hier eintraf, daher, um nicht mitten in der Nacht anzukommen, hier verweilen mußte. Ich setzte mich jedoch längst vor Tag auf den direkten Weg über Messel in Bewegung und langte um 8 Uhr morgens vor dem Gasthause zum Riesen in Hanau an. Persönliche Aufnahme fand ich in diesem Hause, es sollten aber sogleich die großen Schwierigkeiten beginnen, die mir noch bevorstanden. Die Stadt war dergestalt mit Truppen überfüllt, daß an das Unterbringen von vier Pferden nicht zu denken war, nach langer Verhandlung blieb mir nichts übrig, als Wagen und Pferde in das Schloß von Steinheim zurückzusenden. Mit großem Widerstreben entschloß ich mich dazu, ich glaube eine Ahnung davon gehabt zu haben, wie verhängnisvoll der Schritt für mich werden werde. Aber damit nicht genug, der Postillon wünschte, bevor er weiterfuhr, den Pferden Brot zu geben, und ein Laib Brot war nicht aufzutreiben, d. h. die Leute wollten zu solchem Zweck keins verkaufen, aus Furcht, von den Soldaten mißhandelt zu werden, wenn es an Brot fehle.

Durch alles dieses aufgehalten, gelangte ich erst um 9 Uhr in das Schloß. Der Marschall empfing mich sogleich. Um zu seinem Zimmer zu gelangen, mußte man eine ganze Enfilade anderer durchschreiten. Er war ganz allein, vollständig gekleidet, schon mit dem Degen an der Seite. „Nun, sind Sie endlich da," rief er mir entgegen, „was bringen Sie?" — „Die Vollmacht, die Sie verlangt haben." Wir setzten uns, ich gab ihm die Vollmacht zu lesen, er fand nichts dabei zu erinnern. „Sie müssen jetzt auch die Bekanntschaft des Bevollmächtigten der Alliierten machen," sagte er. „Ich habe ihm schon von Ihnen gesprochen. Wir bringen dann die Sache heute noch ins reine." Dann fuhr er fort: „Sie sehen mich noch immer in Erwartung der französischen Armee. Einmal muß sie doch irgendwo zum Vorschein kommen." Indem er diese Worte sprach, trat ein Kavallerieoffizier mit einer schriftlichen Meldung ins Zimmer. Der Marschall las und sagte ihm: „Lassen Sie meine Pferde vorführen." Zu mir gewandt, sprach er: „Nehmen Sie nicht übel, wenn ich mich einen Augenblick entferne. Ich muß nachsehen, was da draußen vorgeht; in zehn Minuten bin ich wieder hier. Verlassen Sie also das Zimmer ja nicht, wir müssen doch noch weiter sprechen."

Digitized by Google

Damit ging er, die Flügeltüren aller Zimmer standen offen, kein Mensch, auch kein Bedienter, war zu sehen. Unter solchen Umständen fand ich es nicht angemessen, in einem Zimmer zu bleiben, dessen Tisch mit einer ganzen Masse von offenen Papieren bedeckt war. Ich stand also auf, um mich in einem der folgenden leeren Zimmer an ein Fenster zu setzen. Da vernahm ich die ersten Kanonenschüsse, die sich während einer halben Stunde sehr vermehrten. Unter diesen Umständen konnte ich mir leicht denken, daß der Marschall die angekündigten zehn Minuten, die ohnehin schon dreimal abgelaufen waren, nicht einhalten werde. Ich verließ also das Schloß, um meine Zeit nicht fruchtlos zu verlieren, und begab mich zu dem österreichischen Bevollmächtigten. Dieser war Herr v. H'Ruby, ein Böhme und verhältnismäßig junger Mann. Da ich ihm angekündigt war, so machten wir bald Bekanntschaft, besprachen meine Angelegenheit zu meiner Zufriedenheit, und ich ließ ihn meine vom Großherzog unterzeichnete Vollmacht lesen. Ein großes Glück war es für mich, daß ich Gelegenheit gefunden hatte, den beiden Hauptpersonen meine Vollmacht zu zeigen.[1])

Schlacht bei Hanau

Während ich mit Herrn v. H'Ruby konferierte, verstärkte und näherte sich die Kanonade. Er machte mir den Vorschlag, einen Turm zu besteigen, um zu sehen, was vorgehe. Einen unglücklichen Ausgang erwartete er ebensowenig als der Marschall selbst, und wäre ich nicht durch seine Zuversicht getäuscht worden, so hätte ich jetzt noch Zeit gehabt, meinen Wagen herbeizuschaffen.

Hanau war insoweit eine Festung, als es damals noch einen Wall hatte, nahe an demselben steht das Schloß und vor diesem, durch einen schmalen Platz getrennt, eine Kirche, neben welcher sich einige Zehntscheuern, massive Gebäude, befinden. Den Turm dieser Kirche bestiegen wir und genossen von da die ausgezeichnetste Aussicht über die große Ebene bis zu den Bergen. Wir sahen die ganze Aufstellung der deutschen Armee (etwas über 30 000 Mann) und konnten jede Bewegung ebenso beobachten, wie man vom Fenster herabsieht, was in der Straße vor sich geht.

Bevor ich aber weitergehe, muß ich einige Notizen einschalten. In der Besorgnis, daß die bei Leipzig geschlagene Armee sich in verschiedenen Korps zurückziehen und eines derselben den Weg durch den Spessart nehmen möchte, hatte Marschall Wrede, dessen Aufgabe es war, den Franzosen den Rückzug über den Main und Rhein abzuschneiden, das ganze württembergische Korps

[1]) Dieser Mann ist der erste österreichische Gesandte am Kasseler Hofe nach der Restauration des Kurfürsten geworden. Er hatte eine sehr hübsche und sehr anständig aussehende Frau geheiratet, die aber in dem Rufe stand, die Mätresse eines Königs (M. J.) gewesen zu sein und von daher bei ihrer Heirat eine bedeutende Aussteuer erhalten zu haben. Dieses Gerücht erschwerte ihre Aufnahme in der Kasseler Gesellschaft, was dem Manne den Aufenthalt verleidete. Er ließ sich nach Hamburg versetzen, weil da kein Hof ist. Nachher habe ich ihn aus den Augen verloren, indem ich unter den späteren österreichischen Diplomaten seinen Namen nicht mehr gefunden.

Digitized by Google

bei Aschaffenburg zurückgelassen. Diese 11 000 Mann blieben am heutigen Tage untätig und gingen der Wredeschen Armee, die eigentlich 45 000 Mann stark gewesen sein würde, ab. Nicht minder hat Blücher, der eifrigste Verfolger, sich getäuscht, indem er sich in den Vogelsberg verirrte. Ob Wrede besser getan haben würde, das Defilee, welches dieser Ebene vorangeht, mit ganzer Macht besetzt zu halten, darüber habe ich als Laie kein Urteil. Soviel ist aber gewiß, daß er sich die französische Armee nicht in der Stärke dachte, die sie wirklich hatte. Der Kaiser hatte das, was ihm von Truppen blieb, nicht geteilt, er hielt alles in einer Masse vereint, seine Armee zählte noch 80 000 Mann, ihr Vorbeimarsch an Hanau erforderte 24 Stunden.

Was wir von unserem Turme herab, wo wir bald nach 10 Uhr eintrafen, sehen konnten, war dieses: In einiger Entfernung von dem Ausgange des Defilees war die deutsche Armee in Schlachtordnung aufgestellt, quer über die Landstraße, auf welcher die Franzosen marschierten. Diese, die eingeengt durch die Schlucht, nicht rasch deployieren konnten, bildeten nach und nach eine breite dichte Kolonne, die wie eine schwarze Masse auf die Bayern losging. Der Marschall, der voraussah, daß seine Linie durchbrochen, sein Korps durch diese Masse in zwei Hälften geschnitten werden würde, zog nun seinen linken Flügel in Eile zurück, so eilig, daß die Truppen zuweilen liefen, und nahm eine neue Stellung längs der Straße, der die Gegner folgten. Die erste breite französische Kolonne marschierte gerade zu, ohne sich mit Feuern aufzuhalten, blieb aber dem Feuern der deutschen Linie ausgesetzt und muß in einer halben Stunde sehr großen Menschenverlust gehabt haben. Wir sahen, daß sie sich bei mehreren Kavallerieangriffen von deutscher Seite stellte und diese abschlug, so daß sie dadurch nicht lange in ihrem Marsche aufgehalten ward. So drang sie in die Ebene ein. Im Verlaufe einer Stunde etwa waren aber aus dem Defilee so viel Truppen, die in gedrängten Haufen marschierten, herausgekommen und hatten sich in der Ebene entwickelt, daß der Kommandierende (wer, weiß ich nicht, der Kaiser aber war es nicht: denn er passierte erst am folgenden Tage bei Hanau vorbei) sich stark genug fand, um eine Frontveränderung vorzunehmen, auch eine Schlachtlinie zu bilden und einen allgemeinen Angriff auf das deutsche Heer zu machen, wobei er von zehn zu zehn Minuten durch neue Regimenter, die aus dem Defilee heraustraten, verstärkt ward. — Das war die eigentliche Schlacht bei Hanau.

Selbst mir, der ich nicht Soldat bin und von einem Turm aus das alles mit ansah, wie die Züge auf einem Schachbrett, ward es einleuchtend, daß es dem französischen Feldherrn nicht um einen Sieg zu tun war, den er in der jetzigen Lage nicht benutzen konnte, sondern daß es darum galt, die vereinigte Armee von der Straße weg hinter Hanau zu drängen und dort im Schach zu halten, um den nachfolgenden Truppen, bei denen sich auch der Kaiser befand, einen ungehinderten Vorbeimarsch nach Frankreich [1]) und Mainz zu sichern.

[1]) Sol Wohl verschrieben für Frankfurt.

Digitized by Google

Wrede hielt lange stand, das Feuer war ein ganz ununterbrochenes. An Zahl waren ihm die Franzosen bei weitem überlegen, er ward von der von Nord nach Süd ziehenden Landstraße, die er dem Feinde streitig machte, weggedrückt. Den linken, an die Stadt gelehnten Flügel bildeten die Bayern, die mir also am nächsten waren, ich sah da ein Schauspiel sich mehrmal wiederholen, das mich in Erstaunen versetzte. Indem die Truppen dem Andrang weichen mußten, liefen sie, regimenterweise, in heller Flucht und aus Leibeskräften, aber nur etwa 200 Schritte weit, dann standen sie augenblicklich wieder in Linie wie auf dem Paradeplatz und begannen von neuem zu feuern. Das habe ich dreimal gesehen. — Um 2 Uhr nachmittag ungefähr war die Armee soweit zurückgedrängt, daß sie nicht mehr vor, sondern nördlich neben der Stadt stand. Da ich mich am südlichen Ende derselben befand, so raubten mir die Häusermasse und Bäume die Aussicht auf das Detail des Gefechts. Zugleich leuchtete mir ein, daß die Franzosen den Zweck erreicht hätten, sich freie Passage zu sichern. Eine Deroute der deutschen Armee hat niemals stattgefunden, dennoch war es Zeit, daran zu denken, was man tun wolle. Ich verließ den Turm, unten auf dem Platze fand ich Herrn v. H'Ruby wieder, der früher als ich herabgestiegen war. Er war im Gespräch mit dem österreichischen Hauptmann, der die Wache des Hauptquartiers kommandierte. Von diesem erfuhr ich, daß der Marschall den Befehl gegeben habe, seine Effekten und Papiere aus dem Schlosse zu schaffen, das von nun an dem Feuer der Franzosen zunächst ausgesetzt war. Das deutete schon auf einen Rückzug. „Sie werden also jetzt auch abziehen?" sagte ich dem Offizier. „Dazu habe ich noch keinen Befehl," war die Antwort. „Dann werden Sie am Ende gefangen werden." — „Das ist gar wohl möglich, wenn man mich vergißt, aber mag's sein, wir Soldaten bewegen uns nicht ohne Befehl." Dabei lachte er, und in demselben Augenblick schlugen fast gleichzeitig zwei Kanonenkugeln in das Dach der Zehntscheuer, und ein Hagel von Scherben fiel auf unsere Köpfe. Wir entfernten uns etwas von der Mauer. Ich fragte H'Ruby, was er tun werde. „Ich schließe mich natürlich dem Hauptquartiere an und das müssen Sie auch tun, ob das hier bleibt oder weiter geht, weiß ich nicht."

Ich hatte den ganzen Tag durch meinen Bedienten, einen ganz jungen Menschen, bei mir behalten, diesem befahl ich nun, nach Steinheim zu laufen und den Wagen herbeizuschaffen. Ich verweilte noch ein wenig bei jenem Herrn, und hätten die Dinge nicht Stoff zum Nachdenken gegeben, so würde ich Stoff zum Lachen gefunden haben. Ein junger bayerischer Chevauxlegeroffizier trat zu uns, er war an der Hand oder dem Unterarm verwundet und soeben verbunden worden. Der Hauptmann, der ihn kannte, drückte ihm sein Bedauern aus und fragte nach seinen Wunden. Darauf ging er nicht ein, sondern antwortete: „Aber mein armer Fuchs, der ist mir unter dem Leibe erschossen worden," und nun ging er umher, beständig wiederholend, „mein armer Fuchs, mein lieber Fuchs," kurz, er lamentierte ganz so wie ein Vater, der eben ein Kind verloren hat, und dachte dabei nicht im mindesten an sich selbst.

Digitized by Google

— Ich trat nun den Weg nach meiner Wohnung an. Fünf österreichische Banathusaren (das Regiment hieß Barco, die Uniform war dunkelblau) eilten in gestrecktem Trabe an mir vorbei und hatten in ihrer Mitte einen französischen General, dem sie den Degen gelassen hatten; ein Husar hielt die Trense, der andere den Stangenzügel des Pferdes in der Hand. Der Mann, der so ohne Zügel dahintrabte, schien überdies ein schlechter Reiter zu sein, er war ganz vorgebeugt und stellte die komischste Figur dar, die man nur denken kann.

Im Gasthaus suchte ich den Kanzlisten auf, der arme Mann hatte sein Zimmer nicht verlassen. Aber gleich darauf kehrte der Bediente zurück und meldete, auf dem Wege nach Steinheim, der anfangs zwischen Gärten läuft, stünden auf der einen Seite bayerische Jäger hinter den Hecken und Mauern und schössen über die Straße hin nach den hinter den entgegenstehenden Hecken sich befindenden Franzosen, und „ich komme, um zu fragen," fügte er hinzu, „ob Sie verlangen, daß ich da zwischendurch gehen soll?"

Ich will aber gleich hier einschalten, daß dieser Zustand nicht lange dauerte, die Bayern warfen die Franzosen wieder zurück und behaupteten das Feld auf der ganzen östlichen Seite der Stadt. Ein Angriff auf letztere ward gar nicht versucht. Das Gefecht wurde noch vor dem völligen Eintritte der Dunkelheit beiderseits abgebrochen. Die Franzosen biwakierten auf den Feldern nördlich von der Stadt nach dem Lambeauwalde zu. Aber nicht alle Truppen, die an der Schlacht teilgenommen, blieben da stehen, vielmehr marschierte ein großer Teil derselben noch während der Nacht ab, und diese ward hauptsächlich dazu benutzt, das Fuhrwerk der Armee bei Hanau vorbei auf die Frankfurter Straße zu bringen. Es war den Franzosen nur um das Entkommen zu tun. Der vollständigste Sieg über die Bayern würde ja nur Unheil gebracht haben, weil er Zeit geraubt hätte und man wohl wußte, daß ein Teil der verbündeten Heere von Leipzig aus der französischen Armee auf dem Fuße folge, so daß diese, eilte sie nicht, sich einer neuen Schlacht, die nicht in ihrer Absicht lag, ausgesetzt haben würde.

Seinerseits benutzte Wrede die Nacht, um das württembergische Korps an sich zu ziehen, und um sich während des folgenden Morgens mit diesem vereinigen zu können, beschloß er sich zurückzuziehen.

Nach der bösen Nachricht, die mein Bedienter gebracht hatte, ging ich in der Stadt umher, um zu sehen, was vorgehe. Mir galt es hauptsächlich darum, den Marschall zu finden. Endlich erscholl das Gerücht, er sei in die Stadt zurückgekehrt, aber wo er abgestiegen sei, wußte niemand zu sagen. Ich dachte nun, daß die Einquartierungsbehörde auf dem Rathause davon unterrichtet sein müßte, und begab mich dahin. Indem ich die Treppe dieses Gebäudes hinaufging, stieß ich auf den Offizier, dem ich vor Miltenberg den Wagen freigemacht hatte. Wir erkannten uns wechselseitig. Auf meine Frage nach dem Marschall sagte der Mann: „Ich weiß, wo er sich befindet, und will Sie führen," und er brachte mich an eines der äußersten Häuser auf der Ostseite.

Digitized by Google

Es gibt Lagen, wo Formalitäten und Komplimente wegfallen müssen. Beim Eintreten in das Haus sah ich Leute mit Schüsseln aus der Küche kommen, diesen ging ich nach, ohne zu fragen, und gelangte in einen schmalen Saal, wo etwa 40 Offiziere an einer Tafel saßen; ich musterte die Personen, bis ich den Marschall herausfand, zu welchem ich hintrat. „Ach, sind Sie da," sagte er, als er mich erblickte, „es ist Zeit, daß Sie sich bereit machen, mit uns zu gehen. Ich verlege mein Hauptquartier für die Nacht nach Großauheim und werde dafür sorgen, daß Sie dort einquartiert werden, so gut es sein kann." — „Ich wünsche nichts mehr, als Ihnen zu folgen," sagte ich, „aber ich bin von meinem Wagen getrennt und muß erst sehen, wie ich dazu gelange."

Die Konversation an diesen Tischen war lebhaft und auch heiter, namentlich schien der Marschall guter Dinge zu sein, auch fügte er den obigen Worten bei: „Morgen komme ich wieder hierher." Ich wendete mich nun an einen Adjutanten, der nicht am Tische saß, sondern umherging. Ich setzte ihm die Lage auseinander, sagte, daß ich im Gasthause vergeblich einen Boten gesucht hätte, der nach Steinheim gehe, niemand habe den Mut dazu, weswegen ich ihn bäte, mir eine Reiterordonnanz zu diesem Zwecke zu geben, die ich anständig belohnen wolle. Dies schlug er mir rund ab. Er sagte, nach einem Tage wie den heutigen, wo weder Mann noch Pferd die mindeste Nahrung erhalten habe, könne man den Leuten nicht zumuten, noch umher zu reiten.

Hierauf faßte ich den Entschluß, zu Fuß nach Steinheim zu gehen, um von dort aus nach Großauheim zu fahren. Ich holte im Gasthause meine beiden Leute ab und wir traten den Weg an. Die Nacht war dunkel. Vor der Stadt sah ich eine Menge einzelner Feuer, die Leute kochten ab. Die meisten lagen auf der Erde, sogleich wurden wir von einer Schildwache angehalten, die einen Offizier herbeirief. Dieser fuhr uns sehr barsch an und wollte uns als Spione festnehmen. Auf meine Erwiderungen besänftigte er sich, sagte aber: „Diesen Gedanken geben Sie auf, wollte ich Sie auch weiter gehen lassen, so werden Sie noch hundertmal angehalten und kommen doch nicht durch." Hiermit war also mein Schicksal entschieden. Ich mußte in Hanau übernachten. Betrübt ging ich zurück und legte mich bald zu Bette.

Die Feuer, die ich nach Steinheim zu gesehen hatte, waren zum Abkochen bestimmt, nicht zu einem Biwak, obgleich ich nicht bezweifle, daß sie zur Täuschung des Feindes die Nacht durch mögen unterhalten worden sein. Die Truppen selbst brachen, nachdem sie abgekocht hatten, wieder auf, gingen rückwärts und verließen ganz die nächste Umgebung Hanaus. Nur blieb in der Stadt ein österreichisches Infanterieregiment zurück. Dieses Regiment aber, das nicht einquartiert, sondern auf dem Walle aufgestellt war, zog nach Mitternacht ohne Sang und Klang in solcher Stille ab, daß die große Mehrzahl der Bewohner nichts davon bemerkte. Aber so wenig mir und vielen tausend anderen in unseren Betten bekannt ward, daß von nun an die Stadt ganz ver-

Digitized by Google

lassen sei, ebensowenig ward den Franzosen vor der Stadt Kunde davon, was beweist, daß kein Bewohner des Orts für sie spionieren wollte. Die Nacht verfloß mithin in vollständiger Ruhe. (Fortsetzung folgt)

Ein Ausnahmegericht

Von

H. Wittmaack, Reichsgerichtsrat a. D.

Der Artikel 105 der Verfassung des Deutschen Reichs lautet: „Ausnahmegerichte sind unstatthaft. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden." Eine gleiche Bestimmung enthält auch der Entwurf einer Verfassung des Deutschen Reichs aus dem Jahre 1849, welche insofern etwas abweicht, als sie betont, daß Ausnahmegerichte nie stattfinden sollen (§ 175). Die Vorschrift ist nicht neu. Sie findet sich, wenn nicht in allen, so doch in den meisten Verfassungen der einzelnen deutschen Staaten. In der preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 steht sie unter der Rubrik: Von den Rechten der Preußen. Man sah sie als eine Art Grundrecht an. Sie lautet hier (Artikel 17): „Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Ausnahmegerichte und außerordentliche Kommissionen sind unstatthaft."

Wegen ihrer allgemeinen Anerkennung war die Vorschrift zu einer Art Gemeinplatz geworden. Man las sie und dachte sich kaum etwas dabei, weil sie selbstverständlich war. Sie wurde als eine Art Dekoration angesehen, die da sein mußte, um den Schein einer Lücke zu vermeiden. Über den Charakter der Vorschrift war man sich z. B. bei der Beratung des Entwurfs des Gerichtsverfassungsgesetzes im preußischen Justizministerium klar. Im dem § 16 dieses Gesetzes heißt es: „Ausnahmegerichte sind unstatthaft. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Die gesetzlichen Bestimmungen über Kriegsgerichte und Standgerichte werden hiervon nicht berührt." Eine gleiche Bestimmung fand sich in dem ersten Entwurf, der der Beratung zugrunde gelegt wurde. Bei den Verhandlungen wurde der Vorschlag gemacht, die Bestimmung zu streichen, da sie in dem Gerichtsverfassungsgesetz sinnlos sei, denn ohne Reichsgesetz könne ohnehin ein besonderes Gericht nicht errichtet werden. Eine derartige ausdrückliche Vorschrift habe nur einen Sinn in einer Verfassung, wo sie besonders garantiert und ihre Abänderung erschwert sei. Der Vorschlag erregte eine Art Entsetzen. Man wandte ein, wenn die Bestimmung fehle, so würde man im Reichstag reaktionäre Gelüste wittern und die Vertreter der Regierung müßten dann donnernde Philippiken voll von hochtönenden Phrasen über sich ergehen lassen. Dem ließe sich durch die Beibehaltung der Bestimmung ohne irgendwelches Bedenken vorbeugen, denn, wenn die Bestimmung auch überflüssig sei, so könne sie nicht schädlich sein. Da auch derjenige, welcher den Vorschlag gemacht hatte, nicht imstande war, eine Gefährlichkeit der Bestimmung zu behaupten, so entschied der Justizminister, daß sie aufgenommen werden sollte. Man war sich klar darüber, daß die Bestimmung überflüssig sei, nicht bloß formell, sondern auch materiell, da nach der Entwicklung der neueren deutschen Politik jeder Gedanke an die Einführung von Ausnahmegerichten ausgeschlossen sei.

Die Verfemung der Ausnahmegerichte stammt aus dem französischen Recht. Zwar verzichteten die revolutionären Regierungen und Napoleon nicht auf die Einführung solcher Gerichte. In dem Artikel 204 der Verfassung vom 22. August 1795 z. B. heißt es nur: Nul ne peut être distrait des juges que la loi lui assigne, par aucune

Digitized by Google

commission, ni par d'autres attributions que celles qui sont déterminées par une loi antérieure. Die Einführung von Ausnahmegerichten ist nicht weiter beschränkt, als daß hierzu ein einfaches Gesetz, nicht eine Abänderung der Verfassung erforderlich ist. Hätte man die Bestimmung verfassungsrechtlich garantiert, so wären derartige Gerichte unmöglich gewesen, denn eine Änderung der Konstitution war an Voraussetzungen geknüpft, die sie tatsächlich unausführbar machten.

Im Jahre 1814, nach der Niederlage, war in Frankreich eine Antipathie gegen einen solchen Absolutismus, wie er zur Zeit des Kaiserreichs bestanden hatte, trotz des damit verbundenen Glanzes und Wohlstands emporgewachsen, nicht weniger war man damals aber auch, vielleicht reichlich spät, zu der Einsicht gelangt, daß eine solche Herrschaft, wie sie früher nach der Revolution im Namen des Volks ausgeübt war, nur eine verkleidete Form des Absolutismus oder Despotismus einzelner Parteiführer sei. Benjamin Constant bemerkt in seinen „Réflexions sur les Constitutions et les Garanties" aus dem Jahre 1814: Le dogme de la souveraineté du peuple devint un instrument de tyrannie et durant quelque temps le peuple se laissa opprimer au nom de sa souveraineté ... Le prestige des mots est brisé. Constant schlug in einem Entwurf einer Konstitution folgende Bestimmung vor: Toute création de tribunaux extraordinaires, toute suspension ou abréviation des formes sont des actes inconstitutionnels et punissables. Die Charte von 1814 nahm die Bestimmung in etwas anderer Form auf. Sie lautet: Nul ne pourra être distrait de ses juges naturels. Il ne pourra en conséquence être créé de commissions et de tribunaux extraordinaires. Die Charte von 1830 enthielt eine gleiche Vorschrift. Sie hatte noch den Zusatz: à quelque titre et sous quelque dénomination que ce puisse être. Die Bestimmung ist auch in die Konstitution vom 4. November 1848 übernommen.

Die Mißstände, welche mit der Errichtung von Ausnahmegerichten verbunden sind und die einen so allgemeinen Widerwillen gegen sie hervorgerufen haben, liegen in zwei Richtungen. Das Ausnahmegericht wird geschaffen, um eine schnelle und summarische Aburteilung vor einem Gericht, von welchem man eine größere Übereinstimmung mit den Anschauungen der Regierung erwartet, als von den gewöhnlichen, herbeizuführen. Es fehlen für den Angeklagten die Garantien des ordentlichen Verfahrens. Außerdem erwartet man von dem Ausnahmegericht eine besonders strenge Bestrafung, wie denn mitunter auch dabei außergewöhnliche Strafvorschriften getroffen werden. In bezug auf den ersten Punkt bemerkt Constant, daß es sich dabei eigentlich um eine petitio principii handele. Diejenigen, welche vor ein Ausnahmegericht gestellt werden sollten, würden schon vorher ohne Untersuchung und ohne Urteil in gewisser Weise als der strafbaren Handlung überführt behandelt. Das erklärt sich regelmäßig aus dem Zweck des Ausnahmegerichts. Es soll niemand von den Schuldigen der verdienten Strafe entgehen, selbst auf die Gefahr hin, daß auch Unschuldige bestraft werden. Der Gesichtspunkt, daß kein Schuldiger unbestraft bleiben soll, dominiert.

Der der Nationalversammlung von der Regierung vorgelegte Entwurf einer Verfassung enthielt keine Bestimmung gegen die Ausnahmegerichte, trotzdem daß sowohl der Verfassungsentwurf von 1849 wie das Gerichtsverfassungsgesetz und die preußische Verfassung von 1850 hierauf hinwiesen. Es scheint, daß die damalige Regierung der Ansicht war, daß die durch die Revolution geschaffenen Verhältnisse Ausnahmegerichte unentbehrlich erscheinen lassen könnten. Erst in der Beratung des Ausschusses der Nationalversammlung ist die Vorschrift des Artikel 105 geschaffen.

In der Tat hat man schon bald zur Einführung von Ausnahmegerichten greifen zu müssen geglaubt. Das Gesetz vom 18. Dezember 1919 erklärt das Reichsgericht ausschließlich zuständig für die Aburteilung von Verbrechen oder Vergehen, die ein Deutscher im In- oder Ausland während des Krieges gegen feindliche Staatsangehörige oder feindliches Vermögen begangen hat. Der Zweck der Bestimmung war, die Bestrafung der in dem Artikel 228 des Friedensvertrags erwähnten Personen, nämlich derjenigen,

Digitized by Google

welche sich eines Verstoßes gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges schuldig gemacht haben sollten, herbeizuführen. Um jede Möglichkeit auszuschließen, daß einer von solchen Angeschuldigten entwische, ist die Vorschrift auch auf Beschuldigte ausgedehnt, die mit dem Kriege nichts zu tun gehabt haben, denen aber zum Vorwurf gemacht wird, während der Dauer des Krieges irgendwelche strafbare Handlungen im In- oder Ausland gegen feindliche Staatsangehörige oder feindliches Vermögen begangen zu haben. Wer also während des Krieges in einem einem feindlichen Staat gehörigen Gesandtschaftshotel Fensterscheiben eingeworfen haben sollte, könnte wegen dieser Tat vor das Reichsgericht gestellt werden (nach dem Gesetz vom 24. März selbst dann, wenn er früher von der Beschuldigung freigesprochen ist). Sonst würden, da es sich hauptsächlich um Militärpersonen handelt, die Militärgerichte und, soweit dies nicht der Fall ist, die gewöhnlichen bürgerlichen Strafgerichte zuständig sein.

Das Gesetz ist aus der Initiative der Regierung hervorgegangen und von der Nationalversammlung einstimmig, also auch von den beiden Rechtsparteien, der Deutschen Volkspartei und der Deutschnationalen, genehmigt.

Nicht genug hiermit. Man hat eine Ergänzung in einem Gesetz vom 24. März 1920 vorgenommen, die allen seither sowohl im Inland wie im Ausland herrschenden Rechtsanschauungen Hohn spricht. Es soll danach das Verfahren vor dem Reichsgericht auch gegen solche Personen stattfinden, die durch Gewährung von Straffreiheit, die Verjährung der Strafverfolgung oder durch ein freisprechendes Urteil straffrei geworden sind. Ja selbst solche, die früher rechtskräftig verurteilt sind und ihre Strafe verbüßt haben, sollen sich hierauf nicht berufen können, sondern sich ein neues Verfahren vor dem Reichsgericht gefallen lassen. Beide Gesetze sind in wenig Tagen von der Nationalversammlung erledigt. Man wollte sich beeilen, möglichst rasch eine Bestrafung der sogenannten Kriegsverbrecher herbeizuführen. Die Antipathie gegen diese in der Nationalversammlung war allgemein, sie bestand nicht bloß bei den drei Parteien, die das Regiment in Händen hatten und auf deren Betreiben die Gesetzgebung in Gang gesetzt wurde, sondern auch bei den beiden rechtsstehenden, sonst in der Opposition befindlichen Parteien.

Berichterstatter des Ausschusses bei der Verhandlung über das Gesetz vom 18. Dezember v. J. war ein Angehöriger der Deutschen Volkspartei, der Professor der Rechte an der Universität Königsberg, Graf zu Dohna, und bei dem zweiten Gesetz war ebenfalls ein Mitglied der Deutschen Volkspartei, der Geheime Justizrat Professor Dr. Kahl von der Berliner Universität, Berichterstatter des Ausschusses, ja man kann wohl sagen, der letztere betrieb mit besonderem Eifer die Annahme des Gesetzes. Die Deutschnationale Partei hatte dem Gesetz vom 18. Dezember ohne Anstand zugestimmt. Bei dem Gesetz vom 24. März äußerte sie in einem Punkt Bedenken, nämlich sie nahm Anstoß daran, daß auch Personen, die bereits rechtskräftig abgeurteilt seien, ohne daß neue Tatsachen oder neue Verdachtsgründe gegen sie vorgebracht werden konnten, zur abermaligen Aburteilung gelangen sollten. Über den Hund war man glücklich gekommen, vor dem Schwanz stockte man. Bei den Verhandlungen hierüber erklärte der Abgeordnete Dr. Düringer, früher badischer Justizminister, namens seiner, der Deutschnationalen, Partei mit großer Offenheit, daß es ihnen fern liege, die „Kriegsverbrecher" vor dem Unrecht, das die Regierung und die anderen Parteien ihnen antun wollten, zu schützen. „Wir wollten uns nicht schützend vor die Kriegsverbrecher stellen." Dies bezog sich auf das Gesetz vom 18. Dezember 1919. Sie hatten gegen das Gesetz keinen Widerspruch erhoben, weil auch sie in Übereinstimmung mit der Regierung und den anderen Parteien die sogenannten Kriegsverbrecher einem Ausnahmegericht hatten überantworten wollen.

Wir finden auch hier die von Benjamin Constant hervorgehobene petitio principii. Es wird nicht beachtet, daß es sich bei der Einführung des Ausnahmegerichts nur um Beschuldigte, nicht um Überführte handelte. Außerdem hat man, wie bereits erwähnt ist, auch den Geschäftskreis des Ausnahmegerichts noch über die sogenannten Kriegs-

Digitized by Google

verbrecher ausgedehnt. Düringer ist lange Zeit Mitglied des Reichsgerichts gewesen. Es ist ihm bekannt, daß in allen Ententestaaten, insbesondere in Frankreich und in Belgien, Ausnahmegerichte verpönt sind, und daß es namentlich auch in den feindlichen Ländern mit der Würde des höchsten Gerichtshofs unverträglich ist, ihn als Ausnahmegericht zu statuieren. Alle diese Bedenken traten zurück.

Die Antipathie gegen die sogenannten Kriegsverbrecher zeigt sich bereits in den Gegenvorschlägen, die die deutsche Friedensdelegation auf den von den feindlichen Regierungen vorgelegten Entwurf eines Friedensvertrags abgab. Es heißt darin, es gehöre zu den vornehmsten Aufgaben des Friedensschlusses, die durch den gegenseitigen Vorwurf des Völkerrechtsbruchs erregten Leidenschaften damit zu beruhigen, daß da, wo tatsächlich Unrecht begangen worden sei, dem gekränkten Rechtsgefühl Genugtuung — durch Bestrafung der Schuldigen — verschafft werde. Früher pflegte in derartigen Fällen eine gegenseitige Amnestie ausbedungen zu werden. Namentlich suchte jeder kriegführende Staat die Angehörigen des feindlichen Staates, die ihm während des Krieges Dienste geleistet oder Unterstützung gewährt hatten, vor der Strafgerichtsbarkeit des Feindes durch eine derartige Klausel zu sichern. Unsere Friedensdelegation nahm einen anderen Standpunkt ein. Sie wünschte Bestrafung aller völkerrechtswidrigen Handlungen, von wem sie auch begangen sein mochten, und mußte deshalb von jedem Versuch absehen, die feindlichen Staatsangehörigen, die den deutschen Truppen und der deutschen Verwaltung im Feindesland eine gewisse Hilfe gewährt hatten, vor der strafrechtlichen Verfolgung in ihrem Heimatstaat zu sichern. Wir sehen denn ja auch, daß in solchen Fällen in Frankreich und in Belgien harte Strafen erkannt werden. Ist es denn nicht ein nobile officium des Staates, diejenigen feindlichen Untertanen, deren Unterstützung er während der Feindseligkeiten angenommen oder vielleicht sogar gewünscht oder verlangt hat, auch für die Zeit nach dem Friedensschluß vor der Rache, insbesondere auch vor der Bestrafung in ihrem Heimatland zu schützen?

Was nun die Strafe anlangt, die das Reichsgericht als Ausnahmegericht verhängen soll, so enthält das Gesetz keine Verschärfung der allgemeinen Strafbestimmungen. Indessen geben die Gesetze auch nach dieser Richtung zu einem schweren Bedenken Anlaß. Es ist eine allgemein anerkannte Regel des Völkerrechts, daß Verletzungen des Völkerrechts von seiten einer kriegführenden Partei mit Maßnahmen, die gegen das Völkerrecht verstoßen, vergolten werden dürfen. Die einzelnen Bestimmungen hierüber sind zweifelhaft und unsicher, der Grundsatz selbst ist aber allgemein anerkannt. Auf Grund dieser Regel wird behauptet, daß Ausschreitungen über die Kriegsgesetze und Kriegsgebräuche von unserer Seite gegenüber der völkerrechtswidrigen Blockade gerechtfertigt oder entschuldigt seien. Wie das Reichsgericht sich zu dieser Frage stellen soll, darüber fehlt in dem Gesetz eine Bestimmung oder auch nur eine Andeutung. Man kann dasselbe so auslegen, daß es nur auf die objektiv begangenen Verletzungen der Kriegsgesetze und -gebräuche ankommen und also die Berufung auf die Zulässigkeit der Vergeltung ausgeschlossen sein soll, es scheint aber auch möglich, das Gesetz anders auszulegen. Man hat bei den Verhandlungen in der Nationalversammlung jede Äußerung hierüber vermieden. Allem Anschein nach hat man die Zulässigkeit des Einwands der Retorsion nicht anerkennen wollen, aber andererseits nicht gewagt, diesen Einwand ausdrücklich für unstatthaft zu erklären. Wie man auch über die Retorsion denken mag, so scheint es doch, als ob Handlungen, die mit dem Völkerrecht in Widerspruch stehen, selbst dann nicht wohl bestraft werden können, wenn die Voraussetzungen für eine Retorsion tatsächlich nicht vorgelegen haben, der Täter sich aber in einem Irrtum hierüber befunden und angenommen hat, daß er auf Grund dieser Regel zu der Überschreitung der Kriegsgesetze oder -gebräuche berechtigt sei.

Um die Gesetze dem Publikum schmackhaft zu machen, hat man bekanntlich auf ein Auslieferungsverlangen und Auslieferungsanträge von seiten der Entente in mehr oder weniger bestimmter Weise hingewiesen, und es hat nicht an Andeutungen gefehlt, als

Digitized by Google

ob solche Anträge auf den Artikel 228 des Friedensvertrags gestützt werden könnten. Dies ist aber nicht der Fall. Der Artikel bestimmt nur, daß die deutsche Regierung den alliierten Mächten die Personen auszuliefern habe, gegen die wegen Vergehens gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges vor einem Militärgericht eines feindlichen Staats Anklage erhoben ist. Es muß also ein feindliches Militärgericht für die Aburteilung der Handlung zuständig sein. Die Gesetze in den feindlichen Staaten, welche die Zuständigkeit der Militärgerichte regeln, müssen mit dem Völkerrecht in Übereinstimmung stehen, wenigstens im großen und ganzen. Kein Staat kann sich offen über die Regeln des Völkerrechts hinwegsetzen. Nun ist es in einem im Völkerrecht bekannten Fall aus dem Jahre 1837 durch Verhandlungen zwischen England und Nordamerika anerkannt, daß, selbst wenn in Friedenszeiten ein feindlicher Einbruch auf ein fremdes Gebiet und eine damit verbundene Verletzung von Leben und Eigentum stattfindet, und die Regierung des Angreifers diesen Einbruch genehmigt und für eine in ihrem Sinn vorgenommene Handlung erklärt, die Gerichte des Staats, in dessen Gebiet der Einbruch stattgefunden hat, zur Aburteilung der Übeltäter nicht zuständig sind, daß vielmehr der geschädigte Staat sich nur an den anderen Staat halten kann.[1]) Daß solches für Verletzungen des Völkerrechts während eines Krieges von den zu einer kriegführenden Armee gehörenden Personen gelte, wurde als selbstverständlich vorausgesetzt. Ausschreitungen unseres Militärs im Dienste würden danach, auch wenn sie in Feindesland begangen sind, vor einem feindlichen Militärgericht nicht zur Aburteilung gelangen können. Es ist denn auch nach den in den feindlichen Staaten bestehenden gesetzlichen Vorschriften über die Zuständigkeit der Militärgerichte nicht anzunehmen, daß Fälle, in denen eine derartige Auslieferung von sogenannten Kriegsverbrechern verlangt werden kann, überhaupt oder wenigstens in größerer Anzahl vorkommen werden. Die Bedeutung des Artikels 228 liegt darin, daß auch die Auslieferung an Militärgerichte verlangt werden kann, während solches sonst, wenigstens nicht allgemein für zulässig gilt. Dann enthält der Artikel insofern eine Demütigung für Deutschland, als die Auslieferung auch stattfinden soll, wenn ein inländisches Gericht für die Handlung zuständig ist, vielleicht sogar ein Verfahren eingeleitet hat. Es ist Regel, daß eine Auslieferung nicht stattfindet, falls die inkriminierte Handlung im Gebiet des requirierten Staates selbst zur strafrechtlichen Verfolgung gelangen kann. Abgesehen hiervon muß die Bestimmung als kränkend für Deutschland angesehen werden, weil nicht die Gegenseitigkeit gewährt wird, wie es sonst in solchen Fällen geschieht.

Nun hat unsere Regierung allerdings eine große Auslieferungsliste von den Ententemächten erhalten. Welchen Zweck man ursprünglich mit dieser Liste verfolgt hat, liegt im Dunkeln, wir haben darüber keine Aufklärung erhalten. Es ist klar, daß die Liste einen Antrag auf Auslieferung nicht enthält. Sie hat jetzt nach dem Zugeständnis unserer Regierung an die Entente die praktische Bedeutung, daß alle in der Liste aufgeführten Personen vor das Reichsgericht zur strafrechtlichen Verfolgung gezogen werden sollen. Was das Gesetz vom 24. März d. J. anlangt, so bestimmt ein französisches Gesetz von 1903: Aucune poursuite ne peut être dirigée contre un étranger pour crime ou délit commis en France, si l'inculpé justifie qu'il a été jugé définitivement à l'étranger et en cas de condamnation qu'il a subi ou prescrit sa peine ou obtenu sa grâce. Es kann also nicht davon die Rede sein, daß auch in solchen Fällen eine Auslieferung verlangt werden könnte.

Über die Frage, ob die Gesetze mit der Verfassung in Übereinstimmung stehen, haben die Regierung und die Nationalversammlung sich nicht den Kopf zerbrochen. Die Regierung hat irgendwelche Motivierung nach dieser Richtung nicht gegeben. Indessen bemerkt eine offiziöse Erläuterung zu dem Gesetz vom 18. Dezember v. J. in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung": Durch die Annahme des Gesetzentwurfs ist das Reichsgericht

[1]) Vgl. Tradition vom 6. März 1920, Heft 49, S. 1549.

Digitized by Google

für die Kriegsverbrechen und Kriegsvergehen im Sinne der Reichsverfassung (Artikel 105) der „gesetzliche Richter". Damit erledigt sich die Frage, ob der Gesetzentwurf etwa ein Ausnahmegericht herstellt, was nach Artikel 105 der Reichsverfassung und § 16 des Gerichtsverfassungsgesetzes unstatthaft wäre. — Die Begründung wird hier durch die einfache Behauptung, daß es sich nicht um ein Ausnahmegericht handle, ersetzt. Der Verfasser hat so wenig juristische Kenntnis, daß er den Unterschied, welcher zwischen der Bedeutung des Artikels 105 der Verfassung und dem § 16 des Gerichtsverfassungsgesetzes besteht, gar nicht erkannt hat. Das Gerichtsverfassungsgesetz stand der Einführung des Ausnahmegerichts nicht im Wege, denn es konnte durch einfaches Gesetz wieder abgeändert werden. Dagegen konnte nach Artikel 105 der Reichsverfassung die Einführung eines Ausnahmegerichts nur im Wege einer Verfassungsänderung mit der nach Artikel 76 hierfür erforderlichen Majorität der Stimmen in dem Reichsrat und in der Nationalversammlung erfolgen. Trotzdem hat man sich in der Nationalversammlung bei den Verhandlungen über das Gesetz vom 18. Dezember v. J. bei dieser Begründung beruhigt. Der Berichterstatter des Ausschusses, Graf zu Dohna hat mit keiner Silbe die Frage, ob das Gesetz verfassungsmäßig sei, gestreift. Später scheint man doch auch in der Nationalversammlung zu der Ansicht gekommen zu sein, daß eine solche summarische Behandlung der Verfassungsfrage gerade in dieser Sache auf das Publikum einen schlechten Eindruck machen müsse. Der Abgeordnete Kahl ist in der Sitzung vom 5. März d. J. in die Bresche gesprungen und erklärte: „Zweifellos werden Grundsätze der Verfassung verletzt, namentlich soweit sie in dem Abschnitt der Verfassung über die Rechtspflege stehen." Hier wird also kurzer Prozeß mit den Ausführungen in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" gemacht. Kahl fügte aber hinzu, daß die Einführung des Ausnahmegerichts durch den Friedensvertrag verlangt werde, und daß dieser der Verfassung vorgehe. Die erstere Behauptung muß ich bestreiten. Es mag sein, daß sich an irgendeiner mir entgangenen Stelle des ausführlichen Instruments eine Bestimmung findet, auf welche allenfalls im Wege der Auslegung Kahl sich mit einem gewissen Schein berufen könnte, aber ich muß die Richtigkeit einer derartigen Auslegung bestreiten, da das Verlangen, ein Ausnahmegericht einzuführen, mit den tief eingewurzelten Rechtsanschauungen der Ententestaaten in schroffem Widerspruch stehen würde.

Leipzig, Ende Juni 1920.

Literarische Berichte

Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes. Von P. Metternich-Sandor. Wien und Berlin. Wiener Literarische Anstalt. Geb. M. 10.—

Als Kind hat die Frau, deren Namen dies Buch trägt, das „System Metternich" zusammenbrechen sehen; als Greisin mußte sie noch den Todeskampf und Untergang der österreichischen Monarchie mitansehen. Der Mann, der das „System Metternich" in sich verkörperte, war ihr Großvater, ihr Vater der als Reiter berühmte ungarische Graf Sandor, ihr Gatte Richard Metternich, des Fürsten Klemens Sohn, von 1859 bis 1870 österreichischer Gesandter am Hofe Napoleons III. So gehört die Fürstin Pauline Metternich zu den bekanntesten Frauen der österreichischen Aristokratie, der Wiener Gesellschaft; und wenn man ihre Aufzeichnungen liest, diese so anspruchslos und mit so viel Frische und anmutiger Natürlichkeit hingeschriebenen Erinnerungen an ihren Großvater und Vater, an Richard Wagner (mit dessen Biographie sie durch die Pariser „Tannhäuser"-Aufführung von 1863 immer rühmlich verknüpft bleibt), an Franz Liszt, an den sächsischen Königshof und an so viele berühmte, bekannte und unbekannte Zeitgenossen, dann ahnt man etwas von dem unverlierbaren „Charme", der diese Frau umgab und der ihr bis heute treu geblieben ist. Ihre Aufzeichnungen, lange

Digitized by Google

vor der heutigen Katastrophe geschrieben, sind ohne alle Sentimentalität, voll gesunder und echter Empfindung, mit viel Sinn für alles Charakteristische, Humorvolle und Komische; sie geben in hellen, meist fröhlichen Farben Bilder einer Welt, auf der wir heute die letzten Lichter des Abends und die Schatten des Untergangs ruhen sehen. Das verleiht manchmal dem Buche einen sozusagen tragischen Reiz; „die Metternich" aber wird in ihm fortleben als eine „Natur" im Goetheschen Sinn, als Typus einer bei allen Mängeln in sich vollkommenen Menschenklasse: des alten österreichischen Adels. y—

Eine Flüchtlingsreise durch die Ukraine. Von Friedrich Schrader. Tübingen 1919. M. 3.—.

Die Mehrzahl der Deutschen, die nach dem Zusammenbruch Konstantinopel verlassen mußten, hat den Heimtransport durch die Sieger vorgezogen. Der Verfasser hat noch die letzte Fahrgelegenheit benutzt, um als freier Mann das liebgewordene neue Vaterland verlassen zu können. Sehr anschaulich, klug und sympathisch schildert er seine Erlebnisse und Leiden, die er auf der Fahrt nach Odessa und dann weiter durch die Ukraine durchzumachen gehabt hat. W. W.

Hegel und der Staat. Von Franz Rosenzweig. Gedruckt mit Unterstützung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. 1. Band. Lebensstationen (1770—1806). München und Berlin, R. Oldenbourg. Geh. M. 20.—, geb. M. 24.—.

Es ist eine vornehme Fest- und Gedenkgabe, die mit dem vorliegenden Buch zum 150. Geburtstag Hegels (27. August 1920) dargebracht wird. Ein streng philosophischer geschulter und echt historisch gebildeter Geist hat sich die Aufgabe gesetzt, nach Rosenkranz, Rudolf Haym und Dilthey das Werden Hegels und seine Gedankenwelt aufs neue und unter neuen Gesichtspunkten darzustellen, und hat ein Werk geschaffen, das sich jenen würdig anschließt, für das Verständnis des Philosophen und seine Einreihung in die Geschichte des rein geistigen und des staatlichen Denkens in mancher Hinsicht einen wichtigen Fortschritt über jene gewiß bedeutenden Vorgänger hinaus bezeichnet und auch an und für sich durch hohe Auffassung und edle Form, herangereift aus gründlichster Versenkung und liebevoller Einfühlung in den Stoff, eine schöne, imposante Leistung auf dem Gebiete der Geistesbiographie bedeutet. Schon die Fassung des Titels und die Hölderlinschen Verse, die das Titelblatt als Motto schmücken, deuten an, unter welcher Perspektive das persönliche Erleben und die Entwicklung des jungen Hegel gesehen und dargelegt sind. Mit den besten Erwartungen dürfen wir dem Schlußbande entgegensehen, der uns den reifen Hegel zeigen soll und nach dessen Erscheinen wir auf das ganze Werk eingehender zurückkommen werden. —r.

Die drei Krisen. Untersuchungen über den gegenwärtigen Weltzustand. Von J. J. Ruedorffer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 8.—.

Hinter dem Pseudonym J. J. Ruedorffer verbirgt sich einer unserer geistvollsten Diplomaten und Politiker. Gleich seinem Buche „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart" wird auch die neue Arbeit, die als eine Art Nachwort zu jenem gedacht ist, berechtigtes Aufsehen erregen. Sie ist der Versuch, in dem Wirrwarr des Geschehens den Gesamtzusammenhang zu finden und den Boden für ein Handeln zu schaffen, das nicht von den Dingen gemeistert wird, sondern sie meistern will. Drei Krisen, vielfach ineinander geschlungen, scheinen dem Verfasser das Zeitalter zu erschüttern. Eine außenpolitische Krise der internationalen Organisation der Welt, insonderheit Europas, eine innenpolitische der Staaten und Staatsformen und eine Krise der Gesellschaft. Jede dieser Krisen hat ihre wirtschaftliche Seite. Aber während die wirtschaftlichen Wirkungen schließlich jedem offenkundig sind, bleiben die politischen Ursachen vom Streit der Nationen und Parteien verdunkelt. Ihren tieferen Zusammenhang zu umreißen und das Nachdenken zu fördern, ist der Zweck dieser Untersuchungen.

Der Statthalter. Ein Kolonialroman von Max Ludwig. München, Musarion-Verlag. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.

Der Roman ist im Jahre 1911 entstanden. Damals hatte Deutschland noch Kolonien, und diese Kolonien waren in stolzem Aufblühen begriffen. Allerlei Kinderkrankheiten der deutschen Verwaltung waren ganz oder nahezu überwunden, Rückfälle und neue Fehler natürlich nicht ausgeschlossen. Als M. Ludwig sein Buch schrieb, war gewiß sein künstlerisches Schaffen auch von der Absicht mitbestimmt, vor solchen möglichen Fehlern zu warnen; aber diese politische Absicht wurde sogleich ins Künstlerische gewandt, indem die Fehlermöglichkeit, das Nachäffen der „britischen Methode" in den Charakter einer Persönlichkeit hineinverlegt, aus diesem heraus entwickelt wurde. Und das hat dem Buch seinen literarischen Wert, seine ethische Bedeutung gerettet. Die

Digitized by Google

Warnungen, die es enthält, können wir heute (und wie lange noch?) nicht mehr beherzigen; die Figur des „Statthalters" bleibt lebendig als eine glänzende Charakterstudie. Die Handlung, die sich aus der pathologischen Verblendung und den lächerlich-tragischen Mißgriffen dieses von romantischem Cäsarenwahnsinn befallenen Bürokraten entwickelt, fesselt in ihrem streng logischen Fortgang, in ihrer erschütternden Folgerichtigkeit den Leser mit zwingender Kraft. Möchte der Dichter seine eigenartige Begabung, politische Stoffe künstlerisch zu bändigen, auch einem der Probleme zuwenden, die durch Weltkrieg und Revolution in unserem armen Vaterland herangereift sind! Als Gestalter und als Mahner würde er uns Tiefbedeutendes zu sagen haben. —y—

Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Von Fritz Mauthner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Erster Band. Geh. M. 52.—, geb. M. 65.—.

Fritz Mauthner, der Weise von Meersburg, der im vorigen Jahre seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hat, hat uns als Philosoph bereits zwei grundlegende Werke geschenkt: Die Kritik der Sprache und das Wörterbuch der Philosophie. Nun ist er damit beschäftigt, seine wissenschaftliche Lebensarbeit durch ein drittes monumentales Werk zu krönen, dessen erster Band uns jetzt vorliegt. Das Werk bietet uns eine Geschichte des Gottesbegriffes (und des von ihm fast untrennbaren Teufelsbegriffes) bis zum Ende des Mittelalters und der fortgesetzten, oft nur schüchternen und tastenden Bemühungen einzelner Wahrheitssucher, sich von diesem Begriffe zu befreien. Bis zum ausgesprochenen Atheismus sind diese Denker in dem hier behandelten Zeitraum nicht vorgedrungen; aber wie auch heute die Zahl der wirklichen Atheisten weit größer ist als die Zahl derer, die sich offen zum Atheismus bekennen, so liegt bei vielen Ketzern des Mittelalters und der Renaissance doch unter scholastischem Gestrüpp die extreme Verneinung verborgen. Nach einer Einleitung, in der der Gottesbegriff und seine Auflösung durch die Philosophie im katechismuslosen Altertum behandelt wird, gibt uns Mauthner eine eingehende Geschichte der mittelalterlichen Scholastik. Die arabischen Aristoteliker treten auf, das legendenhafte Buch von den drei Betrügern wird besprochen, und der deutsche Mystizismus, besonders aber Ockam und der Nominalismus, finden eine liebevolle Würdigung; kann man doch Mauthner selbst als einen modernen Nominalisten bezeichnen, da seine Sprachkritik völlig auf dieser Grundlage beruht. Mit der Renaissance und der Reformation schließt der erste Band ab. Bei den Schlußkapiteln kann man bei aller Bewunderung von Mauthners lichtvoller Darstellung doch wohl die Frage aufwerfen, ob er die Denkfreiheit der italienischen Renaissancemenschen nicht überschätzt hat. Auch unter den heutigen Italienern, die es für pedantisch halten, einen Gedanken bis zum Ende zu denken, und die ihre Denkfaulheit und -feigheit mit dem stolzen Namen Skeptizismus belegen, gibt es ja eine Menge „klerikaler Atheisten"! Auf der anderen Seite unterschätzt wohl Mauthner, ebenso wie Nietzsche, die heilsamen Wirkungen der deutschen Reformation. Aber mag Mauthners Buch in solch einzelnen Punkten zum Widerspruch herausfordern, es ist ein Werk von höchster Bedeutung, und, wie sich bei ihm von selbst versteht, so glänzend geschrieben, daß das Lesen auch einen wahren künstlerischen Genuß bietet. D.

Mozart. Von Hermann Abert. Als 5. Ausgabe von Otto Jahns Mozart. Bd. I. Breitkopf und Härtel, 1919. XXV und 1035 Seiten. Mit 9 Bildnissen und 4 Faksimiles. Geh. M. 35.—.

Die nicht ganz unbedenkliche Verlegersitte, neuen Werken mit Hilfe alter Namen zum sofortigen Durchbruch zu verhelfen, hat uns in vorliegendem Fall etwas so Gutes und dauernd Brauchbares beschert, daß der Name Jahns nicht mißbraucht erscheint. Die vierte Auflage der klassischen Mozartbiographie hatte Deiters 1905 herausgegeben. Nun läßt uns Professor Dr. Hermann Abert, der Kenner griechischer Musik, der langjährige Lehrer an der Haller Hochschule, der Herausgeber des Gluckjahrbuchs, die Gestalt, das Leben und die Werke Mozarts in neuer Auffassung erstehen. Verschwunden ist Jahns törichter Wagnerhaß und so manche veraltete Anschauung, geblieben ist Jahns Gründlichkeit, Vorsicht und deutsche Gesinnung. Es handelt sich, damit es der Leser deutlich wisse, um einen vollständigen Neubau; die Besitzer der früheren Auflagen Jahns können das neue Buch nicht entbehren. Abert hat nicht bloß die stark vorgeschrittene Mozartforschung des letzten Menschenalters berücksichtigt, sondern ist auch den gewandelten Anschauungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung gerecht geworden, jedoch ohne im Eifer die Besonnenheit zu verlieren, also ohne die draufgängerische und umstürzlerische Art Schurigs. Man lese nur einmal den an die Entführung anknüpfenden (letzten) Abschnitt über Verlobung, Braut- und Ehestand: Gerechtigkeit, Vorsicht und Wahrheitsliebe vereinigen sich hier mit

Digitized by Google

eindringendem seelischem Feingefühl, um uns ein Bild von Mozart zu entwerfen, das weder verhimmelt noch verleidet. Die sprachliche Darstellungsweise hat sich Jahns Klarheit mit bestem Erfolg zum Vorbild genommen. Dr. Karl Grunsky.

Eynars Töchter. Roman von Georg Speck. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 9.—, geb. M. 14.—.

Ein Roman-Idyll von ganz eigenem Zauber, das all die guten und gewinnenden Eigenschaften der früheren Werke des gleichen Verfassers gesteigert und vertieft aufweist. Die Schicksale der drei Töchter des Arztes Eynar, unter sich so verschieden wie die Charaktere der Mädchen selbst, bewegen sich auf dem Hintergrund einer prächtig gelegenen, altertümlichen Kleinstadt der deutschen Schweiz. Die malerischen Gassen, die alten Häuser und Gärten der kleinen Stadt, ihr enges, eintöniges Leben bilden eine seltsam suggestive Atmosphäre, die die Umrisse dämpft und doch nicht auflöst; vielmehr sind alle Menschen, die drei Doktorsmädchen wie ihre Eltern, ihre Verehrer und Ehemänner, aber auch all die vielen Nebenfiguren, außerordentlich frisch und individuell gestaltet, und wo die Idylle einen elegischen Beiklang bekommt, leidet doch nie die schlichte Natürlichkeit der Anschauung und Darstellung darunter. Georg Speck gehört zu den heute besonders seltenen Dichtern, die ihre Gaben langsam in der Stille sich heranbilden lassen und die Früchte nicht vom Baum schütteln, ehe sie die rechte, köstliche Reife erlangt haben; desto Besseres hat er uns dann zu bieten.

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Woermann. Zweite Auflage. Mit vielen Illustrationen. 6 Bände. Bd. IV. Die Kunst der älteren Neuzeit von 1400 bis 1550. Geb. M. 28.—. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Woermanns Geschichte der Kunst bedarf keiner Empfehlung mehr, es darf genügen, auf das Erscheinen der Neuauflage des IV. Bandes hinzuweisen. Dieser Band ist gegenwärtig von besonderem Interesse, handelt er doch von den Werken, die unsere räuberischen Gegner uns und Oesterreich nehmen möchten, die hundert und mehr Bilder, die Italien aus Wien sich bereits geholt hat, und die ferner dort und im Reiche „ins Auge gefaßt" sind, darunter Edelsteine wie der Genter Altar der Brüder van Eyck, der Löwener Altar von Dirk Bouts und nicht zuletzt Matthias Grünewalds Isenheimer Altar, das großartigste und seelenvollste Werk der ganzen deutschen Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts, das sich erhalten hat. Die Ausstattung ist im Hinblick auf die jetzigen schwierigen Verhältnisse durchaus vortrefflich.

Die deutsche Aesthetik der Gegenwart. Von Paul Moos. Verlegt bei Schuster & Löffler in Berlin. 484 Seiten Großoktav. Geh. M. 43.75, geb. M. 56.25.

Der Verfasser hat sich als Musikästhetiker eingeführt mit den Werken (des gleichen Verlags): „Richard Wagner als Aesthetiker" (1906) und „Moderne Musikästhetik in Deutschland" (1902); letzteres Buch erlebt demnächst die zweite Auflage als „Die Philosophie der Musik" von Kant bis Eduard von Hartmann." Wenn er sich nun in vorliegendem umfangreichen Werke mit dem ganzen Gebiete der Aesthetik befaßt, so befähigt ihn hierzu der philosophische Drang, über die Grenzen der Musik hinaus zu einem Ueberblick und Urteil über die zeitgenössischen Leistungen der Berufsästhetiker zu gelangen. In dieser Rechenschaft steckt eine Fülle von Arbeit. Der Reihe nach erscheinen die Ansichten von Groos, Müller-Freienfels, Külpe, Witásek, Lipps, Dessoir, Konrad Lange, Neumann, Volkelt und wie sie alle heißen, der Kenntnis und Beurteilung unterbreitet. Der Leser findet aber mehr als die bloße fleißige Zusammenstellung eines mannigfach verstreuten Stoffes. Paul Moos verbindet mit einer sachlichen Darstellung eigene Bemerkungen, welche Urteilskraft und innere Teilnahme verraten. Besonders sympathisch berührt seine Achtung vor dem geschichtlichen Werdegang der deutschen Aesthetik; das Buch ist keineswegs eine Verhimmelung des Modernen (man lese nur den Abschnitt über Konrad Lange!), sondern sucht Fühlung und Zusammenhang mit der Aesthetik, die unsere großen Geister vor hundert Jahren darboten, wieder aufzunehmen.

Dr. Karl Grunsky.

Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften 1914—1919. Dreißigster Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Joseph Plaßmann. Geh. M. 22.—, geb. M. 26.—. Herdersche Verlagshandlung in Freiburg i. B.

Das allseitig geschätzte und während des Krieges sehr entbehrte Buch erscheint nach fünfjähriger Unterbrechung wieder. Es zeigt eine grundlegende Aenderung: Die Theorie hat der Praxis weichen müssen. Wir vermissen wohl das eine oder andere Kapitel, werden aber durch die an ihre Stelle getretenen Abschnitte reichlich entschädigt. Besonders reich sind jetzt „Technik" und „Chemische Technologie" bedacht, neu aufgenommen die Gebiete „Bergbau und Hüttenwesen", „Tierheilkunde" und

Digitized by Google

„Kriegstechnik". Zumal die letzte bringt eine abschließende Darstellung des im Weltkrieg erreichten Höchststandes der militärischen Anwendung der Naturwissenschaften. Die vielen Freunde des Buches werden erfreut sein, den alten liebgewordenen Bekannten wieder zu haben. H.

Deutsch-Ostafrika im Weltkriege. Wie wir lebten und kämpften. Von Gouverneur Dr. Heinrich Schnee. Mit vielen Abbildungen, Karten usw. Geh. M. 15.—, geb. M. 20.—. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Der letzte Gouverneur von Deutsch-Ostafrika erzählt in seinem Buche von der heldenhaften Verteidigung des Landes durch eine Handvoll Deutsche und eine Schar treuergebener Eingeborener, und berichtet von den abenteuerreichen Kreuz- und Querzügen durch die Kolonie, durch Portugiesisch-Afrika und Rhodesia unter Lettow-Vorbecks genialer Führung. Im Mittelpunkt seines Interesses steht aber dem Gouverneur das ihm anvertraute Land, dessen Hebung und Erschließung seiner vornehmsten Sorge gewidmet war. Eingehend schildert er den Charakter des Landes, seine wirtschaftlichen und sanitären Verhältnisse, die Straßen und Bahnbauten, die Beziehungen zu der farbigen Bevölkerung sowie die Hauptaufgaben der Verwaltung. Auch über Verkehr, Handel und Pflanzungen gibt er wertvolle Aufschlüsse. In dem Schlußteil des Buches geht der Verfasser ausführlich auf die Tätigkeit der Engländer in dem eroberten Deutsch-Ostafrika ein und beleuchtet auch die englischen Behauptungen über die deutsche Unfähigkeit zum Kolonisieren, die den Vorwand für die Wegnahme unserer Kolonien bildeten, sowie die dringende Notwendigkeit für uns, wieder in den Besitz der Kolonien zu gelangen. Das Buch ist als eine hervorragende Erscheinung zu bezeichnen.

Johannes Janssens Briefe. Herausgegeben von Ludwig Freiherrn v. Pastor. Zwei Bände. Geh. M. 30.—, geb. M. 36.—. Herdersche Verlagshandlung in Freiburg i. B.

Die Briefe Janssens, von der Gymnasialzeit bis zu seinem Tode reichend, sind zugleich eine Art von Selbstbiographie. In eindringlicher Klarheit schildern sie den Entwicklungsgang des Geschichtschreibers, seine Arbeiten, deren Bekämpfung und deren Erfolg. Die Korrespondenz enthält viele interessante Mitteilungen zur Zeitgeschichte, namentlich zur Geschichte der katholischen Bewegung in Deutschland. Zahlreiche Noten des Herausgebers erläutern die Korrespondenz, und ein genaues Inhaltsverzeichnis sowie ein Personenregister erleichtern ihre Benutzung. H.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Anemüller, Ernst, Schiller und die Schwestern von Lengefeld. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung. Gebunden M. 4.—.

Auer, Dr. Paul v., Das Pariser Völkerbundabkommen. Vorgeschichte, Text, Kritik und Kommentar. Wien und Leipzig, Manzsche Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. Kr. 12.— (M. 6.—).

Beckmann, Pfarrer Heinz, Das lebendige Wort. Eine neue Bibelerklärung. I. Bd. Das Alte Testament. II. Bd. Das Neue Testament. Wiesbaden, Hofbuchhandlung Heinrich Staadt. Subskriptionspreis M. 6.— pro Lieferung, zuzüglich 10% Teuerungszuschlag.

Bonn, Prof. Dr. M. J., Völkerbund und auswärtige Politik. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 1.60.

Bücher und Autographen, wertvolle Aetz- und Probedrucke usw. von Daniel Chodowiecki, sowie eine Anzahl ältere und neuere graphische Seltenheiten. Berlin-Friedenau, Buch- und Kunstantiquariat Oskar Rauthe. M. 4.—.

Cohnitz, Justizrat Ernst, Die internationalen Rechtsbeziehungen hinsichtlich abhanden gekommener Inhaberpapiere. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. Geh. M. 9.—.

Deutscher Volksrat. Zeitschrift für deutsches Volkstum und deutsche Kultur im Osten. 1. Jahrgang. Danzig, Verlag Deutscher Volksrat. Pro Nummer 20 Pf., vierteljährlich M. 1.35.

Dreyhaus, Dr. Hermann, Die Außenpolitik. Schriftenfolge zur Förderung des politischen Denkens im deutschen Volke. Heft 1: Die englische Weltherrschaft. Berlin-Friedenau, Richard Fouquet, Verlag. M. 3.50, zuzüglich 20% Teuerungszuschlag.

Ehrlich, Prof. Dr. Eugen, Bismarck und der Weltkrieg. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 2.—.

Digitized by Google

Eulenburg, Franz, Arten und Stufen der Sozialisierung. München, Duncker & Humblot. Geh. M. 3.50.

Fehlinger, Hans, Deutsche in der Fremde. Eine Uebersicht nach Abschluß des Weltkrieges. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. M. 2.50.

Ferdinand Kürnberger. Briefe eines politischen Flüchtlings. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Erich Deutsch. Leipzig-Wien, E. P. Tal & Co.

Gibt es einen persönlichen Gott? Wirklichkeit und Phantasie. Kritik unserer Vorstellung vom Wirken unsichtbarer Kräfte als die Ursache einer persönlichen Kraft nebst einer Betrachtung des Weltalls von einem Landwirt (Autodidakt). Leipzig, Bruno Volger. Geh. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Heilberg, Geh. Justizrat Dr. Adolf, Die privatrechtlichen Bestimmungen des Friedensvertrages. Systematische Darstellung für das deutsche Zivilrecht. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Geh. M. 8.—.

Herbert, M., Das Erbe der Lößlyn. Erzählung. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.40. — Die Römerin. Novelle aus dem vierten christlichen Jahrhundert. Köln, J. P. Bachem.

Kemsies, Prof. Dr. Ferdinand, Psychologie und Hygiene der Einheitsschule. Mit einem Geleitwort von Universitätsprofessor Dr. A. Czerny, Geh. Medizinalrat. Berlin W 57, Verlag von Otto Salle. M. 4.—.

Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes. Begründet von Ferdinand Avenarius. München, Verlag D. W. Callwey. Geh. M. 6.50, geb. M. 9.—.

Meinecke, Friedrich, Nach der Revolution. Geschichtliche Betrachtungen über unsere Lage. München und Berlin, R. Oldenbourg. Kart. M. 4.85.

Nicolai, W., Oberstleutnant, Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Weltkrieg. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 13.50, geb. M. 18.50.

Plaßmann, Dr. Joseph, Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaft 1919. Dreißigster Jahrgang. Mit 253 Bildern auf 33 Tafeln und im Text. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 22.—, geb. M. 26.—.

Plenge. Staatswissenschaftliche Musterbücher I. Die Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorie. Bearbeitet vom Herausgeber. Essen a. d. R., G. D. Baedeker Verlagshandlung. M. 5.30.

Rauße, Hubert, Geschichte des deutschen Mittelalters. Regensburg, Verlag Josef Habbel. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.—.

Richter, Prof. Dr. Otto, Lebensfreuden eines Arbeiterkindes. Jugenderinnerungen. Mit 13 Federzeichnungen aus Alt-Meißen und Buchschmuck von Rolf Beer. Dresden, Oskar Laube Verlag. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Runkel, Ferdinand, Das rote Brevier. Ein mystischer Roman. Leipzig, Ferdinand Grunow. Geh. M. 7.50, in Geschenkband M. 10.—.

Schätzel, Dr. Walter, Probleme des Völkerbundes. Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann. M. 2.— zuzüglich 20% Teuerungszuschlag.

Schidlof, Dr. B., Die Stellung der Frau in der Kommunistengemeinde. Tatsachen und Beispiele. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. 80 Pf.

Schulze-Smidt, Bernhardine, Die Romfahrten des Franz Desolatis. Eine Mannesjugend. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 9.50, in Halbl. geb. M. 14.50.

Thießen, Dr. Johannes, Der preußische Militarismus. Flugschriften des „Tag", Nr. 13. Berlin, Verlag August Scherl G. m. b. H. M. 2.50.

Vitense, Otto, Geschichte von Mecklenburg. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. Geh. M. 30.—, geb. M. 34.—.

Wehberg, Dr. Hans, Die Pariser Völkerbundsakte nebst den Urkunden über die Pariser Verhandlungen, dem Haager Schiedsgerichtsabkommen usw. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. Geh. M. 7.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Soeben erschien:

EYNARS TÖCHTER

Roman von

GEORG SPECK

Gebunden M 16.—

Ein Roman-Idyll von ganz eigenem Zauber: Die Schicksale der drei Töchter des Arztes Eynar, unter sich so verschieden wie die Charaktere der Mädchen selbst, bewegen sich auf dem Hintergrund einer prächtig gelegenen altertümlichen Kleinstadt der deutschen Schweiz. Die malerischen Gassen, die alten Häuser und Gärten der kleinen Stadt bilden eine seltsam suggestive Atmosphäre; alle Menschen sind außerordentlich frisch und individuell gestaltet. Mit der herzlichsten Anteilnahme verfolgt der Leser den Gang der Handlung und behält am Ende einen reinen, wohltuenden Nachklang zurück.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Die deutsche Stadt

Jährlich 12 Hefte 30 Mk.

Das einzelne Heft 3 Mk.

Kommunale Monatshefte

Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Kommunalwesen in Stuttgart

Erste u. einzige populäre kommunale Monatsschrift im Deutschen Reiche
Bringt bebilderte Aufsätze aus allen Gebieten des Kommunalwesens

Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen geleitet von
Johann Friedrich Häuselmann, Stuttgart

Druck und Versand der Buchdruckerei von H. Laupp jr., Tübingen

Digitized by Google

Bank für Handel und Industrie

Bilanz per 31. Dezember 1919

Aktiva.	M	Pf.	M	Pf.
Kasse, fremde Geldsorten, Kupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungs- (Clearing-) Banken			272 179 659	61
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen				
a) Wechsel (mit Ausschluß von b, c, d) und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	2 137 735 830	65		
b) eigene Akzepte	2 437 691	70		
c) eigene Ziehungen	40 870	25		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	80 018	10	2 150 294 410	70
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen			311 936 085	70
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			297 107 623	21
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen			119 285 679	94
davon am Bilanztage gedeckt:				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine M 84 821 009. 65				
b) durch andere Sicherheiten „ 30 849 790. 19				
Eigene Wertpapiere				
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	34 778 662	66		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	9 666 063	29		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	21 749 821	21		
d) sonstige Wertpapiere	3 924 163	19	70 118 710	35
Konsortialbeteiligungen			31 697 234	80
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			8 571 428	92
Debitoren in laufender Rechnung				
a) gedeckte	765 944 298	49		
b) ungedeckte	315 110 047	95	1 081 054 346	44
c) Aval- und Bürgschaftsdebitoren M 644 617 089. 85				
Bankgebäude			27 493 621	08
Sonstige Immobilien			—	—
			4 359 738 800	75

Passiva.	M	Pf.	M	Pf.
Aktien-Kapital			160 000 000	—
Reserven			32 000 000	—
Kreditoren				
a) Nostroverpflichtungen	12 271 932	98		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	19 806 186	70		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	256 304 682	81		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung:				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	667 175 605	24		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	216 043 568	53		
3. nach 3 Monaten fällig	113 499 209	23		
e) sonstige Kreditoren:				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	2 117 383 617	88		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	475 440 775	47		
3. nach 3 Monaten fällig	102 530 187	09	3 980 455 765	93
Akzepte			115 933 690	18
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen M 644 617 089. 85				
Eigene Ziehungen „ 40 870. 25				
davon für Rechnung Dritter „ —.—				
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank „ —.—				
Sonstige Passiva				
Unerhobene Dividende	244 525	43		
Talonsteuer-Reserve	1 668 830	—		
Verrechnungskonto der Zentrale mit den Filialen und Niederlassungen	48 559 783	57	50 473 139	—
Gewinn-Saldo			20 876 205	64
			4 359 738 800	75

Digitized by Google

Bank für Handel und Industrie

Bilanz per 31. Dezember 1919

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1919

Soll.	M	Pf.	M	Pf.
Geschäfts-Unkosten				
Handlungsunkosten, Zuwendungen an die Beamten (Weihnachts- und Abschlußvergütungen, Teuerungszulagen), Invaliden- und Krankenversicherung, Reichsversicherung, Ehrengaben an Beamte, Zuwendungen an die Pensionskasse und für wohltätige Zwecke	54 647 276	99		
Steuern	6 135 529	38	60 782 806	37
Abschreibung auf Immobilien und Mobilien			3 678 581	56
Talonsteuer-Reserve			384 000	—
Gewinn-Saldo			20 876 205	64
			85 721 593	57
Verwendung des Gewinnes:				
Einlage in die besondere Reserve . . . . . M	3 000 000. —			
Rückstellung zur Aufbesserung der Bezüge der Altpensionäre . . . . . „	2 000 000. —			
Dividende pro 1919 von 8% . . . . . „	12 800 000. —			
Tantieme des Vorstandes, des stellvertretenden Vorstandes und der am Reingewinn der Bank beteiligten Direktoren . . . . . „	1 935 400. —			
Tantieme des Aufsichtsrats . . . . . „	512 000. —			
Vortrag auf neue Rechnung . . . . . „	628 805. 64			

Haben.	M	Pf.
Provisionen	27 453 946	48
Zinsen aus dem Konto-Korrent-Geschäft und aus Wechseln, aus dauernden Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen und aus Valuten	57 587 203	97
Gewinne aus Effekten	—	—
Gewinne aus Finanzoperationen	—	—
Verschiedene Eingänge	102 515	24
Gewinn-Vortrag von 1918	577 927	88
	85 721 593	57
Gewinn-Saldo . . . . . M 20 876 205. 64		
M 20 876 205. 64		

Berlin und Darmstadt, den 16. Juli 1920.

Bank für Handel und Industrie.

Die Direktion.

von Simson. Andreae. Bodenheimer. Bernhard. Beheim.

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,

Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Digitized by Google

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Das deutsche Land und die deutsche Geschichte

Von

A. von Hofmann

603 Seiten Großoktav mit 54 Kartenskizzen
Geheftet M 20.–, gebunden M 24.–

„Das Buch von Albert von Hofmann über „Deutsches Land und deutsche Geschichte" bietet eine originelle Verknüpfung von geographisch-landschaftlicher und geschichtlicher Betrachtungsweise, wie wir sie bisher noch nicht besessen haben. Diese eigentümliche Synthese wird durch die Vielseitigkeit des Verfassers, der zugleich einerseits über einen geschulten militärischen Blick verfügt und anderseits die kunstgeschichtlichen Denkmäler aus eigenster Anschauung beherrscht, noch fruchtbarer gestaltet. Daraus ergibt sich ein doppelter Gewinn: einmal wird der Boden unserer deutschen Heimat mit ihrem schwer überblickbaren Reichtum an Gestaltungen organisch belebt, und sodann wird das Verständnis der deutschen Vergangenheit aus diesem Boden in einer Weise entwickelt, daß ununterbrochen neue Lichter auf die historischen Zusammenhänge fallen. Gewiß hätte der Spezialist manchen Einzelzug anders gestaltet, aber das Ganze hätte ein anderer kaum so schreiben können; dazu gehört eine Persönlichkeit von eigenem Gepräge, die nicht in der zünftigen Gelehrsamkeit allein, sondern auch in dem Leben wurzelt und deshalb dem Leben dienen kann. Gerade für den Deutschen von heute, dem außer seinem Heimatboden und seiner Vergangenheit nicht viel geblieben ist, wird ein Buch, das ihm in dieser Welt das Teuerste heimisch machen kann, nicht vergebens geschrieben sein." (Geh. Rat Prof. Dr. Hermann Oncken.)

„Das Buch scheint mir berufen, den Auftakt zu einer neuen, recht volkstümlichen Betrachtungsweise der Geschichte zu bilden. Vor allem möchte ich wünschen, daß sich unsere Schulmänner es genauer ansehen, um unserem Nachwuchs in Geographie- und Geschichtsstunde besser als bisher das vermitteln zu können, was erste Vorbedingung zur Wiederaufrichtung des deutschen Volkes ist: Kenntnis der Heimat und dadurch Liebe zum deutschen Vaterland."
(München-Augsburger Abendzeitung.)

Von demselben Verfasser ist ferner bei uns erschienen:

Stil und Behaglichkeit. Gedanken und Vorschläge zur Wohnungskultur. Kartoniert M 8.50

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Fünfundvierzigster Jahrgang
Zährlich 12 Hefte

Juli 1920

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
SEP 3 - 1920
BRARY

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Dr. O. Schwarz, Landesfinanzamtspräsident (Magdeburg): Internationale Finanzanleihe 1
Dr. Franz Klein, Minister a. D. (Wien): Philosophie in der Politik 7
Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener (Fortsetzung) 16
Professor Dr. Otfried Müller, Vorstand der Medizinischen Klinik in Tübingen: Die Tuberkulosegefahr der Gegenwart und ihre Bekämpfung 33
B. W. v. Bülow: Geheimdiplomatie und Friedensrevision 44
Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil. Herausgegeben von Professor H. Ulmann (Fortsetzung) .. 50
Karl Hans Strobl: Der Tscheche. Eine völkerpsychologische Betrachtung 66
Baron L. v. Knorring: Aus meinen Berliner Erinnerungen 77
W. Kulemann, Landgerichtsrat (Braunschweig): Betriebsräte 83
Literarische Berichte 92
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1920

Preis des Jahrgangs 48 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19: 47 Millionen Mark.
Zweckmäßigste Kapitalanlage.

Bei Nervosität, Schlaflosigkeit, nerv. Herz-, Magen- und anderen Beschwerden verordnet der Arzt
eine Trinkkur mit Lithionquelle von Dr. A. Erlenmeyer
Dieses hat den Charakter und den Wert eines natürlichen alkalisch-muriatischen kohlensauren Mineralwassers. Literatur kostenlos. Gebrauchsanweisung auf jeder Flasche. In den Apotheken und Handlungen nat. Mineralwässer, sonst durch Dr. Carbach & Cie., Coblenz 2 a. Rh., in Kisten zu 10 oder 30 Flaschen.

Prospekt über
WISSENSCHAFTLICHE CHARAKTERFORSCHUNG
frei (gegen Rückporto) durch das GRAPHOLOGISCHE INSTITUT **H. GERSTNER**
Freiburg i. B., Zasiusstr. 87

Bücher von Dauerwert
bietet für alle Altersstufen u. Wissensgebiete der Herdersche Verlag / Freiburg i. Br. Verlangen Sie kostenlose Prospekte.

Gummiwaren-Versandhaus OTTO HEIMSOTH in Braunschweig 37
sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

Jos. Ponten: Jungfräulichkeit
Geschichte einer Jugend und Liebe
Neue Fassung. 7. Auflage. Kart. M 7.50
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Dresdner Bank
Aktienkapital und Reserven 340 Millionen Mark, über 90 Niederlassungen in Deutschland * **Stuttgart,** Schloßstraße 18, Depositenkasse Königstraße 35 * Depositenkasse **Cannstatt,** Königstraße 54 * **Heilbronn,** Clarastraße 5 * **Ulm-Donau,** Hafenbad * **Vermögensverwaltungen, Entgegennahme von Bareinlagen, An- und Verkauf von Wertpapieren, Panzergewölbe und Schrankfächer** zu dauernder oder vorübergehender Aufbewahrung von Wertgegenständen jed. Art * **Übernahme aller bankgeschäftlichen Transaktionen**

Digitized by Google

Die Geschichte des geistigen Befreiungskampfes der Menschheit

Soeben erschien:

Der Atheismus

und seine Geschichte im Abendlande

Von

Fritz Mauthner

I. Band. 666 Seiten Großoktav. Auf holzfreiem Papier gedruckt
Geheftet M 52.–, in Halbleinen gebunden M 64.–

Fritz Mauthner, längst als einer unserer klarsten und unbestechlichsten Denker bekannt und geschätzt, stellt in seinem auf 3 Bände angelegten monumentalen Werk mit äußerster Freiheit, unbekümmert um jede Kirche, die Entwicklung dar, die der Gottesglaube des Abendlandes vom Ausgang des Altertums bis zur Gegenwart genommen hat. Sein „Atheismus" führt uns auf „die helle und kalte Höhe, von welcher aus betrachtet alle Dogmen als geschichtlich gewordene und geschichtlich vergängliche Menschensatzungen erscheinen, die Dogmen aller positiven Religion ebenso wie die Dogmen der materialistischen Wissenschaft, auf die Höhe, von welcher aus übersehen Glaube und Aberglaube gleichwertige Begriffe sind". Wie alles, was nach Klarheit und Gesundung strebt, vieles zerstören muß, aber nur, um Raum für Atem und neue Kräfte zu schaffen, so darf auch Mauthner seinen Lesern verheißen, daß er sie für die Länge des Zweifelweges entschädigen wird durch eine „gott-lose Mystik", die auf alle Dogmen, auch auf das des Materialismus, Verzicht leistet. Der zunächst erscheinende erste Band führt die Geschichte des Atheismus durch die Jahrhunderte der heidnischen Antike und der frühchristlichen Zeit ins Mittelalter mit seinem Teufels- und Hexenglauben, seinen „gottlos"-gottseligen Mystikern bis zur Reformation und Renaissance und ins 17. Jahrhundert hinein; ja das Schlußkapitel des Bandes, „Sprichwörter und Sagen", versetzt uns in vielem noch in die unmittelbare Gegenwart. Die immer lebendige, fesselnde Darstellung, die Wärme und leidenschaftliche Überzeugungstreue des Verfassers machen das Buch zu einer unentbehrlichen Lektüre für jeden, der eine unabhängige, von Traditionen unbelastete Weltanschauung zu erringen sucht.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Dresden – Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**
Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Die staatswissenschaftlichen Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden behandeln folgende wichtige Fragen des politischen und sozialen Lebens:

Über die Zusammenhänge zwischen innerer und äußerer Politik. Von Geh. Rat Prof. Dr. H. Oncken. Geh. M. 1.-
Die Bedeutung d. Reformation f. d. politische Entwicklung. V. Geh. Hofrat Prof. D. Dr. G. v. Below. Geh. M. 1.-
Die deutsche Geschichtsschreibung des letzten Jahrhunderts und die Nation. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. W. Goetz. Geh. M. 1.20.
Die politische Bildung in England. Von Dr. E. Schultze. Geh. M. 1.—.
Die Staatsauffassung der Engländer. Von Prof. Dr. J. Hatschek. Geh. M. —.80.
Die Staatsauffassung der Franzosen. Von Prof. Dr. F. Fleiner. Geh. M. —.80.
Die Zukunft des Völkerrechts. Von Geh. Justizrat Prof. Dr. H. Triepel. Geh. M. 1.—.
Die Reform der staatswissenschaftl. Studien unter besond. Rücksichtnahme auf die Kriegserfahrungen. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. Hertner. Geh. M. —.80.
Der Krieg als Lehrmeister auf dem Gebiete des Rechts. Von Prof. Dr. J. W. Hedemann. Geh. M. —.80.
Die staatsbürgerliche Freiheit und das freie Ermessen der Behörden. Von Geh. Justizrat Prof. Dr. P. Oertmann. Geh. M. —.80.
Die Nordseehäfen, ihre Bedeutung in der Weltwirtschaft und Stellung im Deutschen Reiche. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. Schumacher. Geh. M. 1.20.
Der wirtschaftliche Hintergrund des Weltkrieges. Von Staatsminister a. D. Dr. K. Helfferich. Geh. M. 1.20.
Das Problem der Valuta-Entwertung. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. L. Pohle. Geh. M. 1.20.
Die Preissteigerung des letzten Jahrzehnts (veröffentlicht 1912). Von Prof. Dr. F. Eulenburg. Geh. M. 2.40.
Die Sozialisierungsbewegung in Sachsen. Von Max Schippel, Vorstand der sächs. Landesstelle für Gemeinwirtschaft. Geh. M. 2.—.
Die Bildung von Industriebezirken und ihre Probleme. Von Prof. Dr. W. Kähler. Geh. M. —.80.
Der Unternehmerstand. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. L. Pohle. Geh. M. 1.40.
Der moderne Mittelstand. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. J. Pierstorff. Geh. M. 1.—.
Der Beamtenstand. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Hintze. Geh. M. 2.—.
Das Problem der Lebenshaltung. Von Prof. Dr. A. Günther. Geh. M. 2.—.
Krieg und Sozialpolitik. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. W. Stieda. Geh. M. —.80.
Bevölkerungspolitik der Gegenwart. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. J. Wolf. Geh. M. 1.—.
Kriegerheimstätten und Wohnungsfürsorge. Von Prof. Dr. C. J. Fuchs. Geh. M. 1.—.

Auf sämtliche Preise Teuerungszuschläge des Verlags (Juni 1920 100 %, Abänderung vorbehalten) und der Buchhandlungen

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten
Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,

Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Fünfundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

August 1920

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

E. C. Corti: Bismarcks Kampf mit Alexander von Battenberg und der Kaiserin Friedrich ... 97

H. D. Krey, Regierungs- und Baurat (Berlin): Die Ausnutzung der natürlichen Kraftquellen für unser Nationalvermögen ... 111

Dr. Albert Eichler, Universitätsprofessor (Graz): Von deutscher Theaterkunst und Bühnenart ... 129

Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener (Fortsetzung) ... 133

Karl Bälz: Deutsche Bildungsfragen ... 143

Professor Dr. Otto Münch (Darmstadt): Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt 1869 und 1870 ... 151

Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil. Herausgegeben von Professor H. Ullmann (Fortsetzung) ... 157

Karl Hans Strobl: Der Tscheche. Eine völkerpsychologische Betrachtung (Fortsetzung) ... 175

Theodor Kappstein (Charlottenburg-Berlin): Josef Kohler. Striche zum Bilde einer Persönlichkeit ... 182

Literarische Berichte ... 187

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes ... 190

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1920

Preis des Jahrgangs 48 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19: 47 Millionen Mark.

Zweckmäßigste Kapitalanlage.

Bei Nervosität, Schlaflosigkeit, nerv. Herz-, Magen-, und anderen Beschwerden verordnet der Arzt

eine Trinkkur mit Lemnosser von Dr. A. Erlenmeyer

Dieses hat den Charakter und den Wert eines **natürlichen** alkalisch-muriatischen **kohlensauren Mineralwassers.** Literatur kostenlos. Gebrauchsanweisung auf jeder Flasche. In den Apotheken und Handlungen nat. Mineralwässer, sonst durch **Dr. Carbach & Cie., Coblenz 2 a. Rh.,** in Kisten zu 10 oder 30 Flaschen.

Gummiwaren-Versandhaus OTTO HEIMSOTH in Braunschweig 37

sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Soeben erschien:

Sittliche Diktatur

Ein Aufruf an alle Deutschen

Von **Karl Scheffler**

Herausgegeben vom Deutschen Werkbund

Geheftet M 1.65

Diese Schrift ist ein Mahnruf, der nicht ungehört verhallen darf, denn was sie ausspricht, bewegt heute viele Menschen. Der Verfasser fordert, daß sich die Entschlüsse unseres privaten Lebens unter den Gesichtspunkt des allgemeinen Wohles stellen, daß wir die Unabhängigkeit vom Ausland in unserem Verbrauch, die Veredlung der deutschen Produkte, die Einfachheit in den Formen unseres Gemeinschaftslebens zurückgewinnen. Wir brauchen eine nationale Übereinkunft derer, die diesen Weg gehen wollen. Schefflers Schrift soll sie vorbereiten.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Soeben erschien
in zweiter, vermehrter Auflage:

Aus rheinischen Jugendtagen

von Paul Kaufmann

Mit 17 Bildern in Kupfertiefdruck

Preis geheftet Mark 33.–,
in Leinen gebunden Mark 45.–
zuzüglich 20 Prozent Teuerungszuschlag

Das aus der Feder des Präsidenten des Reichsversicherungsamts hervorgegangene treffliche Werk hat die verdiente Aufnahme gefunden. Schon wenige Wochen nach dem Erscheinen war die erste Auflage vergriffen. Die zweite Auflage hat der Verfasser sorgfältig durchgearbeitet und mehrfach ergänzt. Dabei sind namentlich kulturgeschichtliche Betrachtungen vertieft und politische Schlaglichter schärfer herausgearbeitet worden. Die Presse hat die hervorragende Bedeutung dieses Memoirenwerkes voll gewürdigt, wie sehr zahlreiche Besprechungen beweisen.

*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Georg Stilke, Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 66/67

Digitized by Google

Das Hauptwerk des Russentums in deutscher Übertragung

Soeben erschien:

N. J. DANILEWSKY

Rußland und Europa

Eine Untersuchung über die kulturellen und politischen Beziehungen der slawischen zur germanisch-romanischen Welt / Übersetzt und eingeleitet von Karl Nötzel / Geheftet M 26.–, gebunden M 32.–

Mit dem Zusammenbruch des zaristischen Rußland ist der Panslawismus nicht erledigt. Immer klarer wird es vielmehr, daß der Bolschewismus nicht nur die spezifisch russische Form des extremen Sozialismus ist, sondern daß er auch einen besonderen Wesenszug der national-russischen Politik, eben jenen imperialistischen Expansionsdrang, den wir Panslawismus nennen, unverkennbar in seine internationale Betätigung aufgenommen hat.

Danilewskys Buch, die „Bibel" der Panslawisten, bietet als grundlegendes Selbstbekenntnis des Panslawismus das wertvollste Material zur Lösung der Rätsel der russischen Sphinx.

Alle Kapitel seines Buches weisen auf wichtige, auch heute noch gültige trennende Momente im Verhältnis Rußlands zu Westeuropa hin. Es bleibt ein historisches Dokument, dessen Bedeutung der weltumspannenden Weite seiner Probleme wie der Authentizität und Unmittelbarkeit seiner Darlegungen entspricht.

★

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART

Geschäftliche Mitteilung

Bromwasser von **Dr. A. Erlenmeyer** wird als Ergebnis systematischer Versuche und Beobachtungen aus natürlichem Mineralwasser hergestellt, enthält also dessen natürliche Salze und dessen natürliche Kohlensäure; ihm sind drei Bromsalze zugesetzt, die den Höchstgehalt an elementarem Brom aufweisen. Die Wirkung aller Bromsalze auf das erkrankte Nervensystem ist eine tonisierende, d. h. eine beruhigende und zugleich stärkende. Sie hängt ab von der Diffoziation der Bromsalze, d. h. der Bildung der Bromwasserstoffsäure, die das eigentlich wirkende Prinzip ist. Diese Bildung wird durch die Einwirkung der natürlichen Kohlensäure eingeleitet, beginnt mithin schon in der Flasche und ist keinem trockenen Bromsalze eigen. Darauf beruht einerseits die überraschende Wirkung des Bromwassers von Dr. A. Erlenmeyer bei Nervosität, Schlaflosigkeit, Neurasthenie und sonstigen nerv. Beschwerden, eine Wirkung, die andererseits dadurch hervorgebracht wird, daß — nach der Jonentheorie — die Lösung eines Bromsalzes in einer zweiten und dritten Bromsalzlösung eine Steigerung der Konzentration und damit eine Steigerung der Wirkung hervorruft. Üble Nebenwirkungen sind ausgeschlossen, da seine natürliche Kohlensäure die Ausscheidung der Bromsalze beschleunigt und eine Aufstapelung (Bromismus) verhindert. Nervenkrankheiten pflegen in den allermeisten Fällen chronische Krankheiten zu sein, die auch eine chronische Behandlung erfordern. Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer muß daher kurgemäß gebraucht werden. Einzelgabe: 75 ccm (ein Weinglas) = 1 gr Bromsalze. Diese zwei- bis dreimal täglich nach den Mahlzeiten. Größere Gaben auf ärztliche Verordnung. Literatur und Probefläschchen den Herren Ärzten kostenlos durch Dr. Carbach & Cie., Coblenz 2 a Rh.

Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**
Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.
BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO
Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Prospekt über
WISSENSCHAFTLICHE CHARAKTERFORSCHUNG
frei (gegen Rückporto) durch das GRAPHOLOGISCHE INSTITUT **H. GERSTNER**
Freiburg i. B., Zasiusstr. 87

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT - STUTTGART · LEIPZIG · BERLIN

Soeben wurde ausgegeben:

J. J. Ruedorffer: Die drei Krisen

Untersuchungen über den gegenwärtigen politischen Weltzustand

Geheftet M 8.–

Hinter dem Pseudonym J. J. Ruedorffer verbirgt sich bekanntlich einer unserer geistvollsten Diplomaten und Politiker. Gleich seinem Buch „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart" wird auch die neue Arbeit, die als eine Art Nachwort gedacht ist, berechtigtes Aufsehen erregen. Sie ist der Versuch, in dem Wirrwarr des Geschehens den Gesamtzusammenhang zu finden u. den Boden für ein Handeln zu schaffen, das nicht von den Dingen gemeistert wird, sondern sie meistern will.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten
Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,
Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Fünfundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

September 1920

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CORNELL UNIVERSITY
OCT 28 1920

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

E. C. Corti: Bismarcks Kampf mit Alexander von Battenberg und der Kaiserin Friedrich (Schluß) 193

v. Scheller-Steinwartz, Gesandter: Parteiendämmerung 203

Georg Graf Waldersee, Generalleutnant: Vom Militarismus und Sozialismus 208

Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener (Fortsetzung) 224

Professor Dr. Otto Münch (Darmstadt): Der Kampf um Persien 237

Karl Hans Strobl: Der Tscheche. Eine völkerpsychologische Betrachtung (Schluß) 245

Kurt Paechter: Eine Fahrt durch die deutschen Ausgrabungsstätten in Kleinasien. Eine Erinnerung aus der Vorkriegszeit 253

Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil. Herausgegeben von Professor H. Ullmann (Fortsetzung) .. 257

H. Wittmaack, Reichsgerichtsrat a. D.: Ein Ausnahmegericht 274

Literarische Berichte 279

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 283

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1920

Preis des Jahrgangs 48 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet M 1.20.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Nachlaß. Beilagen nach Vereinbarung.

Annahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und sämtlichen Anzeigen-Geschäftsstellen.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19:
47 Millionen Mark.

Zweckmäßigste Kapitalanlage.

Bei Nervosität, Schlaflosigkeit, nerv. Herz-, Magen- und anderen Beschwerden verordnet der Arzt

eine Trinkkur mit Lithionwasser von Dr. A. Erlenmeyer

Dieses hat den Charakter und den Wert eines natürlichen alkalisch-muriatischen kohlensauren Mineralwassers. Literatur kostenlos. Gebrauchsanweisung auf jeder Flasche. In den Apotheken und Handlungen nat. Mineralwässer, sonst durch Dr. Carbach & Cie., Coblenz 2 a. Rh., in Kisten zu 10 oder 30 Flaschen.

VERLAG VON WILHELM ERNST & SOHN, BERLIN W 66, WILHELMSTR. 90

DIE VOLKSWOHNUNG

ZEITSCHRIFT FÜR WOHNUNGSBAU UND SIEDLUNGSWESEN

HERAUSGEGEBEN VON

DR.-ING. WALTER CURT BEHRENDT

JÄHRLICH 24 HEFTE — MIT VIELEN TEXTABBILDUNGEN

PREIS HALBJÄHRLICH M. 16.— UND M. 2.40 ÜBERSENDUNGSSPESEN

Amtlich empfohlen durch Rundschreiben des Staatskommissars für das Wohnungswesen und des Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten

In der grossen Reihe der Fachzeitschriften hat es bisher an einem Organ gefehlt, das sich ausschliesslich mit der Frage des Volkswohnungsbaues beschäftigt, der heute die wichtigste soziale Aufgabe darstellt.

DIE VOLKSWOHNUNG

ZEITSCHRIFT FÜR WOHNUNGSBAU UND SIEDLUNGSWESEN

hat diese Lücke geschlossen, und der grosse Erfolg, der ihr im ersten Jahre ihres Erscheinens beschieden war, hat den Beweis erbracht, dass mit ihrer Gründung einem ernstlich empfundenen Bedürfnis entsprochen wurde.

»Die Volkswohnung« ist eine Halbmonatsschrift, die der Praxis des Wohnungs- und Siedlungswesens dient. Sie bringt die Beiträge namhafter Autoren über die Probleme der städtischen und ländlichen Ansiedlung, sowie der inneren Kolonisation nach ihrer wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung und behandelt die damit zusammenhängenden Bauaufgaben nach der technischen und künstlerischen Seite.

Heft 1 (2 M.) zur Ansicht durch jede Buchhandlung, sowie durch die

Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung, Berlin W 66, Wilhelmstraße 90

Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart

Soeben erschien:

Mörike Gedichte

mit neun Scherenschnitten von Maria Jutz

Auf holzfreies Papier gedruckt; der Ausstattung des XII/178 Seiten umfassenden Bandes wurde alle Sorgfalt zugewendet. Für die Scheren-..... schnitte stand ebenfalls ein holzfreier feiner Karton zur Verfügung .....

In künstlerischem Pappband M 16.–

Für Bibliophilen wurde eine Liebhaberausgabe auf gelblichem schweren Bütten in 50 numerierten Exempl. in echtem Ganzpergamentband hergestellt

Preis M 80.–

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Der Schwäbische Bund

Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland

Unter Mitarbeit der namhaftesten Dichter, Künstler und Gelehrten
Jedes Heft über 100 Seiten mit zahlreichen Tafeln und Textbildern
Bezugspreis: Vierteljährlich M 12.50, Einzelheft M 4.30

Aus zahlreichen Pressestimmen:

Vossische Zeitung, Berlin: Man kann dieser ausgezeichneten, heimatstolzen Zeitschrift nur recht viele ebenso gut geratene Brüder wünschen.

Frankfurter Zeitung: Eine belehrende und gut unterhaltende Zeitschrift.

Bonner Zeitung: Eine sehr hochstehende, echt vaterländische Monatsschrift.

Die Frauenwacht: Möchte sich die so reiche Anregung bietende Zeitschrift recht viele Leser erwerben.

Nationalzeitung, Basel: Der Inhalt dieser Hefte ist von erfreulicher Reichhaltigkeit. Die Zeitschrift sei darum regster Beachtung empfohlen.

Badischer Beobachter, Karlsruhe: Eine vorzüglich redigierte, buchtechnisch fein ausgestattete, wissenschaftlich und künstlerisch hochstehende Zeitschrift.

Ausführliche Ankündigungen und Probehefte versendet

Verlag „Der Schwäbische Bund" (Strecker & Schröder) G. m. b. H., Stuttgart

Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**
Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.
BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO
Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Gummiwaren-Versandhaus OTTO HEIMSOTH in Braunschweig 37
sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

Geschäftserfolg u. Lebenserfolg
Von **Paul Lechler.** 6. Auflage. (22.—24. Tausend)
Kart. M 7.—. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Prospekt über
WISSENSCHAFTLICHE CHARAKTERFORSCHUNG
frei (gegen Rückporto) durch das GRAPHOLOGISCHE INSTITUT **H. GERSTNER**
Freiburg i. B., Zasiusstr. 87

Soeben sind erschienen:

Deutsches Kommersbuch. 12. Aufl. Historisch-kritische Bearbeitung besorgt von Dr. K. Reisert. Mit Titelbild. 12° (XVI u. 744 S.) *M* 13.–; in Pappe *M* 20.—; in Kunstleder mit Messingknöpfen *M* 26.—

„. . . Sicherlich eine der besten Liedersammlungen, die gegenwärtig vorhanden sind."
(Reichspost, Wien 1912, Nr. 570.)

Faßbender, Dr. M., Wollen eine königliche Kunst. Gedanken über Ziele und Methode der Willensbildung und Selbsterziehung. 13.—16., verbesserte Aufl. (27.—36. Tausend.) 8° (VIII u. 276 S.) *M* 12.50; geb. *M* 15.50.

„Dieses feine, gedankentiefe Werk, von Zeitungen und Zeitschriften aller Schattierungen aufs günstigste besprochen, gehört zu den Büchern, die auf die Gestaltung der Erziehung in der neuen deutschen Zukunft einen starken Einfluß haben werden."
(Der Naturarzt, Berlin 1916, Nr. 10.)

Muckermann, H., S. J., Kind und Volk. Der biologische Wert der Treue zu den Lebensgesetzen beim Aufbau der Familie. 3., bedeutend vermehrte Auflage. (8.—11. Tausend.) 2 Teile. 8°
1. Teil: Vererbung und Auslese. Mit 2 Tafeln. (XII u. 174 S.) *M* 8.60, geb. *M* 10.40
2. Teil: Gestaltung der Lebenslage. Mit 1 Tafel. (VIII u. 232 S.) *M* 11.40, geb. *M* 13.40

Die vielbegehrte Schrift ist in der vorliegenden Auflage um ein Vielfaches vermehrt. Sie behandelt nunmehr in zwei selbständigen Teilen die Summe der Lebensgesetze, die für den Aufbau der Familie der Zukunft wesentlich sein dürften. In der neuen Form enthält die Schrift zugleich die wichtigsten Gedankengänge, die den weit bekannten Vortragswochen über „Die Familie im Lichte der Lebensgesetze" zugrunde liegen. Alle Menschen, denen das kommende Geschlecht anvertraut ist oder die selber den Kreislauf des Lebens weiterzuführen sich berufen fühlen, werden viel Lebensweisheit und Lebensglück aus den ganz reinen und naturtreuen Darlegungen schöpfen, die, wie die Teilnehmer der Vorträge sagen, Wahrheit und Liebe gemeinsam erlebt und gestaltet haben.

Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Fünfundvierzigster Jahrgang. Vierter Band
Oktober bis Dezember 1920

Stuttgart und Leipzig 1920 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLV

(Oktober bis Dezember 1920)

Seite

Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Roux (Halle a. S.): Über Professor Steinachs künstliche Verjüngung 1

Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Pleuer (Schluß) 4

Dr. Max v. Szczepanski, Oberstleutnant a. D.: Hans Delbrück und Karl v. Clausewitz 14

Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil. Herausgegeben von Professor H. Ulmann .. 21. 145. 265

Albert Freiherr v. Margutti, Feldmarschalleutnant a. D.: Die Kaiser Franz Joseph I. und Wilhelm II. Persönliche Erinnerungen 34. 157

G. Klehmet: Zum Novembersturm von 1908 42

Dr. Alfred Hillebrandt, Deutsch-Lissa bei Breslau: Indiens Lehren für „Kulturpolitiker“ 50

Freiherr v. Griesinger, Gesandter z. D.: Die kritischen Tage in Serbien. Erinnerungen 60

Dr. Butterfack, Generaloberarzt: Menschen, Völker, Welten. Versuch einer Erweiterung des biologischen Denkens 75

E. K.: Das Schlagwort vom Staatsbankrott 90

Prof. Dr. R. F. Kaindl (Graz): Bismarck und der Anschluß Österreichs an Deutschland 97

Fried. Noack: Von König Humbert zu Viktor Emanuel III. Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers 100. 230

Friedrich v. Duhn: Die Sixtinische Madonna 113

Gustav Mayer: Briefe von Friedrich Engels an Mutter und Geschwister 126. 218

Dr. Zettel-Ettenach (Wien): Das Donaurecht und seine geschichtliche Entwicklung 139

Dr. Heinrich Kanner (Wien): Das Problem des sozialistischen Weltboykotts 155

Digitized by Google

Seite

Prof. Dr. Polis, Direktor des Meteorologischen Observatoriums Aachen: Der Wind und seine Bedeutung für das wirtschaftliche Leben. Mit 6 Abbildungen 168
C. v. Weizsäcker: Zur elsaß-lothringischen Frage 193
Prof. Dr. Ch. Bäumler, Wirkl. Geh. Rat: Der Achtstundenarbeitstag. Vom wissenschaftlich-ärztlichen Standpunkt aus betrachtet 202
Alexander Baumann, Professor an der Technischen Hochschule, Stuttgart: Der Luftverkehr 240
Dr. Fritz Endres: Deutsche Geschichte in deutschen Geschichten 274
E. K.: Die neueste Entwicklungstendenz in der deutschen Industrie .. 277

Kleine Revuen

Literarische Berichte 92. 182. 280
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95. 190. 287

Digitized by Google

Einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der letzten Jahre

Soeben erschien:

Erlebnisse im Weltkrieg

Von

Reichsfinanzminister a. D.

M. Erzberger

In Halbleinen geb. M 38.—

Mit lebhaftem Interesse hat die gesamte politische Welt des In- und Auslandes dem Erscheinen dieses Werkes entgegengesehen. Und die dem Buch entgegengebrachten Erwartungen werden nicht enttäuscht. Wer es zur Hand nimmt, wird es voll Spannung durchlesen, um dann immer wieder die großen Probleme des Weltkriegs zu studieren, wie sie Erzberger, der so viel erlebt hat, in klarer, volkstümlicher Sprache der Öffentlichkeit schildert. Wohltuend berührt der durchaus sachliche, vornehme Ton, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht. Die lebenswarme, von starkem patriotischem Ton getragene Kennzeichnung der politischen Vorgänge wird dankbar empfunden. Dabei hält sich Erzberger stark zurück. Er läßt die Tatsachen, die er erlebt hat, für sich selber sprechen, auch wo er als der Haupthandelnde auftritt und die Öffentlichkeit zum erstenmal den Hergang der Dinge erfährt. Es sei nur an die geradezu erschütternden Kapitel: Die päpstliche Friedensvermittlung, der Gang nach Compiègne, Der Waffenstillstand, Der Kampf um den Friedensschluß u. a. erinnert. Erzberger hat wirklich durch sein Buch eine in der Öffentlichkeit schwer empfundene Lücke meisterhaft ausgefüllt.

Unentbehrlich nicht nur für jeden Historiker, Parlamentarier, Politiker und Staatsmann,

sondern auch für jeden, der am politischen Leben lebhaften Anteil nimmt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Zwei Bildproben
(verkl.) aus dem humoristisch-satirischen Werk

„Fränzchen"
von Mulli Mulli

2 Bände, zusammen etwa 500 Seiten Text, mit 112 Bildern

Zweite hohe Auflage

Meine lieben Wichtel!

Schönstes Geschenk von bleibendem Wert

für jedermann, ob alt oder jung, ob Anhänger dieses oder jenes Bekenntnisses.

Fest der Wichtel

Glänzendste Anerkennungen.

Leitstern: Frohsinn (nicht Leichtsinn), sinnige Belehrung, Humor und nicht verletzende Satire, Liebe zum Schönen und Edlen, Liebe zur Heimat.

Trotz der hohen Herstellungskosten ist der Preis äußerst niedrig;

je Band Mk. 21.50 fein gebunden,
„ „ 18.– „ geheftet,
beide zus. „ 40.– „ gebunden,
„ „ 34.– „ geheftet,

bei portofreier Zusendung (Nachnahmegebühr besonders).

Diese Bilder sind außerdem als überaus wirkungsvoller Wandschmuck, in Mehrfarbendruck, vorrätig. Verlangen Sie dieserhalb kostenlose Aufklärung.

Baldige Bestellung ist empfehlenswert, da eine Neuauflage vor Weihnachten kaum möglich sein wird. — — — Durch jede Buchhandlung oder vom

Mulli-Verlag Fritz Görres, Essen, Eleonorenstraße

Postscheckkonto 77587 Köln.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Über Professor Steinachs künstliche Verjüngung

Von

Geheimen Rat Prof. Dr. Wilhelm Roux (Halle a. S.)

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Ihrem Ersuchen um einen Bericht über Wahrheit und Dichtung von Steinachs Verjüngung des Menschen kann zur Zeit noch nicht entsprochen werden. Denn die Wahrheit liegt noch in der Zukunft verborgen; daher ist auch noch nicht zu sagen, wieviel von unseren jetzt gehegten Hoffnungen sich als Dichtung erweisen wird.

Gleichwohl glaube ich Ihren Lesern durch Aufklärung der Sachlage etwas nützen zu können.

Steinachs zur Verjüngung von Männern angewandte Methode besteht in der Unterbindung der Samenwege an einer bestimmten Stelle. Er und sein Arzt, Dr. Lichtenstern in Wien, haben diese Methode zur Zeit der Abfassung seines Buches[1]) nur erst an drei Menschen mit allerdings sehr gutem Erfolg angewandt; wie oft die Anwendung ohne solchen Erfolg geschehen ist, ist nicht mitgeteilt. Bei den ausgeprägt altersschwachen, aber „gesunden" Versuchstieren (Ratten) ergab diese Methode dagegen ausnahmslos hochgradige körperliche und seelische Verjüngung. Letztere bekundete sich in wiedererwachtem Interesse für die Umgebung, in Kampfeslust und in Begierden. Körperlich wurden die vorher sehr abgemagerten, schwachen, leicht ermüdenden Tiere wieder muskelstark, ausdauernd und fett; das Fell wurde wieder dicht und glänzend, das müde, trübe Auge wieder hell, der Blick lebhaft. Die Geschlechtsorgane glichen wieder an Größe und Leistungsfähigkeit denen jugendlicher Individuen. Da alles dieses leicht und sicher feststellbar ist, liegt keine Veranlassung vor, an der Richtigkeit dieser überraschenden Ergebnisse zu zweifeln. Demnach sind nicht nur die Geschlechtsorgane verjüngt, wie von gegnerischer Seite irrtümlich behauptet wird, sondern fast alle Organe, und es ist der sonst stetig fortschreitende Prozeß des Alterns nicht bloß aufgehalten, sondern direkte Verjüngung hat stattgefunden. Bei

[1]) Eugen Steinach, Verjüngung durch experimentelle Neubelebung der alternden Pubertätsdrüse. Sonderdruck aus dem Archiv für Entwickelungsmechanik, Band 46, Heft 4. Berlin 1920, Julius Springer.

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

diesen Ratten fand zugleich eine Verlängerung des Lebens um ein Viertel der normalen Lebenszeit statt.

Bei der großen Ähnlichkeit des Lebenslaufes und der allgemeinen Lebensvorgänge der Säugetiere mit denen des Menschen darf man die „Vermutung" hegen, daß beim Menschen der gleiche Eingriff ähnliche Folgen haben werde. Ich bezeichnete daher Steinachs Methode für gesunde Menschengreise am Anfang der Senescenz als verjüngungverheißend. Wie weit sich diese Verheißung als richtig erweisen wird, kann natürlich, wie bei jeder neuen Methode, nur die Erfahrung lehren. Eine erhebliche Einschränkung liegt von vornherein darin, daß nur wenig Menschengreise ganz gesund sind; auch kann bei der Diagnose dieser Gesundheit ein vielleicht den Erfolg beeinträchtigender Irrtum vorkommen. Die Erfahrung wird zeigen, ob alle gesunden, am Beginne der Senescenz operierten Greise erheblich körperlich und geistig verjüngt werden, in welchem Maße dies der Fall ist, wie lange der Erfolg anhält, um wieviel bei schon vorgeschrittener Senilität der Erfolg geringer ist, und wie danach das Ende des Lebens verlaufen wird.

Chirurgisch ist der nur ein paar Tage klinischen Aufenthalts erfordernde Eingriff ein leichter. Auf einen möglichen Fehler bei der Ausführung habe ich geeigneten Orts hingewiesen.[1]) Durch zunächst nur einseitige Ausführung kann eventuelle, noch unbekannte nachteilige Folge abgeschwächt oder vermieden werden.

Von den drei mit gutem Verjüngungserfolg behandelten Menschen war der eine sehr vorzeitig, schon im 42. Jahre, von hochgradiger Senescenz befallen. Aber auch die beiden anderen waren nicht ganz gesund. Letzteres unterdrückte ich im Referat, um nicht gleich zu weitgehende Hoffnungen bei vielen Kranken zu erregen. Der Fall von der geheilten vorzeitigen Altersschwäche wirkte aber schon so, daß täglich bei Steinach, und sogar bei mir, einem Anatomen, der also überhaupt lebende Menschen nicht behandelt, viele Gesuche, durch Krankheit oder Laster Geschwächter um Behandlung eingeben.

Die nächsten fünf Jahre werden lehren, bei welchen Krankheiten die Steinachoperation etwas nützt, was sie nützt und ob sie bei manchen Krankheiten schadet. Letzterem wird wohl wieder durch zunächst nur einseitige Unterbindung vorgebeugt werden können.

Es sind bereits zweierlei Einwendungen gegen die Methode erhoben worden. Erstens von Theoretikern, welche die Richtigkeit der gedanklich von Bouin, Ancel, J. Tandler-Harms stammenden Theorie, auf Grund deren Steinach experimentierte, bezweifeln. Solche theoretischen Zweifel haben aber keine praktische Bedeutung; denn auch auf Grund unrichtiger Theorien können für den Menschen nützliche Ergebnisse gewonnen werden.

Viel schwerer wiegen die Einwendungen der Chirurgen. Letztere haben

[1]) Deutsche Medizinische Wochenschrift Nr. 32, S. 891.

Digitized by Google

nach der schon seit vielen Jahren geübten Ausschneidung der abnorm vergrößerten Prostata allmählichen Narbenverschluß der Samengefäße, aber nur manchmal Auffrischung der Lebenskräfte beobachtet. Der große Chirurg Erwin Payer berichtete jüngst auf Grund seiner reichen Erfahrung sogar von einigen Fällen sehr nachteiliger seelischer Folgen dieser Operation. Hier zeigt sich ein großer Widerspruch, den nur weitere Erfahrungen aufklären können. Ich dachte mir, daß diese Verschiedenheit der Ergebnisse außer von Verschiedenheit der Operierten auch von der Verschiedenheit der Operationen herrühre. Steinach unterband die Samengefäße zwischen Hoden und Nebenhoden, wobei außer der plötzlichen Stauung des Samens im Hoden noch Abtrennung beider Organe voneinander stattfindet. Durch diese Trennung könnten vielleicht noch unbekannte Wechselbeziehungen zwischen beiden Organen unterbrochen werden. Der Nebenhoden hat ganz eigenartiges Epithel, welches wohl auch eine nach Ausschneidung der Prostata oder einige eigenartige uns noch nicht bekannte Funktionen hat. Bei Steinachs Unterbindung kann ferner das Sekret dieser Drüse noch abfließen. Bei dem Verschluß wurden die Samengefäße aber an weiter abwärts gelegener Stelle verschlossen; dadurch wurde das Sekret beider Drüsen allmählich gestaut, der Hoden aber nicht vom Nebenhoden getrennt.

Ob dieser Unterschied der Operationen Mitursache der verschiedenen Erfolge ist, ist zur Zeit nicht zu sagen. Es liegen noch große Rätsel vor.

Um die jetzigen Widersprüche der Ergebnisse aufzuklären, müssen, außer besondere Statistik über die Arten der Behandlungen, über die Ergebnisse derselben bei „gesunden" Greisen und bei den verschiedenen, sehr genau zu ermittelnden Krankheiten der anderen Operierten gemacht werden.

Bezüglich der Verjüngung der Frauen erklärt Steinach zwei Methoden für voraussichtlich wirksam: die Röntgenbestrahlung mittleren Grades der Eierstöcke und die Einpflanzung von Eierstöcken jugendlicher Mädchen. Die Röntgenbestrahlung der inneren weiblichen Geschlechtsorgane ist aber gleichfalls schon seit Jahren mit Erfolg zu Heilzwecken vorgenommen worden, hat aber nur selten so gewirkt, daß man von Verjüngung reden konnte. Ob die Wirkung bei „gesunden" Frauen eine mehr verjüngende sein wird, kann wieder nur die Erfahrung lehren.

Letzteres gilt auch für die Wirkung eingepflanzter lebender Eierstöcke junger Mädchen, die aber wohl nur kurz dauernden Effekt haben wird, denn eingepflanzte menschliche Organe erhalten sich nur eine Anzahl Monate in einem anderen Menschen. Ob die Wirkung der Übertragung diese Zeit erheblich überdauert, ist aber zu bezweifeln. Die Überpflanzung würde wohl in der Weise geschehen, daß man einem lebenden Mädchen nur einen Eierstock abkauft oder von den Eltern eines soeben an einer rein lokalen Affektion verstorbenen, im übrigen ganz (!) gesunden Mädchens beide Ovarien erwirbt und in Stücken unter die Haut oder unter die Bauchmuskeln überpflanzt. Vielleicht wirken auch schon die Eierstöcke noch nicht geschlechtsreifer Mädchen.

Digitized by Google

Es meldeten sich auch bereits gesunde Damen, die schon vor dem Eintritt der ersten sichtbaren Zeichen des Alters aus Eitelkeit oder aus Berufsgründen (Schauspielerinnen, Sängerinnen) behandelt zu werden wünschen, um nicht erst zu „altern". Auch hier ist der gute, negative oder eventuell schädliche Erfolg erst auszuprobieren. Die Röntgenbestrahlung wäre wohl gleich der Unterbindung beim Manne zunächst nur auf einer Seite auszuführen und erst nach günstigem Erfolg auch auf den anderen Eierstock anzuwenden.

Für den Menschen liegt also aller Erfolg noch im Schoße der Zukunft. Aber eine verheißungsvolle Aussicht ist durch Steinach eröffnet, wenigstens für gesunde Greise und Greisinnen vom Anfang der Senilität.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Art der Veröffentlichung von Steinachs Werk bei den Ärzten eine nicht unberechtigte Mißstimmung hervorgerufen hat. Dies beruht darauf, daß die vom Autor veranlaßte Voranzeige seines Buches in den Zeitungen nicht, wie beabsichtigt war, nur ein paar Tage, sondern mehrere Wochen vor dem Erscheinen des Buches erfolgt ist, so daß das Publikum viel eher vom Allgemeinen benachrichtigt wurde, als die Ärzte Genaueres erfuhren. Daran waren die mißlichen Zeitumstände schuld, welche die Fertigstellung des Buches in nicht vorhergesehener Weise verzögerten.

Halle a. S., den 19. August 1920. W. Roux.

Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener

(Schluß)

Die unangenehmen Verhältnisse in der Partei hielten mich nicht ab, zu einer deutschböhmischen Parteiversammlung am 9. April nach Prag zu gehen, die sich mit der Vorbereitung der bevorstehenden Reichsratswahlen beschäftigte, und in der übrigens nicht versucht wurde, die Gegensätze der jüngsten Vergangenheit dorthin zu verpflanzen. Man wies einige Leitsätze einem zur Ausarbeitung eines Programms eingesetzten Komitee zu, in denen eine ziemlich nichtssagende Bemerkung über die Okkupation enthalten war, und sprach den Wunsch nach einer Verständigung mit den Tschechen aus. Ich ging von dort nach Eger zu meinen Wählern, vor denen ich meine Haltung in der bosnischen Angelegenheit und in jener des Berliner Vertrags rechtfertigte, und fand zu meiner großen Freude die Zustimmung meiner Wähler. In Wien lief eine langweilige und langwierige Budgetdebatte, in der eine große Anzahl von Abgeordneten sich vor Schluß der Wahlperiode noch hören lassen wollten, ich nahm daran gar keinen Anteil. Ende April starb Baron Kellersperg, der bekanntlich Statthalter in Böhmen gewesen war und in den letzten Jahren dem Abgeordnetenhaus angehört hatte, ein Mann von selbständiger politischer Überzeugung, schroff und anders als die meisten unserer hohen Beamten. Er war ein großer Gegner Herbsts und trat auch wegen eines Konflikts mit diesem

Digitized by Google

von der Prager Statthalterei zurück, nach dem Sturz Hohenwarts versuchte Andrássy ihn für das Ministerpräsidium zu gewinnen, allein seine unnachgiebige Haltung gegen die Wünsche der Polen vereitelte die Kombination. Lasser war geschickter und brachte dann die galizische Resolution durch taktische Manöver ohne Konflikt zum Scheitern. Um diese Zeit starb auch der Chefredakteur der „Neuen Freien Presse", Michael Etienne, ein Mann, der durch seine Leidenschaft und Unduldsamkeit die bedauerliche Haltung unserer Partei in der bosnischen Frage wesentlich beeinflußt hatte. Er hatte sich in einen persönlichen Haß gegen Andrássy verrannt, suchte jede Annäherung der Partei an den Minister zu hindern, unbekümmert um die Folgen für die innere Politik; seine politische Gesinnung waren eigentlich die Ideen von 1848, in der letzten Zeit war er für einen Ausgleich mit den Tschechen tätig und an den mißlungenen Verhandlungen Fischhofs und Riegers beteiligt. Herbst hatte sich der geplanten Zusammenkunft mit Rieger entzogen, worüber Etienne sich in einem Brief an den Journalisten Scharf, der eine Mittelsperson war, in den verletzendsten Ausdrücken beklagte.[1]) Hätte Herbst diesen Brief gekannt, so hätte er wohl die Trauerrede am Grabe Etiennes nicht gehalten. Ende April fand der glänzende vom Maler Makart geleitete Festzug zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares statt, eine großartige Schaustellung, sehr reich und prunkvoll ausgestattet, die einen großen Fremdenstrom nach Wien zog.

Einen interessanten Nachtrag zum Berliner Vertrag bildete die mit der Türkei am 21. April 1879 abgeschlossene Konvention über Bosnien und den Sandschak, die am 13. Mai veröffentlicht wurde. Während der langen Verhandlungen, die den ganzen Winter dauerten, hatte Karatheodory-Pascha, der noch vom Berliner Kongreß her eine Revanche an Andrássy zu nehmen hatte, eine große Zähigkeit und wenig Entgegenkommen an den Tag gelegt und das Ergebnis war in der Tat wenigstens äußerlich ein Erfolg der Türkei. Im Eingang der Konvention wurden die Souveränitätsrechte des Sultans über Bosnien und die Herzegowina ausdrücklich anerkannt, der Gebrauch türkischer Fahnen auf den Minaretts, der Umlauf türkischer Geldmünzen gestattet, die Freiheit der Religionsübung den Mohammedanern zugesichert, nur gelang es der Türkei nicht, auch den provisorischen Charakter unserer Okkupation in die Konvention aufzunehmen, wie er in der geheimen Deklaration von Berlin vom 13. Juli 1878 ausgesprochen war. Bezüglich der Besetzung des Sandschaks wurde vereinbart, daß der Einmarsch der österreichisch-ungarischen Truppen im Einvernehmen mit der Türkei erfolgen solle und der Türkei nach ihrem Ermessen eine gleichzeitige Besetzung des von uns okkupierten Gebietes freistehe; in einem Zusatzartikel wurde ausgesprochen, daß unsere Monarchie zunächst nur die drei Plätze Priboj, Prepolje und Bielopolje im oberen Limgebiet besetzen wolle, die Besetzung weiterer Punkte solle im Einvernehmen der beiderseitigen

[1]) S. über diese Verhandlungen Charmatz, Adolf Fischhof, S. 333, und die Veröffentlichung in der „Wiener Sonn- und Montagszeitung" vom 1. Januar 1912.

Digitized by Google

Behörden erfolgen, für den Fall jedoch der Absicht der Besetzung von Punkten des Balkans von Ragosna sei eine neuerliche besondere Verständigung mit der Pforte notwendig. Der Eindruck der Veröffentlichung dieser Konvention war nicht günstig, die Gegner höhnten darüber, daß man jetzt endlich gezwungen war, einzusehen, daß ein Einvernehmen mit der Türkei der ganzen Okkupationspolitik voranzugehen hatte, die Annexionisten waren über die Anerkennung der türkischen Souveränität unzufrieden, und die wenig aufrichtige Sprache der Offiziösen, die diese Zugeständnisse nur als „akademisch und platonisch" bezeichneten, überzeugte niemand und konnte auch die daraus im Annexionsjahr entstandenen Schwierigkeiten für die Zukunft nicht bannen. Für die damalige Gegenwart aber waren die Bestimmungen über den Sandschak praktisch wichtiger, Andrássy hatte immer mit Recht ein großes Gewicht auf unsere Besetzung des Sandschaks gelegt, um die Verbindung zwischen Serbien und Montenegro zu hindern und um unser Ausfallstor nach Mitrowitza, von wo die Linie nach Saloniki führt, offenzuhalten. In der Konvention erreichte er aber von diesem Plan nur einen kleinen Teil, er begnügte sich zunächst mit der Besetzung des oberen Limgebietes, von dort aber war es noch ein gutes Stück Weg nach Sjenica und noch weiter nach Nowibasar; dessen Besitz wird aber erst durch die südlich davon liegenden Höhen des Ragosnabalkans gesichert, welche das Defilee von Mitrowitza beherrschen, und für die Besetzung dieser Position war eine neue Konvention nötig. Dieser zaghafte Vormarsch in den Sandschak von Nowibasar hatte außer den Einwendungen der türkischen Regierung wesentlich noch den Grund, daß Andrássy nach den bei der Okkupation Bosniens gemachten Erfahrungen bei einem weiteren Vordringen möglichst sicher gehen und große militärische Opfer vermeiden wollte, das einverständliche Vorgehen mit der Pforte sollte namentlich eine Bürgschaft gegen den etwaigen Widerstand der kriegerischen Albanesen im Gebiet von Nowibasar bieten. Auch der maßlose Widerspruch in Österreich und Ungarn gegen jede weitere Ausdehnung der Okkupation mag ihn zur Einschränkung seines ursprünglichen Programms vermocht haben. Tatsächlich war durch die Besetzung des Limgebiets wenig erreicht; wäre er wenigstens bis Sjenica gegangen, wo sich Serbien und Montenegro noch immer die Hand reichen konnten, so hätte er nicht bloß eine bessere militärische Stellung gewonnen, sondern auch die Annäherung gegen Mitrowitza vorbereitet. Gegen diese letztere mögen auch die Zweifel der Eisenbahnfachkreise über die technische und finanzielle Ausführbarkeit einer Eisenbahnverbindung von Bosnien nach Mitrowitza mitgewirkt haben, der gegenüber die Linie über Serbien als die kürzere und leichter ausführbare angesehen wurde; selbst Ingenieur Pressel, der größte Kenner aller dieser Balkantrassen, schwankte in dieser Beziehung, und Andrássy war nicht Fachmann genug und konnte oder wollte sich nicht für die Linie Bosnien-Mitrowitza-Saloniki ganz einsetzen, da die ungarischen Eisenbahnpolitiker die Verbindung über Serbien vorzogen. So hatte die Sandschakaktion einen schwächlichen Beginn, und aus dem stufenweisen Vordringen, wie es Tisza bei Verteidigung der Konvention im ungari-

Digitized by Google

schen Reichstag in Aussicht stellte, ist auch später nichts geworden, bis Aehrenthal im Januar 1908 das Projekt der Sandschakbahn plötzlich aufwarf, ohne es vorbereitet zu haben und ohne es nachdrücklich zu verfolgen und bis endlich derselbe Minister im Zusammenhang mit der Annexion Bosniens (Oktober 1908) den Sandschak aufgab, ein schwerwiegender verhängnisvoller Schritt, der vielleicht auf ältere vertragsmäßige Verbindlichkeiten gegenüber Italien zurückzuführen war, der aber unsere militärische und politische Position auf dem Balkan schädigte und dessen Unterlassung vielleicht den ganzen ersten Balkankrieg hätte abwenden können.

Obwohl der Reichsrat noch versammelt war, begannen die Vorbereitungen für die Neuwahlen schon im Mai. Zuerst erschien ein Aufruf der 112, die gegen den Berliner Vertrag gestimmt hatten, aus der Feder Sturms, der ein langatmiges, zum großen Teil selbstverständliches Programm brachte und eine übrigens nicht sehr scharfe Spitze gegen das Institut der Delegationen und eine Verwahrung gegen die weitere Ausdehnung der bosnischen Okkupation sowie das Verlangen nach einer Herabminderung des Heeresaufwandes enthielt. Die Absicht der Urhebers dieses Manifests war die Bildung einer Gesamtpartei auf Grundlage dieses Programms, das zugleich ein Appell an die Wähler sein sollte, die Okkupationsgegner wieder vollzählig in das Abgeordnetenhaus zu entsenden nach Analogie der 363 französischen Abgeordneten, die am 19. Juni 1877 gegen das Ministerium Broglie gestimmt hatten und deren Wiederwahl den republikanischen Wählern zur Pflicht gemacht wurde. Ebenso bestand der weitere Gedanke, jene Abgeordneten, welche für den Berliner Vertrag gestimmt hatten, durch Okkupationsgegner zu ersetzen; diese Proskriptionsabsicht wurde aber vom Gros der eigenen Anhänger nicht geteilt und die einzelnen Versuche zur Verdrängung unserer Gruppe mißlangen im Lauf des Wahlfeldzugs fast alle. Auch unser kleiner Rumpfklub der Linken fand sich veranlaßt, einen Rechenschaftsbericht zu erlassen, der auch etwas lang und umständlich ausfiel, unsere Haltung in der bosnischen Frage rechtfertigte, den Austritt der früheren Mitglieder beklagte und alle Spaltungen in der Verfassungspartei verurteilte. Der Gedanke Sturms, aus den 112 eine geschlossene einheitliche Partei zu machen, wurde sofort durch eine Sonderkundgebung des Fortschrittsklubs selbst widerlegt, die viel schärfer und oppositioneller klang als sein Aufruf, und im weiteren Verlauf erließen die verschiedenen provinziellen Fraktionen eine Reihe von Kundgebungen, die weit voneinander abwichen. Am 1. und 2. Juni fand in Eger die Wanderversammlung des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen statt, die angesichts der Wahlbewegung und vermöge der starken Teilnahme von Abgeordneten sich ganz wie ein deutschböhmischer Parteitag anließ; das Hauptereignis war eine Rede Dr Schmeykals, des Obmanns des Prager Parteikomitees, der für die Einigkeit der Partei, gegen die Nörgelei und den Ostrazismus, gegen den Glauben an die eigene Unfehlbarkeit und gegen den verbitternden Pessimismus sprach und für staatliche Machtstellung und staatliches Gesamtbewußtsein eintrat, worin viele eine

Digitized by Google

Spitze gegen die Haltung Herbsts erkennen wollten. Schmeykal war überhaupt ein gemäßigter Politiker und mit der Opposition gegen das Ministerium Auersperg in Sachen des ungarischen Ausgleichs und gegen Andrássy nicht einverstanden. Ich sprach einige doktrinäre Sätze über den Zusammenhang von Geschichtschreibung und Politik, dann ebenfalls für die Erhaltung der Einigkeit der Deutschböhmen im bevorstehenden Wahlkampf, alle Redner sprachen sich sehr erfreut über den bevorstehenden Eintritt der tschechischen Abgeordneten in den Reichsrat aus, sowie damals überhaupt unter den Deutschen in Böhmen eine sehr versöhnliche Stimme gegenüber dem anderen Volksstamm herrschte. Während der Egerer Versammlung traf dort die Nachricht vom Tod Giskras ein, die um so mehr Teilnahme erregte, als man in Böhmen von seiner Erkrankung nichts gewußt hatte. Trotz seiner Fehler und Taktlosigkeiten war Giskra doch eine der ersten parlamentarischen Figuren Österreichs. Aus kleinen Anfängen hatte er sich durch Talent, stürmisches Temperament und große Rednergabe zu einer hervorragenden Stellung emporgearbeitet. Seine Fähigkeiten waren groß, seine Leistungen nicht immer tief und gründlich, aber immer wirksam und eindrucksvoll, sein Gesichtskreis bewegte sich in den Ideen des Jahres 1848, die sein stärkster Jugendeindruck gewesen waren, zum besonnenen Parteiführer und Minister gebrach es ihm an vielen Eigenschaften, er verletzte durch seine Heftigkeit nicht bloß die Gegner, sondern auch die Parteigenossen und machte sich beim Kaiser durch seine Manierlosigkeit unmöglich. Ein großer Teil seiner Fehler war auf seine nervöse Reizbarkeit und wahrscheinlich auf physische Ursachen zurückzuführen, er war kein herzloser Mensch; wenn auch selbstgefällig und selbstbewußt, hatte er keinen Zug von Böswilligkeit, auch war er kein Intrigant, sein Ungestüm gab sich mit kleinen Machenschaften nicht ab. Sein Mißgeschick war, daß er sich in gewisse Ideen verrannte, so in den Kampf gegen das Militärbudget, in dem er in den sechziger Jahren seine Sporen verdient hatte und den er als eine Lebensaufgabe ansah, damit zog er sich die Gegnerschaft des Kaisers und des Erzherzogs Albrecht zu, die nicht bloß auf ihn beschränkt blieb, sondern sich auf die ganze Partei ausdehnte. Die Vorwürfe, die man ihm wegen Gründungen und Eisenbahnkonzessionen machte, waren meines Erachtens übertrieben und ungerecht, er tat nicht mehr als viele andere damals taten, um ein Vermögen zu erwerben, eine unehrenhafte Handlung aus gewinnsüchtiger Absicht konnte ihm nie nachgewiesen werden, er sprach nur ungeschickterweise über diese Dinge in einer Art, die seine Gegner leicht zu seinen Ungunsten ausbeuten konnten. Diese Agitation gegen ihn traf ihn schwer, so daß er in den Jahren 1873 bis 1879, in denen ich mit ihm im Reichsrat saß, nicht mehr das persönliche Ansehen hatte wie früher, nur manchmal erwachte wieder der alte glänzende Redner der sechziger Jahre, und dann ergoß sich seine freie und mächtige Rede mit der Gewalt eines Bergstroms über die Zuhörer, das waren die Momente, in denen er glaubte, seine alte Kraft wieder gewonnen zu haben und in denen der lebhafte Beifall des Hauses ihn über viel Ungemach und Bitterkeit tröstete. Seine Figur wird in der Geschichte

Digitized by Google

der österreichischen parlamentarischen Beredsamkeit immer obenan stehen und wenige werden seine rednerische Kraft und seinen Schwung erreicht haben.

Von den Wahlprogrammen der einzelnen Landeskomitees war der Aufruf der steierischen Fortschrittspartei der radikalste, außer einigen unklaren Reformwünschen verlangte er die Beseitigung der Interessenvertretung und der Delegationen sowie eine Umgestaltung des staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisses zu Ungarn, also eine weitgehende Abänderung der Verfassung. Vergebens warnte der Veteran der steierischen Politiker, Herr v. Kaiserfeld, in einem ausgezeichneten Artikel der „Neuen Freien Presse" vor diesem unreifen Radikalismus und vor gedankenlosen Schlagworten, deren Durchführung entweder unmöglich oder nur schädlich wäre, vergebens deckte er den Widersinn auf, der einmal die Personalunion mit Ungarn und die Zolltrennung und dann die Ausdehnung unserer wirtschaftlichen Betätigung nach allen Seiten in Aussicht nahm. Der Grazer Parteitag, auf dem leider Baron Walterskirchen das Programm gegen Kaiserfeld verteidigte, nahm dasselbe einstimmig an, auch der Parteitag der niederösterreichischen Fortschrittspartei in St. Pölten sprach sich gegen die Interessenvertretung aus, und ähnliche Stimmen erhoben sich in anderen Provinzen. Damit kam ein Zug des Radikalismus in die Partei, der alle späteren Spaltungen vorbereitete und ihr Ansehen auf die Dauer gefährdete. Aber eine unmittelbare, besonders schädliche Wirkung hatten die radikalen Angriffe gegen den Großgrundbesitz, welche zunächst der Rankünе der Führer der Fortschrittspartei wegen dessen Haltung in den Fragen des ungarischen Ausgleichs und der bosnischen Okkupation entsprangen, sonst aber ganz unbegründet waren, da der verfassungstreue Großgrundbesitz in allen Fragen der Staatseinheit unbedingt verläßlich war. Es war begreiflich, daß diese ungerechten und oft auch gehässigen Angriffe in den Kreisen des Großgrundbesitzes eine große Mißstimmung erregten, und an diese knüpfte nun Taaffe mit großem Geschick an, um in Böhmen und anderen Ländern Wahlkompromisse zwischen dem verfassungstreuen und dem konservativen Großgrundbesitz zustande zu bringen. Die erhaltenden Elemente, hieß es, sollten sich zur Abwehr der radikalen Bestrebungen zusammenschließen, zugleich wurde ausgegeben, daß eine solche Annäherung der direkte Wunsch des Kaisers sei. Fürst Auersperg, der sich leicht erbosen konnte und über die Radikalen besonders ärgerlich war, entschloß sich sehr rasch, ohne eine Parteiversammlung einzuberufen, dem konservativen oder, wie man ihn auch nannte, dem feudalen böhmischen Großgrundbesitz zehn Mandate unter der Bedingung zu überlassen, daß die Gewählten in den Reichsrat auch wirklich eintreten. Ursprünglich wollte Heinrich Clam auf eine solche einfache, vorbehaltlose Eintrittserklärung nicht eingehen, und so ergab, wie aus einer später von Auersperg im Herrenhaus (24. Mai 1882) gemachten Mitteilung hervorgeht, die weitere Verhandlung die Zustimmung seinerseits zu einer Erklärung der Feudalen, welche „die bisherige Passivität und deren Rückzug decken sollte". Daß Auersperg eigenmächtig zehn Mandate (von 23) der Gruppe Clam überließ, war überhaupt ein Schritt, der mit seiner

Digitized by Google

bisherigen schroffen Gegnerschaft gegen die Feudalen ganz unvereinbar war; wenn er aber in einem Anflug übler Laune und dynastischer Loyalität diesen Entschluß faßte, so war es doch dringend geboten, sich über die Durchführung des Kompromisses volle Sicherheit zu verschaffen, er mußte, wenn er nur einige Vorsicht walten lassen wollte, die Eintrittserklärung einvernehmlich und bindend festlegen und darauf dringen, daß die feudale Gruppe sich im Abgeordnetenhaus nicht dem tschechischen Klub anschließen werde, um die Wahlparole des Zusammenwirkens der beiden Großgrundbesitzgruppen zu ermöglichen. Er versäumte aber alle Sicherungsmaßregeln und war dann durch die von den Feudalen gemeinschaftlich mit den Tschechen bei ihrem Eintritt ins Abgeordnetenhaus abgegebene Erklärung, welche sich auf alle früheren böhmischen staatsrechtlichen Verwahrungen berief und an die Sprache der Fundamentalartikel erinnerte, und deren Bedeutung durch die ausdrückliche Anführung der Rechtsüberzeugung der böhmischen Abgeordneten in der Thronrede noch erhöht wurde, bitter enttäuscht. Hatte er so leichtsinnig und unvorsichtig gehandelt, so trifft die andere Seite der Vorwurf der Unaufrichtigkeit, indem sie den Mangel einer festen Vereinbarung benützte, um hinterher eine Erklärung abzugeben, die im vollen Widerspruch gegen die Voraussetzung stand, unter der die Verfassungspartei ihr die zehn Mandate überlassen hatte. Für Taaffe war das böhmische Wahlkompromiß ein großer Erfolg, die Konservativen, die immer die schärfste staatsrechtliche Opposition getrieben hatten und die eigentlichen Führer der Abstinenzpolitik gewesen waren, erklärten sich nun bereit, den Reichsrat zu beschicken, den sie seit 17 Jahren gemieden hatten, und diese ihre Bereitwilligkeit beseitigte zugleich den letzten Widerstand, den Rieger und eine kleine Gruppe um ihn noch während der Wahlbewegung gegen die von der überwiegenden Mehrzahl der tschechischen Wahlbezirke gewünschte Beschickung des Reichsrates erhoben hatten. Taaffe war es nicht darum zu tun, den Radikalen einige Sitze zu entreißen, um das gemäßigte Element der Verfassungspartei zu verstärken, er wollte zunächst vor dem Kaiser und der Öffentlichkeit den Triumph haben, endlich wieder einen vollzähligen Reichsrat zustande gebracht zu haben, dann lag ihm daran, die Zahl der verfassungstreuen Abgeordneten überhaupt zu vermindern, um den bis dahin vorherrschenden Einfluß der Linken zu brechen, und so wurde der verfassungstreue Großgrundbesitz dazu ausersehen, die Kosten beider dieser Erfolge zu tragen; nichts war ungerechter als diese Wahlpolitik, die angesichts der radikalen Angriffe gegen den Großgrundbesitz nun auch von Regierungs wegen diese Gruppe erschütterte, die den Staatsnotwendigkeiten zu jeder Zeit ihre patriotische Unterstützung gewährt hatte. In Mähren führten die Kompromißverhandlungen schließlich dazu, daß bei der Wahl die verfassungstreue Liste vollständig geworfen wurde; die niederösterreichischen Großgrundbesitzer wehrten sich standhaft gegen ihre politische Enteignung und ließen nur zwei Kompromißkandidaten durch. Der Verlust unserer Partei im Großgrundbesitz betrug im ganzen 21 Sitze, in den Landgemeinden 20 und in den Städten 8 Sitze, Gesamtverlust 49 Sitze. Der

Digitized by Google

Stand der Gesamtpartei wurde unmittelbar nach den Wahlen auf etwas unter die Hälfte der Mitgliederzahl des Abgeordnetenhauses veranschlagt — die Majorität war also verloren.

Anfangs August speiste ich ganz allein bei Andrássy im Stöckelgebäude in Schönbrunn, wo er mir seine Absicht, zu demissionieren, mitteilte. Er sei müde, krank, habe sich von seiner Lungenentzündung nicht erholt, spucke noch immer Blut. Im weiteren Verlauf erklärte er mir seine Verstimmung über die Wendung der inneren Politik, Taaffe hätte ursprünglich ein verfassungstreues Ministerium bilden sollen, und ein solches hätte er nach Kräften unterstützt. Nun sei aber die ganze Richtung eine andere geworden, die bevorstehende Ernennung Taaffes, der bis dahin nur Minister des Innern gewesen war, zum Ministerpräsidenten habe nunmehr die Bedeutung einer Schwenkung nach rechts und insbesondere nach der Seite der Feudalen und der Tschechen, er sei über diese Wendung gar nicht befragt worden, die er für gefährlich und schädlich halte, allein er könne den Kampf dagegen nicht mehr aufnehmen wie im Jahre 1871, weil die Verfassungspartei auch noch während der Wahlbewegung ihre unversöhnliche Haltung ihm gegenüber fortgesetzt habe, so daß ein Zusammenwirken mit ihr unmöglich geworden sei. Er beklage diese ungerechtfertigte und sinnlose Opposition, die ihn auch in der Fortführung der auswärtigen Politik fortwährend hindere, aber er könne daran nichts ändern.[1]) Als einen weiteren Grund seiner Rücktrittsabsichten bezeichnete er die Reibungen mit der Militärpartei, die mit der Aprilkonvention über den Sandschak unzufrieden sei und in der Frage der Besetzung des Gebiets von Nowibasar mehr Energie wünsche. Ich war durch diese Eröffnung sehr bestürzt und redete ihm zu, die Sache noch zu überlegen. Er meinte, es sei besser, beizeiten zu gehen als sich aufreiben zu lassen, sein Nachfolger (Károlyi oder Haymerle) werde übrigens seine Politik weiter führen und er werde immer in der Lage sein, seinen Rat in die Wagschale der Entscheidungen zu legen und schließlich würde er leichter zurückkommen, wenn sich die Agitation gegen seine Person mit seinem Rücktritt erschöpft und der jetzt gegen ihn herrschende Haß sich in seiner Abwesenheit verflüchtigt haben würde. Ich erwiderte ihm, daß er sich über die Leichtigkeit der Rückkehr täusche; wenn er einmal entfernt sei, so könne es auch für immer sein, und die Fälle solcher Wiederkehr seien bei uns sehr selten. Diese Erwartung jedoch schien er, trotz seiner allgemeinen ernsten Stimmung, mit einem gewissen Optimismus festzuhalten, er glaubte an seine Wiederauferstehung und hielt eine Pause von ein oder zwei Jahren für sich nur für vorteilhaft. Ich konnte ihn nicht vom Gegenteil überzeugen und schied mit aufrichtigem Bedauern von ihm; wenn ich auch mit vielen Phasen seiner Politik nicht einverstanden gewesen war, so hatte ich doch immer eine große Meinung von seiner Persönlichkeit und seinen Fähigkeiten und konnte seinen Rücktritt in einem Zeitpunkt nur beklagen, in dem ich gegen seine auswärtige Politik nicht

[1]) Vgl. darüber auch Wertheimer, III, S. 207.

Digitized by Google

mehr viel einzuwenden hatte. Die Folge zeigte übrigens, wie recht ich mit meiner Warnung des „les absents ont tort" hatte und wie sehr sich Andrássy irrte, wenn er glaubte, nach verhältnismäßig kurzer Frist wieder berufen zu werden und wie er sich auch darin täuschte, wenn er meinte, als Privatmann einen fortlaufenden Einfluß auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ausüben zu können.

Eine objektive Beurteilung der Politik des Grafen Andrássy wird sich immer die großen Hemmungen gegenwärtig halten müssen, die sich ihm entgegenstellten. Er wollte, womöglich auf friedlichem Wege, den Einfluß der Monarchie im Orient kräftigen und die russische Vorherrschaft nicht aufkommen lassen, scheute aber in letzter Linie nicht vor einem Konflikt mit Rußland zurück. Auf der anderen Seite stand die Politik des Kaisers und die Militärkanzlei, die eine Verständigung mit Rußland und keinen Krieg mit dieser Macht wollten, die sich mit der Annexion Bosniens begnügen und höchstens unter Umständen noch ein Stück darüber hinausgehen wollten. Die andere und starke Hemmung fand Andrássy an Bismarck, der jeden ernsten Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Rußland vermeiden wollte und darum immer auf eine einvernehmliche Ordnung der Dinge drang. Hatten diese beiden hemmenden Tendenzen doch einen eigenen positiven Inhalt, so war die Opposition der Verfassungspartei gegen jede aktive Orientpolitik und gegen jede Machtausdehnung der Monarchie ganz unbestimmt und negativ, lähmte aber die öffentliche Meinung im Sinn der absoluten Neutralität. In Ungarn war die reizbare populäre Strömung nur von Russenhaß und Türkenliebe erfüllt, war aber dabei nicht nachhaltig genug, um eine bloß kriegerische Politik zu tragen. Daß gegenüber solchen sich durchkreuzenden Tendenzen der Minister des Äußern oft zu einer schwankenden und widerspruchsvollen Haltung vermocht wurde, ist begreiflich; so sahen wir bald die eine Richtung der Verständigung mit Rußland in Reichstadt und bei Abschluß der geheimen Konventionen, bald wieder die antirussische Linie zur Geltung kommen. Aber es ist ungerecht, angesichts der verschiedenen entgegengesetzten einflußreichen Strömungen Andrássy allein des Mangels an Folgerichtigkeit zu zeihen; kein Staatsmann kann auf längere Dauer eine feste geradlinige Politik führen, wenn er des festen Halts und der ausgiebigen Unterstützung im eigenen Land entbehrt. Bismarck hatte im Jahr 1866 auch die öffentliche Meinung nicht auf seiner Seite, aber der König und die hohen Militärs standen zu ihm und er wußte, daß an der Hand preußischer Siege der nationale Gedanke der Vereinigung aller deutschen Stämme unter Preußens Führung erwachen und ihm eine ungeheuere volkstümliche Kraft zur Unterstützung an seine Seite führen würde. Andrássy hätte die öffentliche Meinung für seine Politik erziehen müssen, er verabsäumte dies, aber selbst wenn es ihm gelungen wäre, so hätte er die maßgebenden militärischen Kreise nicht gewonnen, und war darum in einer weit schwierigeren Lage als Bismarck im Jahre 1866. Eine bloß antirussische Politik hätte auch die Hilfe Englands gebraucht, die englischen Minister waren aber ganz unzuverlässig, einmal waren sie für die

Digitized by Google

Türkei, als sie das Berliner Memorandum verwarfen, dann drückten sie die Pforte auf der Konstantinopler Konferenz ärger als die Russen es taten, dann führten sie wieder in öffentlichen Reden drohende Worte gegen Rußland im Mund, um gleich darauf vor der Gladstoneschen Agitation einzuknicken, und nach einem scheinbar energischen Anlauf gegen den Frieden von San Stefano schlossen sie ein geheimes Separatübereinkommen mit Rußland, das vor dem Berliner Kongreß der Entscheidung der übrigen Mächte präjudizierte.

Im Inland hatte Andrássy keine Freunde, die österreichische Regierung war zu schwach und zu unpolitisch, um sich je für den Inhalt seiner Politik warm und mutig einzusetzen, sie begnügte sich mit formellen Erklärungen, ohne die Politik des Ministers des Äußern auch für sich aufzunehmen oder sie vor der Öffentlichkeit unter eigener Verantwortung zu vertreten. Die Deutschliberalen hatten sich in eine törichte persönliche Gehässigkeit gegen Andrássy verrannt, dem Wiener Adel, der damals noch voll Voreingenommenheit gegen Ungarn war, mißfiel seine revolutionäre Vorgeschichte, der konservative böhmische Adel war ihm direkt feindlich gesinnt wegen seines Eingriffs gegen die Fundamentalartikel im Jahre 1871. In Ungarn hatte er die alte Popularität verloren, dort warf man ihm wieder vor, daß er in Wien höfischen Einflüssen zugänglich sei und die Ziele einer ungarisch-nationalen auswärtigen Politik aus dem Auge verloren habe. So hatte er auch in seinem eigenen Land keine wirkliche Anhängerschaft, wenn ihn auch Tisza mit ungewöhnlichem Geschick verteidigte und die strenge Parteidisziplin in entscheidenden Momenten zu seiner Unterstützung anrief, aber es war dann doch immer mehr die innerpolitische Erwägung der liberalen Regierungspartei, die ihr Votum für Andrássy abgab, als die eigene lebendige Übereinstimmung mit seinem Vorgehen.

Läßt sich so mancher Widerspruch und Mißerfolg erklären, so muß doch jeder Unbefangene zugeben, daß Andrássy das Ansehen der Monarchie gehoben und ihre Stellung in Europa gekräftigt hat. Schließlich hat doch er Bosnien dem Besitzstand der Monarchie eingefügt, wenn er sich auch ursprünglich diese Erwerbung in einem anderen Zusammenhang vorgestellt hatte, er hat der Monarchie das Recht und die Macht verschafft, in die Balkanpolitik einzugreifen, und wahrscheinlich hätte er ein enges Verhältnis mit dem vom russischen Einfluß emanzipierten Bulgarien hergestellt, woraus sich unser Einfluß auf die westliche Hälfte des Balkans von selbst ergeben hätte. Er war nicht kleinmütig und verzagt angesichts der inneren Schwierigkeiten und Zwiespältigkeiten der Monarchie. Obwohl nicht aufgezogen in den Traditionen des alten Reiches, nahm er im reifen Mannesalter und im Bewußtsein der hohen Aufgaben seines Amtes den Gedanken der Macht und des Ansehens der Monarchie in sich auf, auch für ihn galt der Satz Rankes: „Es gibt einen Ehrgeiz der Macht, der auf der Vergangenheit eines Staates beruht und die Vertreter desselben unwillkürlich beherrscht.“[1]) Er wollte der Monarchie wieder ihre alte

[1]) Ranke, Wallenstein, S. 356.

Digitized by Google

Stellung in Europa geben; von solchen stolzen Gedanken war er erfüllt, weil er eine bedeutende Persönlichkeit war, weil er Temperament hatte und die Politik nicht als ein System kleiner Argumente und Schachzüge auffaßte, und daß er weitblickend für die Zukunft zu sorgen verstand, beweist seine ruhmreichste Tat, der Abschluß des Bündnisses mit Deutschland, das er, als schon demissionierter Minister, unter den schwierigsten und heikelsten Umständen mit bewunderungswürdigem Geschick und unvergleichlicher Zähigkeit zustande brachte und womit er für die Monarchie die Grundlage ihrer weiteren auswärtigen Politik geschaffen hat.[1])

Hans Delbrück und Karl v. Clausewitz

Von

Dr. Max v. Szczepanski, Oberstleutnant a. D.

Hans Delbrück hat seine „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte" um einen vierten Band bereichert, der, die Neuzeit bis zu Napoleon I. und dessen Zeitgenossen behandelnd, zugleich der letzte sein soll. Die Weiterführung dieses wichtigen Werkes überläßt der greise Gelehrte den Späteren. Doch erhält es durch ihn einen gewissen Abschluß in dem Sinne, daß eine Lücke, die der General Karl v. Clausewitz in seinem berühmten Werke „Vom Kriege" gelassen habe, an diesem Punkte der Delbrückschen Darstellung nunmehr ausgefüllt sein soll. Es ist der Begriff der Strategie, um den es sich dabei handelt. Glücklicherweise bietet Delbrück, der auch jetzt wieder dem Generalstabe vorwirft, bei der Beurteilung der Feldzüge König Friedrichs des Großen von einer falschen Grundanschauung ausgegangen zu sein, nun noch einmal die Handhabe, seine eigene Grundanschauung kritisch zu prüfen, da er der „Geschichte des Strategiestreites" in einem Anhang zu dem Kapitel „Friedrich als Stratege" mehrere Seiten gewidmet hat.

Bekanntlich hat sich Delbrück für seine kriegshistorische Betrachtungsweise den Begriff einer doppelpoligen Strategie zurechtgemacht, die einerseits dem Schlachtpol, andererseits dem Manöverpol zuneige. Er nennt sie „Ermattungsstrategie", und zwar, wie er schreibt, als Gegenstück zu dem Clausewitzschen Ausdruck „Niederwerfungsstrategie" — wozu aber gleich angemerkt sein mag, daß diese Wortbildung sich in dem grundlegenden Werke „Vom Kriege" nirgends findet. Hierin also liegt schon zum mindesten eine Ungenauigkeit, wenn auch zugegeben werden darf, daß dieser letztere Ausdruck dem Sinne der Clausewitzschen Theorie vom strategischen Ziel entspricht. Wir wissen nun allerdings,

[1]) Über die Geschichte dieser Verhandlungen vgl. die höchst interessante Schilderung von Wertheimer, III, 9. und 10. Kap.

Digitized by Google

daß dieser Schriftsteller sein großes Werk durchaus nicht für abgeschlossen hielt und noch einer Durcharbeitung in ganz bestimmter Richtung es unterziehen wollte. Auf Grund einer „Nachricht" darüber vom Jahr 1827, die der Buchausgabe des Werkes „Vom Kriege" vorangestellt ist, meint nun Delbrück zur Rechtfertigung seiner eigenen Anschauung: als der eigentliche Entdecker der Wahrheit, daß es zwei verschiedene Grundformen der Strategie gibt, sei Clausewitz anzusehen — und schreibt sich selbst das Verdienst zu, „in seiner Eigenschaft als Historiker Clausewitz', des Kriegsphilosophen, Andeutungen mit den zur Hand liegenden geschichtlichen Tatsachen in der Richtung ausgebaut zu haben, wie sie Clausewitz unzweifelhaft selbst im Auge gehabt habe".

Sehen wir nun zu, auf welche Momente solche Sicherheit sich gründet. Zunächst schon liest man in der von Delbrück angeführten Belegstelle zwar von einer doppelten Art des Krieges, nicht jedoch der Strategie. Die Stelle der „Nachricht" lautet: „Diese doppelte Art des Krieges ist nämlich diejenige, wo der Zweck das Niederwerfen des Gegners ist, sei es, daß man ihn politisch vernichten oder bloß wehrlos machen und also zu jedem beliebigen Frieden zwingen will — und diejenige, wo man bloß an den Grenzen seines Reiches einige Eroberungen machen will, sei es, um sie zu behalten oder um sie als nützliches Tauschmittel beim Frieden geltend zu machen." Bei der künftigen Durcharbeitung der ersten sechs Bücher sollte nun „die ganz verschiedene Natur dieser beiden Bestrebungen überall durchgreifen und das Unverträgliche voneinander sondern". Die schärferen Umrisse dieser Auffassung sind aber bereits in den Skizzen zum achten Buch des Werkes „Vom Kriege" niedergelegt. Dort wird zuerst von dem absoluten Kriege gesprochen, bei dem Niederwerfung des Feindes das kriegerische Ziel ist; das natürliche Wesen dieser Art wird also durch den politischen Vernichtungswillen bestimmt. Ferner ist die Rede von einem beschränkten Ziel des Krieges, das gekennzeichnet wird durch den bloßen Eroberungswillen oder Erhaltungswillen (nämlich des bestehenden oder des eroberten Besitzes), wobei sich von selbst die Scheidung in politischen Angriffskrieg und politischen Verteidigungskrieg ergibt. Denn der Krieg ist doch eben nur eine gewaltsame Fortsetzung der Politik, er ist „ein Instrument der Politik, er muß notwendig ihren Charakter tragen, er muß mit ihrem Maße messen; die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken".

Wohl im Ausbau dieser Sätze des großen Kriegsphilosophen hat der Historiker die sprachliche und begriffliche Gleichsetzung von Kriegführung und Strategie vollzogen. Dann aber hätte er die letztere dreifach auslegen müssen: als Niederwerfungsstrategie, Eroberungsstrategie, Erhaltungsstrategie. Wenn wir ferner im Auge behalten, daß bei dieser Handlung im Verkehr der Völker der politische und der kriegerische Gedanke insofern dem gleichen Ziele zustreben, als der staatsmännische Zweck dem kriegerischen Akt das positive Ziel weist,

Digitized by Google

so ist es allerdings klar, daß die Kriegführung Friedrichs des Großen nur aus seinem Königswillen erklärt und verstanden werden kann. Dies aber führt uns dann notwendig zu der Erkenntnis, daß König Friedrich nur Eroberungs- und Erhaltungskriege geführt hat und nimmer als Vertreter einer sogenannten Niederwerfungsstrategie in Anspruch genommen werden dürfte, sondern in der Tat eher als typisches Beispiel für deren von Delbrück behauptetes und gesuchtes Gegenstück gelten könnte.

Sind nun aber Kriegführung und Strategie durchaus identische oder auch nur solche Begriffe, die folgerichtige Schlüsse auf gleiche Grundformen gebieterisch verlangen? Waren sie das für Clausewitz? Wären sie von ihm bei der Durcharbeitung seines Werkes vermischt oder schärfer voneinander gesondert worden? — Strategie ist nach ihm die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges; an anderer Stelle sagt er: „Sie ist der Gebrauch des Gefechts zum Zweck des Krieges". Die sogenannte Strategie, wie wieder an anderer Stelle zu lesen, ist die Theorie des großen Krieges, also gewissermaßen ein Teil der Kriegslehre; da sie ja aber ebenfalls Ausführung sein soll, so ist sie auch ein Teil der Kriegskunst im eigentlichen Sinne, und diese bezeichnet Clausewitz mit dem Namen der Kriegführung. In beiden Reihen steht sie in begrifflichem Gegensatz zur Taktik. Während diese den Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht lehrt bzw. berufen ist, die einzelnen Gefechte in sich anzuordnen und zu führen, erstreckt sich die strategische Tätigkeit im Rahmen der Kriegführung darauf, die einzelnen Gefechte zum Zweck des Krieges zu gebrauchen sowie unter sich zu verbinden. Soweit erscheint die Gestaltung und Gliederung der Begriffe eigentlich klar. Möglicherweise jedoch — ich wage kein „unzweifelhaft" — würde sich Clausewitz entschlossen haben, alle diese Begriffe in der Weise schärfer auseinanderzuhalten, daß er innerhalb der Kriegführung die niedere Tätigkeit Truppen- oder Gefechtsführung, ihre theoretische Lehre Taktik nannte; daß er die höhere Aufgabe der Verbindung operativen und taktischen Handelns als Heerführung, deren theoretische Betrachtung als Strategie bezeichnete und die praktische Bewältigung des Gesamtgebietes der aller Theorien und Methoden spottenden Feldherrnkunst vorbehielt. Lassen wir es aber in dem Bestreben, die vorliegende Streitfrage zu entwirren, ruhig bei der von Delbrück zugrunde gelegten Gleichsetzung von Strategie und Kriegführung, also des Teiles mit dem Ganzen: die Strategie bleibt dann immer noch Gefechtsgebrauch zum Zwecke des Krieges.

Aus diesem durchaus positiven und eindeutigen Satz, den ja auch Delbrück ändern zu wollen keine Neigung oder Veranlassung gezeigt hat, geht doch schon hervor, daß bei diesem Handeln niemals zwischen zwei Polen geschwankt werden kann, von welchen der eine als Schlachtpol zu benennen sei. Denn die Schlacht ist ja das entscheidende Mittel zum Zweck, auf welches die Kriegführung gar nicht verzichten kann, gleichviel ob sie, politisch gedacht, niederwerfen, erobern oder erhalten soll. Selbst im Verteidigungskrieg, wo die eigene Schwäche zur „strategischen Passivität" führen kann, soll nach Clausewitz der kriegerische

Digitized by Google

Akt des positiven Ziels nicht entbehren: er erstrebt dann statt der „Erschütterung des Schwerpunktes beim Gegner durch den Stoß" — und eben dies bedeutet bei jenem Schriftsteller das Wort Niederwerfung sowohl im politischen wie im strategischen Sinne — die durch den Rückstoß. Eine Strategie, die nicht schlagen will, ist begrifflich gar nicht denkbar, und eben darum hat König Friedrich trotz der beschränkten Ziele seiner Kriegführung das Suchen der Schlacht einer strategischen Passivität vorgezogen. „Die Strategie hat ursprünglich den Sieg, d. h. den taktischen Erfolg, und in letzter Instanz die Gegenstände, welche unmittelbar zum Frieden führen sollten, zum Zweck." Genau im Sinne dieser Clausewitzschen Äußerung schreibt König Friedrich in den Projets de campagne von 1775: „Liefert niemals eine Schlacht, nur um den Feind zu besiegen, sondern um Pläne zu verfolgen, die ohne diese Entscheidung verhindert sein würden." Delbrück, der nur den ersten Teil dieser Mahnung im Sperrdruck wiedergibt, schließt, daß der König auch mit diesem Gedanken innerhalb der Polarität der Ermattungsstrategie bleibe. Dabei übersieht er offenbar, daß der bestimmende Ton in jenem Satz vom Jahre 1775 auf dem Wörtchen „nur" sowie auf dem anderen, bedeutungsvolleren Worte „Entscheidung" liegt. König Friedrich will hiernach den Zeitpunkt zur Schlacht wählen nach dem Zweck des Krieges; er will gar nicht immer bataillieren, wie sein Bruder Heinrich ihm vorgeworfen hat. Darum kennt seine Kriegführung auch das „Abwarten", darum enthält sie auch das Manöver. Diese wie die Märsche sind Mittel, um die Gefechte zu verbinden oder zu vermeiden bis zu dem Zeitpunkte, wo die Verhältnisse das Suchen der Entscheidung gestatten, für welche die Feldherrnkunst eben die günstigsten Bedingungen sich wird schaffen wollen. Die Anwendung jener Mittel für die Beurteilung des Charakters der Kriegführung ist eben deshalb nicht so sehr an dem Maße des militärischen wie an dem des politischen Zieles zu messen. Jenes bleibt immer die Niederwerfung; dieses gestattet oder bedingt gar ein Abwarten, vor allem, wenn die verfügbaren Kräfte oder andere Umstände auf eine, sei es auch nur vorläufige Beschränkung des Zieles hinweisen. Wir haben es also höchstens mit Gradunterschieden, nicht aber mit einem Wesensunterschied in der Strategie zu tun.

„Ein Fürst oder Feldherr, welcher seinen Krieg genau nach seinen Zwecken und Mitteln einzurichten weiß, nicht zuviel und nicht zuwenig tut, gibt dadurch den größten Beweis seines Genies. Aber die Wirkungen seiner Genialität zeigen sich nicht sowohl in neuerfundenen Formen des Handelns, welche sogleich in die Augen fallen würden, als in dem glücklichen Endresultat des Ganzen. Es ist das richtige Zutreffen der stillen Voraussetzungen, es ist die geräuschlose Harmonie des ganzen Handelns, welche wir bewundern sollten, und die sich erst in dem Gesamterfolge verkündet. Derjenige Forscher, welcher von diesem Gesamterfolg aus jener Harmonie nicht auf die Spur kommt, sucht solche Genialität leicht da, wo sie nicht ist und sein kann." So Clausewitz.

Digitized by Google

Hans Delbrück glaubt nun nicht nur, Clausewitz fortgesetzt, sondern mit seiner Theorie von der doppelten Strategie auch eine Ehrenrettung König Friedrichs gegen dessen Freundesfeind, den preußischen Generalstab, durchgesetzt zu haben. Er sieht den König in bestimmten Momenten über den Rahmen der Ermattungsstrategie hinausgehen und zu dem Grundsatz der Niederwerfungsstrategie genialisch sich erheben, während der Generalstab jenem eine Niederwerfungstheorie unterlege, hinter der er als Feldherr praktisch doch fast immer zurückbleibe. Delbrück wertet also die Meisterschaft, die in der Beschränkung sich zeigt, geringer als das hohe Wagen; andererseits glaubt er doch auch ein fast uneingeschränktes Eingehen des Generalstabes auf seine eigenen Anschauungen, und zwar im Heft 27 der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" feststellen zu können, das Friedrich des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745 bis 1756 behandelt. Allerdings wird dort ausgesprochen, daß Friedrich noch im Jahre 1746 die Schlacht mit Mißtrauen ansah, aber mit dem von Delbrück nicht wiedergegebenen Hinzufügen: „und jede Waffenentscheidung besonders sichern zu müssen glaubte". Er will sie also nicht etwa vermeiden, er verzichtet keineswegs auf die Niederwerfung des Gegners zugunsten seiner etwa anzustrebenden Ermattung. Er suchte zunächst, „gestützt auf die Güte seines Heeres, allgemeine taktische Grundsätze auf, die ihm in allen Schlachten, die er schlägt, an und für sich ein Übergewicht verschaffen sollen". Damals „steht er noch auf dem Standpunkt, die Schlachten müßten nicht infolge eines Grundsatzes, sondern bei günstiger Gelegenheit geschlagen werden". Von diesem Standpunkt aus gibt es aber eine Weiterentwicklung. Es ist nicht genau, wenn Delbrück angibt, der Generalstab stelle ausdrücklich fest, „daß Friedrich es bestimmt und bewußt abgelehnt habe, einen Weg zu gehen, den fünfzig Jahre später Napoleon gehen sollte". Die Generalstabsschrift sagt vielmehr in ihrem zusammenfassenden Schlußwort: er „hatte" es abgelehnt, nämlich noch 1746, und erweist dann, daß in der folgenden Zeit der Sammlung der königliche Feldherr, dem der strategische Grundgedanke, die Entscheidung des Krieges durch die Schlacht zu suchen, nie fremd gewesen ist, sich zu der Erkenntnis durchringt, daß er dem im eigentlichen Interesse seines Staates liegenden „leidenschaftlichen Sehnen nach rascher Entscheidung Fesseln anlegen", daß er, um es theoretisch mit einem Wort auszudrücken, auf den Niederwerfungskrieg verzichten müsse. Als positives Ziel des kriegerischen Aktes hat er das Niederwerfen des Gegners durch Stoß oder Rückstoß stets im Auge behalten; es hat weder bei ihm eine Polarität der strategischen Ansichten gegeben noch der Generalstab dies zugestanden, mit der Wendung, daß die Ansichten des Königs unter sich im Streite gelegen hätten. Auch hier ist Delbrück ungenau. Die Generalstabsschrift erwähnt vielmehr, daß der König grundsätzlich für den strategischen Angriff und im Kriege gegen mehrere gleichzeitig auftretende Gegner für das Operieren auf der inneren Linie sich entschieden habe. Dann aber heißt es weiter: „Mit dieser gänzlich neuen Art des Krieges, deren große Züge der König sich in einsamem Nachdenken zurecht-

Digitized by Google

legt, liegt in den Jahren von 1746 bis 1756 die Einsicht im Streite, daß ein rücksichtsloses Suchen des Sieges zur Zeit unendlich schwierig und nicht ohne Gefahr für das eigene Kriegswerkzeug sei".

Es ist dies der Zwiespalt, der sich von selbst ergibt, wenn man die absolute Gestalt des Krieges und die eine oder andere seiner Erscheinungsformen sich vor Augen hält, wobei nach Clausewitz die erste Vorstellungsart ihre Wahrheit aus der Natur der Dinge schöpft, die der zweiten in der Geschichte zu finden ist. Eben diesen Zwiespalt will Delbrück durch die Einführung des Begriffes der Ermattungsstrategie lösen, den er aber nicht nur für die historische Betrachtung anwendet, sondern zugleich für die Theorie fordert. Nun beklagt er sich aber auch, daß dieser sein Begriff von allen Kritikern immer wieder mißverstanden worden sei, nicht nur vom Generalstabe, sondern auch von Männern wie Colmar Freiherr v. d. Goltz, Theodor v. Bernhardi, Reinhold Koser und neuerdings wieder von Otto Hintze. Dann aber liegt doch eigentlich die Vermutung nahe, daß die Quelle dieses ewigen Mißverstehens wohl weniger in der mangelnden Intelligenz der Gegner Delbrücks als in der Gesuchtheit, ja der Unhaltbarkeit des von ihm geprägten Begriffs, der von ihm verlangten Deutung zu suchen sein wird.

In Wahrheit ist der ganze Strategiestreit schon zwei Jahrzehnte, bevor er ausbrach, entschieden und damit die anscheinende Lücke im Buch von Clausewitz ausgefüllt worden, nämlich durch den aus dem Jahr 1871 stammenden Satz des Feldmarschalls Moltke: „Die Strategie ist ein System der Aushilfen" — wobei die Kriegführung, aber im Rahmen der politischen Zwecke, dem kriegerischen Akt doch jedesmal das höchste Ziel, die Niederwerfung des Gegners setzt. Diese nun ist nur durch eine Entscheidungsschlacht zu erreichen; die also kann allein das große Ziel der Strategie sein; sie sucht die Kunst des Feldherrn wie in der Theorie des absoluten Krieges, so auch im wirklichen Kriege, und zwar mit Rücksichtslosigkeit, wenn man politisch wehrlos machen oder vernichten, mit der gebotenen Vorsicht, wenn man erobern oder lediglich erhalten will. Heeresbewegungen und Märsche — also die Operationen oder, nach dem alten Stil, die Manöver — sind Mittel zum Zweck; sie sollen den günstigen Ort und die günstige Stunde für die Entscheidung gewinnen helfen, um diese nach Raum und Zeit glücklich einzuleiten. Delbrück selbst betont ja, daß auch Friedrichs Gegner keineswegs als „Methodiker der alten Schule" gelten dürfen, da ja auch sie die Schlacht — die ist das Niederwerfen des Gegners — mehrfach gesucht hätten. Dies beweist doch nur, daß hier die Grundform der Strategie liegt und daß die Abweichungen von ihr als Aushilfen gelten müssen, die schon dadurch notwendig werden, daß dem Feldherrn im wirklichen Kriege der lebendige Wille des Feindes, und noch dazu in einer nie vorherzusehenden, höchstens vorauszuahnenden, im Nebel der Ungewißheit verhüllten Form gegenübersteht. Diese Aushilfen des Abwartens, des Ausweichens u. dgl. mehr, die zwar den Erfolg, nicht aber das Grundziel des Zermürbens, des Ermattens, des Zerstörens haben können, werden um so häufiger in die Er-

Digitized by Google

scheinung treten, je unvollkommener das Kriegswerkzeug, das Heer, ist; sie werden um so rascher dem Suchen nach Entscheidung Platz machen, je überlegener der eine Gegner sich fühlt oder je größere Massen von beiden Seiten in das Feld geführt werden können. Wachsen diese ins Ungeheure, so wird unter Umständen die Raumfrage hemmend auf die Bewegungsmöglichkeiten einwirken, während zu allen Zeiten der Stand des Verpflegungs- und Verkehrswesens die Gestaltung des wirklichen Krieges gegenüber der Natur des absoluten beeinflussen wird.

Strategie in dem auch von Delbrück gebrauchten und durch ihre Lehre erläuterten Sinne des geschichtlichen Vorganges ist eben ein Können, ist die Kunst des Feldherrn, und als solche mehr Wille als Wahl. Bei ihrer Ausübung gilt es nicht zu wählen zwischen feststehenden Regeln oder gegebenen Methoden, sondern im abwägenden und doch wieder intuitiven Durchschauen der Lage gelangt der Feldherr zu einem Entschluß, der aushelfen oder entscheiden soll. Die Feldherrnkunst kennt kein Schema der Kriegführung und keine strategischen Methoden: sie kennt nur eine höchste Regel, und das ist die, welche den Feind schlägt. Diese aber kann nicht gelehrt werden, weil die Grundbedingungen für ihr Auffinden neben dem Scharfsinn moralische Potenzen, nämlich Kühnheit und Willensstärke, demnach Ausfluß der Persönlichkeit sind. Auch Delbrück weiß dies sehr gut und bringt es in seinen Bemerkungen zum Strategiestreit deutlich zum Ausdruck. Um so verwunderlicher ist es, daß er mit rechthaberischer Hartnäckigkeit an dem Versuch festhält, Ideen zu Begriffen herabzudrücken. So ist denn die Strategie als Wissenschaft auch nicht Lehre, sondern Betrachtung: sie kann nicht mit Schlagworten erklärt, noch weniger als Kunst nach solchen ausgeübt werden. Ihre Ergebnisse zwar kann man werten, ihre Wege aber begrifflich nie voll und rein erforschen, noch erfassen. Deshalb hat Delbrück mit seiner Theorie von einer zweiten Grundform der Strategie eher Verwirrung angestiftet, als eine Lücke ausgefüllt. In den Skizzen zum achten Buche des Werkes „Vom Kriege" finden wir jenen schärferen Sinn, jene bestimmte Richtung, jene nähere Anwendung aller Ideen, die den ersten sechs Büchern zu fehlen scheint und für deren Umarbeitung vorbehalten war. Sie enthalten auch bereits den Verzicht auf weitere kriegsphilosophische Ausdeutung, und zwar im dritten Kapitel, das vom inneren Zusammenhang des Krieges handelt. Danach kennt die Strategie nur ein Ziel, den Enderfolg, der im Niederwerfen des Gegners besteht. Das ist die Grundvorstellung; die Theorie fordert, daß sie überall zugrunde gelegt und jede andere Vorstellungsart nur „als Modifikation" gebraucht werde, welche durch die Umstände gerechtfertigt wird. Diese Umstände aber sind, wie wir wissen, so mannigfaltige, daß sich die durch sie herbeigeführten Modifikationen nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen. Sie erfordern vielmehr stets neue, stets anders geartete Aushilfen auf dem Wege zum Endziel. Das Wesen der Strategie ist immer nur eines, ihrer Erscheinungsformen sind viele, je nachdem der Feldherr sich die Umstände zunutze zu machen weiß. „Wie ein Obelisk, auf den zu die Haupt-

Digitized by Google

ſtraßen eines Ortes geführt ſind, ſteht in der Mitte der Kriegskunſt gebieteriſch hervorragend der feſte Wille eines ſtolzen Geiſtes."

Aus den Denkwürdigkeiten des heſſiſchen Miniſters Freiherrn du Bos du Thil

Herausgegeben von

Profeſſor H. Ulmann

(Fortſetzung)

Der zweite Tag in Hanau

Beim erſten Anbruch des Tages ward ich durch eine ſehr nahe Kanonade geweckt und ſtand ſogleich auf. Die Franzoſen begannen die Stadt zu beſchießen. Hierdurch geriet die Stadt diesſeits der Kinzig in Brand, und etwa 30 Gebäude brannten ab. In dem Augenblicke, wo ich ans Fenſter trat, um zu ſehen, was vorgehe, fiel eine Granate auf das Straßenpflaſter und platzte unter meinen Augen, ſo daß die Splitter an der Mauer anprallten.

Es iſt damals geſagt worden und war die allgemeine Meinung, daß der Kaiſer in jener frühen Morgenſtunde bei Hanau eingetroffen ſei und daß er den Befehl zum Beſchießen der Stadt im Vorbeifahren erteilt habe, und zwar zur Strafe dafür, daß die Bevölkerung die alliierten Truppen bei ihrem Einmarſche mit Jubel begrüßt habe. Übrigens muß ich als Augenzeuge verſichern, daß nachher die franzöſiſchen Truppen ſich in der Stadt, ausgenommen, daß ſie gierig nach Lebensmitteln forſchten, keinerlei Gewalttätigkeiten erlaubten.

Es war $^1/_2$7 Uhr, als ich unter meinem Fenſter eine Trommel ſchlagen hörte, als ich es öffnete, fand ich ungefähr 20 franzöſiſche Infanteriſten mit einem Offizier und dem Tambour voran in der Straße marſchieren. Das war der erſte Beweis davon, daß die Alliierten die Stadt verlaſſen hatten, den ich erhielt. Zu gleicher Zeit ſchwiegen die Kanonen. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Franzoſen erſt dadurch, daß ihr Feuer nicht erwidert ward und keine Truppen ſich zeigten, auf die Vermutung gerieten, daß die Stadt verlaſſen ſein könne. Das Eindringen geſchah durch die Vorſtadt und über die Kinzigbrücke.

Als ich dieſe kleine Truppe in vollkommener Ruhe, das Gewehr geſchultert, dahinziehen ſah, konnte ich mir leicht denken, daß der Feind ſchon im Beſitze der Stadt ſei. Ich erwartete nun nichts anderes, als daß, ſobald er ſich würde feſtgeſetzt haben, eine Viſitation vorzüglich der Gaſthäuſer vorgenommen werden würde, und dabei mußte ich mir ſagen, in welchem Grade der Großherzog, deſſen Land noch immer den Mißhandlungen der Franzoſen ausgeſetzt ſein konnte, kompromittiert ſein würde, wenn man bei mir Seine Vollmacht, eine Inſtruktion und einen Paß fände, der auf das Hauptquartier der Ver-

Digitized by Google

bündeten lautete. Ich nahm daher diese drei Aktenstücke aus meinem Portefeuille und warf sie in den Ofen, der eben geheizt ward. Nur den französischen Paß, den ich schon auf der früheren Reise gehabt hatte, behielt ich.

Nachdem dies geschehen war, begab ich mich in das Gastzimmer des Hauses, das sich im Erdgeschoß befindet, und wo ich fast ununterbrochen den ganzen Morgen zubrachte, um zu beobachten, was vorgehe. Der Wirt des Hauses vertraute mir an, daß in einer Kammer des oberen Stockes der schwer verwundete bayerische General Stork verborgen sei. Er war von Geburt ein Irländer und ist einige Tage später zu Würzburg an seinen Wunden gestorben. Ferner, daß auf dem zweiten Speicher des Hauses zwei gleichfalls schwer verwundete österreichische Subalternoffiziere versteckt seien. Ich ließ mir von ihm die stets verschlossene Kammer des Generals öffnen. Diesem sagte ich, wer ich sei und wie sehr es mich freuen werde, wenn ich ihm in seiner jetzigen Lage irgendeinen Dienst leisten könnte. Er möge daher über mich disponieren. Es ward mir aber sogleich sichtbar, daß ich dem Mann einen großen Schrecken einflößte, indem er in meiner Person einen Spion witterte, der ihn den Franzosen verraten werde. Seine lakonischen Antworten veranlaßten mich, ihn bald zu verlassen. Der unfreundliche Empfang, den ich hier gefunden, hielt mich von dem Besuche ab, den ich den armen Offizieren zugedacht hatte.

Ich hätte aber gleich darauf in große Verlegenheit geraten können. Ein französischer Stabsoffizier kam in den Hof des Hauses und sah da eine ganz neue, mit Ledervorhängen fest verschlossene Kalesche stehen, er wollte wissen, wem sie gehöre. Der Wirt wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er mich nannte und für den Eigentümer ausgab. Zum großen Glücke stand ich nicht dabei, um auch meinerseits befragt zu werden, und hatte auch wohl der Offizier nicht Zeit, sich auf eine Visitation einzulassen. Sonst hätte diese den General, dem sie gehörte, verraten, er hätte mindestens seinen Wagen eingebüßt, und ich wie der Wirt, wir würden auf sehr unangenehme Weise in die Geschichte verwickelt worden sein.

Der Aufenthalt in dem Gastzimmer wurde übrigens sehr unterhaltend. Die zuerst eingerückten Truppen durchzogen bloß die Stadt und stellten sich jenseits auf, wohl sehr verwundert, auf keine Feinde zu stoßen. In der Stadt blieb eine sehr schwache Garnison, die sich einquartieren ließ. Die, welche unser Gastzimmer von 10 oder 11 Uhr an belebten, waren ganz andere Leute. Es waren lauter Stabsoffiziere, überhaupt berittene Personen, deren Korps an der Stadt vorbeimarschierten, die sie verließen, um sich heißhungrig auf einige Speisen zu werfen, sie mußten dann eilen, um ihre Truppe wieder einzuholen, hatten also weder Zeit noch Lust, sich umzusehen oder um etwas zu bekümmern. Diesem nach wechselte das Personal im Zimmer jeden Augenblick. Die Leute waren meist sehr ernst und ließen sich mit mir oder anderen auf keine Konversation ein, die ich auch weit entfernt war, provozieren zu wollen.

Um 1 Uhr begann die gewöhnliche Table d'hote, wir waren ungefähr acht Personen, darunter kein Franzose. Gegen das Ende des Essens traten noch

Digitized by Google

zwei Stabsoffiziere in den Saal. Der eine war, seinen Epauletten nach, ein Obrister. Sie setzten sich, fern von der Gesellschaft, ganz unten an den Tisch, den Rücken der Tür zugekehrt, und aßen mit Begierde. Kaum aber hatten sie begonnen, so öffnete sich die Tür und drei österreichische Grenadiere traten ein. Das Rasseln der Gewehre ließ den Obristen umblicken, er wollte aufstehen, ward aber, so wie der andere auch, mit solcher Gewalt an einem Epaulette gefaßt, daß er beinahe vom Stuhl auf den Boden fiel. Alles das erforderte nicht 30 Sekunden, und Grenadiere wie Offiziere waren aus dem Saal verschwunden. Die Tschakos blieben liegen, vielleicht haben sie dem Wirte das unbezahlte Essen vergütet.

Man kann sich unser Erstaunen denken! Wir wußten nichts von dem neuen Anmarsche der alliierten Armee, alles stürzte nach den Fenstern. Man schlug sich in allen Straßen, aber es waren nur Vorpostengefechte, man hörte sehr selten ein Pelotonfeuer, lauter einzelne Schüsse, aber in sehr großer Zahl. An das Fenster, an welchem ich stand, kam sehr bald ein österreichischer General und forderte, ich weiß nicht mehr, ob ein Glas Wasser oder Wein. Der Wirt brachte es, während er trank, sprach er mit uns und nannte seinen Namen. Gebsattel, eine alte fränkische Familie, Generalmajor. Er war am Arm verwundet. Fern sei es von mir, die Bravour dieses Mannes in Zweifel ziehen zu wollen, für ihn spricht seine ganz frische Verwundung und noch viel mehr der Umstand, daß er sich, einer der ersten, mitten in der Stadt befand, aber etwas fiel mir ungemein auf, bei jedem Schusse, der fiel, schreckte der Mann zusammen, gerade so, wie man es bei vielen Frauenzimmern zu sehen gewohnt ist, wenn ein Gewehr abgebrannt wird. Es mag sein, daß das Folge des Wundfiebers war. Sobald er getrunken hatte, eilte er weiter, um das Gefecht zu leiten.

Die Franzosen hatten sich in der Vorstadt konzentriert und die Kinzigbrücke sehr stark besetzt. Sie zu sprengen, mag wohl bei der Überraschung die Zeit nicht gestattet haben. Es war schon gegen 3 Uhr, als der Marschall selbst mit stärkeren Massen in der Stadt anlangte. Er befahl, die Brücke mit Sturm zu nehmen, und um das österreichische Bataillon, das hierzu bestimmt war, vorwärts zu bringen, setzte er sich selbst an die Spitze. Bei dieser Gelegenheit erhielt er einen Musketenschuß in die Brust und stürzte vom Pferde. Die Brücke ward genommen, die Vorstadt gesäubert. Das Armeekommando ging an Frenel über, und jenseits der Vorstadt, auf beiden Seiten der Frankfurter Chaussee entspann sich nun ein sehr lebhaftes Gefecht, das bis in die Nacht fortdauerte.

Von diesem Gefechte habe ich nichts gesehen, mich bewegte ein anderer Gedanke als der, einen Turm zu besteigen. Nämlich ich beschloß den Augenblick zu benutzen, um zu Fuß nach Steinheim zu gehen. Nur von meinem Bedienten begleitet, trat ich den Weg an und kam ohne Hindernis, indem ich dem Flußufer folgte, an die Steinheimer Fähre. Während dieses Ganges sahen wir in nicht großer Entfernung mehrere Kavallerieschermützel mit an. Die Franzosen

Digitized by Google

hatten die nördliche Seite der Stadt noch nicht ganz verlassen und wollten wahrscheinlich das Vorrücken der deutschen Reiterei erschweren. Was wir sahen, war nichts Entscheidendes. Die Chargen wurden schwadrons- oder divisionsweise gemacht, mit verschiedenem Erfolge. Gerade in dem Augenblicke, als wir in die Fähre stiegen, war ein Trupp bayerische Chevauxlegers geworfen worden. Die Leute kamen in großer Unordnung bis an das Mainufer gesprengt und die verfolgenden französischen Chasseurs kamen so nahe, daß wir deutlich ihre Uniformen unterscheiden konnten.

In Steinheim beeilte ich das Anspannen des Wagens, und gewitzigt durch die Erfahrung des vorhergehenden Tages, wies ich den Postillon an, soviel Hafer, als unterzubringen sei, von dem herrschaftlichen Speicher mitzunehmen. Vom Schlosse aus konnte man sehen, daß während dieser Stunde alle Franzosen aus der Umgebung verschwunden waren. Ich trat also den Rückweg an und war um 7 Uhr wieder in Hanau, wo dieses Mal das Unterbringen der Pferde keine Schwierigkeit fand.

Den Marschall zu sehen machte ich natürlich keinen Versuch. Er hat sich, sobald es möglich war, nach Frankfurt transportieren lassen. Dort habe ich ihn, etwa vier Wochen später, an seinem Bette besucht. Nach seiner Herstellung erschien er am hiesigen Hofe. Ich war aber so glücklich, Herrn v. H'Ruby, der sein altes Quartier bezogen hatte, zu finden. Wir verabredeten vorläufig unseren Vertrag. Nach demselben sollte Friede geschlossen sein, der Großherzog der Allianz der Verbündeten beitreten, Seine Streitkräfte mit den ihrigen vereinigen. Dafür ward Ihm die Anerkennung Seiner Würde und die Garantie Seiner Staaten insoweit zugesagt, daß, wenn die künftige Gestaltung Deutschlands einige Gebietsveränderung nötig machen sollte, Ihm eine vollständige Entschädigung für die abzutretenden Teile werden solle. Dieser letzten Klausel hatte sich bekanntlich auch Bayern in dem Rieder Vertrag unterwerfen müssen.

Herr v. H'Ruby sagte mir weiter, er bringe die Nacht in der Stadt zu, werde am folgenden Morgen den General wahrscheinlich in dem Dorfe Dörnigheim treffen, wo dieser seine ganze Armee konzentrieren wolle, weil es immer noch möglich sei, daß die französische Armee sich noch einmal aufstelle. Somit konnte ich mich heute mit größerer Beruhigung hinsichtlich meines Geschäftes als gestern zu Bett begeben. Dieselbe Nacht brachte Napoleon in Frankfurt zu in dem Gartenhause des Herrn v. Bethmann vor dem Friedberger Tor.

Schon Wrede hatte längst vor seinem Angriffe auf Hanau eine Division, bei welcher sich Prinz Karl von Bayern befand, auf das linke Mainufer übersetzen lassen, welche über Offenbach marschierte und wahrscheinlich die Bestimmung hatte, sich Frankfurts zu bemächtigen, somit dem letzten Teile des französischen Heeres den Weg zu verlegen und ihm, Wrede, Zeit zu geben, diesen Rest aufzureiben.

Es gelang nicht; die Franzosen, so etwas voraussehend, hatten den Holzteil der Frankfurter Brücke abgeworfen. Die bayerische Division langte in der Nacht in Sachsenhausen an und begann, da sie nicht übergehen konnte, die

Digitized by Google

Stadt zu beſchießen. Dadurch geriet namentlich die Mühle, welche auf der Brücke ſteht, in Brand. Ich hörte nachher, daß Herr v. Bethmann ſich zu dem Kaiſer, dem er ohnehin bekannt war, begeben und ihn beſchworen habe, der Stadt, welche er ja ohnehin nicht zu behaupten beabſichtige, den Jammer eines nutzloſen Bombardements zu erſparen; daß der Kaiſer ihm wirklich Gehör geſchenkt und den Abmarſch der Truppen noch in der Nacht anbefohlen habe; hierauf hätten die Frankfurter den Bayern Kunde hiervon gegeben, und daraufhin ſei das Feuer eingeſtellt worden.

Am folgenden Morgen ſetzte ich mich ſchon früh in Bewegung. Mein Weg führte mich nicht über das Hauptſchlachtfeld des vorgeſtrigen Tages, wohl aber über den Schauplatz des Gefechts geſtrigen Nachmittags. Die Verwüſtung war groß, von Saaten und Gewächſen in den Feldern nichts zu ſehen, alles war in den Boden getreten, zerſchoſſen Alleen und Obſtbäume. Von menſchlichen Leichen ſah ich ſehr wenig, ohne Zweifel waren ſie, und die Verwundeten ohnehin, ſchon weggeſchafft; dies war namentlich an der Brücke und in der Vorſtadt, wo ſehr viele umgekommen ſind, der Fall. Dann lag eine bedeutende Zahl toter Pferde in den Feldern zerſtreut; ſie waren aber alle ſchon ihres Sattelzeuges und der Zäumung entkleidet, wahrſcheinlich durch den Hanauer Pöbel. Dann lagen manche zerbrochene Trainwagen in den Feldern, und hart an der Chauſſee ſah ich eine Kanone liegen, der ein Rad abgeſchoſſen war. Auf der Straße und umher ſah man viele Menſchen, teils Neugierige, die das Schlachtfeld ſehen wollten, teils wohl auch ſolche, die etwas zu erbeuten hofften.

Von einem Seitenwege her ſah man eine ſehr lange Kavallerielinie in die Chauſſee einlenken, es waren zwei Regimenter, die, da ſie nur zwei Mann hoch marſchierten, eine große Strecke ausfüllten. Plötzlich erſcholl unter den umſtehenden Menſchen der Ruf: „Das ſind Koſaken.“ Alsbald hielt der Poſtillon an und ließ mir durch den Bedienten ſagen, daß er nicht weiterfahren könne. Es waren dies die erſten Koſaken, die ſich jemals in dieſen Gegenden gezeigt haben. Sie gehörten natürlich nicht zu der Wredeſchen Armee, vielmehr bildeten ſie die Spitze derjenigen Armee, welche von Leipzig an die franzöſiſche verfolgt hatte, und da ſie an dieſem Fleck zuerſt auf andere verbündete Truppen ſtießen, ſo ſchloſſen ſie ſich an.

Von dem ruſſiſchen Feldzuge her, wo alle Zeitungen voll von den Taten der Koſaken waren, deren Wirkſamkeit ſich jedoch erſt dann geltend gemacht hatte, als die franzöſiſche Armee bereits in der Auflöſung begriffen war, waren in unſere Gegenden ſolche Begriffe von jenen Leuten im Volke verbreitet, daß die Benennungen Koſak und Teufel ganz gleichbedeutend ſchienen. Darauf beruhte die Weigerung des Poſtillons und ſeine Äußerung: wir würden unter die Koſaken kommen. Der Mann wollte ſich und mir eine große Gefahr erſparen.

Ich mußte, da ich natürlich große Eile hatte, ihm peremtoriſch ſagen, daß er zufahren ſolle. Ich bin aber überzeugt, daß derſelbe, als wir an der langen Reihe vorbeigetrabt waren, ſich darüber wunderte, daß ihm der Hals nicht abgeſchnitten war.

Digitized by Google

Abschluß des Vertrags und Rückreise

In Dörnigheim langte ich gegen 9 Uhr an. General Frenel fand sich da und H'Ruby bei ihm. Jenen sah ich zum ersten Male und habe ihm nie wieder begegnet. Er weilte in dem Haus des Schultheißen und nahm in dieser Bauernwohnung das Staatszimmer im zweiten Stocke ein. Das Haus war rein ausgeplündert, von wem, weiß ich nicht: denn nach dergleichen zu fragen war nicht Zeit. Was sich von Möbeln noch unzerschlagen daselbst befand, war zur Ausstattung des Zimmers verwendet. Es bestand dies aus einer Bettlade, in welcher selbst der Strohsack fehlte, in einem kleinen Tischchen und dem einzigen Holzstuhle, der noch vorhanden war. Um den Gegenstand zu besprechen, saßen wir, der General, der Gesandte und ich, auf dem scharfen Brette, das die Wand der Bettlade bildete, so unbequem wie möglich. Das Tischchen und der einzige Stuhl ward dem Kanzlisten eingeräumt. Sein portatives Schreibzeug hatte er bei sich. Ihm ward nun von uns jeder besprochene Artikel des kurzen Vertrags diktiert, und als dieses Konzept revidiert war, ihm aufgetragen, zwei Originale abzuschreiben. Während er hiermit beschäftigt war, öffnete der General wieder die Türe, die er verschlossen hatte. Alsbald verwandelte sich das kleine Zimmer in einen Taubenschlag. Offiziere kamen und gingen, der Lärm war groß. Die Reinschriften des Kanzlisten fielen sehr mittelmäßig aus, der Mann zitterte unter dieser Umgebung am ganzen Leibe. Sobald er fertig war, schloß der General die Türe, wir bedienten uns abwechselnd des Stuhles, um zu unterzeichnen, und der General stieg unmittelbar darauf zu Pferd. Ich hatte nicht ausspannen lassen, folgte ihm daher so nahe auf dem Fuße, daß ich ihn lange im Gesicht behielt. So rückte man langsam vorwärts, stets inmitten von ganzen Massen von Truppen.

Wer aber war froher als ich in dem Augenblicke, wo ich jenes Papier in mein Portefeuille legen und mir sagen konnte, meinen Auftrag vollzogen zu haben. Die Abenteuer, die ich bestanden, waren vergessen. Ich war damals jung, überdies sehr abgehärtet, dagegen freute ich mich, so manches gesehen zu haben, was viele, die nicht Soldaten sind, in ihrem Leben nicht zu sehen bekommen. Der ganze Hergang war übrigens merkwürdig genug! Ich glaube zwar, daß schon manche Kapitulation im Felde unter ähnlichen oder noch schlimmeren Verhältnissen abgeschlossen worden sein mag, aber daß ein wirklicher Staatsvertrag, der über die Stellung eines Fürstenhauses und eines ganzen Landes entscheiden soll, unter solchen Umständen zustande komme, das gehört gewiß zu den allerseltensten Fällen.

Noch eine andere Merkwürdigkeit tritt hier hervor. Bei allen Staatsverträgen in der Welt wird damit begonnen, Vollmachten zu prüfen und auszutauschen, ich aber hatte die meinige ins Feuer geworfen. Welches Glück war es nicht, daß der Gesandte sie schon einmal in Händen gehabt und gelesen hatte, und daß ich den General auf Ehre versichern konnte, daß sein Vorgänger im Kommando sie auch gelesen und gebilligt habe. Beide waren vernünftig

Digitized by Google

genug, den abnormen Umständen Rechnung zu tragen und über diese Anomalie hinauszusehen.

In Frankfurt traf ich gegen 2 Uhr gleichzeitig mit General Frenel ein. Die Pferde wurden im Großherzoglichen Palais eingestellt, ich begab mich sehr hungrig in den „Weidenbusch", da fand ich im großen Saale wenigstens 200 Offiziere aller Grade am Tisch. Mit Mühe verschaffte ich mir ein Kuvert, dabei blieb es aber auch: denn außer einem Teller mit Linsensuppe und einem Stückchen Wurst gelangte ich zu nichts. Was auf den Tisch kam, ward von jenen ganz ausgehungerten Menschen verschlungen.

Sobald die Pferde gefüttert waren, fuhr ich weiter. Noch dampfte der Schutt der Brückenmühle gewaltig. In Neu-Isenburg stieß ich auf einen Gendarmerieoffizier, der mit 15 oder 16 seiner Leute da aufgestellt war, und machte ihn zu seinem Benehmen damit bekannt, daß der Friede mit den Alliierten geschlossen sei. Als ich in die Mitte der Baierseich kam, sprengte ein Chevaurlegeroffizier, den ich für den Rittmeister v. Boyneburg nahm, in Karriere an meinem Wagen vorüber. Ich rief ihm zu, er aber hörte oder wollte nicht hören. Ich ward jedoch sogleich aufgeklärt dadurch, daß hinter ihm her drei Kosaken, gleichfalls in Karriere, an mir vorbei kamen. Am Ende des Waldes gaben sie die Verfolgung auf, meinen Wagen ließen sie ungestört. Jener Offizier war in Leipzig nicht gefangen worden, er hatte von da bis Frankfurt den Rückzug der französischen Armee mitgemacht, sich aber am letzten Orte 24 Stunden lang im Darmstädter Hof versteckt, und wollte jetzt, nachdem die Franzosen abgezogen, nach Haus reiten, wobei er auf die Kosakenpatrouille stieß, die ihn auffangen wollte.

Um nicht mitten in der Nacht in Mannheim anzukommen, hielt ich mich einige Stunden in Darmstadt auf, was ohnehin nötig war, um die Behörden von dem abgeschlossenen Frieden in Kenntnis zu setzen, damit sie ihr Benehmen danach einrichten könnten. Ich erregte große Freude, denn die Bevölkerung war unendlich besorgt um die Dinge, die kommen konnten. Wirklich traf schon am folgenden Tage der General Orloff (jüngerer Bruder des wohlbekannten Generaladjutanten) mit 1500 Mann Reitern, meist Kosaken, hier ein. Es war eine Rekognoszierung, nach zwei Stunden zog er wieder ab, ohne daß irgendetwas Unregelmäßiges vorgekommen wäre. Am Abend setzte ich meinen Weg fort und fuhr die Nacht durch. In Mannheim traf ich zwischen 6 und 7 Uhr des Morgens ein. Alles schlief noch, nur der Herr war schon aufgestanden, und durch mein Anfahren vor dem Hause benachrichtigt, ließen mich Seine Königliche Hoheit in der Kleidung, in der ich gereist war, vor Sich kommen. Sehr ausführlich mußte ich meine Erlebnisse erzählen, und das Resultat der Reise befriedigte Sie, so daß Sie den Entschluß zu erkennen gaben, am folgenden Tage in Ihre Residenz zurückkehren zu wollen.

Nachdem alles aufgestanden war und gefrühstückt hatte, begannen neue Beratungen. In dem Charakter und der Denkweise des Herrn lag es nicht, Sich verstohlenerweise oder insgeheim von Seinen bisherigen Alliierten zu trennen.

Digitized by Google

Der Großherzog erklärte also, daß Er nur [1]) an den Kaiser schreiben, ihm den Übergang zu den Verbündeten anzeigen und die Gründe, die Ihn hierzu vermocht hätten, auseinandersetzen, ihm aber auch zugleich versichern wolle, daß Seine bisherigen Gesinnungen gegen die Person des Kaisers unverändert dieselben bleiben würden.

Diesem Vorhaben widersetzte sich Herr v. Lichtenberg standhaft, und ich sage das nicht, um ihn anzuklagen, denn er hatte ganz vernünftige Gründe. Er stellte vor, daß wenn ein solcher Schritt, den er ohnehin für ganz unnötig hielt, jemals bekannt werde, der Großherzog, der sich eben den Alliierten anschlösse, in ihren Augen kompromittiert sei und die Folgen davon schwer empfinden werde. Daß aber ein Bekanntwerden des Schritts im Reiche des Möglichen liege, das konnte niemand, der französische Prozeduren kennt, in Abrede stellen. Man durfte befürchten, daß das Schreiben, obgleich ein vertrauliches, nach wenig Wochen im „Moniteur" abgedruckt zu lesen sein würde. Der Großherzog indessen beharrte darauf, daß Er auf andere Weise Sich von Napoleon nicht trennen könne. Allein Herr v. Lichtenberg weigerte sich, ein solches Schreiben zu entwerfen; ich sagte hierauf Seiner Königlichen Hoheit, daß wenn Sie mir eine Stunde Zeit gewähren wollten, ich den Versuch zu einem solchen Entwurfe machen würde, und begab mich in mein Zimmer. Wirklich brachte ich ein Konzept zustande, das so sehr die Billigung des Herrn erhielt, daß Seine Königliche Hoheit befahlen, es solle sogleich ausgefertigt werden. Glücklicherweise ist dieses auch ohne nachteilige Folgen geblieben.

Ein großer Teil des Tages war darüber hingegangen. Ein Adjutant, ich glaube, daß es Herr von Ammerongen, der jetzige General, war, ward mit dem Schreiben auf dem linken Rheinufer nach Mainz abgeordnet, nicht in Mission, sondern nur als Kurier, der nur für die richtige Abgabe zu sorgen hatte.

Rückkehr von Mannheim

Am folgenden Morgen frühe ließ Herr v. Vendeuil melden, daß er in der Nacht mit einem Auftrage des Kaisers eingetroffen sei und daher eine baldige Audienz erbitte. Ich will gleich bemerken, daß diese Sendung nicht eine Folge des Großherzoglichen Schreibens, mit welchem sie sich vielmehr kreuzte, sondern eine ganz selbständige war, welche der Kaiser, nachdem er in Mainz den Aufenthalt des Hofes durch Vendeuil erfahren hatte, anordnete.

Seine Königliche Hoheit kleideten sich daher früher als gewöhnlich an, die Frau Großherzogin blieben im Negligé. Die bei Audienzen gewöhnlichen Formen hielt man, der Umstände und der frühen Stunden wegen (es war 9 Uhr), nicht für passend, und die Frau Großherzogin wollte unter dem Vorwande, einen alten Bekannten zu begrüßen, gegenwärtig bleiben, um in Ihrer Eigenschaft als Dame Einfluß auf eine Unterredung zu gewinnen, die in der damaligen Lage der Sache eine sehr stürmische werden konnte. Noch sehe ich

[1]) Sol

Digitized by Google

dieſe Fürſtin auf einem Sofa ſitzen, wo Sie, vor der Ankunft des Geſandten, zu uns ſagte: „Vous verrrez que l'Empereur fera dire au Grand Duc que sous les circonstances actuelles il lui conseille de s'arranger avec les alliés, mais qu'il n'en compte pas moins sur son amitié pour l'avenir." Ich antwortete auf der Stelle: „Son caractère au contraire n'est pas capable d'une telle équité ou générosité et je prie Votre Altesse royale de se préparer à voir le contraire." Darin täuſchte ich mich nicht.

Die Herrſchaften empfingen Vendeuil in einem Kabinette, die Tür des Nebenzimmers aber war geöffnet, und in dieſem befanden ſich Lichtenberg, Falk und ich. Ich war dem Geſandten entgegengegangen, um ihn einzuführen. Er ſagte dem Herrn: der Kaiſer ſende ihn, um Seiner Königlichen Hoheit die Befriedigung auszudrücken, die Er darüber empfinde, daß Sie ſich den Händen der Verbündeten entzogen und Ihre Staaten verlaſſen hätten. Er erblicke darin einen neuen Beweis der Anhänglichkeit des Großherzogs, auf welche Er großen Wert lege. Seine Majeſtät hätten ihn (Vendeuil) beauftragt, Seine Königliche Hoheit einzuladen, Sich nunmehr ohne den mindeſten Verzug nach Frankreich zu begeben, um dort ganz nach Ihrem Gutfinden einen Aufenthaltsort zu wählen. Hinſichtlich Ihres und Ihres Hofes Unterhalts möchten Sie ganz unbeſorgt ſein. Der Kaiſer mache ſich verbindlich, auf das reichlichſte dafür zu ſorgen. Ebenſowenig möchten Sie fürchten, Ihre Staaten einzubüßen, der Kaiſer werde ſchon im nächſten Frühjahr mit noch größerer Macht in Deutſchland erſcheinen, es würde nicht bloß das Großherzogtum wieder erobert werden, ſondern auch in Anerkenntnis der bewieſenen Ergebenheit ſehr bedeutend vergrößert werden.[1])

Der Großherzog erwiderte, wie Er in dem gemachten Anerbieten die Sorgfalt des Kaiſers dankbar anerkenne, daß es aber nicht allein auf Seine Perſon ankomme, ſondern daß Er vor allem Sein Land zu berückſichtigen habe, welches Er durch ein Überſiedeln nach Frankreich der ganzen Rache der Verbündeten ausſetzen würde.

„Wenn das die Meinung Eurer Königlichen Hoheit iſt," ſagte der Geſandte, „ſo bin ich von dem Kaiſer beauftragt, Sie einzuladen, Sich auf neutralen Boden in die Schweiz zu begeben, und bin erbötig, in Seinem Namen auf das feierlichſte die Verbindlichkeit zu übernehmen, auch dort für den Unterhalt des Hofes reichlich zu ſorgen."

„Auch das vermag Ich nicht," antworteten Seine Königliche Hoheit. „Ich bin vor allem Mich Meinem Lande ſchuldig, Ich trenne Mich von demſelben nicht und will vielmehr in Meine Reſidenz zurückkehren. Auch der Kaiſer würde ſich von Frankreich nicht trennen wollen, wird alſo Meine Denkungsart nicht mißbilligen. Auf Meine perſönlichen Geſinnungen gegen Ihn hat das gar keinen Einfluß. Dies bitte Ich Ihm ſagen zu wollen." Dies letzte beſtätigten die Frau Großherzogin ſehr lebhaft.

[1]) Ich habe früher ſchon angeführt, wie Fürſt Primas und Iſenburg es büßten, ſolchen Lockungen Gehör geſchenkt zu haben.

Digitized by Google

„Dann muß ich glauben," sagte der Gesandte, „daß schon eine Annäherung an den Feind stattgefunden habe." — „So ist es auch," erwiderte der Großherzog. Bei diesen Worten brach Vendeuil in ungemessenen Zorn aus.[1]) Der Großherzog fuhr fort: Er habe in dieser Beziehung getan, was die Pflichten, die Er für Sein Land habe, Ihm auferlegten, habe aber auch nicht gesäumt, Seine Handlungsweise dem Kaiser in einem Schreiben darzulegen, welches sich jetzt schon in den Händen Seiner Majestät befinden werde.

Noch versuchte der Gesandte zu remonstrieren. Er sagte, bis dahin habe der Großherzog vielleicht den Kaiser für überwunden gehalten und danach Seine Maßregeln getroffen. Jetzt aber wisse Er, daß der Kaiser selbst sich nichts weniger als für geschlagen halte, daß er zurückkehren und bewiesene Treue auf das glänzendste lohnen werde. Das verändere die Sache. Noch sei es Zeit, zurückzutreten, ein Schritt über die Brücke führe auf französischen Boden und befreie aus den Händen der Alliierten.

Der Großherzog erwiderte: die Sache hänge gar nicht mehr von Ihm ab. Erst gestern habe Er einen Vertrag mit den Alliierten genehmigt, Er könne also nicht heute Sein Wort brechen. Er sei aber auch überzeugt, daß der Kaiser selbst, bei ruhiger Erwägung der Lage, Seine Handlungsweise nicht mißbilligen werde.

„Nun denn," sagte Vendeuil, „in diesem Falle bin ich genötigt, Eurer Königlichen Hoheit auch den dritten Auftrag auszurichten, den der Kaiser mir erteilt hat. Er läßt Ihnen sagen, daß Er, wie schon gesagt, nach wenig Monaten nach Deutschland zurückkehre, daß Er Ihr Land so verwüsten werde, daß kein Stein auf dem anderen bleiben, daß Er gegen Sie und die Ihrigen alles tun werde, was die Entrüstung über Verrat und gebrochene Treue Ihm eingibt."

Je heftiger und ausgelassener der Mann ward, desto mehr männliche Fassung und Ruhe gewann der Großherzog. Nie ist mir Ludewig I. größer und würdevoller erschienen als in diesem Augenblicke. Es handelte sich, das läßt sich nicht leugnen, um Sein oder Nichtsein. Denn wer hätte damals mit Gewißheit den Ausgang der großen Krisis vorhersagen können. Aber Ludewig ließ sich nicht einschüchtern. Er erwiderte: „Wenn der Kaiser es mit Seinem Gewissen vereinigen kann, so zu handeln, wie Sie sagen, so werde Ich mit Meinen Untertanen zugleich untergehen. Ich mit ihnen, sie gewiß nicht ohne Mich. Wie es kommen soll, überlasse ich der Vorsehung Gottes."

So endigte, barsch und kurz abgebrochen, diese merkwürdige Audienz. Empört über das, was ich mitangehört, unterließ ich die gewöhnliche Höflichkeit, den Gesandten, den ich eingeführt hatte, einige Schritte zurück zu begleiten. Er ging allein die Treppe hinab. Auf der Hausflur stieß er auf den Wirt, der von dem, was vorgegangen, nichts wissen konnte, und ihn, nach ge-

[1]) Diese Leidenschaftlichkeit konnte auf seinen Ansichten und Gesinnungen beruhen, ich möchte aber glauben, daß sie noch einen anderen Grund hatte, den nämlich, daß der Kaiser ihn nach seiner gewöhnlichen Manier für den Erfolg der Sendung verantwortlich gemacht haben mag.

Digitized by Google

wohnter Wirtsmanier, an den Wagen begleitete. Dieser Mann kam aber gleich darauf wieder herauf und erzählte uns anderen: Vendeuil habe schon mit beiden Füßen auf den Tritten seines Wagens gestanden, als er sich besonnen, den einen Fuß wieder auf das Pflaster gesetzt und sich umgedreht habe, um mit geballter Faust nach dem Fenster des Großherzogs hinauf zu rufen: „Tu me le payeras, mon prince!"

Diese Zahlung ist ausgeblieben; daß es aber an dem guten Willen dazu nicht gefehlt habe, beweist jenes Wort.

Durch dieses erschütternde Intermezzo ward die Abreise des Hofes etwas verzögert. Sie fand aber am folgenden Tage statt, und es wurden die Herrschaften in Darmstadt als eine Bürgschaft der Ruhe und Sicherheit mit großer Freude empfangen. Damit endigten für den Augenblick auch meine Kreuz- und Querfahrten.

*

Da ich nun bisher den Gang der Operationen der kombinierten Wredeschen Armee von Würzburg bis Frankfurt skizziert habe, so will ich nun noch einige Worte über das Ende des Feldzugs beifügen. Das letzte Gefecht auf damals deutschem Boden hat nicht die genannte Armee bestanden. Es waren in den nächsten Tagen die verbündeten Monarchen, wenigstens einer oder der andere derselben, in Frankfurt eingetroffen, und vorher die österreichische Armee mit russischen leichten Truppen, welche allein, von Leipzig aus, die französische Armee unmittelbar und auf derselben Straße verfolgt hatte. Die Franzosen hielten noch die Höhen von Hochheim besetzt und hatten sich dort verschanzt. Der Auftrag, sie von dort zu vertreiben und sie nach Kastel zurückzuwerfen, ward dem Prinzen Philipp von Homburg und seiner Division zuteil. Er griff sie dort an, nahm die Verschanzungen, die hauptsächlich die Kirche umgaben, mit Sturm und säuberte damit den deutschen Boden bis auf Kastel.

Frankfurt ward damals sehr belebt, so viele vornehme und ausgezeichnete Gäste zu feiern, bestrebte sich Jeder. Auch an dem Tage jenes Gefechtes war eine große Soiree angesetzt und jener Prinz dazu geladen. Nach Beendigung jener Affäre war er nach Frankfurt zurückgefahren und erschien in der Gesellschaft, das Ergebnis des Tages zu erzählen. Auf diese Kunde hin wußten sich die Damen in der Geschwindigkeit so viele Lorbeerzweige zu verschaffen, daß jede ihm einen solchen überreichen konnte.

Die Ideenverbindung läßt mich hier noch etwas anderes erzählen. Demselben Prinzen ist bei Leipzig etwas ganz Ähnliches widerfahren, wie Wrede bei Hanau. Nach der Niederlage, als die französische Armee von drei Seiten in der Stadt eingeschlossen war, hatte der Prinz den Auftrag erhalten, sich mit seiner Division vor einem der westlichen Tore Leipzigs aufzustellen, um den Ausgang zu hindern. Gerade dieses Tor hatte der Kaiser zum Ausgangspunkt der Hauptarmee gewählt und dasselbe Manöver angeordnet, das sich bei Hanau wiederholt hat.

Digitized by Google

Es brach eine dichtgedrängte Kolonne aus, die, ohne zu feuern und ganz unbekümmert darum, wieviele der Ihrigen durch das feindliche Feuer auf dem Platze liegen bleiben würden, immer geradeaus marschierte. Ich habe die Erzählung aus dem Munde des Prinzen selbst. Folgendes sind seine Worte: „Es war vergebliches Streben, dem Strom einen Damm setzen zu wollen, meine Division ward weggedrückt. Es war nicht anders, als würden wir mit dem Besen von der Straße weggekehrt."

Das ist auch dasselbe Manöver, das man vom General Mack bei Ulm verlangte und dessen Unterlassung ihm die Kassation gebracht hat.

Sendung in das Hauptquartier der Monarchen

Der Vertrag von Dörnigheim, und was damit zusammenhängt, beförderte mich vom Oberschenken zum Hofmarschall und verschaffte mir als Geheimem Referendär eine Stelle im Ministerio, beides ohne mein Zutun ganz aus freiem Antriebe Seiner Königlichen Hoheit, die mir damit einen Beweis Ihrer Zufriedenheit geben wollten. Bevor ich später der Finanzsektion des noch ungetrennten Ministeriums zugeteilt ward, so erhielt ich doch anfangs eine andere Bestimmung, nämlich das Referat über die Kriegskosten, d. h. die Verpflegung der fremden Truppen, die Bildung der Magazine usw., ein nichts weniger als anziehendes Geschäft.

Bevor ich aber in diesen Wirkungskreis eintreten konnte, ward ich abermals für ungefähr zwei Monate von hier entfernt. In Frankfurt befanden sich die Monarchen von Österreich, Rußland und Preußen. Dorthin ward ich gesendet, um in allen Beziehungen das Interesse des Landes zu wahren. Ich bewohnte im Großherzoglichen Palais die unteren Zimmer rechts vom Eingange. Das übrige Gebäude war Seiner Majestät dem Könige von Preußen angeboten worden, konnte aber nicht dessen ganzes Gefolge fassen, namentlich wohnte der Kronprinz (der jetzige König) nicht da.

Alle diese Monarchen hatten auch ihre Minister bei sich, man studierte noch daran, wie man die Rheinbundfürsten für ihr bisheriges Benehmen auf halbanständige Weise wolle büßen lassen. Man verfiel darauf, sie Obligationen über bedeutende Summen, als Beitrag zu den Kriegsoperationen, ausstellen zu lassen und mit diesem Papier die Verpflegung der Truppen zu bezahlen. Die Sache ist in dieser Form nicht zur Ausführung gekommen, hat aber doch viel Hin- und Herreden verursacht und dahin geführt, daß wir für unsere Leistungen fast nichts erhielten, wie wir auch von Frankreich nichts erhalten hatten.

Meine Geschäfte führten mich zu dem Fürsten Schwarzenberg,[1]) dem Kommandierenden aller Heere. Dieser verwies mich nach einer allgemeinen Unterredung an Radetzky, der damals Chef seines Generalstabs war. Ich kam in Verhandlung mit dem Fürsten Metternich, den ich da zum ersten Male

[1]) Später habe ich den Fürsten in Karlsbad wieder gesehen, er war aber, von einem Schlaganfall erstanden, nicht mehr derselbe Mann.

Digitized by Google

sah. Ferner mit dem Minister Stein, der voll Gift gegen alles, was dem Rheinbund angehörte, war. Ohne die Verdienste zu mißkennen, die er sich um Preußen und zum Teile Europa erworben hat, muß ich doch bekennen, daß seine Persönlichkeit mich mehr abstieß als anzog. Er bot das Schauspiel dar, das man unter polnischen und ungarischen Magnaten gesehen hat, er war ein eingefleischter Aristokrat und der enthusiastischste Reichsritter, dabei ein Revolutionär.

Ferner bekam ich zu tun mit den preußischen Geschäftsmännern Wilhelm v. Humboldt, den ich schon in Rom gesehen hatte, und Staatsrat Ancillon, dem nachherigen Minister. Eine große Rolle spielte Herr v. Anstett, Kabinettssekretär des Kaisers Alexander, mehr als Intrigant, denn vermöge seines Amtes.[1])

Aber noch einen muß ich nennen, den Lord Aberdeen, der später zweimal Minister des Auswärtigen war und heute, 1853, an der Spitze des britischen Ministeriums steht. Er war damals Gesandter in dem großen Hauptquartier, und was mich zu ihm führte, war der Auftrag, englische Subsidien für den bevorstehenden Feldzug in Frankreich zu erhalten. Er schlug mir dieses Ansinnen nicht gerade ab, entschuldigte sich aber damit, daß er keinerlei Aufträge oder Vollmachten in dieser Beziehung habe. Täuscht mich mein Gedächtnis nicht, so ist, jedoch weit später, eine Subvention erlangt worden durch ein Arrangement, das der Generalleutnant v. Schäffer (der Vater) traf, der zu diesem Ende nach Brüssel gesendet ward.

Als ich bei dem Lord, der sich allein in seinem Zimmer befand, eingeführt ward, war ich ganz verdutzt, und ehe ich redete, fragte ich ihn, ob ich die Ehre

[1]) Die Fata dieses Mannes sind wunderbar. Er war Elsässer von Geburt, ziemlich niederer Herkunft, Unteroffizier oder Kadett, beim Ausbruch der Revolution emigrierte er. Durch den famosen Grafen von Nassau kam er in russische Dienste, machte die Seeschlacht im Schwarzen Meere mit, in welcher die türkische Flotte vernichtet ward, und wurde dabei verwundet. Wie er sich von da, wo er Leutnant war, in das Kabinett des Kaisers geschlichen, weiß ich nicht. Er war ein gescheiter und sehr talentvoller Mann, schrieb sehr gut und gewann so großen Einfluß auf den Geist seines Herrn, daß man ihm wohl zu jenem Gesandtschaftsposten verhalf, um ihn von der Allerhöchsten Person zu entfernen. Wunderbarerweise war dieser geistreiche Mann einer der größten Gourmands, die man sehen kann. Seine Gedanken waren mindestens der Küche ebenso wie der Politik zugewendet. Er speiste regelmäßig einmal in der Woche bei Herrn v. Rothschild, der sich doch nicht wenig auf seine Diners zugute tat; aber Anstett nahm die Einladung nur unter der Bedingung an, daß sein Koch in Rothschilds Hause kochen werde, damit das Essen erträglicher würde. Einst erhielt Rothschild bei Gelegenheit einer Kurierreise einige Schildkröten und verehrte die eine Herrn v. Anstett. Sie ward zu einer Suppe verwendet. Als aber Herr v. Anstett an einem der folgenden Tage bei Rothschild eine ebenfalls von seinem Koche präparierte Schildkrötensuppe aß, fand er diese bei weitem besser, nahm den Koch vor und schmähte ihn seiner Nachlässigkeit wegen. „Es ist nicht meine Schuld," sagte der Mann, „Ihnen hat Herr v. Rothschild eine krepierte Schildkröte geschenkt und die lebende für sich behalten, daher kommt der Unterschied." Hierüber geriet Anstett in solchen Zorn, daß er alle Verbindung mit dem anderen abbrach und dieser über ein Jahr lang sollizitieren mußte, ehe er ihn wieder an seinem Tisch sah.

Digitized by Google

hätte Lord Aberdeen zu sehen, was er bejahte; und warum? Weil ich einen zwar bildschönen, aber so blutjungen Mann vor mir sah, daß ich es mir nicht als möglich dachte, daß das der Stellvertreter Großbritanniens in so ernsten und wichtigen Geschäften sein könne. Ich erwartete gar nichts anderes, als daß er mir sagen würde, der Lord sei verhindert, mich zu empfangen, und habe ihn, einen Attaché der Gesandtschaft, damit beauftragt. Das kann ich versichern, daß ich auf deutschen Universitäten hundert und hundert Studenten gesehen habe, die älter schienen und auch waren als dieser Mann. Es bleibt eine eigentümliche Erscheinung. Die englische Aristokratie hält sich für hohe Staatsämter geboren, sie erachtet sich von Rechts wegen dazu berufen, sie einzunehmen, sobald die Kinderschuhe ausgetreten sind, und sie erhält solche Ämter durch Familienverbindung und Gunst. Es ist mir in der Folge noch ein anderes so jugendliches Exemplar „Seymour" vorgekommen.

Wahr ist es, daß diese Leute eine sehr gründliche Schulbildung erhalten und schon im väterlichen Hause mit den Traditionen englischer Politik vertraut gemacht werden; auch zeigt die Geschichte, daß dabei die Dinge vorwärts gehen. Ob sie aber in anderen Händen nicht noch besser gehen würden, das läßt sich doch wohl fragen. Der berühmte Lord Londonderry, Minister des Äußern in jener Epoche, der Mann, der England auf allen europäischen Kongressen vertreten hat, der beide Pariser Frieden unterhandelte und überall vermöge der Stellung, die sein Monarch durch den Krieg erworben hatte, die entscheidende Stimme führte, hat oft in den Konferenzen auffallende Unwissenheit gezeigt. Ohnerachtet sein König Kurfürst von Hannover war, bewährte sich seine Unkenntnis deutscher Verhältnisse und Geographie auf so auffallende Weise, daß sie seinen Kollegen Lächeln abnötigte. Er verwechselte oft ganze Fürstenhäuser und ganze Länder miteinander. (Schluß folgt)

Die Kaiser Franz Joseph I. und Wilhelm II.

Persönliche Erinnerungen

von

Feldmarschalleutnant a. D. Albert Freiherr v. Margutti

An einem nebelgrauen Frühmorgen des Oktobers 1888 beugte ich mich neugierig aus einem Fenster des obersten Stockwerkes der im ungemein belebten Wiener Bezirke Mariahilf gelegenen Stiftskaserne; in dieser befand sich damals die Technische Militärakademie, deren Zögling der Genie-Abteilung ich zurzeit war. Sinnend sah ich auf die Gasse hinab, welche ein vom alltäglichen geschäftigen Arbeitsverkehre gänzlich verschiedenes Bild bot. Ungezählte vornehme Wagen fuhren hin und her, eine festlich gekleidete Menschenmenge bewegte sich auf und nieder, darunter Offiziere und Mannschaften im Parade-

Digitized by Google

anzuge, die Häuser trugen farbenreiche Beflaggung, mehrere Balkone waren mit Blumen und Teppichen prächtig geschmückt; alles wies auf einen außergewöhnlich festlichen Anlaß hin.

Derselbe blieb mir nicht fremd: Wilhelm II., seit vier Monaten Deutscher Kaiser, stattete dem Kaiser Franz Joseph, seinem Bundesgenossen, den ersten Besuch in Wien ab.

Wenn es mir nur möglich gewesen wäre, Wilhelm II. zu sehen!

Leider ein unerfüllbarer Wunsch, denn der Akademie strenge Hausregeln verwehrten mir an Wochentagen das Verlassen des Anstaltsgebäudes. Als ich mich am nächsten Sonntag nachmittags in die innere Stadt begab, war jedoch der Deutsche Kaiser bereits weggereist und Wien zeigte nüchtern das gewöhnliche Aussehen.

In mir aber blieb die lebhafte Sehnsucht wach, einmal Wilhelm II. zu begegnen, ihn zu sprechen, daraus unmittelbare und daher zutreffende Eindrücke von ihm zu empfangen.

Diese stille Hoffnung begleitete mich viele, viele Jahre. Sie schien aber — wie alles, wonach man im menschlichen Leben trachtet — gar nie erfüllt werden zu wollen, denn meine militärische Laufbahn führte mich, wenigstens in ihren Anfängen, nur an des einstigen Österreich-Ungarns Peripherie, vom Westen zum Osten, vom äußersten Süden zum entlegensten Norden. Während dieser langen Zeit hörte und las ich jedoch manches über Wilhelm II., vernahm von seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten, seinen mehrseitig ausgebreiteten Kenntnissen und seiner mit verehrungsvoller Anhänglichkeit gepaarten treuen Zuneigung für den Kaiser Franz Joseph.

Als Hauptmann des Generalstabes erlangte ich endlich im Operationsbureau Verwendung in Wien; hier verfaßte ich bald ein bescheidenes Buch über die strategische Rückwirkung der Meeresbeherrschung auf die Landoperationen, dessen Veröffentlichung mir Gelegenheit bieten sollte, Kaiser Wilhelm II. kennen zu lernen. Sein wachsames Auge blieb nämlich auch auf meiner anspruchslosen Schrift haften; dem folgte gleich eine Einladung nach Kiel, dem Mittelpunkt der deutschen Kriegsmacht zur See.

Überglücklich kam ich der mich außerordentlich auszeichnenden Aufforderung nach. Bei der Vereidigung der Marinerekruten in der großen Exerzierhalle der Kieler Werfte erstattete ich am 24. November 1900 dem Deutschen Kaiser meine Vorstellungsmeldung. Mit auffallendem Ernste mich von Kopf zu Füßen musternd, nahm Wilhelm II. dieselbe entgegen, dann reichte er mir aber lächelnd die Hand und sagte leutselig: „Willkommen! Und vor allem, wie geht es dem Kaiser? Ist er immer wohlauf und guter Dinge? Haben Sie ihn vor Ihrer Abreise gesehen?"

Ersteres bejahte ich; letzteres mußte ich leider verneinen. Zwei Monate waren bereits vergangen, seitdem ich den Kaiser Franz Joseph bei den großen galizischen Manövern in Jaslo gesehen und kurz darauf, anläßlich meiner Zuteilung zu der ihm des Königs Viktor Emanuel III. Thronbesteigung

Digitized by Google

notifizierenden italienischen Militärmission, in Schönbrunn auch gesprochen hatte. Vor meiner Wegfahrt nach Kiel wurde mir keine Audienz gewährt, da der Monarch damals von Wien abwesend war und sich auf seinem ungarischen Schlosse Gödöllö aufhielt.

Nach einigen weiteren huldreichen Worten an mich widmete sich Wilhelm II. ausschließlich der Eidesleistungszeremonie. Diese gipfelte in einer schwungvollen Ansprache, welche der Kaiser, von einer erhöhten Estrade aus, an die jungen Seeleute richtete. Mit Stolz und Befriedigung wies er dabei in vielsagenden Wendungen auf die letzten Leistungen der deutschen Marine in China hin und ließ seine Rede ausklingen mit dem beim erbitterten Kampfe um die Takuforts englischerseits gegebenen und geschichtlich gewordenen entscheidenden Befehle: „Germans to the front!"

Ich hatte also endlich Wilhelm II. gesehen und gesprochen! Das Bild, das ich im Geiste mir von ihm gemacht, schien durch die Wirklichkeit noch bei weitem übertroffen.

„Das ist ein ganzer, ein großer Mann," dachte ich nun, von ihm sofort begeistert, „ein gewaltiger Herrscher, von dem sein Volk Vieles und Bedeutendes erwarten darf!"

In Kaiser Wilhelms Nähe saß ich bei dem am gleichen Tage im Kieler Offiziersspeisehause stattgehabten Festessen; hier hielt der Kaiser einen inhaltsreichen Trinkspruch, ebenfalls auf die Ereignisse im fernen Osten anspielend. — Nach der Tafel verabschiedete er mich mit kräftigem Händedrucke und dem Auftrage: „Viele herzliche Grüße von mir dem Kaiser, sobald Sie von ihm empfangen werden, und meine besten Wünsche für sein stetes Wohlergehen! Melden Sie ihm, daß ich mich auf ein baldiges Wiedersehen ungemein freue! Es war zu lieb vom Kaiser, im Mai nach Berlin zu kommen;[1]) ich werde es ihm nie vergessen!"

Von Kiel kehrte ich über Berlin, wo ich einige Wochen weilte, nach Wien zurück und trat gleich meinen neuen Dienst in des Kaisers Generaladjutantur an, der ich — was ich niemals vorausgesehen hätte — volle siebzehn Jahre angehören sollte.

Wenige Tage nachher wurde ich zur Audienz beim Kaiser Franz Joseph — es war dies meine erste — befohlen, dem ich dabei über meinen Aufenthalt in Deutschland Bericht erstattete. Aufmerksam hörte mich der bejahrte Herrscher an; er stellte keine Zwischenfragen und nahm die mir vom Deutschen Kaiser überantwortete Botschaft lediglich mit einem förmlichen Danke entgegen, ohne auf dieselbe irgendwie näher einzugehen. Aufrichtig gestanden, gewann ich kaum den Eindruck, daß meine Schilderungen überhaupt des Herrschers besonderes Interesse erweckten.

Als ich damit zu Ende war, sagte der Kaiser, anscheinend so nebenbei und auf den Boden schauend: „Also in Kiel hat der Deutsche Kaiser, wie Sie

[1]) Zu der feierlichen Volljährigkeitserklärung des Deutschen Kronprinzen.

Digitized by Google

mir soeben meldeten, zwei Reden gehalten; was war deren Inhalt?" — Ich legte denselben mit einigen Worten dar; jene an die Rekruten befaßte sich vornehmlich mit dem Fahneneide, der Trinkspruch im Offiziersspeisehause betonte hingegen in längerer Ausführung den Umstand, daß durch den im Zuge befindlichen rapiden Ausbau der deutschen Kriegsmarine die Seeoffiziere ungeahnt rasch in höhere Chargen und verantwortungsreiche Stellungen vorrücken würden, für welche sie sich aber auch aus eigenem Antriebe in eifrigem Selbststudium vorzubereiten verpflichtet wären.

„Demnach," unterbrach mich Kaiser Franz Joseph, „hatten die Ansprachen keinerlei politischen Hintergrund, enthielten auch nicht bezügliche Anspielungen?" — Uneingeschränkt konnte ich das verneinen; aus der Rede in der Exerzierhalle vermochte man höchstens zu entnehmen, wie sehr Kaiser Wilhelm über die Wertschätzung erfreut war, welche in Ostasien deutsche Matrosen und Marineinfanteristen bei ihren fremdländischen Kameraden gefunden. „Kaiser Wilhelm war offenbar von diesem einträchtigen Zusammengehen befriedigt?" ergänzte Kaiser Franz Joseph meine Ausführungen. „Gewiß!" entgegnete ich, „der Deutsche Kaiser hob es rühmend hervor." — „Sehr gut!" erwiderte mein Souverän, „das wäre neuerdings ein Beweis, wie sehr dem Kaiser Wilhelm alles am Herzen liegt, was zur dauernden Erhaltung des Friedens unter den europäischen Staaten beitragen könnte. Und fiel dabei auch keine Bemerkung über die „gelbe" Gefahr?" setzte lächelnd Kaiser Franz Joseph hinzu. — „Meines Wissens nicht oder nur insofern, als der Deutsche Kaiser dieselbe als vorläufig gebannt betrachtet," antwortete ich. — „Hiermit dürfte doch wohl nur China gemeint gewesen sein," schloß der greise Monarch die Erörterung und entließ mich.

Ich konnte nicht umhin, darüber zu grübeln, daß Kaiser Franz Joseph nicht eine einzige, des Deutschen Kaisers Person direkt betreffende Frage an mich gerichtet und sich so ganz und gar nicht nach ihm erkundigt hatte, was in auffallendem Gegensatze zu Kaiser Wilhelms Verhalten in dieser Hinsicht stand. Lediglich auf seines Freundes und Bundesgenossen Reden legte Kaiser Franz Joseph Gewicht. Es kam mir beinahe vor, als ob er jederzeit in diesen eine Gefahr witterte und erst beruhigt schien, als meine Äußerungen einwandfrei bestätigten, daß Kaiser Wilhelm II. nur im Sinne des Friedens gesprochen. Das war das Moment, so glaubte ich zu erkennen, welchem Kaiser Franz Joseph eine ausschlaggebende Rolle zusprach.

Erst viel später, als ich den alten Kaiser näher kennen lernte, fand ich die vollkommen zutreffende Erklärung für sein, mich doch einigermaßen befremdendes Vorgehen bei dieser, meiner ersten Audienz. Der greise Monarch befliß sich nämlich immer, bei jeder Gelegenheit und unter jeder Bedingung, vollkommen unpersönlich zu sein; ihm war es stets bloß um die Sache zu tun, gleichgültig wer auch immer ansonst in Frage kam. Sicherlich eine unter Umständen hervorragende, sogar bewunderungswürdige Herrschereigenschaft!

Digitized by Google

Aber kurz darauf fand ich auch Gelegenheit, einen richtigeren Einblick in die Gesinnungen und Gefühle zu erlangen, von denen Kaiser Franz Joseph für Kaiser Wilhelm II. beseelt war.

Damals wurde die deutsche Marine von einem schweren Unglück heimgesucht. Im Hafen von Malaga ging das Schulschiff „Charlotte", mit den Seekadetten an Bord, plötzlich unter; viele derselben kamen dabei auf tragische Weise ums Leben. Auf die erste Kunde hiervon erhielt ich den Auftrag, eine „besonders warm gehaltene" Beileidsdepesche des Kaisers Franz Joseph an Kaiser Wilhelm zu entwerfen und meinem Kaiser ehestens zur Genehmigung vorzulegen. In solchen Arbeiten noch ganz ungeübt, brachte ich, wie ich es eben vermochte, einen derartigen Telegrammtext zu Papier und händigte ihn dem Monarchen ein. Nachdem dieser ihn gelesen, meinte er kopfschüttelnd: „In jedem anderen Falle wäre so etwas recht gut und brauchbar. Aber für Kaiser Wilhelm muß das viel, viel inniger und herzlicher verfaßt sein. Wir zwei stehen einander wirklich nahe und der Deutsche Kaiser mit seinem zartbesaiteten Gemüte empfindet das herbe Ungemach, das jetzt seine Flotte getroffen, doppelt schwer."

Das Kriterium einer ungewöhnlichen Wärme und aufrichtigen Liebenswürdigkeit wollte Kaiser Franz Joseph bei allen schriftlichen und telegraphischen Kundgebungen an den Deutschen Kaiser unentwegt beobachtet wissen, und das hatte für mich ein für allemal als Richtschnur zu dienen. In meinen Bemühungen, mich gewissenhaft daran zu halten, mußte ich jedoch merkwürdigerweise bald und gerade an einem außergewöhnlichen Beispiele die Erfahrung machen, daß dem doch nicht immer so sein könne.

Während des Sommeraufenthalts des alten Kaisers in Ischl kam im Juli 1901 dahin die Nachricht vom Tode der Kaiserin Friedrich. Eine Unmenge Beileidsdepeschen waren da zu besorgen. Als ich sie fertiggestellt, legte ich sie dem Kaiser vor. Zu oberst jene an den Deutschen Kaiser, den ältesten Sohn der Verblichenen. Naturgemäß war das Telegramm ziemlich lang und in Worten tiefster Ergriffenheit abgefaßt; dessenungeachtet sagte es dem Kaiser Franz Joseph keineswegs zu. „Nein, nein, das stimmt nicht," sagte er ernst und traurig, „Sie dürften auch wissen, daß Kaiser Wilhelm leider mit seiner Mutter nicht gut stand, ja, daß er beinahe in Unfrieden mit ihr lebte. Sehr bedauerlich, aber wahr! Zu schade, daß der Deutsche Kaiser bei seiner opferfreudigen, grenzenlosen Liebe zu seiner Familie, die ich nie genug bewundern kann und worum ich ihn immer beneidete, sich gerade mit seiner Mutter derart überwarf! Aber dem muß auch, so sehr es mich betrübt, hier Rechnung getragen werden; daher wenige Worte und keiner der ansonst in solchem Falle üblichen Hinweise!" Hierauf schilderte Kaiser Franz Joseph in beredter Weise das vorbildliche Familienleben Kaiser Wilhelms, und nur zu deutlich erkannte ich, wie der allverehrte Greis auch dieses bei seinem Freunde hoch bewertete. Dasselbe spielte — neben der Friedensliebe — in dem Charakterbilde, das anscheinend Kaiser Franz Joseph von seinem Bundesgenossen vor Augen hatte, entschieden die Hauptrolle.

Digitized by Google

Vielleicht stellte aber der alte Kaiser die Friedensgewährleistung doch allem anderen voran.

Diesen Eindruck hatte ich gleich ursprünglich gewonnen, und es währte nicht lange, daß seine Richtigkeit mir auch unmittelbar bestätigt wurde.

Im Frühjahre 1901 hatte sich Kaiser Franz Joseph für mehrere Wochen nach Budapest und Gödöllö begeben. In diesem Schlosse nahm der Kaiser sowohl das Mittagsfrühstück als auch die Hauptmahlzeit am Abende gemeinsam mit seinem kleinen Gefolge ein, dem auch ich als jüngstes Mitglied angehörte. Mein Tischplatz war da immer dem Kaiser gegenüber, weshalb mir kein Wort von dem entging, was er sagte. Und einmal kam dabei die Sprache auf den kürzlich in Südafrika beendeten Krieg. In der Tafelrunde wurde eine Bemerkung laut über Kaiser Wilhelms vielerörterte Depesche an den Transvaalpräsidenten Krüger, aus welcher am Ende eine Herausforderung Englands hätte erwachsen können. „So war dieses Telegramm nicht gemeint," warf Kaiser Franz Joseph erregt in die Wechselrede ein; „es bedeutete zweifellos nur eine vom menschlichen Standpunkte aus vollkommen begreifliche Anerkennung für die unvergleichlich tapferen holländischen Buren. Eine andere Auffassung kann ich nicht zulassen, weil ich nur zu gut weiß, daß der Deutsche Kaiser immer und immer bloß auf des Friedens Erhaltung bedacht ist; das rechne ich ihm hoch an." Damit gab also Kaiser Franz Joseph unmittelbar zu erkennen, daß er in der Friedensliebe jene Eigenschaft Wilhelms II. erblickte, die er als bedeutungsvollst über alles schätzte. Sie erschien dem greisen Beherrscher der Donaumonarchie als der verläßlichste Anker, mit welchem für die Geschicke des Habsburgerstaates ebenfalls unverrückbar fester Grund gewonnen wurde.

Geraume Zeit kam Wilhelm II. nicht nach Wien; Kaiser Franz Joseph erwähnte auch kaum mehr seiner, wenigstens nicht in meiner Gegenwart.

Hingegen bot sich mir anderswo zum erstenmal die erwünschte Gelegenheit bei einer Begegnung der zwei Kaiser anwesend zu sein und mich mit eigenen Augen zu überzeugen, von welch seltener Herzlichkeit und Innigkeit die Beziehungen waren, welche sie miteinander verbanden.

Ende Juni 1902 starb König Albert von Sachsen, des Kaisers Franz Joseph Altersgenosse und bewährter Freund. — Letzterer verfügte sich ohne Zögern zur Leichenfeier nach Dresden; seine letzte Reise ins Ausland. In des Kaisers kleinem Gefolge hierbei war auch ich eingeteilt. Am Beisetzungstage kamen wir in Dresden frühmorgens an; der Deutsche Kaiser traf hingegen erst abends, knapp vor der Bestattung ein. Im königlichen Palais erwartete Kaiser Franz Joseph den Kaiser Wilhelm. Wie die beiden Herrscher einander ansichtig wurden, eilten sie sich zu, umarmten und küßten sich wiederholt, sprachen lange, freudig erregt und sich an beiden Händen festhaltend, miteinander; man erkannte sogleich, daß sie tatsächlich ob ihres Wiedersehens unendlich beglückt waren. Daran konnte für jeden, der zugegen, kein Zweifel mehr vorwalten; es rührte mich, solch einer ergreifenden Begrüßung beigewohnt zu

Digitized by Google

haben. Deren Eindruck wirkte bei mir um so nachhaltiger, als ich während der vorhergegangenen Stunden wahrgenommen, wie wenig sich eigentlich Kaiser Franz Joseph um alle anderen zur Beisetzung erschienenen Fürstlichkeiten kümmerte, denen er bloß die gebotene Höflichkeit und nichts darüber erwies. Während des ganzen Verlaufes der weiteren Leichenfeierlichkeit wich Kaiser Franz Joseph nicht von des Deutschen Kaisers Seite, und beim Abschiede wiederholten sich in einem beredten Lebewohl diese Kundgebungen treuester Anhänglichkeit. Es war beinahe so, als ob Vater und Sohn sich trennen würden, zumal Kaiser Wilhelm sich dem Kaiser Franz Joseph gegenüber einer geradezu zärtlichen, mit liebevollsten Aufmerksamkeiten verbundenen Zuvorkommenheit befliß, wie sie für den Verkehr eines jüngeren mit einem älteren Freunde wahrhaft vorbildlich genannt werden mußte. Kein Wunder, daß Kaiser Franz Joseph mit einer, bei seiner sonstigen Zurückhaltung und seinem immerhin eher verschlossenen Naturell, eine seltene Ausnahme bedingenden, warmen und vorbehaltslosen Zuneigung an Kaiser Wilhelm hing, an dem er gegebenenfalls eine nie versagende und stets willkommener werdende Stütze zu finden sicher sein konnte.

Während der folgenden Monate nahmen den alten Monarchen Staatsgeschäfte vollauf in Anspruch; vor allem Angelegenheiten Ungarns, wo wieder einmal auch die Armeefragen aufgeworfen wurden, welche den Kaiser Franz Joseph mit begreiflichem Unmute erfüllten. Auch damals kamen sie jedoch zu keiner gedeihlichen Lösung, obwohl es der greise Kaiser an unermüdlichen persönlichen Bemühungen dieserhalb nicht fehlen ließ. — Mitten in diese innerpolitisch bewegte Ära fällt der erste Besuch König Eduards VII. in Wien anfangs September 1903.

Kaum hatte, nach viertägigem Aufenthalte, der König die Hofburg verlassen, als in des Kaisers Umgebung Gerüchte dahin auftauchten, daß der mit besonderem staatsmännischem Scharfblicke begabte Britenherrscher es darauf anlege, die Donaumonarchie von ihrem Bundesverhältnisse zu Deutschland abzubringen.

War daran etwas Wahres? — Vielleicht doch, denn zwei Wochen nachher erschien Kaiser Wilhelm plötzlich mit großem Gefolge gleichfalls in Wien, wurde da vom Kaiser Franz Joseph sowie von der hauptstädtischen Bevölkerung ungemein gefeiert, und beim Festmahle am Abende seines Ankunftstages gelangte in den Trinksprüchen der beiden Kaiser die bereits überlieferungsgemäß festbegründete Allianz der zwei Reiche in ungewöhnlich scharfgeprägter, ja ostentativer Weise zu allgemeinster Kenntnis.

Der mit mir befreundete Militärattaché bei der Wiener deutschen Botschaft, Major v. Bülow, sagte im Laufe dieses Kaiserbesuches einmal zu mir: „Wir gehen großen Zeiten entgegen, die von heute auf morgen unsererseits weittragende Entschlüsse erheischen könnten. Deshalb war wohl meines Kaisers Hieherkunft notwendig, um durch persönliche Rücksprache mit dem Ihrigen dafür zu sorgen, daß den maßgebenden Faktoren Österreich-

Digitized by Google

Ungarns das Rückgrat gesteift werde und sie nötigenfalls auch bei der Stange bleiben."

Dieser Hinweis entbehrte nicht der Richtigkeit, denn eine Woche später traf Kaiser Nikolaus II. von Rußland in Schönbrunn ein und begab sich von dort mit dem Kaiser Franz Joseph nach Mürzsteg, wo das historisch gewordene und wenigstens theoretisch die schwebenden Orientfragen für den Augenblick regelnde Übereinkommen geschlossen wurde.

Dieses ließ die Erinnerung an des Deutschen Kaisers Besuch im September 1903 einigermaßen verblassen.

Bei einer Hoftafel, welche mehrere Wochen nachher stattfand, hörte ich den Kaiser Franz Joseph bloß die Bemerkung machen, daß der verflossene Herbst ungemein ereignisreich gewesen, da nacheinander der König von England, der Deutsche Kaiser, der Kaiser von Rußland, der König der Belgier und jener der Hellenen bei ihm vorgesprochen. „Aber auch der Sommer war es nicht minder," setzte der alte Kaiser hinzu, „denn da starb der große Papst Leo XIII.; ein schwerer Verlust für mich und noch mehr für Kaiser Wilhelm! Er hing so am Heiligen Vater, der für ihn ein wahrer Freund gewesen; dessen Tod geht dem Deutschen Kaiser ungemein nahe, wie er selbst es mir letzthin wiederholt sagte. Überhaupt verstand er sich wunderbar mit dem Papste Leo XIII.; vielleicht erscheint dem Kaiser Wilhelm die katholische Kirche überhaupt sympathischer als die evangelische. Sie entspricht mehr seinem ganzen Wesen, vor allem seiner herzinnigen Frömmigkeit!" Einer der Tischgäste — welcher es war, tut nichts zur Sache; nomina sunt odiosa — warf hierauf scherzend ein: „Das könnte man kaum glauben, da Kaiser Wilhelm viel auf seine Würde als lutherischer Summus Episcopus hält!" Diese Feststellung entsprach offenbar nicht dem Geschmacke des Kaisers Franz Joseph, denn er entgegnete mit erhobener Stimme: „Ich rede im Ernste! Des Kaisers Wilhelm tiefgläubige Überzeugung ist über jeden Zweifel erhaben! Religion geht ihm über Konfession! Das preise ich ungemein beim Deutschen Kaiser."

Auch die aufrichtige Frömmigkeit Kaiser Wilhelms wurde also von Franz Joseph besonders hochgeschätzt.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Zum Novembersturm von 1908

Von

G. Klehmet

Letzthin erschienene Denkwürdigkeiten und Rückblicke haben auch die Daily-Telegraph-Krisis des Jahres 1908 von neuem an das Licht gezogen. Eine eingehende Darstellung gibt Exzellenz Hammann in seiner Schrift „Um den Kaiser" (bei Reimar Hobbing, Berlin 1919) S. 66 ff. Über die Beteiligung meines im November 1915 als Kaiserlicher Gesandter a. D. verstorbenen Bruders, des damaligen vortragenden Rates im Auswärtigen Amte und Wirklichen Geheimen Legationsrats Reinhold Klehmet, sagt Hammann S. 67 folgendes:

> Im Auswärtigen Amt kam das Schriftstück an den Geheimen Legationsrat Klehmet, einen sehr gewissenhaften Beamten, der in enger, zu enger Beschränkung seines Auftrags auf etwaige tatsächliche Irrtümer den Artikel Zeile für Zeile durchlas, einige Ungenauigkeiten notierte und, weil es sich um eine geheime Kaisersache handelte, keinen Kollegen beteiligte, etwa den englischen Referenten, damals Freiherrn v. d. Bussche-Haddenhausen, oder den Pressereferenten, der sich aber in den kritischen Tagen gerade auf dem Lande befand.

Hammann, der den Novembersturm von 1908 aus nächster Nähe und mithandelnd erlebt hat, dessen Darstellung daher vielen als wichtige Quelle gelten wird, hält hiernach an der amtlich vertretenen Auffassung fest, daß mein verstorbener Bruder für die Veröffentlichung der Kaisergespräche mindestens mitverantwortlich gewesen sei. Diese Auffassung wurde bekundet in einer halbamtlichen Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 1. November 1908:

> Der Kaiser ließ den Entwurf des Artikels an den Reichskanzler gelangen, der das Manuskript dem Auswärtigen Amt mit der Weisung überwies, dasselbe einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Nachdem in einem Bericht des Auswärtigen Amts Bedenken nicht erhoben worden waren, ist die Veröffentlichung erfolgt,

sowie in der Reichstagsrede des Fürsten v. Bülow vom 10. November 1908; sie fand für die große Öffentlichkeit darin deutlichsten Ausdruck, daß mein Bruder veranlaßt wurde, auf seine bedeutsame Stellung in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts zu verzichten und sich auf den nicht entfernt gleichwertigen Posten eines Generalkonsuls in Athen versetzen zu lassen. Daß daraufhin die Tagespresse, der nicht die Akten, sondern allenfalls Mitteilungen aus amtlichen Kreisen zu Gebote standen, sich ganz überwiegend die amtliche Auffassung aneignete, kann nicht wundernehmen. Auffallen muß dagegen,

Digitized by Google

daß auch Jahrbücher von ernster wissenschaftlicher Art die offizielle Lesart ohne weiteres übernahmen. So heißt es in der „Politischen Jahresübersicht für 1908" von Gottlob Egelhaaf (Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann) S. 20:

> Diese Äußerungen hatte der Geheime Rat im Auswärtigen Amt Klehmet, nachdem der Kaiser ein Gutachten über die Statthaftigkeit der Veröffentlichung erlangt hatte, für unanfechtbar angesehen, und so war die Druckerlaubnis erteilt worden; die im Urlaub befindlichen höchsten Beamten, der Reichskanzler Fürst Bülow und der Staatssekretär v. Schön, nahmen von dem unglaublichen Schriftstück keine Einsicht.

G. Roloff in Schultheß' Europäischem Geschichtskalender, Neue Folge, 24. Jahrgang 1908 (München 1909, C. H. Beck) bemerkt zwar S. 156 sachlich richtig:

> Geheimer Rat Klehmet im Auswärtigen Amt nimmt seine Entlassung. Ihm wird vorgeworfen, die Veröffentlichung des Kaiserinterviews verschuldet zu haben.

Unmittelbar vorher wird aber aus den Zeitungen lediglich ein Bericht des „Berliner Tageblatts" wiedergegeben, in dem es heißt:

> ... und das Manuskript geriet an einen Beamten, der sich der Wichtigkeit dieser Sendung ersichtlich nicht bewußt war. Dieser Herr las zwar das Manuskript (so erklärt er wenigstens), fand aber seinen Inhalt durchaus nicht welterschütternd. Er berichtete in diesem Sinne nach Norderney, schrieb, daß seiner Ansicht nach eine Veröffentlichung unbedenklich sein würde, und das Manuskript wanderte mit einem entsprechenden Begleitschreiben des Reichskanzlers, zu Herrn v. Jenisch zurück.

Mein verstorbener Bruder hat bis zuletzt die Überzeugung vertreten, nicht nur, daß es in formaler Hinsicht ein grober Verstoß gegen anerkannte Grundsätze des Beamtenrechts war, wenn man den Referenten, der durch die Unterschrift des vorgesetzten Unterstaatssekretärs und Stellvertreters des abwesenden Staatssekretärs gedeckt war, und zwar von allen vier Beteiligten nur ihn, für unvorhersehbare politische Folgen verantwortlich machte, sondern vor allem auch, daß ihm und dem Auswärtigen Amt ein Verschulden irgendwelcher Art nicht zur Last falle. Er erachtete sich, solange eine Wiederaufnahme der Erörterung über die Novembervorgänge politisch schaden konnte und solange er noch auf eine volle Wiederherstellung seiner amtlichen Ehre seitens der Reichsregierung hoffen durfte, für verpflichtet, zu schweigen, behielt sich aber vor, erforderlichenfalls später in der Öffentlichkeit das Wort zu seiner Rechtfertigung zu nehmen. Als er durch seinen Übertritt in den Ruhestand freie Hand erhielt, war der Weltkrieg ausgebrochen und der Burgfrieden verbot ein solches Vorgehen. Jetzt stehen meines Erachtens einer Klarstellung, die für mich eine Pflicht der

Digitized by Google

Pietät ist, Hindernisse nicht mehr im Wege. Seine Majestät der Kaiser hat den Thron verloren, die übrigen Beteiligten sind aus dem Dienste geschieden oder gestorben. Auch von so manchen anderen Staatsgeheimnissen der letzten Jahrzehnte ist inzwischen der Schleier hinweggezogen worden.

Hinsichtlich der Frage der formellen Verantwortlichkeit liegt der Tatbestand so klar, daß es überflüssig ist, dazu weiteres zu bemerken. Für eine unbefangene Prüfung des Schuldpunktes kommt alles darauf an, welchen Auftrag das Auswärtige Amt vom Reichskanzler erhalten hatte. Hiernach ist in der Reichstagssitzung vom 10./11. November 1908 dreimal — von den Abgeordneten Dr. v. Heydebrand, Freiherrn v. Hertling und Haußmann — ausdrücklich gefragt worden, ohne daß man am Regierungstisch eine Antwort für nötig befunden hätte.[1]) Diese offensichtliche Lücke bemühte sich, ebenso wie schon das „Berliner Tagblatt" in dem bei Schultheß wiedergegebenen Bericht, insbesondere die politischen Kreisen nicht fernstehende „Neue Gesellschaftliche Korrespondenz" in Berlin auszufüllen, indem sie, als die Novembererörterungen 1909 nach der Verabschiedung des Fürsten v. Bülow wieder auflebten, folgendes schrieb:

> In diesem Erlaß wird dem Amt folgendes zur Pflicht gemacht: Das Manuskript sei auf das sorgfältigste zu prüfen, ob es sich zur Veröffentlichung eigne oder nicht. Zum Schluß forderte der Reichskanzler einen ausführlichen Bericht.
>
> Diesen Bericht fertigte der Wirkliche Geheime Legationsrat Klehmet, unterzeichnete ihn und sandte ihn nach Norderney. Dort legte der Gesandte v. Müller ihn vor. Der Bericht enthielt keinerlei Gutachten, sondern nur die Bemerkung, ein Konsul, von dem im Bericht die Rede sei, heiße nicht Vassel, sondern anders.
>
> Es ist also unwahr, wenn jetzt in der „Märkischen Volkszeitung" behauptet wird, das Auswärtige Amt habe den Inhalt geprüft und richtig befunden.

Diese an den gesperrten Stellen unbedingt aktenwidrige, aber auch sonst äußerst anfechtbare Darstellung gab meinem damals auf der Reise nach Athen befindlichen Bruder Anlaß, durch Vermittlung des Gesandten Freiherrn v. Wangenheim das Auswärtige Amt um Schutz gegen derartige Entstellungen zu bitten. Der Staatssekretär ließ ihm darauf sagen, „daß seine Vorgesetzten ein wohlwollendes Verständnis für die schwierige Lage besäßen, in welche er durch die Veröffentlichung in der „Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz" versetzt sei. Die Angelegenheit habe sich inzwischen dadurch kompliziert, daß auch von anderen Beteiligten Einwendungen erhoben worden seien, was die Kaiserliche Regierung zu ganz besonderer Vorsicht nötige". Die Verlegenheit war offenbar groß, weil die Wahrheit nicht gesagt werden sollte!

---

[1]) Vgl. übrigens auch Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" 1908, S. 572.

Digitized by Google

Noch ein zweiter Punkt ist für den Verlauf der Dinge von der größten Bedeutung gewesen. Der englische Oberst Stuart Wortley wollte die Kaisergespräche lediglich auf eigene Verantwortung hin bekannt geben, die Voranfrage in Deutschland sollte strenges Geheimnis bleiben. Dann war es möglich, die Veröffentlichung, falls sie nicht den Erwartungen entsprechend aufgenommen wurde, als unmaßgeblich zu behandeln oder doch Richtigstellungen, wie sie z. B. demnächst die Reichstagsrede des Kanzlers brachte, mit voller Wirkung vorzunehmen. Entgegen der ursprünglichen Absicht wurde aber der englische Bericht unmittelbar nach seinem Erscheinen hier in halbamtlicher Form bekannt gegeben und damit als echt anerkannt.

Nunmehr lasse ich die eigene Darstellung meines Bruders folgen, die einer von ihm unter dem 31. August 1910 an den Staatssekretär v. Kiderlen-Waechter gerichteten Eingabe entnommen ist:

„Der mit der Schreibmaschine geschriebene Entwurf des Daily-Telegraph-Artikels ist im Oktober 1908 dem Auswärtigen Amte, also nicht etwa mir persönlich, lediglich mit folgendem, von der Hand des Fürsten Bülow mit Blaustift geschriebenen Zettel zugegangen:

> Ich bitte den anliegenden Artikel sorgsam zu prüfen, den Artikel sodann auf gebrochenem Bogen mit Kanzleihand oder noch besser mit Schreibmaschine abschreiben und die wünschenswerten Korrekturen, Zusätze und Weglassungen mit derselben Handschrift am Rande eintragen zu lassen. Ferner soll eine Abschrift mit dem veränderten Text zurückbehalten werden. Ich bitte um strengste Geheimhaltung und möglichste Beschleunigung der Übersendung an mich."

Diese mir vom Unterstaatssekretär Stemrich übertragene Prüfung wurde von mir mit aller Sorgfalt nach folgenden Gesichtspunkten ausgeführt:

1. Die Verfügung spricht nur von Korrekturen, Zusätzen und Weglassungen, die in dem Artikel auszuführen wären. Die Frage nach der Opportunität der Veröffentlichung überhaupt war also nicht gestellt, vielmehr, wie angenommen werden mußte, schon im voraus bejahend beantwortet. Diese auf den Wortlaut gegründete Auslegung fand eine weitere Stütze in dem der Sendung beigefügten, von S. D. mit vielen Strichen und Zeichen versehenen, folglich von ihm gelesenen Brief des Gesandten Freiherrn v. Rücker-Jenisch. In diesem Briefe war auf die Wichtigkeit der Sache hingewiesen und zugleich mitgeteilt, daß Seine Majestät der Kaiser auf der Veröffentlichung entschieden bestehe und mit der vorherigen Mitteilung an den Reichskanzler *persönlich* nur bezwecke, zu etwa dem letzteren erwünschten Abänderungen *einzelner* Stellen die Möglichkeit zu bieten. Ferner war darin ausdrücklich gesagt, daß Seine Majestät *nicht* wünsche, daß das Auswärtige Amt überhaupt mit der Sache befaßt werde. Über die Opportunität der Veröffentlichung überhaupt konnte in der Tat das Auswärtige Amt dem seit Wochen abwesenden und dem Vernehmen nach von Norderney aus direkt mit Graf Metternich und englischen Staats-

Digitized by Google

männern verhandelnden Kanzler nichts Sachliches sagen, was nicht bereits aus dem obenerwähnten Briefe des Freiherrn v. Jenisch und dem gleichfalls der Sendung nach Berlin beigefügten Briefe des englischen Obersten Stuart Wortley an Seine Majestät zu entnehmen war. Daß der Kanzler vom Auswärtigen Amt nur allgemeine Redewendungen erwarten sollte, die er besser nach eigenem Geschmack formulieren konnte, war nach meiner langjährigen Erfahrung mit ihm doch nicht anzunehmen.

2. In dem eben erwähnten Briefe von Stuart Wortley war ausdrücklich garantiert, daß die Befragung deutscher amtlicher Stellen absolut geheim bleiben würde. Diese absolute Geheimhaltung war ich also berechtigt als wesentliche Voraussetzung meiner Bearbeitung anzunehmen.

3. Die in dem Artikelsentwurfe dem Kaiser zugeschriebenen Äußerungen erwiesen sich bei näherer Prüfung als eine einzige einheitliche, streng logische Deduktion, aus der nicht rätlich war, erheblichere Stücke herauszunehmen oder umzumodeln, ohne damit die als kaiserlich hingestellte Argumentation zu zerstören und so etwa das Auswärtige Amt dem Vorwurfe auszusetzen, daß dadurch die vom Kaiser und dem Obersten Wortley, also berufeneren Kennern der englischen Volksstimmung, als sicher vorausgesagte gute Wirkung vereitelt oder doch wesentlich beeinträchtigt worden sei. Es war als sicher anzunehmen, daß der Entwurf des Artikels sich noch anderweit in englischen Händen befand. Eine dadurch mögliche Vergleichung unseres amendierten Textes mit dem englischen Originaltext hätte somit eine für uns, und zumal für den Kaiser, äußerst unerwünschte Situation herbeigeführt.

4. Daß mehrere Stellen des Artikels Aufsehen erregen könnten, war mir natürlich nicht entgangen. Aus den vorstehenden Erwägungen ergab sich aber, daß gegenüber der obenerwähnten bestimmten Willensmeinung Seiner Majestät nach dem Brief von Rücker-Jenisch das Auswärtige Amt seinerseits mit Änderungsvorschlägen sparsam sein mußte und damit nur insoweit hervortreten durfte, als es dafür klare und unwiderlegliche Gründe beibringen konnte. Das aber war gerade bei den markantesten tatsächlichen Angaben, über den Burenkrieg und über die Vereitelung der russischerseits vorgeschlagenen Intervention nicht der Fall, denn diese Angaben waren im wesentlichen bereits im September-Heft der „Deutschen Revue“ in dem Artikel „Eines Wissenden“ veröffentlicht worden.

Zu einer Zuziehung des Referenten für England und des Vertreters des beurlaubten Pressereferenten hielt ich mich wegen der befohlenen strengen Geheimhaltung und Beschleunigung nicht befugt, zumal ich noch k. H. festgestellt hatte, daß auch an diesen beiden Stellen näheres über die Gesichtspunkte des Kanzlers und über den damaligen Stand seiner Englandpolitik nicht bekannt war.

5. Über die voraussichtlichen, aber bekanntlich von niemand bei uns vorausgesehenen innerpolitischen Wirkungen der Publikation mich auszusprechen, gehörte nicht zu meiner Kompetenz. —

Digitized by Google

Von diesen Gesichtspunkten aus gelangte ich nach eingehender mehrtägiger Prüfung der Akten des Auswärtigen Amts zu folgenden Abänderungsvorschlägen, über deren verhältnismäßig untergeordnete Bedeutung ich mir natürlich nicht im unklaren war:

1. Abschwächung einer angeblichen Äußerung Seiner Majestät über eine in Deutschland herrschende englandfeindliche Stimmung.

2. Korrektur der den Akten nicht entsprechenden Angaben über die Haltung des Konsuls Vassel in Marokko.

3. Richtigstellung der Seiner Majestät in den Mund gelegten Darstellung über unsere Behandlung der russisch-französischen Anregung zur Intervention im Burenkriege an der Hand der Akten.

Die in dieser Form unwahrscheinliche oder mindestens mißverständliche Erzählung über die Lieferung eines sogenannten Feldzugsplans an England ließ ich stehen, weil ich einmal kein Mittel besaß, sie zu kontrollieren, ferner höchstens eine Neutralitätsverletzung gegenüber einem inzwischen untergegangenen Staate vorlag und weil sie endlich als Höhepunkt der ganzen kaiserlichen Argumentation nicht zu entbehren war. War es ferner der Zweck des Kanzlers, durch die Publikation auf die gerade damals infolge unserer ablehnenden Haltung in der Frage der Rüstungsbeschränkung stark erregte Stimmung in England beruhigend einzuwirken, so ließ es sich doch wohl verstehen, wenn der Kanzler diesem dominierenden Zwecke zuliebe nach altem Bismarckschem Prinzip Nebenrücksichten auf dritte Staaten einstweilen hintanstellte. Aus diesen Erwägungen fand ich auch keinen hinreichenden Grund, die Ausführungen über die Nützlichkeit einer starken deutschen Flotte für den Fall eines künftigen Konflikts in Ostasien zu streichen. Bei der Beurteilung aller dieser damals von mir angestellten Erwägungen darf nicht übersehen werden, daß nach dem Anerbieten Stuart Wortleys der Artikel anonym, ohne Erkennbarmachung einer amtlichen Sanktion erscheinen sollte, mithin unbequeme Stellen, wenn nicht bestritten, so doch wenigstens als nicht beglaubigt und problematisch behandelt werden konnten.

Mein Berichtsentwurf wurde, vom Unterstaatssekretär Stemrich unterzeichnet, der vorgeschriebenen Eile halber gleich ohne Anfertigung einer Reinschrift unter Beifügung der befohlenen Schreibmaschinenkopien nach Norderney gesandt. Nur so konnte es geschehen, daß der Kanzler auf mich als den Verantwortlichen verfiel, während ich meinerseits meine Verantwortlichkeit ihm gegenüber als durch die Unterschrift des Unterstaatssekretärs degagiert erachten durfte, der seine Stelle seit fast einem Jahre versah und somit von mir als völlig kompetenter Vorgesetzter anzusehen war.

Muß ich hiernach dabei bleiben, daß meinerseits kein Versehen begangen, sondern korrekt und sachgemäß unter Berücksichtigung aller mir damals bekannten Umstände gearbeitet worden ist, so begannen nun in Norderney die Fehler, die erst zu der Katastrophe führten.

Digitized by Google

1. Zunächst wurde vollkommen übersehen, daß mein Berichtsentwurf sich über die Frage der Opportunität der Veröffentlichung überhaupt nicht aussprach. Wurde meine grundlegende Annahme, daß eine Äußerung dazu nicht verlangt war, nicht gebilligt, so hätte eine ergänzende Äußerung, eventuell auf telegraphischem Wege, eingefordert werden müssen. Das geschah aber nicht, vielmehr wurde meine sachliche Äußerung einfach inseriert in eine Antwort des Kanzlers an den Freiherrn v. Jenisch, dabei aber zugleich meiner Äußerung eine in Norderney verfaßte Einleitung vorangestellt, aus der dann allerdings der Kaiser entnehmen konnte, daß der Reichskanzler gegen die Publikation nichts einwende. Zu dieser Einleitung bot meine Äußerung keine Basis.

2. Daß die Reinschrift des Briefes an Herrn v. Jenisch dann unter die gleichgültigen Sachen geriet und so von Seiner Durchlaucht, wie nachträglich gesagt wurde, ungeprüft unterzeichnet worden ist, fällt wiederum nicht mir zur Last.

3. Der Artikel des „Daily Telegraph" wurde gegen mein Votum im „Wolff" und in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" abgedruckt, damit also der ursprünglichen Intention zuwider als authentisch anerkannt.

4. Die Mitarbeiterschaft des Auswärtigen Amtes wurde ausdrücklich und öffentlich zugegeben, was entschieden dem oben angeführten Angebote von Stuart Wortley widersprach, von dem doch meinerseits ausgegangen werden mußte. Es liegt auf der Hand, daß, hätte ich dies vorausgesehen, der Artikelsentwurf von mir ganz anders behandelt worden wäre.

Gleich am nächsten Tage nach der Publikation in „Wolff" ließ mich der Kanzler rufen und machte mir in Gegenwart des Staatssekretärs v. Schön Vorhaltungen, wie ich den Artikel hätte passieren lassen können. Bei der augenscheinlich sehr erregten Stimmung des Fürsten sah ich zu längeren Darlegungen keine Möglichkeit und konnte nur antworten, ich hätte annehmen müssen, daß der Kanzler der von Seiner Majestät verlangten Publikation nicht entgegen sei und es sich für mich nur um Prüfung der aktenmäßigen Richtigkeit gehandelt habe. Der Kanzler erwiderte zu meiner Überraschung, er habe den Artikel ja gar nicht gelesen, weil er darin nur Gleichgültiges vermutet habe.

Nach der oben wiedergegebenen Verfügung mußte ich das Gegenteil annehmen, mindestens aber, daß der Kanzler aus den von ihm gelesenen Briefen von Jenisch und Wortley im allgemeinen Bescheid wußte.

Seitdem habe ich den Kanzler nicht mehr gesehen. Wenige Tage danach sagte mir Exzellenz v. Schön im ausdrücklichen Auftrage des Kanzlers, ich solle mich nicht beunruhigen, der Fürst werde mich auf meinem Posten halten. Nachdem dann durch die nach Schuldigen suchende Presse der Kreis immer enger gezogen, Geheimrat Hammann, Legationsrat Esternaux und Baron Busche durch offiziöse Presseerklärungen eliminiert, auch bereits mein Name neben v. Müller, Rücker-Jenisch, Stemrich genannt war (zuerst in der „Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz"), sagten mir Herr v. Löbell, Herr v. Flotow und dann auch (augenscheinlich auf Veranlassung des Geheimrats Hammann)

Digitized by Google

Herr v. Huhn, daß es im Interesse und in den Wünschen des Kanzlers läge, wenn ich meine Stellung zur Disposition anböte. Wahrscheinlich werde der Kanzler das Anerbieten nicht annehmen. Der so auf mich ausgeübten Pression habe ich mich — leider — gefügt, nachdem auch Exzellenz v. Schön sich einverstanden zeigte. Zuvor aber brachte mir Herr v. Flotow die von mir zur Bedingung gemachte schriftliche Verfügung des Kanzlers, daß meinen, von Herrn v. Flotow registrierten Wünschen nach einer meinem bisherigen Range entsprechenden weiteren Verwendung tunlichst entsprochen werden solle. Herr v. Flotow bemerkte dazu, daß ich durch meine Willfährigkeit meine Aussichten verbessern würde. Meine ausdrückliche Voraussetzung, daß ich nicht allein preisgegeben werden dürfe, wurde von ihm als berechtigt anerkannt. Über diese Voraussetzung ist dann bekanntlich zu meinen Ungunsten hinweggegangen worden. In der Tagespresse, in Witzblättern, im Reichstag — im letzteren allerdings ohne Nennung meines Namens — bin ich allein als der Sündenbock hingestellt und dagegen von der Regierung ohne Schutz gelassen worden.

... Der Posten des Generalkonsuls in Athen zählt als solcher zu der dritten Rangklasse, während ich mich bis dahin in der ersten Rangklasse befand. Meine Versetzung hat außerdem eine Verminderung meines etatsmäßigen persönlichen Gehalts zur Folge gehabt. Es lag also materiell und jedenfalls nach außen hin eine scharfe Disziplinarmaßregel vor (Entfernung aus dem Amte durch Strafversetzung, § 75 des Reichsbeamtengesetzes), obwohl ein förmliches Verfahren, wie es nach § 84 des Reichsbeamtengesetzes der Entfernung aus dem Amte vorangehen muß, nicht stattgefunden hatte. In meiner Zwangslage habe ich mich der Versetzung einstweilen gefügt." —

Soviel aus der eigenen Darstellung meines Bruders. Im Februar 1911 wurde ihm durch Allerhöchste Order der Titel eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers verliehen und ihm zugleich vom Reichskanzler der Posten des deutschen Delegierten bei der internationalen Finanzkommission in Athen übertragen. Als er sich bald darauf bei Seiner Majestät in Korfu meldete, wurde er außerordentlich gnädig empfangen und zur Allerhöchsten Tafel gezogen. Er konnte daraus entnehmen, daß Seine Majestät ihm kein Verschulden an den Novemberereignissen beimessen wollte. In der Tat hat der Kaiser, sobald er erfuhr, daß mein Bruder als der Schuldige genannt wurde, vor seiner Umgebung seinem Bedauern und zugleich seiner Vermutung Ausdruck gegeben, daß die Schuld nicht meinen Bruder, sondern einen ganz anderen träfe. Seine Majestät hat dann die Akten vom Auswärtigen Amt einfordern lassen und aus diesen seine Vermutung bestätigt gefunden, daß mein Bruder für den Fürsten Bülow geopfert worden sei.

Ich gebe mich nicht dem Wahne hin, als werde die vorstehende Darstellung unter den jetzigen Verhältnissen in weiteren Kreisen irgendwelche Beachtung finden. Dazu ist das öffentliche Interesse viel zu sehr durch andere Dinge in Anspruch genommen und das Gedächtnis der Mitwelt ein viel zu kurzes. Wohl aber hoffe ich, daß die zahlreichen Freunde, die sich mein Bruder zu erwerben wußte,

Digitized by Google

für den vorliegenden Bericht auch jetzt noch eine gewisse Anteilnahme übrig haben und die Rücksichten der Pietät, von denen ich eingangs sprach, würdigen werden. Aber auch sonst scheint mir jede weitere Aufklärung über den Novembersturm von 1908 von Wert. Die damaligen Vorgänge bieten meines Erachtens dem Politiker wie dem Historiker und dem Psychologen fesselnden Stoff dar; unter anderem kann man daraus lernen, wie ein gewissenhafter Beamter, der das Unglück hat, in den Kampf großer politischer Mächte hineingezogen zu werden, dabei durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen an Ehre und auch Leben zu Schaden kommen kann.

Indiens Lehren für „Kulturpolitiker"

Von

Dr. Alfred Hillebrandt, Deutsch-Lissa bei Breslau

In den schweren Jahren des Krieges war unsere Aufmerksamkeit den großen Ereignissen an unseren Grenzen zugewandt; der Orient mit der Fülle seiner religiösen und philosophischen Ideen blieb dem westlichen Denken fern und konnte es nur, soweit jetzt politische Beweggründe in Betracht kamen, fesseln. Die großen Entdeckungen, welche europäischen Forschern, Russen, Engländern und Deutschen vor dem Kriege in der Nähe des Tarimbeckens in Turkestan, im Süden der Wüste Taklamakan und im Süden des Himmelsgebirges gelangen und in England an den Namen von Aurel Stein, in Deutschland an die Namen von Grünwedel und von Le Coq anknüpfen, haben mit den durch sie veranlaßten schönen und großen Arbeiten die Beachtung nicht gefunden, die sie in weiteren Kreisen verdient hätten; ihre Resultate sind in einzelnen Reden und Vorträgen von indologischer Seite angedeutet worden; diese haben aber infolge der Zeitläufte und ihrer streng gelehrten Herkunft, soweit ich sehe, für sie kein allgemeines Interesse zu erwecken vermocht. Zu nennen sind in erster Linie W. Geigers Rektorrede, Die archäologischen und literarischen Funde in Chinesisch-Turkestan,[1]) und H. Lüders' Vortrag vor der Berliner Akademie,[2]) die beide vortrefflich über den neuesten Stand der Forschung Aufschluß geben; ich darf meine aus älterer Zeit stammende Rektorrede vom Jahr 1901 anschließen: „Alt-Indien und die Kultur des Ostens,[3]) die sich das Ziel steckte, über die Bedeutung Indiens für den ganzen Osten zu orientieren, und ebenfalls auf diese damals noch in ihrer ersten Entwicklung befindlichen Forschungen Rücksicht nahm.

[1]) Erlangen 1912.
[2]) 29. Januar 1914.
[3]) Breslau 1901. Außerdem Ernst Kuhns unten genannte Schrift.

Digitized by Google

Der unmittelbare Zweck dieses Aufsatzes ist es nicht, jene Berichte fortzuführen oder zu ergänzen, sondern unter Bezugnahme darauf einige allgemeine politische Betrachtungen an die Schicksale Indiens zu knüpfen, dessen Kultur den ganzen Osten mit seinem Licht erfüllt und mit seiner alten heiligen Sprache, dem Sanskrit, dieselbe Sendung erfüllt hat, die Lateinisch und Griechisch für den Westen ausgeübt haben.

Georg Brandes hat in seinen „Hauptströmungen der Literatur“ die Meinung geäußert, dieses große, dunkle, traumreiche und gedankenvolle Deutschland sei in Wirklichkeit ein modernes Indien, gleichwie Frankreich ein modernes Hellas sei. Er hätte den Vergleich noch weiter führen und die Gemeinsamkeit ihrer Mängel hervorheben können, an denen auch Hellas seinen reichlichen Anteil hat. Der von Brandes gezogene Vergleich ist von A. K. Viator in seiner, wie es scheint, pseudonymen Schrift „Deutschlands Anteil an Indiens Schicksal“,[1]) die sich nicht an gelehrte Kreise wendet, auch nicht in die Tiefe geht, aber durch Inhalt und Form fesselt, weiter ausgeführt worden. Er widmet ein Kapitel der Ähnlichkeit der deutschen und indischen Geschicke und vergleicht den Bericht des Megasthenes über die Inder mit dem einst von Tacitus den Germanen ausgestellten Zeugnis; er weist auf die Ähnlichkeit im Niedergange beider Völker hin. „In beiden Reichen,“ heißt es, „wird das gleiche Endschicksal durch die gleichen Ursachen mitbestimmt: religiöse und politische Spaltungen, tiefgreifende Unterschiede in Dialekten, Sitten und Gebräuchen, Vielgestaltigkeit kleiner und kleinster, sämtlich unabhängiger und sich oftmals gegenseitig befehdender Gemeinwesen. Sie im wesentlichen haben das Heraufkommen der Fremdherrschaft in Indien wie in Deutschland verschuldet. Und wie die Engländer Indien nur dadurch unter ihr Joch zu beugen vermochten, daß ein Teil des Volkes mit den Fremden gemeinsame Sache machte, so wurde Franzosen und Schweden und nachher dem korsischen Eroberer die Bezwingung Deutschlands nur möglich durch die Hilfe von Deutschen selbst, die unter seinen Fahnen gegen die eigenen Volksgenossen fochten.“

Die Vergleiche ließen sich fortsetzen; man könnte nicht nur auf die religiösen, sondern auf die reichen philosophischen Anlagen verweisen, die Indien nicht zu seinem Vorteil ebenso wie Deutschland so oft von der Wirklichkeit abgeführt haben und sich bei uns in der prinzipiellen Erfassung vieler Fragen oder grundsätzlicher Verstiegenheit selbst seitens der unteren Schichten äußern; auf die Neigung, über der Metaphysik die Welt zu vergessen, die Abkehr vom Machtwillen, die zur Unterwerfung des Landes unter einen fremden Willen führt; auf die Ersetzung des Staatsgedankens durch die Kaste dort, die dem Hindu höher steht als Landsmann und Vaterland, durch die bis zur Blindheit sich steigernde Parteileidenschaft hier, und in diesem Debet gegenüber die gewaltigen Leistungen des Geistes auf nahezu allen Gebieten mit Ausnahme der staatserhaltenden Kraft! Dennoch wird man dem Hindu nicht nachsagen können,

[1]) Leipzig, Otto Weigand, 1918.

Digitized by Google

daß es ihm an politischen Geistern gefehlt habe. Das wiedergefundene Lehrbuch des Kautilya mit der Schar seiner Vorgänger, die Darlegungen oder Vorträge Bhischmas vor dem aus seinem Reich vertriebenen König Judhischthira im 12. Buch des Mahabharata zeigen psychologisches Verständnis der indischen Geister für politisches Denken, nur daß es sich als schwächer denn die philosophische und religiöse Neigung erwiesen und damit den Beweis gebracht hat, wie wenig geistige, kulturelle Leistungen, sagen wir „moralische Eroberungen" oder „Kulturpolitik" imstande sind, die Unabhängigkeit und Macht eines Landes, und selbst die Dauerhaftigkeit jener Leistungen zu begründen.

In unvordenklichen Zeiten drangen arische Stämme in verschiedenen Wellen durch die Pässe des Hindukusch und Suleimangebirges in Indien ein, unterwarfen die eingeborenen Völker und breiteten allmählich ihre Sitze bis an die Ostküste aus. Im Gefolge der Könige und Ritter kamen ihre geistlichen Berater, die Bewahrer ihrer religiösen Lieder und Pfleger des Opferkultes, des Zauberers, der die Schlachten gewinnen half; sie wurden die Schöpfer von Kunst und Wissenschaft, die sich unter brahmanischer Pflege im Norden ausbreiteten, und schließlich den Süden umspannen. Ob die Eingeborenen eine eigene Kultur besaßen, wissen wir nicht; sie wurde jedenfalls von der der Arier unterdrückt. Hermann Jacobi hat den allmählichen Siegeszug des Brahmanentums nach dem südlichen Indien ansprechend geschildert, der nach dem Ausweis epigraphischer und archäologischer Funde schon um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts abgeschlossen gewesen sein muß.[1]) Man nimmt im allgemeinen an, daß er auf friedlichem Wege vor sich gegangen sei. Aus Gründen, die allerdings mehr auf allgemeinen Erwägungen als speziellen Tatsachen beruhen, ist es schwer, sich dieser Ansicht anzuschließen. Nicht nur die Inschriften späterer indischer Herrscher, wie der Guptadynastie, die vom 4. bis ins 7. Jahrhundert regierten, erzählen von ihrer Waffenlust, sondern der fromm gewordene Asoka von Magadha im 3. Jahrhundert vor unserer Zeit hatte nach Süden einen Kriegszug unternommen, dessen Greuel ihm nahegingen und zur Um- und Einkehr führten; es wird nicht der einzige Vorstoß gewesen sein, den indische Fürsten nach dem frucht- und schätzereichen Lande unternahmen. Das indische Epos hallt wider von dem Klange kriegerischer Taten und erblickt in dem Kampf ein selbstverständliches Mittel der Fürsten zur Erweiterung ihrer Macht, ebenso wie die alten politischen Schriften ihn als ultima ratio regum vorsahen. Der indische Einfluß sprang über die Meerenge nach Ceylon und sanskritisierte nicht nur dessen einheimische Sprache, sondern brachte im 3. Jahrhundert v. Chr. durch die Bekehrung der Insel zum Buddhismus durch Mahinda sie noch tiefer unter den Einfluß der indischen Ideenwelt. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeit sehen wir indische Kolonien in Hinterindien, wir begegnen den Namen indischer Fürstengeschlechter in einer großen Reihe im Stil der indischen Kunstpoesie verfaßter Inschriften und wissen von dem gewaltigen

[1]) „Internationale Wochenschrift", 1. April 1911 (5. Jahrg. Nr. 13).

Digitized by Google

Tempel von Angkor-Vat, dessen großartige Maße und bilderreiche Ornamente mit der Darstellung von Szenen aus indischen Epen auf alle Kenner den tiefsten Eindruck machen.[1]) Den einwandernden Kriegern folgten Indiens Sitten; das alte Recht, Eherecht, Erbrecht verrät noch seinen brahmanischen Ursprung, und das Mahabharata wurde in Tempeln rezitiert. In späterer Zeit kam der südliche Buddhismus von Ceylon herüber und breitete seinen dort noch heute maßgebenden Einfluß aus. Über Malakka hin nahm der indische Geist seinen Zug nach der malaiischen Inselwelt und gelangt auf Java zu besonderer Blüte. Ein chinesischer Reisender berichtet, daß schon im 5. Jahrhundert verschiedene Arten des Irrtums und der Brahmanismus dort blühten. Die einheimischen Dichter entnehmen indischen Schriften und Sagen ihre Stoffe, die noch heute in modernen javanischen Puppenspielen fortwirken. Grammatische und metrische Werke sowie Sanskritinschriften bezeugen den Einfluß der indischen Ansiedler. Schon Wilhelm von Humboldt behandelt in seiner berühmten Schrift „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ die Kawisprache, die eine Bezeichnung des ganz mit Sanskritworten durchsetzten Altjavanischen und die Sprache der Literatur geworden ist. Neben dem Götterkreis und der Literatur brahmanischen Gepräges tritt der Buddhismus in mannigfachen Lebenszeichen hervor und bekundet seine einstige Macht, vor allem in gewaltigen, noch erhaltenen Tempelbauten, von denen der berühmteste der dem 9. Jahrhundert angehörige Tempel von Boro-Budur ist, der Gegenstand der Bewunderung aller Besucher von Java. Bei näherer Betrachtung, so äußert sich Dahlmann in seiner enthusiastischen Schilderung, verschmelzen Architektur und Skulptur zu einem herrlichen Ganzen. Was jeden aufmerksamen Besucher sofort überrascht und entzückt, das ist das Ebenmaß, mit dem der Architekt die Steinmaße gliedert, die Leichtigkeit, mit der seine Kunst die breiten Flächen aufgelöst, die Harmonie, mit welcher er alle architektonischen Linien zu einem geschlossenen Ganzen verband. Galerie türmt sich auf Galerie, die Mauerwände der Galerien schmückt plastischer Schmuck in Bilderzyklen. „Der Meißel des Steinmetzen spielt mit dem Stein und formt den harten Trachyt wie Wachs in lebensfrische Gestalten aller Art um. Wie da alles in flüssigem Leben zusammenwirkt, die Vögel auf den Ästen der Bäume, die Rehe im Walde, die Edelleute in kostbarem Waffenschmucke vor dem König, die Frauen im Dienste der Fürstin... Von den Fürstengeschlechtern, die es errichteten, nicht die leiseste Spur. Nur eine vom höchsten Enthusiasmus getragene Freigebigkeit konnte dieses Denkmal errichten!“ Der Java um 1468 erobernde Mohammedanismus vermochte den indischen Charakter der javanischen Kultur und ihre Tempel nicht zu vernichten; aber ihre eigentliche Zuflucht bildete die kleine östlich von Java liegende Insel Bali.

---

[1]) Ernst Kuhn, Der Einfluß des arischen Indiens auf die Nachbarländer im Süden und Osten, München 1903. Eine Beschreibung des Tempels findet sich bei Jos. Dahlmann, S. J., Indische Fahrten, Freiburg i. Br. 1908, Bd. I.

Digitized by Google

Wie Java, wurde Sumatra eine Heimat des Hindutums. Die chinesischen Wallfahrer, welche nach Indien zogen, um die heiligen Stätten des Buddhismus zu besuchen, pflegten sich hier auf ihrer Reise aufzuhalten, und einer von ihnen erzählt, daß er sechs Monate dort blieb, um Sanskrit zu studieren. Von diesen Inseln breitete sich der indische Einfluß weiter über den Archipel aus und äußert sich in mannigfachen mythologischen Vorstellungen und Lehnwörtern, die noch jetzt in der mohammedanischen Bevölkerung ihre Rolle spielen und selbst zu den Philippinen und nach Madagaskar gewandert sind.

Damit ist der Kreis der Einwirkungen indischen Geistes nicht erschöpft; ich kann Tibet und Nepal übergehen, deren Kultur ganz unter dem Einfluß des Gangeslandes steht, und will auf die viel größeren Länder im Norden und Osten verweisen, die Indiens kulturgeschichtlichen Ruhm verkünden: das ist China und das nördlich des Himalaja liegende Turkestan. Es ist längst und nicht nur in Fachkreisen bekannt, daß der Einfluß Indiens auf China sich schon im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bemerkbar macht, seit Kaiser Ming-ti Gesandte nach Indien schickte, um Bücher, Lehrer, Bilder aus Indien in sein Reich zu holen. Seit jener Zeit hat der aus religiösem Bedürfnis erwachsene Verkehr zwischen beiden Ländern sich jahrhundertelang fortgesetzt. Während man in Hinterindien, Java auf die Namen indischer Herrscher stößt und wohl auf kriegerische Begebenheiten schließen darf, handelt es sich China gegenüber nicht um den Ansturm indischer Kämpfer, sondern um das Vordringen einer rein geistigen Bewegung, einer „moralischen Eroberung", die sich bis an die Küste des Gelben Meeres fühlbar machte. Edkins berichtet, daß an einem Paß in der Nähe von Peking, durch den die Straße nach der Mongolei führt, eine Inschrift in sechs Sprachen dem Wanderer Heil wünscht und eine der sechs Sprachen Sanskrit ist. Der buddhistische Kanon hat seinen Weg nach China gefunden, und er wie andere Werke indischer Herkunft haben in das Chinesische übersetzt dort die Grundlage des nach China eingeführten Buddhismus gebildet. Im 4. Jahrhundert übersetzt ein in China geborener Inder mit einer Reihe von Gelehrten 300 Bände buddhistischer Schriften ins Chinesische, tritt ein chinesischer Reisender eine Wallfahrt nach Indien an, als wie es scheint der erste einer großen Reihe, die nach dem heiligen Lande ihres Glaubens zogen und von dort indische Texte mit nach der Heimat brachten. Die Zahl der buddhistischen Werke, die nach China wanderten, darf nach Hunderten, ja nach Tausenden zählen; es wird berichtet, daß während der Jahre 589 bis 619 unter der Siudynastie 1950 buddhistische Schriften aus dem Indischen übertragen wurden; der Katalog der chinesischen Übersetzung des Tripitaka, der 1883 auf Veranlassung des englischen Staatssekretärs verfaßt worden ist, zählt 1662 Nummern.[1]) Die auf diesem Wege nach China gelangte Literatur ist jetzt rückwirkend von großer Bedeutung für die Beurteilung und Gestaltung indischer Texte; ist doch mancherlei, z. B. ein Werk des be-

[1]) Max Müller, On Sanscrit texts discovered in Japan, London 1880.

Digitized by Google

rühmten nordbuddhistischen Gelehrten und Dichters Asvaghoscha nur noch in der chinesischen Übersetzung erhalten. Das älteste, uns vollkommen erhaltene Werk der Sankhyaphilosophie, auf welche wichtige Grundsätze der buddhistischen Lehre zurückgehen, die Sankhyakarikas, hat verschiedene Erklärer gefunden, deren ältester im Original verloren gegangen, aber in einer chinesischen Übersetzung erhalten und aus dieser von einem gelehrten Japaner für das Studium jenes Werkes vor kurzer Zeit fruchtbar gemacht worden ist.[1])

Man studierte damals die alte Sprache Indiens wie in China, so in Japan. Es war eine nicht geringe Überraschung für die Indologen, als es der Umsicht und Unermüdlichkeit Max Müllers mit Hilfe zweier japanischer Schüler und seiner mannigfachen japanischen Beziehungen gelang, auch in japanischen Klöstern alte Handschriften zu entdecken, die dem 7. Jahrhundert angehörten und die ältesten waren, die damals von einem indischen Texte erhalten waren. Es ist hier nicht der Ort, über diesen Erfolg des deutsch-englischen Gelehrten zu berichten; es sollte nur gezeigt werden, wie auch in Japan, das von Korea aus zum Buddhismus bekehrt worden war, sich der ehemalige Einfluß des indischen Geistes zur Geltung gebracht hat. Freilich, größer noch war die Überraschung, als einige Jahrzehnte später auf einem ganz anderen Boden Zeichen altindischen Lebens in noch umfangreicherem Maße zutage traten. Wir verdanken sie den wiederholten Forschungsreisen russischer, englischer und deutscher Gelehrter, die an den Rändern der Wüste von Ost-Turkestan epochemachende Ausgrabungen veranstalteten und eine ganze Welt versunkener Kulturen wieder an das Tageslicht brachten. Seit meine oben angeführte akademische Rede einen flüchtigen Überblick über diese Dinge gab, haben dank Männern, wie Stein, Grünwedel, von Le Coq, Huth, so wichtige und nahezu unerschöpfliche Funde die Welt überrascht, daß es scheint, als ob den großen Forschern nicht der Dank und Ruhm zuteil geworden wäre, der ihnen gebührt und sich leider nur auf die engsten Kreise beschränkt. Die erwähnte Universitätsrede Geigers sowie die Akademierede Lüders' sind vortrefflich imstande, weiteren Kreisen einen Überblick über diese Funde zu geben. Mit Recht sagt Lüders, daß kein anderes Unternehmen der letzten zwanzig Jahre so befruchtend auf den verschiedensten Gebieten der indischen, der romanischen und der ostasiatischen Altertumswissenschaft gewirkt habe, dem Auge des Forschers so ungeahnte Welten erschlossen und so tiefe Einblicke in die Zusammenhänge zwischen Ost und West eröffnet habe, wie die archäologische Erforschung Zentralasiens.

Dem Verfasser dieser Zeilen ist es in diesem Zusammenhange nicht um die großen religionsgeschichtlichen oder sprachlichen Fragen und Aufklärungen, welche sich aus den Funden ergeben und noch auf Jahrzehnte hinaus die Forscher beschäftigen werden, zu tun, sondern um die Tatsache, daß auch hier Indien mit seiner Sprache und Schrift, mit seiner Religion und Kultur einen wichtigen Einschlag im Leben jener dort zusammentreffenden Völker gebildet hat.

---

[1]) Garbe, Die Sankhyaphilosophie, S. 85.

Digitized by Google

Wie natürlich, behaupten die buddhistischen Schriften unter der Fülle von Dokumenten indischen Ursprungs einen besonderen Vorrang. Sie sind vor allem dadurch wichtig, daß sie die Überlieferung einer besonderen Schule darstellen und nicht Übersetzungen des Palikanons sind, sondern unabhängig von diesem und mit diesem auf eine gemeinsame Überlieferung zurückgehen, so daß die Lehre Buddhas, wie sie in den ersten vorchristlichen Jahrhunderten bestand, sich in gewissem Umfange wiedergewinnen läßt. Abgesehen davon erweisen Funde anderer Art die Bedeutsamkeit indischen Einflusses auf Zentralasien: aus offiziellen und privaten Schriftstücken, Verfügungen und weiteren juristischen Dokumenten erschließt man die Anwesenheit einer indischen Bevölkerung im 3. Jahrhundert unserer Zeit in Chotam. Von einem Interesse, das weit über diese Tatsache hinausgeht, sind die Bruchstücke indischer Dramen, welche von der Turfanexpedition mitgebracht und von Lüders entziffert sind. Eines davon gehört dem großen Lehrer des nördlichen Buddhismus, dem genannten Aśvaghoascha, an, der im 2. Jahrhundert unserer Zeit lebte, und beweist, daß Kalidasa nicht der erste Dramatiker Indiens war, sondern schon Jahrhunderte vor ihm das Drama in denselben Formen, in denen wir es später kennen lernen, bestanden hat.

Der flüchtige Überblick, der hier gegeben ist, soll nur die Einwirkung des indischen Geistes auf die an Indien angrenzenden und darüber hinausliegenden Länder andeuten und zu dem Gedanken anregen, ob durch noch so große, rein kulturelle Eroberungen Größe und Ansehen eines Landes in dem Grade, daß sie seine Selbständigkeit verbürgen, gewahrt werden kann.

Man hat uns darauf verwiesen, daß wir Kulturpolitik treiben und moralische Eroberungen machen sollen. Der Philosoph Graf Hermann Keyserling will dem Deutschen andere Wege und seine wahre politische Mission zeigen. Er hofft auf eine Zeit, wo Politik überhaupt als subalterne Tätigkeit erscheinen, politische Befähigung keinen Titel zur Höchststellung konstituieren würde, und führt das Zeugnis eines südindischen Brahmanen an, der die englischen Beherrscher keineswegs fortwünscht; zu dem, was die Engländer dort tun, „seien die Inder zu tief, zu vornehm, zu fein, den Engländern mache ihre Schutzmannstätigkeit sogar Freude"![1]) Ich weiß nicht, ob ein Inder dem Europäer die Geheimnisse seines Herzens so ganz offen anvertraut hat; das bekannte Lied bande mátaram in Verbindung mit den Bestrebungen der indischen Nationalpartei weist jedenfalls in anderer Richtung; aber wenn er es auch getan hätte, so würde er so unrecht wie Graf Keyserling mit seinem Vorschlage haben, weil mit dem Aufhören der politischen Selbständigkeit und des staatlichen Machtwillens der Verfall geistiger Wirksamkeit und das Nachlassen moralischer Eroberungen beginnt. Dafür ist Indien der beste Zeuge. Die Zeiten, wo sein Licht den ganzen Osten bestrahlte, waren die der eigenen selbständigen Königreiche. Vom 4. bis 7. Jahrhundert unserer Zeit regierten die

[1]) Deutschlands wahre politische Mission, S. 18, 19.

Digitized by Google

„die Erde erobernden“ Könige der einheimischen Guptadynastie über ein großes, weithin sich erstreckendes Reich, in dessen Grenzen Kunst und Wissenschaft blühte und einer seiner größten Dichter, Kalidasa, seine unsterblichen Werke schuf. Viele Jahrhunderte vorher herrschte in Magadha König Asoka, der nach kriegerischen Erfahrungen sich dem Buddhismus zuwendete und durch die Aussendung von Missionaren zur Ausbreitung dieses Glaubens in der buddhistischen Welt zu großer Berühmtheit gelangt ist. Wiederum erblühte im 7. Jahrhundert ein neues starkes Hindureich unter König Harscha, der von 606 bis 648 lebte und in Verwaltung wie Unterrichtswesen sein Land sorgsam förderte. Er war ein Schutzpatron der Gelehrsamkeit und selbst ein dramatischer Schriftsteller von noch heute nicht erloschenem Ruhm. An seinem Hofe lebte Bana, der eine poetische Beschreibung von Harschas Leben gab und selbst einer der Dichter war, die jene Zeit schmückten. Aber Indiens Stern erblich, als seine Selbständigkeit dahinsank; es hörte auf, eine Lehrmeisterin des Ostens zu sein und seine eigene Kultur zu leben, als fremde Eroberer eindrangen, es überwältigten und seine Eigenart störten. Trotz mancher hervorragender Namen fing es an, von der Vergangenheit zu zehren und sozusagen ein antiquarisches Dasein zu führen. Eine neue, aber nicht glückliche Periode seiner Geschichte leitete der Einbruch der Bekenner Mohammeds ein, die den Norden verwüsteten und seine Schätze raubten, die keinen Respekt vor der Geistigkeit Indiens hatten, sondern nach seinen Reichtümern verlangten. Mit Mahmud von Ghazni, Ende des 10. Jahrhunderts, begann die Schar dieser Eroberer, die endlose Beutezüge nach Indien machten, die Götterbilder zerstörten und Indiens Kultur verwüsteten; sie gründeten neue Fürstentümer und erhoben Delhi, den alten heiligen Boden des Hindulandes voll poetischer Erinnerungen, zu ihrer Residenz; eine Dynastie folgte der anderen; Kampf und Streit durchzitterte den Norden und machte sich bis weit in den Süden auf Kosten indischer Art fühlbar. Zuletzt (1526—1759) kam die Zeit der großen Mogulkaiser, die ihre indischen Sitze Delhi und Agra mit Wunderbauten schmückten, der größte unter ihnen, ein hochgesinnter Herrscher, Kaiser Akbar, welcher mit Persern, Hindus, Dschainas und Christen in Verbindung trat und Religionsfreiheit verkündete, ein großer Feldherr und zugleich ein großer Regent, der eine musterhafte Ordnung nach allen Seiten anstrebte und auch schuf. Aber wir hören nichts mehr von geistiger Blüte Indiens. Sie war mit seinem Eigenleben zerstört.

Eine neue Periode in der Geschichte des Landes hatte sich inzwischen angekündigt, als am 20. Mai 1498 Vasco da Gama vom Deck seines Schiffes die Ghats von Indien sichtete und den Seeweg nach Indien entdeckte, der mohammedanischen Welt die Gewalt über den Indischen Ozean entriß und die Herrschaft des Abendlandes brachte. Erst kamen die Portugiesen, Almeidas, Albuquerques Namen dringen an unser Ohr. So rühmlich wie die Gesinnung Xaviers, des Apostels von Indien, so unrühmlich war die seiner Landsleute; „kein Greuel, mit dem sie sich nicht befleckt hätten,“ es kamen die Holländer,

Digitized by Google

die Franzosen, die Engländer; an der Ostküste Indiens donnerten die Kanonen der englischen Schiffe gegen die Franzosen, eingeborene Fürsten und Truppen kämpften gegeneinander unter englischer und französischer Führung: das Feld behaupteten die Engländer, sie wurden die Herren des Landes und wateten durch indisches Blut. Sie waren nicht dahin gegangen, um dem Genius Indiens zu huldigen und von seiner Geistigkeit zu lernen, sie kamen um des Handels willen und behielten es darum. Indiens große Kultur, seine Leistungen auf allen Gebieten der Wissenschaft, die noch heute fruchtbringend für viele unserer Arbeiten sind und reiche Anregungen geben, hatten es nicht davor bewahrt, der Fremdherrschaft zu verfallen.

Man wird nicht blind sein für die Vorteile, die Indien von dieser Herrschaft empfängt; denn sie verbürgt ihm Landfrieden und allgemeine Sicherheit, sie hat ein großes Wegnetz geschaffen, Eisenbahnen und befruchtende Kanäle gebaut, alle Zwischenzölle abgeschafft, sie bedeutet die Einfügung in ein gewaltiges Reich und den Anschluß an ein europäisches Land mit seinen Hilfsmitteln — Kalkutta war vor 200 Jahren ein elendes Fischerdorf und ist heute eine glänzende Stadt —, aber sie zerstört auch die Blütenkrone des Eigenlebens, in dem ein Staat oder Land allein sein Höchstes zu leisten und zu geben, seine eigenen Vorzüge zu entfalten vermag: im Leben der Völker sowie im Leben des einzelnen. Nur als freier Mann vermag der einzelne seine Gaben zu entwickeln, seine Fähigkeit dem Ganzen dienstbar zu machen; als freies, von keiner fremden Hand geleitetes Land kann ein Volk Kulturdienste leisten; Fremdherrschaft hält die Kronen der Bäume, die nach oben streben, mag sie noch so wohlwollend sein, nieder, sie kommt um eigenen Interesses willen, behält die höchsten Ämter für sich, bringt auch unwillkürlich ihren Geist zur Geltung und wirkt mit ihm auf die Untergebenen, die nach der neuen Sonne zu schauen sich bewogen fühlen und fühlen müssen. Er spricht sich in Handel und Wandel aus, zwingt zur Erlernung der Sprache der neuen Herren und Beschäftigung mit deren Anschauungen und macht sich in der Gestaltung des Unterrichts fühlbar. Als Lord Macaulay einst den hochmütigen Ausspruch tat, daß „eine einzige Bücherreihe einer europäischen Bibliothek mehr wert sei als die gesamte Literatur Indiens und Arabiens", zeigte sich die Geringschätzung indischer Kultur und der allmählich eingeschlagene falsche Weg für die Ausgestaltung des indischen Unterrichts. Tatsächlich hat ein fremdes Zepter kein Interesse an dem, was die Unterworfenen bewegt, soweit es nicht seinem eigenen Nutzen dient. Von den Einkünften Indiens von etwa 1600 Millionen Mark fallen nur etwa 80 auf die Förderung des einheimischen Unterrichts von 300 Millionen Untertanen. Nach dem Maßstab Preußens gemessen, das 1914 für seine 40 Millionen Einwohner 303 Millionen Mark, abgesehen von den reichen Aufwendungen der Kommunen, ausgab, müßten es etwa siebenmal mehr, also statt 80 rund 560 Millionen sein. Die Zahl der Analphabeten ist darum hoch: von der männlichen Bevölkerung können etwa 11 Prozent, von der weiblichen 1 Prozent lesen und schreiben, während in den einheimischen

Digitized by Google

Staaten unter dem Schirm ihrer eigenen Fürsten das Verhältnis viel besser, wenn auch nicht befriedigend ist. Unmittelbarer aber als im niederen zeigt sich die Einwirkung noch im höheren Unterricht.

Wir wollen, daß unsere Kinder im deutschen Geist, nicht in französischem oder englischem erzogen werden; dennoch ist der Abstand zwischen diesen Völkern im Verhältnis zu dem, der in Indien zwischen Herrschern und Beherrschten besteht, gering; denn die Söhne brahmanischer Kultur leben in einem ganz anderen Vorstellungskreis; sie haben ihre eigenen großen, aus ihrem eigenen Geist entsprungenen philosophischen Systeme und werden nun angehalten, Mill und Locke zu studieren, sie besitzen ihre großen Epen und Dramatiker und müssen mit Shakespeare sich vertraut machen. Dies System befruchtet nicht den indischen Geist, der aus einheimischen Quellen allein gespeist werden kann, sondern zerstört ihn und seine Eigenart, und selbst ein so wohlwollender Beurteiler wie Konow sagt in seinem „Indien“, S. 77: „Nur zu oft können wir beobachten, daß das Resultat der ganzen [heutigen] höheren Bildung der Inder ein Zerrbild der europäischen Kultur ist, wobei jede harmonische Grundlage fehlt.“ Schon vor Jahren klagte ein Bengale in der „India“ vom September[1]) 1892: „Wir haben tatsächlich die Regeln und Gesetze der University of London nach Indien verpflanzt und dürfen nicht überrascht sein, wenn das ausländische Gewächs sich unter uns als ein Giftbaum erweist. Wir empfangen eine große Masse unverdauten Wissens in einer Sprache, die nicht die unsere ist, die wir nicht zu unserem Nutzen verwenden können, und die uns nur Anstellungen in diesem oder jenem Dienst sichert. Dieses unverdaute Wissen kostet uns unsere Gesundheit, unsere Manneskraft und den gesunden, wohltätigen Einfluß unserer alten Familieneinrichtungen; es macht uns ungeeignet für den Wettkampf des Lebens, beschwert unser Gedächtnis und unseren Verstand.“ Und ein anderer, den der genannte „Viator“ anführt, äußert mit gleicher Schärfe im Jahre 1916 über das Erziehungssystem, „daß es bei der weitaus größten Zahl derer, die sich ihm unterwerfen, jede Fähigkeit für die Würdigung indischer Kultur zerstört. Sprich mit dem Durchschnittstyp des Inders, der an einer indischen Universität promoviert hat, oder mit einem Studenten von Ceylon von den Idealen des Mahabharata, und er wird nichts Eiligeres zu tun haben, als seine Kenntnisse von Shakespeare zu demonstrieren; bringe das Gespräch auf Religionsphilosophie und es stellt sich heraus, daß er ein plumper Atheist von der ungeschliffenen Sorte, wie sie vor einer Generation in Europa Mode war, daß er nicht nur keine Religion besitzt, sondern daß er so wenig philosophisches Bedürfnis und Interesse hat, wie der Durchschnittsengländer ...“ Unter der Fremdherrschaft versinkt die einheimische, nationale Kultur.

De te, Germane, fabula narratur.

Man sage nicht, daß die Deutschen doch etwas anderes als die Inder seien. Die Inder hatten schon ihre zweite Blüte hinter sich, ehe die Zeit Karls des

[1]) Hillebrandt, Alt-Indien, Breslau 1899, S. 27.

Digitized by Google

Großen einsetzte; sie waren tapfere Krieger, wie manche Seite ihrer Geschichte bis in die neuere Zeit uns lehrt, ganz wie wir. Aber seine Kraft und seine Kultur konnten nur blühen, solange einheimische Fürsten ihre Hand über das Land zu halten und das Erbreich zu behüten vermochten, in dem allein ein Volksstamm sich zu Ansehen unter den Völkern erhebt und kulturpolitische Aufgaben erfüllen kann. 1846 hatten Kant und Goethe schon gelebt. Dennoch konnte Fallmerayer schreiben, die Deutschen seien in der öffentlichen Meinung Europas auf Null gesunken und im großen Wechselspiel der Weltgeschichte von niemand mehr in Rechnung gebracht,[1]) 1859 läßt Friedrich Hebbel den aus Amerika heimkehrenden Tischler gegen Christian mit bitteren Worten den Tod des Schmiedes beklagen:

„Und wir Deutsche besonders, wir müssen uns ducken und drücken
Wie die Hunde bei uns! Denn wäre der Schmied nur ein Franzmann
Oder ein Beefsteakfresser, so würden schon ganze Armeen
Über die See geschickt, doch auf der Leiche des Deutschen
Legt der Mörder sich schlafen und keiner stört ihm die Ruhe."

Da kam die starke politische Hand, sie trug das schwarzweiße Banner und schuf die Kaiserkrone, die die deutsche Kultur über Land und Meere schützte. Seit dem 9. November 1918 wieder „legt auf der Leiche des Deutschen der Mörder sich schlafen und keiner stört ihm die Ruhe".

Ich schließe mit einem Worte des schon genannten „Viator", der von Deutschen und Indern sagt: „Beide Völker aber werden immer eingedenk sein müssen, daß der Ruhm, das Vaterland Dürers, Kants, Goethes und Schillers zu sein, Deutschland so wenig von dem Elend fremder Knechtschaft (1806) bewahrt hat, wie der Glanz, der Buddha, Valmiki, Schankara und Kalidasa umleuchtet, vermocht hat, Indien vor der Unterjochung durch die Fremden zu behüten. Beide, Deutsche wie Inder, müssen sie erkennen, daß im Leben der Völker politische Tugenden den Ausschlag geben."

Die kritischen Tage in Serbien

Erinnerungen von

Freiherrn v. Griesinger, Gesandter z. D.

Im Zusammenhang mit den Veröffentlichungen, die sich in jüngster Zeit mit dem Ausbruch des Weltkriegs beschäftigten, ist mir wiederholt die Frage vorgelegt worden, wie sich denn die Ereignisse an dem Ort abgespielt haben, an dem der Funke aufsprang. Die leidenschaftliche Erregung, die sich beim Bekanntwerden des österreichisch-ungarischen Ultimatums an Serbien

[1]) Hillebrandt, Fürst Bismarck. Breslau 1915, W. G. Korn.

Digitized by Google

aller Teile Europas bemächtigte, hatte mit einem Schlage die gewaltigen Gegensätze unter den Großmächten in die Erscheinung treten lassen. Was sich an Unzufriedenheit und Mißgunst, insbesondere gegenüber dem emporgewachsenen Deutschland aufgespeichert hatte, brach elementar hervor. Der österreichisch-ungarische Schritt als Sühne für zweifellos erlittene Unbill und als Zukunftssicherung gedacht, war mit so wenig staatsmännischer Überlegung und einem solch rücksichtslosen Draufgehen erfolgt, daß ihm von vornherein die Sympathien der Welt fehlen mußten. Kein Wunder, wenn es so leicht gelang, das Ultimatum als brutalen Gewaltakt der übermächtigen Großmacht gegen den schwachen Nachbarn darzustellen, die beutegierig ihre Hand nach serbischem Besitz ausstreckte. Der österreichisch-ungarisch-serbische Konflikt war nur noch äußerer Anlaß, seine Lokalisierung eine Unmöglichkeit geworden. Es mag daher angesichts des verlorenen Kriegs müßig erscheinen, die Frage aufzuwerfen, ob nicht vielleicht bei geringerer Rücksichtnahme auf die Großmachtempfindlichkeit des Bundesgenossen ein geschicktes Dazwischentreten in zwölfter Stunde die Katastrophe hätte vermeiden lassen. Immerhin will ich versuchen, auf Grund meiner Erinnerungen möglichst getreu die einzelnen Momente in den kritischen Tagen zu erzählen.

I.

Es war am Sonnabend, den 25. Juli 1914. Ich hatte eben meinem österreichisch-ungarischen Kollegen, der die auf das Ultimatum erteilte Antwort Serbiens für unbefriedigend erklärt hatte, das Geleite zur Bahn gegeben. Die Straßen dahin waren voll zahlreicher Menschengruppen, die sich lebhaft gestikulierend hin und her schoben, und auf dem Bahnhof selbst hatte ich manchen den Zug besteigen sehen, der sich früher nicht genug in Serbophilie hatte leisten können und jetzt vorzog, dem bedrohten Lande den Rücken zu kehren. Die Stimmung war eine unruhige, zugleich aber unverkennbar gedrückte. Das Ultimatum der Donaumonarchie war wie eine Bombe eingeschlagen; nichts war vorbereitet, und die Abreise des Gesandten galt der Bevölkerung als der Auftakt für den sofortigen Einmarsch der österreichisch-ungarischen Armee. Noch war der Wortlaut der serbischen Antwort nicht veröffentlicht, aber man wußte, daß sie nach serbischen Begriffen bis an die Grenze des Möglichen gegangen war. Als ich in die deutsche Gesandtschaft zurückgekehrt war, fand ich verschiedene meiner Kollegen dort vor. Die serbische Regierung hatte uns wissen lassen, daß sie mit Rücksicht auf die exponierte Lage der Landeshauptstadt an der Landesgrenze die sofortige Verlegung des Regierungssitzes nach Nisch beschlossen hatte, und schon auf dem Bahnhof hatte ich einen Zug mit geheizter Lokomotive bereit stehen sehen, der die Minister im Laufe der Nacht nach Nisch bringen sollte. Das diplomatische Korps hatte die Aufforderung erhalten, die Regierung nach Nisch zu begleiten, und war eingeladen worden, noch vor Mitternacht, für welche Zeit der Beginn der serbischen Mobilisierung angesagt war, sich zur Fahrt dahin bereit zu machen.

Digitized by Google

Im Kreis der bei mir versammelten Kollegen herrschte, als wir eingehend und in Ruhe die serbische Antwort besprachen, übereinstimmend die Ansicht, daß Baron Giesl seine Abreise übereilt habe. Uns allen schien das Entgegenkommen Serbiens ein sehr weites, und die Frist, die sich unser österreichisch-ungarischer Kollege zum Studium und der Überprüfung der ihm gegebenen Antwort genommen hatte, eine unverhältnismäßig kurze. Wir waren alle der Meinung, daß wir dazu länger gebraucht hätten, und wir konnten uns schon damals des Eindruckes nicht erwehren, daß er von vornherein dahin instruiert war, einfach abzureisen, wenn das Ultimatum nicht sozusagen glatt geschluckt würde. Die mittlerweile erfolgten Veröffentlichungen bestätigen auch die Richtigkeit unserer Auffassung.

Dagegen war die Täuschung, der wir uns mit unseren Annahmen nach anderer Richtung hingaben, um so vollständiger. Nahezu vier Wochen waren seit dem verabscheuungswürdigen Attentat von Sarajevo vergangen. Nichts war in dieser Zeit aus Wien verlautet über die Genugtuung, die man sich zu verschaffen gedachte. Da war plötzlich das Ultimatum eingetroffen, das mit einer Gründlichkeit und Schärfe Bedingungen formulierte, an deren glatte, widerstandslose Annahme selbst das naivste Gemüt nicht zu glauben vermochte. So erschien es uns nahezu selbstverständlich, daß gleichzeitig mit der Vorbereitung des diplomatischen Schrittes in nicht minder gründlicher Weise der zu dessen Durchsetzung bestimmte militärische vorgesehen sein mußte. Erst vor kurzem hatte der österreichische Militärattaché in Belgrad, der zu den bosnischen Manövern befohlen war, von deren glänzendem Verlauf begeisterte Schilderungen entworfen. Dort stand also eine geschulte Truppenmacht bereit, und diese zusammen mit den anderen Truppenkörpern an der serbischen Grenze konnte nach unserem Laienverstand doch genügen, um sich das erforderliche Faustpfand zu sichern und dadurch Serbien zur Gewährung der geforderten Genugtuung zu zwingen. Wer den Zweck wollte, der mußte die nötigen Mittel zu seiner Erreichung bereithalten. Aus diesen Erwägungen heraus nahmen wir den alsbaldigen Einmarsch der Österreicher in sichere Aussicht, zumal diese ja wissen mußten, daß Serbien unvorbereitet und ungerüstet war. Dementsprechend traf ich meine Maßnahmen; ich beschloß, mit der Regierung, die für 11 Uhr abends dem diplomatischen Korps einen Extrazug nach Nisch angeboten hatte, dorthin in Begleitung des Militärattachés und des Dragomans zu fahren. Legationssekretär, Konsul und Kanzleibeamte mit ihren Familien blieben in Belgrad, ebenso meine Frau. Nun galt es noch vor Abgang des Zugs nach Nisch die erforderlichen Vorkehrungen zum Schutze der deutschen und österreichisch-ungarischen Kolonie zu treffen, deren Interessen mir nach Abreise der österreichisch-ungarischen Vertretung übertragen waren — übrigens das einzige informative Lebenszeichen, das mir in der ganzen Zeit vom Sarajevo-Attentat bis zu meiner Abreise aus Serbien von meiner Regierung zuging. Es erschien einerseits nicht ausgeschlossen, daß bei Beginn der Feindseligkeiten sich Ausschreitungen der Belgrader Bevölkerung gegen die Staatsangehörigen der

Digitized by Google

Zentralmächte ereignen könnten, andererseits bestand im Falle einer Beschießung der Stadt durch die österreichischen Donaumonitore Lebensgefahr für unsere verstreut an den Flußufern der Donau und Save und auf dem Höhenrücken der Stadt wohnenden Landsleute. Glücklicherweise befanden sich die beiden Gesandtschaften der Zentralmächte in unmittelbarer Nachbarschaft und war österreichischerseits allgemein bekannt, daß ihre Lage durch eine hohe, weithin sichtbare Pappel gekennzeichnet war. So war zu hoffen, daß bei Belegen der Stadt mit schwerem Feuer dieser Teil schonende Berücksichtigung finden würde. Ich vereinbarte daher mit den zurückbleibenden Beamten, daß für den Fall eines Bombardements die deutschen und österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen nach Möglichkeit in den beiden Gesandtschaften und den dazu gehörigen Gebäulichkeiten untergebracht werden sollten. Auch standen für die äußerste Not die beiden großen Gärten zur Verfügung, da wir uns ja mitten im Sommer befanden. Diese Maßnahme hat sich als durchaus zweckmäßig erwiesen, wenngleich die Durchführung in der Folge zu allerhand unerquicklichen Begleiterscheinungen geführt hat. Man hatte eben bei allem, was man vorauszubestimmen und vorzukehren hatte, immer mit einer verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit gerechnet. Man erwartete den österreichischen Einmarsch, der uns angesichts der bereits so weit getriebenen Aktion als das einzig mögliche erschien, und dies bot mir die beruhigende Gewähr, die mir anvertrauten Interessen alsdann in Sicherheit zu wissen.

Wie hatte es aber in Wirklichkeit ausgesehen? Nichts war vorgesehen, nichts war vorbereitet, nichts gerüstet. In Semlin, am Sitze eines Brigadestabs, befanden sich am 25. Juli — sage und schreibe! — zwei Kompagnien Infanterie mit ein paar Maschinengewehren und eine Eskadron Kavallerie. Die Donauflottille lag in Neusatz an der ungarisch-slowakischen Grenze.

Bald nach 10 Uhr fuhr ich zur Bahn. In den Straßen herrschte dichtes Gedränge; der Platz vor dem Bahnhof schwarz von Menschen, durch die sich der Wagen mit Mühe seinen Weg bahnte. Nur langsam gelang es mir und meinen Begleitern, auf den Bahnsteig zu gelangen. Und dort welcher Anblick! Männer, Frauen, Kinder, alles wirr durcheinander, bepackt mit allem denkbaren Hausgerät vom einfachen Teppich bis zum Vogelbauer mit dem unvermeidlichen Kanarienvogel darin, Hunde, Katzen, Hühner, Badewannen, Koffer, Kisten, Tragsäcke, Bettstücke, an denen man sich vorsichtig vorbeiquetschte. Kurz, das Bild der panikartigen Flucht einer kopflosen Bevölkerung! Als der für das diplomatische Korps bestimmte Zug in die Halle fuhr, war er plötzlich von den verängsteten Menschen gestürmt, die bereits die Österreicher und die ihnen so wenig grünen Ungarn im Nacken fühlten. Nur mit äußerster Anstrengung und dank dem vermittelnden Eingreifen des Handelsministers gelang es mir und sechs Kollegen, in einem Abteil zweiter Klasse Unterkunft zu bekommen in der Weise, daß zunächst mein Diener von uns hoch gehoben durch das Fenster in das Abteil kletterte, wir ihm unser Gepäck nachreichten, und dann einer nach dem anderen denselben Weg einschlug.

Digitized by Google

Gegen Mitternacht endlich setzte sich unter den verwünschenden Zurufen der Zurückbleibenden der Zug in Bewegung, vollbesetzt bis auf die Puffer der Lokomotive und die Trittbretter und Dächer der Waggons. Zu neunt saßen wir in unserem Abteil zusammengepfercht mit hochgezogenen Beinen; die Zwischenräume zwischen den Sitzen waren mit Gepäck ausgefüllt. Friedlich schlummerten im Laufe der Nacht müde Häupter auf den Schultern späterer Feinde.

II.

Um 8 Uhr früh trafen wir mit völlig zerschlagenen Gliedern in Nisch ein. Der Zug mußte sofort geräumt werden. Das Gepäck wurde einfach auf den Bahnsteig gestellt, der sich wie eine Auswandererhalle ausnahm. Mit der Gestellung des Zuges war die Fürsorge der serbischen Regierung für das diplomatische Korps erschöpft. Man hatte uns nach Nisch gebracht, nun mochte jeder sehen, wo er unterkam. Nisch war natürlich auf einen derart starken Fremdenzuzug nicht gefaßt, und die wenigen, halbwegs beziehbaren Gasthäuser waren in einem Nu besetzt. Vorsichtigerweise hatte ich noch am Vorabend an den Verweser des österreichisch-ungarischen Konsulats telegraphiert und ihn um Quartier gebeten. Das Telegramm war zwar nicht angekommen, aber als ich mich mit meinen zwei Begleitern auf dem Konsulat einstellte, fanden wir dort gastliche Aufnahme. Ich übernahm sofort Wohnung und Geschäfte von dem Konsul, und im Laufe des folgenden Tages verließ er mit seiner Frau Serbien, nachdem es unseren vereinten Bemühungen gelungen war, noch für eine Anzahl österreichisch-ungarischer Staatsangehöriger die Erlaubnis zur Ausreise zu erwirken. Nicht so gut wie uns Deutschen war es meinen Kollegen ergangen. Soweit ihre Staaten keine konsularische Vertretung in Nisch besaßen, hatten sie sich auf die Suche nach Unterkunft begeben müssen, und nur ein Teil war im Gasthause untergekommen. Ganz erschöpft erschien gegen Mittag mein italienischer Kollege bei mir und bat um Unterstand, der ihm auch gewährt werden konnte. Bis zu meinem Weggang aus Nisch haben wir friedlich und schiedlich zusammengehaust, und in einer sentimentalen Anwandlung hat er bedauernd eines Tages versichert: „Moi, je ne fais pas la politique de mon pays.“ Der Grieche fand Unterschlupf bei einem Apotheker, der Türke bei einem Arzt. England und Frankreich allein kamen im Hotel unter. Nur für den russischen Geschäftsträger hatte die serbische Regierung Räumlichkeiten im alten Schloß zur Verfügung gestellt, aber sehr komfortabel war es nicht. Denn Herr v. Strandtman gab uns am zweiten Tage bereits eine drastische Schilderung über den gesunden Appetit der zahlreichen Ratten, die sich in der vergangenen Nacht mit seinen Stiefeln beschäftigt hatten.

Die befestigte Stadt Nisch liegt in einer weiten Ebene, umkränzt von hohen kahlen Bergen. Nach Osten, Bulgarien zu, sind diese mit modernen Forts versehen, während nach der Nordwestseite, von der der Angriff der Österreicher erwartet wurde, die Stadt nur ungenügend durch die alte Festung geschützt ist. In der Stadt herrschte am Sonntag, den 26. Juli, dem Tag unserer

Digitized by Google

Ankunft, ein lebhaftes Treiben. Der Bevölkerung war der Gedanke, daß der Krieg vor der Türe stehe, noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Überall sah man geputzte Menschen. Die Wirtshäuser und Cafés waren voll. Zigeuner fiedelten an allen Orten und Enden, und sogar ein wirkliches Theater neben einem Kino spielte uns abends im Garten des Hotel Europa eine chauvinistische Komitadschikomödie vor, deren Text aus der Feder des Herrschers der Schwarzen Berge stammen sollte.

III.

Auf Montag, den 27., war die Eröffnung der Skupschtina im Saale des Militärkasinos anberaumt. Als ich mich zu Fuß dahin begab, begegnete ich unterwegs dem stellvertretenden Ministerpräsidenten und Finanzminister Patschu, einem körperlich schwerfälligen, geistig aber um so regeren Mann, der wie Clémenceau in seiner Jugend die Ärztepraxis mit der Politik vertauscht hatte und mit dem ich stets besonders gute Beziehungen unterhalten hatte. Er forderte mich auf, in seinen Wagen zu steigen, und ließ diesen einen längeren Umweg fahren, um so ungestört unter vier Augen die augenblickliche Lage mit mir zu besprechen. Er leitete das Gespräch mit der Versicherung ein, daß Serbien in seiner Antwort bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen sei und nahezu in allen Punkten weitestes Entgegenkommen bewiesen habe, und polemisierte dann sehr scharf gegen das österreichische Vorgehen. Mein österreichischer Kollege habe einfach „Nein" gesagt und durch seine Abreise den Faden abgerissen, ohne daß man jetzt wisse, wo man ihn wieder anknüpfen könne. Das kategorische Nein der Österreicher stehe der eingehend formulierten serbischen Antwort gegenüber, die nach seiner Ansicht einen durchaus geeigneten Ausgangspunkt zu einer Verständigung biete. So wie die Dinge jetzt liegen, sei es an Österreich-Ungarn, klar zu sagen, welcher Teil der Antwort nicht befriedigt habe, und erneute Forderungen zu stellen. Im Zusammenhang damit stellte er mir die Frage: „Ob ich denn keine Instruktionen zum Verhandeln habe?"

Ich bestärkte meinerseits den Minister in seinem Vorsatz, mit neuen Vorschlägen hervorzutreten, und wies ihn darauf hin, daß die Lage doch eine zu ernste sei, um sich durch formale Bedenken beeinflussen zu lassen. Ich sei zwar ohne Weisung, zweifle aber keinen Augenblick, daß meine Regierung, wenn sie darum angegangen würde, ihre guten Dienste und ihren Rat gerne gewähren würde. Das würde nur dem Haager Protokoll entsprechen. Gleichzeitig erklärte ich mich bereit, jederzeit Vorschläge der serbischen Regierung meiner Regierung zu übermitteln. Herr Patschu dankte mir für mein Anerbieten und erwiderte, er würde sofort mit Pasitsch reden.

Es ist mir zweifelhaft, ob Patschu damals schon die Antwort des Zaren auf das Telegramm des Thronfolgers Alexander vom 24. Juli kannte. Bekanntlich hatte der Prinzregent nach Überreichung des Ultimatums im selben Augenblick, als sein Ministerpräsident die englische Intervention angerufen hatte, an den Zaren eine flehentliche Depesche gerichtet, Serbien so schnell als möglich

Digitized by Google

zu Hilfe zu kommen. Dabei hatte er versprochen, nicht nur alle mit der Stellung eines souveränen Staats vereinbarten Bedingungen Österreich-Ungarns anzunehmen, sondern darüber hinaus auch diejenigen, deren Annahme der Zar Serbien anrate. In seiner Antwort hatte der Zar gesagt: „Solange noch die geringste Hoffnung besteht, ein Blutvergießen zu verhindern, sollten alle unsere Anstrengungen auf diesen Teil gerichtet sein. Wenn wir trotz unseres aufrichtigen Wunsches erfolglos bleiben, kann Eure Hoheit sicher sein, daß Rußland sich in keinem Fall an dem Schicksal Serbiens desinteressieren wird."

Jedenfalls würde die Anregung Patschus eher dafür sprechen, daß das berühmte, an die serbische Regierung zu gleicher Zeit gerichtete russische Telegramm der viertausend Ziffern, das übrigens meines Wissens bis heute nicht in seinem authentischen Wortlaut veröffentlicht ist, keine sofortige aktive Teilnahme Rußlands an einem österreichisch-ungarisch-serbischen Krieg zugesichert, sondern nur in stark verklausulierter Form eine allgemeine Unterstützung in Aussicht gestellt hat. Deshalb wollte der vorsichtige Pätschu alle Mittel erschöpfen, ehe er es zum Krieg kommen ließ, und rechnete, wohl aus den Erinnerungen der Annexionskrisis heraus, nicht ganz so sicher mit der sofortigen Hilfe Rußlands, wie die um den Thronfolger versammelte Militärpartei. Der inbrünstige Dank, den Prinz Alexander an den Zaren auf dessen Antworttelegramm richtete, zeigt deutlich, daß auch auf serbischer Seite diejenigen die Oberhand behielten, die einer friedlichen Beilegung die Entscheidung durch das Schwert vorzogen.

Dieses mein Gespräch mit Patschu fiel ungefähr in dieselbe Zeit, als von Berlin aus in Wien mit ziemlich energischen Worten die Frage gestellt wurde, wohin eigentlich die Reise ginge, da man nicht Lust habe, sich ohne weiteres in einen europäischen Konflikt hineintreiben zu lassen. Wäre es nun so illoyal oder inkorrekt gewesen, gleichzeitig die serbische Regierung zu sondieren, ob und nach welcher Richtung sie weiteres Entgegenkommen zu zeigen bereit sei? Daß der Boden für einen derartigen Schritt, der immerhin im Rahmen einer Vorfrage für den Fall des Angebots guter Dienste in Gemäßheit des Haager Abkommens vom 18. Oktober 1907 gehalten werden konnte, kein unfruchtbarer war, erweist die Haltung des Herrn Patschu. Wenn an maßgebender Stelle in Berlin die Ansicht vorherrschte, die Serben seien in ihrer Nachgiebigkeit gegenüber den österreichisch-ungarischen Forderungen so weit gegangen, daß über den Rest der letzteren eine Verständigung nicht ausgeschlossen erscheine, war es doch zu viel des Zartgefühls, wenn man, wo so viel auf dem Spiele stand, mit allen Mitteln die Lokalisierung des Konflikts durchzusetzen zögerte. Es ist ja verschieden die Anschauung hervorgetreten, daß es sogar den Österreichern gar nicht so fatal gewesen wäre, wenn sie einem leichten Druck hätten weichen müssen. Denn die Eingeweihten und Einsichtsvollen unter ihnen mußten sich doch vergegenwärtigen, daß mit den Mitteln, die sie Serbien gegenüber zur praktischen Durchsetzung der österreichischen Forderungen bereitgestellt hatten, für das österreichische Prestige nichts zu erreichen war.

Digitized by Google

Leider ist es bei dieser einen Unterredung mit Herrn Patschu geblieben, und die gute Absicht des einsichtsvollen Mannes ist durch die sich überstürzenden Ereignisse der nächsten 24 Stunden vereitelt worden.

Als wir im Kasino ankamen, stellte sich heraus, daß wegen der durch die Mobilisierung unterbrochenen Bahnverbindungen das quorum nicht zusammengebracht werden konnte. So mußten wir, nachdem wir noch mit verschiedenen Abgeordneten gesprochen hatten, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Überall — das war nicht zu leugnen — herrschte an diesem Tag große Niedergeschlagenheit. Allgemein war für die Nacht vom Sonntag auf Montag der Sturm der Österreicher auf Belgrad und dessen Einnahme erwartet worden, namentlich fürchtete man sich vor den Madjaren, denen alles denkbar Schlechte nachgesagt wurde. Keine der zahllos ausgesprengten Nachrichten war töricht genug, um nicht Gläubige zu finden. Am Abend des Montag wurde der Vorschlag der Botschaftskonferenz bekanntgegeben, wovon uns der Ministerpräsident Pasitsch schon nachmittags andeutungsweise und offenbar erleichtert in Kenntnis gesetzt hatte. Trotzdem blieb die Stimmung eine gedrückte, da mittlerweile Nachrichten eingelaufen waren, daß die Bulgaren unter türkischer Konnivenz die Bevölkerung in den neuserbischen Landesteilen zu insurgieren suchten. Man erinnerte sich der Vorgänge im Frühjahr 1914, als ein ganzes Regiment dort den Fahneneid auf König Peter zu leisten sich geweigert hatte, und fürchtete für den Gang der Mobilisierung — eine Besorgnis, die sich hinterher als unbegründet herausstellte.

IV.

Der Dienstagmorgen (28. Juli) verlief verhältnismäßig ruhig; es meldeten sich wiederholt österreichisch-ungarische und reichsdeutsche Staatsangehörige, um meinen Schutz bzw. die Erwirkung der Erlaubnis zur Heimreise über Bulgarien oder Mazedonien von mir zu erbitten. Soweit Reichsdeutsche in Betracht kamen, ist diesen bis zum Tage meiner Abreise — und ich glaube auch noch kurze Zeit nachher — die Abreise in die Heimat anstandslos gewährt worden. Dagegen erklärte mir die serbische Regierung auf wiederholtes dringendes Ersuchen, sie sei nicht imstande, den österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen das Verlassen des serbischen Staatsgebiets zu gestatten, da die österreichisch-ungarische Regierung ihrerseits den serbischen Staatsangehörigen die Rückreise nach Serbien verbiete. Um diesen meinen Schutzbefohlenen, namentlich den Heerespflichtigen, in der Folge Weiterungen und Unannehmlichkeiten zu ersparen, wurde mit jedem einzelnen, der sich auf der Gesandtschaft in Nisch meldete, ein Protokoll aufgenommen, worin der Grund seiner Nichtgestellung angegeben wurde. Diese sämtlichen Protokolle habe ich später bei meiner Durchreise durch Sofia der dortigen österreichisch-ungarischen Vertretung übergeben und bei dieser Gelegenheit auch die Übermittlung von Geldbeträgen nach Nisch zur Unterstützung der bedürftigen Österreicher und Ungarn angeregt.

Am Nachmittag des Dienstag wurden plötzlich Gerüchte laut von einem bei Pasitsch eingetroffenen Telegramm des Grafen Berchtold, wonach Öster-

Digitized by Google

reich-Ungarn Serbien den Krieg erklärt habe. Um uns über die Richtigkeit dieser Gerüchte zu orientieren, gingen mein italienischer Kollege und ich in die Präfektur, in der der Ministerrat seine Sitzungen abhielt. Kaum war ich Herrn Pasitsch gemeldet worden, als er mich in den Ministerrat bitten ließ und mir mit den Worten: „Ist Ihnen hierüber etwas bekannt?“ eine französische Depesche aus Wien, aufgegeben vormittags 11 Uhr 10, angekommen Nisch 12 Uhr 30 nachmittags, zum Lesen gab. Sie enthielt die mittlerweile durch die verschiedenen Staatsveröffentlichungen allgemein bekanntgewordene Kriegserklärung. Auf meine verneinende Antwort meinte Herr Pasitsch, er finde die Form der Kriegserklärung mittels Telegramm so ungewöhnlich, daß er fast an eine Mystifikation zu glauben geneigt sei. Die direkte telegraphische Verbindung mit Österreich-Ungarn über Serbien sei zerstört; jedenfalls müsse erst nachgeforscht werden, wie und auf welchem Wege das Telegramm hergekommen sei — zumal im gegenwärtigen Augenblick, wo eine Mediation im Gange sei. An den Gesichtern der um den Tisch sitzenden übrigen Minister merkte ich indes, daß sie keinen Zweifel an der Echtheit des Telegramms hatten und daß sie sich über den Ernst der Situation vollständig klar waren. Es brauchte in der Tat auch nicht lange, bis die Authentizität des Telegramms festgestellt war und die Regierung sich entschloß, dem Volk die Kriegserklärung offiziell kundzutun. Dies geschah durch ein von allen Ministern unterzeichnetes Manifest, das mit den Worten schloß: „Verteidigt mit aller Kraft Euren Herd und Euer Vaterland!“

Nun setzte ein fieberhaftes Rüsten ein. Zwar bangte Heer und Volk schwer vor der gefahrvollen Zukunft; man war sich seiner Unzulänglichkeit sowohl nach der Seite der Zahl als nach der der Vorbereitung und Ausbildung voll bewußt. Nisch selbst verwandelte sich immer mehr zu einem Heerlager. Unaufhörlich strömten die einberufenen Soldaten in die Festung. Teilweise brachten sie ihre Familienangehörigen mit, die auf den freien Plätzen und in den Straßen kampierten. Ihr Nachtquartier schlugen diese mit Vorliebe auf den Treppenstufen der Hauseingänge auf, und nur mit vorsichtigem Wegsteigen über Männlein und Weiblein gelangten wir des Nachts in unsere Wohnung. Pferde und Zugvieh wurden zusammengetrieben, Vorrat für die Truppen und Futter herbeigeschafft und in der Festung aufgehäuft. Täglich zogen zusammengestellte Formationen ins Feld, und spaßhaft war es anzusehen, wenn dem einzelnen Truppenteil die merkwürdigsten Gespanne, mitunter von Hunden gezogen und von kreischenden Weibern getrieben, als Train nachfolgten.

Je mehr die Mobilisierung voranschritt, um so mehr hob sich der Mut. Jeder Tag, den der serbische Boden frei von österreichischen Truppen blieb, wurde als Gewinn registriert und vermehrte die Begeisterung, gegen den verhaßten „Schwaba“ zu ziehen. Ich war mit dem Militärattaché in der Festung spazierengegangen, wo sich uns ein jüngerer serbischer Offizier anschloß. Der erklärte uns sein größtes Erstaunen, daß die Österreicher noch nicht in Nisch seien: „Wir sind jetzt mit unserer Mobilisation fertig; nun mögen sie kommen,

Digitized by Google

wir erwarten sie und werden Sieger sein." Drei Tage vorher hätte der junge Mann nicht so gesprochen.

Am Mittwoch früh trafen die ersten Nachrichten aus Belgrad ein. Die Eisenbahnbrücke über die Save war von den Serben in der Nacht gesprengt worden. Von den Österreichern hörte man nur, daß sie mit ihren Donaumonitoren Teile der Stadt Belgrad beschossen, sonst sich aber eher rückwärts konzentriert haben sollten. Jedenfalls von einem energischen Zugriff war keine Rede.

Die Serben, die anfänglich die Stadt von Truppen ganz entblößt hatten, begannen solche wieder in stärkeren Massen heranzuziehen, befestigten die umgebenden Hügel und erwiderten von der Festung aus kräftig das feindliche Feuer.

Skrupellos, aber mit besonderer Fertigkeit arbeitete der serbische Pressedienst unter Leitung des bekannten Historikers und Parteipolitikers Stefanowitsch-Wilowski. Mit Flugblättern und inspirierten Leitartikeln in den zahlreichen, in Nisch erscheinenden Zeitungen wurde die zögernde Haltung Österreich-Ungarns verhöhnt und offen als Furcht vor den siegreichen Helden des Balkankriegs ausgelegt. Gleichzeitig wurde die Nachricht von der Mobilisierung ganz Rußlands verbreitet. Dies wirkte mächtig auf die Phantasie des Serben, und überall wurde offen von dem Siegeszug durch Ungarn gesprochen, den man sich anzutreten anschickte, um in Budapest den russischen Brüdern die Hand zu reichen. Mit einer geradezu verblüffenden Schnelligkeit war infolge der kraftlosen Haltung Österreichs die gedrückte Stimmung ins Gegenteil umgeschlagen.

V.

Es war nunmehr gelungen, die Skupschtina zusammenzubringen, und am Morgen des Mittwoch verlas der Thronfolger Alexander die Thronrede. Sie begann mit dem Hinweis auf die Festung Nisch als den Ort der Einberufung. Darin liege schon der deutlichste Beweis für die Bedeutung der gegenwärtigen Ereignisse. Hieran schloß sich die Erwähnung des Ultimatums und der Antwort Serbiens. Die Regierung habe sich bemüht, alles zur Vermeidung des Kriegs zu tun, was irgendwie mit der Würde eines souveränen Staats verträglich sei. Zum Lohne dafür werde das kleine Serbien von dem mächtigeren Nachbar überfallen. Serbien stehe übrigens in seinem Kampfe nicht allein. Nicht bloß, daß sich sofort das stammverwandte Brudervolk der Montenegriner an seine Seite gestellt habe; seine Sache erfreue sich auch der Sympathien Frankreichs und Englands, und vor allem besitze es die Zusage des mächtigen Rußlands, das Serbien in keinem Falle im Stiche lassen werde. Wurde schon die Erwähnung der ersten beiden Großmächte von der Versammlung mit lebhaften Akklamationen begrüßt, so durchbrausten wahrhaft frenetische Zivioruse den Saal, so oft der Name des Zaren und Rußlands genannt wurde. Die Begeisterung kannte keine Grenzen mehr und der russische Geschäftsträger konnte sich kaum retten vor den Händedrücken und Umarmungen der serbischen Volksvertreter.

Digitized by Google

Wenn man von den bramarbasierenden Wendungen, die nun einmal unzertrennlich von der serbischen Psyche sind, absieht, so läßt sich den verschiedenen Kundgebungen der serbischen Regierung in der kritischen Zeit und schon vorher eine große Geschicklichkeit der Redaktion nicht absprechen. Sie haben weder nach innen noch außen ihre Wirkung verfehlt.

Während bis zur Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die serbischen Sympathien beständig zwischen Österreich und Rußland hin und her geschwankt hatten, war es der zielbewußten und energischen panslawistischen Politik, welche die russischen Vertreter in Belgrad zusammen mit der radikalen Partei und deren Führer Pasitsch trieben, gelungen, Serbien vollständig in das russische Fahrwasser zu bringen und zur russischen Vormacht auf dem Balkan zu machen. Der geschickteste, aber auch der skrupelloseste Exponent dieser Politik war Herr v. Hartwig. Er besaß als früherer Direktor des asiatischen Departements im russischen Ministerium des Äußern eine geradezu staunenswerte Kenntnis der Balkanfragen und aller — auch der dunkelsten Persönlichkeiten, die in ihnen eine Rolle spielten. Später längere Zeit in Persien tätig, hatte er dort gewisse Satrapengewohnheiten angenommen, die er mit Erfolg in Serbien fortsetzte. Unbeschränkt in den Geldmitteln, die ihm seine Regierung aufs freigebigste zur Verfügung stellte, wußte er sich bald eine völlig gefügige Presse zu schaffen, und wenn König, Minister und Diplomaten noch so schonungslos in den Blättern angepöbelt wurden, vor Herrn v. Hartwig machte man Halt. Mit dem Mann der offenen Hand durfte man es nicht verderben. Neben der Presse war er eifrig bemüht, die Offiziere und Beamten auf seine Seite zu ziehen. Dies erreichte er dadurch, daß er mit russischen Geldern ein großes, ungemein reich assortiertes Warenhaus ins Leben rief, worin jene bei mäßigen Preisen alle ihre Bedürfnisse befriedigen konnten. Wer nicht bar bezahlte, dem wurde in großzügiger Weise kreditiert — und war der Kredit erschöpft, so blieb ein Gang zu Herrn v. Hartwig selten erfolglos. Dazu schmeichelte Herr v. Hartwig der serbischen Eitelkeit in jeder Weise, weissagte den serbischen Abgeordneten und seinen Balkankollegen ganz offen den bevorstehenden Zusammenbruch der Donaumonarchie und verteilte diese unter die einzelnen Liebhaber. Kein Wunder, daß Herr v. Hartwig allmählich einen alles andere in den Schatten stellenden Einfluß gewann, dem die Donaumonarchie und ihre Vertreter nichts entgegenzusetzen verstanden. Vielmehr trieben sie mit ihrer kleinlichen Politik des Paßzwangs und der veterinärpolizeilichen Maßnahmen bei der Serbien so lebensnotwendigen Schweineausfuhr nur Wasser auf die Mühlen Herrn v. Hartwigs, und durch die Erbitterung, die sie mit ihren Grenzvorkehrungen erzeugten, unterstützten sie selbst die panslawistische Hetze. Willig lieh man den Sirenentönen des russischen Verführers sein Ohr: „Ihr habt das mächtige Rußland hinter Euch; Ihr könnt Euch alles erlauben!“ Trotzdem glaube ich, daß Herrn v. Hartwig die Entwicklung der Dinge verfrüht gekommen ist. Nicht bloß sein Ausruf: „Espérons que ce ne sera pas un Serbe“, als ihm das Sarajevoer Attentat

Digitized by Google

gemeldet wurde, bestärkt mich in dieser Auffassung, sondern noch mehr die Tatsache, daß die Vorbereitungen, zu denen er die Serben mittelbar und unmittelbar antrieb, nicht in der Weise fortgeschritten waren, wie sie seinen Wünschen und Zielen entsprachen. Das Projekt der Donau-Adria-Bahn, das ihn besonders lebhaft beschäftigte, lag noch in den Windeln. Die Erbauung der Donaubrücke mit dem großen Umschlagshafen in Prachowo, wodurch die direkte Verbindung Serbiens mit Rumänien hergestellt wurde, war eben erst vertragsmäßig vereinbart; die Bahn, die vom rumänischen Ufer direkt bis zur russischen Grenze weitergeführt werden sollte, war noch nicht über die Trassierung hinaus. Ebenso stand es am anderen Ende dieser strategischen Umgehungsbahn. Die Arbeiten der Fortsetzung von Üsküb-Monastir bis zur albanischen Grenze waren kaum vergeben. Auf den zu wählenden Adriahafen vermochte man sich nicht zu einigen; einer war so schlecht und ungeeignet wie der andere. Dadurch entfiel die Möglichkeit, im Kriegsfall mit der Donaumonarchie russische Truppen zur sofortigen Unterstützung nach Serbien zu werfen. Auch war man ja mit Rumänien noch nicht so weit, wo der goldene Esel des russischen Kollegen des Herrn v. Hartwig noch nicht genügend vorgearbeitet hatte, um auf sichere Mitwirkung zählen zu können. So war es ein schwerer Schlag für die Serben, als mitten in diesen kritischen Tagen der schon lange schwer herzleidende Herr v. Hartwig einem plötzlichen Schlaganfall erlag. Natürlich knüpften sich an seinen Tod die tollsten Gerüchte, an denen jedoch kein Wort wahr ist. Ich habe den Toten zehn Minuten nach seinem Verscheiden in Gegenwart des Leibarztes des Königs Peter, Dr. Simonowitsch, gesehen, der mir sagte, er habe bei der Entartung des Herzmuskels dieses Ende schon seit längerer Zeit befürchtet. Wie groß die Verehrung für Herrn v. Hartwig war, wie sehr er sich das Vertrauen der Serben aller Kreise zu erwerben verstanden hatte, bewies sein Begräbnis. Einem Nationalheiligen gleich wurde er zu Grabe gebracht, und Ehrungen, die keinem serbischen Woiwoden oder Fürsten je dargebracht worden waren, wurden ihm zuteil.

Auch ich habe persönlich aufrichtige Bewunderung für Herrn v. Hartwigs staatsmännische Eigenschaften, seine Energie und sein Zielbewußtsein empfunden. Seine Bestrebungen aber, die auf Schwächung bzw. Zertrümmerung der Donaumonarchie abzielten, mußten von dem seiner Verantwortung bewußten deutschen Vertreter entschlossen bekämpft werden, solange die auf dem Dreibund begründete Bundesgenossenschaft bestand. Denn letzten Endes ging es um deutsche Interessen. Bei der Unzuverlässigkeit Italiens war nach dem Zerfall Österreich-Ungarns die Einkreisung vollendet. Wie gesagt, hatte sich die serbische Politik derart mit Herrn v. Hartwig identifiziert, daß jede Ablehnung ihm gegenüber beinahe wie eine unfreundliche Haltung Serbien gegenüber erschien. Soweit serbische Velleitäten auf Kosten der Donaumonarchie nicht in Frage kamen, hat Deutschland und seine Vertretung in Belgrad allen Wünschen der serbischen Regierung das weiteste Verständnis und Entgegenkommen gezeigt. Als sich im Jahre 1913 die letztere bei der

Digitized by Google

Assimilierung und wirtschaftlichen Erschließung der in den Balkankriegen eroberten mazedonischen Provinzen um Unterstützung an uns wandte, wurden sofort drei bewährte Sachverständige von den zuständigen deutschen Behörden mit größter Sorgfalt ausgewählt, einer für landwirtschaftliche Fragen allgemeiner Art, einer für Viehzucht sowie einer für Forstwirtschaft, und der serbischen Regierung zur Verfügung gestellt. Sie hatten anerkanntermaßen durch ausgezeichnete Fachberichte und praktische Ratschläge der serbischen Regierung wertvolle Dienste geleistet. Ebenso war die Errichtung einer Zentralstelle für die Landwirtschaft unter Leitung eines deutschen Landwirts (aus Schleswig-Holstein) in die Wege geleitet, als der Krieg ausbrach. Daneben war die Reform des serbischen Post-, Telegraphen- und Telephonwesens durch einen erfahrenen deutschen Postbeamten geplant.

Nach dieser Abschweifung, die als Beleuchtung der serbischen Politik und unserer Stellung zu ihr vielleicht nicht ohne Interesse sein dürfte, kehre ich zur Darstellung der Ereignisse zurück, wie sie sich nach der Skupschtinaeröffnung weiter entwickelt haben.

VI.

Aus Belgrad kamen keine besonders alarmierenden Nachrichten. Man schoß weiter über Donau und Save herüber und hinüber, die mittlerweile von Neusatz herbeorderte Donauflottille auch in die Stadt hinein. Einer der ersten Schüsse hatte die Rückwand des in der Nähe der Festung gelegenen Konstantinowitschschen Hauses, das die englische Gesandtschaft gemietet hatte, eingeschlagen. Infolgedessen bat der dort zurückgebliebene Sekretär, in das Kutscherhaus der deutschen Gesandtschaft übersiedeln zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde. Menschenleben wurden bei dem Bombardement weniger gefährdet, dagegen wurde um so mehr Materialschaden, namentlich am Bahnhof und den zahlreichen Fabrikgebäuden an der Save sowie auf der Therasia, dem auf der Höhe der Stadt gelegenen freien Platz, auf dem das aus russischem Kapital errichtete Hotel Moskwa steht, angerichtet. Alltäglich des Nachmittags erschien bei den in der deutschen Gesandtschaft versammelten Damen und Herren, zu denen sich sogar Serben gesellt hatten, Prinz Georg zu Besuch, und berichtete bei Kaffee und Zigaretten über die neuesten Vorkommnisse und Nachrichten.

Von einem Eindringen der Österreicher auf serbischen Boden war nirgends etwas zu spüren. Was hatte also die unausgesetzte Betonung der österreichischen Vertreter im Ausland und den Bundesgenossen gegenüber für einen Sinn, man müsse die begonnene Aktion vollständig durchführen und Serbien eine ernsthafte Lektion erteilen, die eine gewisse Gewähr für die Zukunft bieten könnte, wenn nichts vorbereitet war und man sich zu keiner energischen Handlung aufraffen konnte? Nur ein sofort und wuchtig geführter Schlag konnte das schwer gefährdete Prestige der Donaumonarchie heben, nicht aber eine drei Wochen dauernde Mobilisierung der gesamten Streitkräfte. Es mutet hinterher merkwürdig an, wenn Sir Edward Grey in diesen Tagen dem deutschen Botschafter

Digitized by Google

sagte, er sehe nicht ein, wie Rußland zu einer Unterbrechung der militärischen Maßnahmen bewogen werden könne, „wenn Österreich-Ungarn dem Vorrücken seiner Truppen in Serbien nicht irgendeine Grenze setze". Die Grenze war damals immer noch die alte Landgrenze, und nach Absicht der Zerschmetterung Serbiens, von der Sassonow an den russischen Botschafter nach London telegraphierte, sah die — man möchte fast sagen — gemütlich betriebene Beschießung der serbischen Landeshauptstadt wirklich nicht aus. Wer so vorging, der dachte unmöglich an den Erwerb einer „dominierenden Stellung", sondern spielte vielmehr die Rolle eines Mannes, der froh ist, wenn er sich seiner Haut wehren kann. In dieser Weise hatte auch der gelehrige Schüler des Herrn v. Hartwig, Herr Spalaikowitsch, dem ersterer zum Dank für die ihm in Belgrad stets bezeugte Willfährigkeit den Petersburger Gesandtenposten verschafft hatte, die Österreicher eingeschätzt, wenn er bei seiner Mitteilung der österreichischen Kriegserklärung an Sassonow beifügte: „Dieser Akt breche den Frieden Europas und empöre sein Gewissen. Es sei daher zu hoffen, daß Österreich-Ungarn von der Kulturwelt und von Rußland, der Schützerin Serbiens, streng bestraft werde." Herr Spalaikowitsch drehte einfach den Spieß um: nicht mehr sollte Serbien für seine intellektuelle Mitschuld am Attentat zu Sarajevo Buße leisten, sondern Österreich-Ungarn, weil es solche in Anspruch nahm. Bei einer solchen Denkweise, die durch die zögernde Haltung Österreichs auch in Nisch immer mehr Anhänger gewann, gab es natürlich keinen Raum für die deutsche und österreichische Auffassung, wonach die Kriegserklärung nichts an der Möglichkeit ändere, daß Wien in Petersburg Zweck und Umfang des österreichischen Vorgehens in Serbien in unanfechtbarer und befriedigender Weise darlege. Der Kamm war den Serben bereits allzusehr geschwollen, und niemand wollte mehr etwas von Verhandeln hören. Herr Patschu kam mir gegenüber nicht bloß nicht mehr auf seinen Vermittlungsvorschlag zurück, sondern bezeichnete mit tiefer Entrüstung das Bombardement Belgrads gegen wehrlose Weiber und Kinder als eine Schmach und Völkerrechtsverletzung, und rief emphatisch aus: „Wir werden zugrunde gehen, aber die Rächer werden uns nicht fehlen!" In dem Augenblick, als man des russischen Schutzes sicher war und der Zar wie Sassonow Serbien hatten wissen lassen, daß serbische Interessen russische Interessen seien, war es auch eine reine Formalität, wenn Pasitsch Sir Edward Grey dafür danken ließ, daß er in seiner Rede im Unterhaus die serbische Antwort als geeignete Grundlage für weitere Verhandlungen bezeichnet habe. Denn damals waren die Dinge schon so weit gediehen, daß der überwiegende, jedenfalls aber der ausschlaggebende Teil der Serben nur noch an kriegerische Auseinandersetzung dachte. Mochte Europa in Flammen aufgehen, wenn nur der serbische Expansionsdrang dabei seine Rechnung fand.

Über die folgenden Tage kann ich nur wenig Interessantes berichten. Infolge der Kriegserklärungen Deutschlands an Rußland und Frankreich wurde der Verkehr mit den Kollegen dieser Länder begreiflicherweise abgebrochen. Ebenso vermieden natürlich die anderen Kollegen, die über die Stellungnahme

Digitized by Google

ihrer Länder nicht recht Bescheid wußten, längere Aussprachen. Ich saß mit meinen beiden Herren in Nisch gleichsam in der Mausefalle. Ausländische Zeitungen gab es kaum, und was darin stand, war längst durch die Ereignisse überholt. Was die serbische Presse brachte, war unzuverlässig und jedenfalls einseitig gefärbt. Die serbische Regierung, die bis zur österreichischen Kriegserklärung uns gegenüber eine korrekte Haltung bewahrt hatte, fing immer mehr an, mir die kalte Schulter zu zeigen. Man erfand alle möglichen Vorwände, um mir die telephonische und telegraphische Verbindung mit Belgrad zu erschweren und zu sperren. Nur durch die freundschaftliche Vermittlung des englischen Geschäftsträgers gelang es mir, wenigstens von Zeit zu Zeit spärliche Nachrichten über die Insassen der deutschen Gesandtschaft in Belgrad zu bekommen. Über die dortigen Vorgänge im einzelnen gibt übrigens ein von dem Legationsrat v. Scharfenberg sorgfältig geführtes Tagebuch interessante Auskunft. Offene und selbst chiffrierte Telegramme wurden von dem Telegraphenamt zwar anstandslos angenommen, wie sich später aber herausstellte, samt und sonders nicht befördert. Was für mich eintraf, wurde mir nicht ausgefolgt. In diese Zeit fällt auch der schnöde Scherz eines serbischen Journalisten, der in die Welt die Nachricht von meiner Ermordung hinaustelegraphiert hatte. Dabei war weder mir noch einem der Herren meiner Begleitung je ein Haar gekrümmt worden, und ich muß es zur Ehre der Serben bekennen, daß mit Ausnahme meiner Abreise mir nie eine rücksichtslose oder verletzende Behandlung von serbischer Seite zuteil wurde.

Ich sah, daß es mit meinem Bleiben in Nisch zu Ende ging. Aus Berlin ging nach wie vor nichts ein außer Aufträgen, unsere Kriegserklärungen der serbischen Regierung bekanntzugeben. Diese nahm von Tag zu Tag eine immer unfreundlichere Haltung ein. Herr Pasitsch war entweder nicht da, wenn ich ihn zu sprechen wünschte, oder ließ sich verleugnen. Nur der erwähnte Pressechef war stets auf seinem Posten und regalierte mich mit phantasievollen Erzählungen. So kam der 6. August heran, an dem mir von einem Sekretär des auswärtigen Ministeriums ein Schreiben überbracht wurde, worin die serbische Regierung mir mitteilte, sie stehe auf der Seite Rußlands und seiner Alliierten, und damit sei meine Mission in Serbien beendet. Der folgende Freitag, der 7., wurde mir zur Abreise über die bulgarische Grenze bestimmt. Gleichzeitig erhielt ich die Erlaubnis, die nötigen Weisungen nach Belgrad wegen Abreise der dort zurückgebliebenen Gesandtschafts- und Konsulatsmitglieder zu erteilen. Meine Bitte, deren Ankunft in Nisch abwarten und mit ihnen gemeinschaftlich das Land verlassen zu dürfen, wurde abschlägig beschieden. Genau zur festgesetzten Stunde am Freitag nachmittag trat ich mit meiner Frau, die zwei Tage zuvor unter dem Schutze des englischen Legationssekretärs in Nisch eingetroffen war, dem Militärattaché und dem Dragoman die Abreise nach Sofia an — bis an die serbische Landesgrenze geleitet von dem früheren serbischen Geschäftsträger in Berlin, Dr. Boghitschewitsch — in einem an einen endlosen Güterzug angehängten Personenwagen. Als praktische Leute hatten

Digitized by Google

uns die Serben das Schnellzugfahrgeld erſter Klaſſe bis Zaribrod abverlangt. Verſchiedene deutſche Staatsangehörige durften ſich uns anſchließen. Nach einer wunderſchönen, freilich ſattſam langſamen Fahrt durch das reichgeſegnete Land kamen wir gegen 8 Uhr abends an der bulgariſchen Grenze an, wo uns ein von der bulgariſchen Regierung geſtellter Extrazug erwartete. Was uns allen auffiel, war, daß man von Krieg oder Kriegsvorbereitung auf den einzelnen Stationen nahezu nichts merkte. Freilich, Serbien ſtand ſeit zwei Jahren unausgeſetzt im Krieg. Um ſo erſtaunlicher war, wie wenig es darunter gelitten hatte; denn überall an allen Haltepunkten boten uns ſerbiſche Bäuerinnen zwei hartgeſottene Eier, ein großes, gutgebackenes Weißbrot und das ſo teure Salz für zuſammen 25 Para — etwa 20 Pfennig — an.

In Sofia erwarteten wir die Mitglieder der Geſandtſchaft und des Konſulats aus Belgrad ſowie die übrigen dort zurückgebliebenen Reichsdeutſchen mit ihren Familien. Sie waren in Niſch bei ihrer Durchreiſe freundlich im Auftrag des Herrn Paſitſch von einem Mitglied des auswärtigen Miniſteriums begrüßt worden. Sogar zu einer entſchuldigenden Erklärung wegen der brüsken Art und Weiſe, in der meine Abreiſe in Szene geſetzt worden war, hatte man ſich noch aufgerafft, und mir danken laſſen für das, was ich während des Balkankriegs im ſerbiſchen Intereſſe getan hatte.

Damit kann ich meine Erinnerungen an die kritiſchen Tage in Serbien beſchließen. Sechs Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. Wilder als über irgendein anderes Land iſt der Kriegsſturm über Serbien dahingebrauſt, und jahrelang war die Hauptſtadt des Landes in fremden Händen. Aber treu und zäh hatten Regierung und Volk an ihrer gegen die Mittelmächte gerichteten Bündnispolitik feſtgehalten und, als dieſe zuſammenbrachen, haben ſich die ſerbiſchen Wünſche in einer Weiſe erfüllt, wie ich ſie je kaum von den leidenſchaftlichſten Panſlawiſten äußern hörte. Das Ideal der Serben, die Errichtung eines großſerbiſchen Reichs im Umfange desjenigen, das Stefan Duſchan, der Große genannt, um die Mitte des 14. Jahrhunderts beherrſcht hatte, iſt erreicht. Werden ſie es zuſammenhalten, werden ſie es behaupten können?

Menſchen, Völker, Welten

Verſuch einer Erweiterung des biologiſchen Denkens

Von

Generaloberarzt Dr. Butterſack

Die Studien an freilebenden Zellen haben uns gelehrt, ſie als Weſen mit einem wohlcharakteriſierten Eigenleben, als Individuen anzuerkennen, wenn auch von einer niederen Ordnung. Nur ein kleiner Schritt weiter iſt es, wenn von da aus auch auf die Zellen, welche unſeren Körper zuſammenſetzen, der Rang eines Individuums, einer Perſon (Virchow), übertragen

Digitized by Google

wird. Aber je emsiger das Studium dieser kleinsten Personen betrieben wurde, um so weniger kam der Gedanke auf, ob es nicht auch über den Menschen hinaus noch höhere Einheiten gäbe, zu denen sich die einzelnen Menschenindividuen verhielten wie die einzelnen Zellindividuen zum Menschen.

Zwar drängen sich neuerdings Begriffe wie Massenseele, Kollektivpsychose fast mit Gewalt auf. Allein die Mehrzahl der Zeitgenossen folgt nicht gern auf ein Gebiet, in welchem es nichts zu sehen, hören, messen, wägen gibt. Darin kommen die Nachteile der Vorzüge der naturwissenschaftlichen Forschung der letzten Epoche zum Ausdruck. Nicht als ob gegen deren Methode an sich etwas einzuwenden wäre: der Irrtum liegt nur darin, sie für die allein richtige anzusprechen und alle anderen Betrachtungsweisen von vornherein abzulehnen.

Indessen, was mit den sogenannten exakten Methoden erreichbar und was nicht erreichbar ist, läßt sich nachgerade annähernd übersehen. Das überindividuelle Gebiet bleibt ihnen verschlossen. Aber der menschliche Geist kann unmöglich auf die Beantwortung von Weltanschauungsfragen verzichten, weil eine bestimmte Methode versagt.

Zur rechten Zeit erscheint da ein Philosoph, William Stern in Hamburg, auf dem Plan mit einem neuen Weg in dieses, im ersten Morgengrauen der Erkenntnis auftauchende Gebiet.[1])

Stern setzt an die Stelle des uralten Gegensatzpaares Körper—Geist das andere: Person—Sache. Eine Person ist nach ihm eine Unitas multiplex, eine — trotz aller Verschiedenheit der Teile — reale, eigenartige und eigenwertige Einheit mit einer — trotz der Vielheit der Teilfunktionen einheitlich zielstrebigen Selbsttätigkeit, ein selbstzweckliches und selbsttätiges, sinnvolles Ganzes, während eine Sache nur eine mechanische Summe ohne Selbstzweck, ohne einheitliche, zielstrebige Selbsttätigkeit ist und keine eigenartige Einheit bildet.

Dieser Gegensatz Person—Sache enthält kein physisches und kein psychisches Element, ist also psychophysisch neutral. Damit ist die Möglichkeit gegeben, den uralten Gegensatz Körper—Geist zu überbrücken. Nur muß man sich an die oben gegebene Definition halten und darf nicht diesen neuen Personbegriff mit jenem vulgären verwechseln, welcher unter Person ein nach der menschlichen Erscheinung geformtes Wesen versteht. Es war ein überlegener Geist, der in die zehn Gebote den Satz einfügte: „Du sollst dir kein Bildnis deines Gottes machen," und der gleiche tiefe Sinn ließ in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche die Synoden und die angesehensten Kirchenväter gegen Abbildungen des höchsten Wesens eifern. Vermutlich verkörpert sich zahllosen Menschen die Idee Gottes unter einem Gott-Vater-Bild Michel-

[1]) William Stern, Grundgedanken der personalistischen Philosophie. Philosophische Vorträge der Kant-Gesellschaft Nr. 20. Berlin, Reuther & Reichard, 1918.

Digitized by Google

angelos, wie in analoger Weiſe Homer und Heſiod den Griechen ihre Götter geſchenkt haben.

Solch ein Syſtem von einheitlichen, zielſtrebigen, ſelbſttätigen Ganzheiten kann aus phyſiſchen oder pſychiſchen oder gemiſchten Beſtandteilen zuſammengeſetzt ſein: immer repräſentiert es eine Perſon. In ähnlicher Weiſe wie die Menſchen eine Verbindung von phyſiſchem Subſtrat und pſychiſchen Elementen darſtellen, haben wir in dem hochorganiſierten Gebilde eines Atoms eine Verbindung von poſitiv geladenem Kern, negativ geladenen Elektronen und körperloſen, nicht-wahrnehmbaren Richtkräften, welche das Ganze zuſammenhalten.

*

Bei der Zelle, bei welcher wir vorläufig noch einen Aufbau aus unbelebten Molekül- und Atomgruppen annehmen, bereitet dieſe Vorſtellung der Zuſammenſetzung der Perſon aus Sachen nach mechaniſchen Geſichtspunkten anſcheinend keine Schwierigkeit. Die Zelle iſt eben die zielſtrebige Verknüpfung der Atome, in denen wir nach der herrſchenden Auffaſſung keine ſelbſtzweckliche und ſelbſttätige, ſinnvolle Ganzheit erblicken. Allein weil wir einerſeits wiſſen, daß die Atome kleine Planetenſyſteme darſtellen, und weil uns andererſeits die Lehre vom Stoffwechſel geläufig iſt, ſo ſehen wir leicht ein, daß die Zellperſon weder einfach noch ſtarr iſt. Wir erinnern uns dabei der Definition des Lebens durch Cuvier als un tourbillon rapide.

Schwieriger wird das Verſtehen, wenn wir eine Anzahl von Zellen zu einem Tier oder Menſchen zuſammentreten laſſen. Dieſe bilden in ſich auch Perſonen, aber von höherer Ordnung; auch ſie haben ihre Eigenziele der Selbſterhaltung, Entfaltung, Geſtaltung wie jene. Aber es leuchtet ein, daß die beiderſeitigen Ziele oft genug miteinander zuſammenſtoßen müſſen. Dieſe Schwierigkeit wird dadurch umgangen, daß die Perſon niederer Ordnung die Ziele derjenigen der höheren Ordnung annimmt bzw. von dieſer beeinflußt wird etwa nach Analogie der magnetiſchen und elektriſchen Kraftfelder. Stern nennt das Introzeption. Setzt ſich die höhere Einheit durch, dann reſultiert das harmoniſche Spiel, die Geſundheit, ihre Erhaltung. Tut ſie das nicht, ſo gibt es Störungen: die Krebsgeſchwulſt auf körperlichem Gebiet, die unerſättliche Habgier auf dem pſychiſchen mögen Illuſtrationen hierfür ſein.

In dem Moment, in welchem die Einzelzellen zu einem Tier zuſammentreten, begeben ſie ſich ihrer Selbſtzwecklichkeit und werden damit zu einer Sache in fremdzwecklichem Dienſt. Nichts hindert uns, in analoger Weiſe die Menſchen ihres Perſonencharakters zu entkleiden und ſie als Sachen, Teile einer höheren Einheit (der Familie, einer Kaſte, des Volkes) zu betrachten. Dieſe Gebilde kann man freilich mit unſerem optiſchen Apparat nicht ſehen, wohl aber ſind ihre Wirkungen an der Introzeption zu erkennen. Die Begeiſterung, mit welcher die Blüte unſerer Nation auf den verſchiedenen

Digitized by Google

Schlachtfeldern Europas ihre Gesundheit und ihr Leben geopfert hat, ist wohl der großartigste Beweis des Sieges der Ziele der höheren (Volks-)Einheit über die Selbsterhaltungs- und Entfaltungstriebe und -ziele der niederen. Bis in die Tage der Thermopylen reiht sich Beispiel an Beispiel, und was Stern Introzeption nennt, nannte Schiller in der Vorrede zur Geschichte des Malteserordens „die Willigkeit des Gemütes, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen".

Aber noch höhere Personen im Sinne der Ausgangsdefinition lassen sich denken: die Personen der einzelnen Völker treten zu der einheitlichen Person der Menschheit zusammen, und schließlich erscheint im Fernpunkt unserer Phantasie als Schlußglied dieser Hierarchie die Allperson oder Sterns Weltidee.

Wenn Haeckel vor einem halben Jahrhundert die Relativität des Individualitätsbegriffs erkannte und die zusammengesetzten Organismen als einen Stufenbau von Individuen sehr verschiedener Individualitätsstufen begriff (E. v. Hartmann), so haben wir bei Stern eine großartige Weiterführung dieses Gedankens vor uns. Er ist uns von Leibniz her vertraut, dem die Welt nicht nur zweckmäßig erschien, sondern auch harmonisch, weil jedes Einzelne nicht bloß seiner eigenen Bestimmung, sondern auch der aller anderen angepaßt sei.

Der Aufbau ist logisch. Wie weit der Einzelne ihm folgen will, bleibt ihm überlassen. Immerhin wird jeder soviel erkennen, daß wir keineswegs alle so unbedingt selbstherrliche Geschöpfe sind, sondern in weit höherem Maße Teile höherer Personaleinheiten.

Man kann jedoch den Gedankengang herumdrehen und anstatt von den niederen zu den höheren Personen von diesen zu jenen herabsteigen. Dann leuchtet noch viel mehr ein, wie wir in erster Linie Teile, Sachen darstellen, und daß unsere Selbstzwecklichkeit, Selbsttätigkeit, Zielstrebigkeit nur in begrenztem Rahmen sich bewegt.

Bei dieser Betrachtungsweise wird Sterns Introzeption noch verständlicher. So ganz neu ist dieser Begriff jedoch nicht. Wir brauchen bloß um hundert Jahre zurückzugehen, so finden wir in unserer klassischen Zeit bei Lessing, Herder, Kant, Hegel, Goethe usw. immer wieder die Vorstellung des Hereinragens höherer Einheiten in das menschliche Leben. Kant hörte in seinem kategorischen Imperativ „eine himmlische Stimme", und Hegel suchte im geschichtlichen Leben die vernünftigen Ideen und triebkräftigen Ideale zu enthüllen, in denen eine weltregierende Vernunft ihre Zwecke zu jeder Zeit und in jedem Volk durchsetze, und zwar so, daß jedes relative Ideal allemal wieder als bloßes Mittel zu einem noch höheren Zwecke aufgehoben werde (Pfleiderer).

Goethe betrachtete den Menschen als Werkzeug einer höheren Weltregierung, als würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses, und ganz in unserem Sinne verlangte Fichte, daß der Einzelne sterben wollen müsse, um die Nation zu retten, damit diese lebe und er in ihr lebe, das einzige Leben, das er von jeher gemocht habe.

Digitized by Google

Schleiermacher ſah in Anlehnung an Herder im Gefühl die tiefſte Wurzel alles Seelenlebens, die urſprüngliche Einheit oder Indifferenz des Denkens und Wollens, mithin eine Art von Brücke zum Unendlichen; und wenn nach Schopenhauer die Abſonderung des Individualwillens vom Allwillen ſchon deshalb unmöglich erſcheint, weil der letztere als vielheitsloſes Subjekt des Wollens in jedem individuell eingeſchränkten Subjekt ganz und ungeteilt gegenwärtig iſt, ſo klingt da der gleiche Gedanke durch.

„In den metaphyſiſchen Abgründen unſeres eigenen Weſens ſprudelt der göttliche Quell des kategoriſchen Imperativ“ (Deußen). Aus ihnen erſchallt jene himmliſche Stimme, in welcher der Menſch als Ding an ſich dem Menſchen als Erſcheinung — in dieſer Antitheſe bringt Kant die Gegenüberſtellung von Sterns Perſon und Sache — ſeine Weiſungen erteilt. Die Analogie mit Experimenten in der Hypnoſe liegt auf der Hand. Die Erinnerung an Sokrates-Platos *δαιμόνιον*, *μανία* wird wachgerufen.

Ich möchte übrigens dieſe Berührungspunkte der zielſtrebigen Selbſttätigkeit der höheren Perſonaleinheit mit derjenigen der niederen nicht mit Abgründen vergleichen, ſondern lieber mit dem Himmel, der ſich gleichmäßig über uns allen wölbt, und möchte die tiefſten Quellen unſeres Seins und Handelns in einem Überbewußtſein anſtatt im Unterbewußtſein ſuchen. Aus ſolchem Überbewußtſein differenziert ſich erſt allmählich unſer menſchliches Bewußtſein heraus. Sehr anſchaulich und poetiſch ſchildert M. Müller dieſen Prozeß in den erſten Erinnerungen ſeiner „deutſchen Liebe“: „Ganz zuerſt da wußten wir nicht, wo wir waren und wer wir waren — — da war die ganze Welt unſer und wir gehörten der ganzen Welt.“ Und dem fügt ſich auf der Höhe des Lebens der Satz von Ranke an: „Dann erſt lebt man, wenn man von ſich ſelbſt nichts weiß.“

Damit berührt ſich wiederum Schleiermacher, welchen ein feſter Glaube an ein Ganzes der Menſchheit durchdrang, das in jeder Seele gegenwärtig iſt und das Leben des Einzelnen trägt. Dieſem kommt dabei nur die Aufgabe zu, innerhalb des Ganzen ſeine beſondere Art zu entwickeln. In unſerer Zeit poſtulierte Simmel jenſeits der individuellen Subjektivität und des logiſch-objektiven Denkens als Wurzelboden der Philoſophie eine eigentümliche Schicht typiſcher Geiſtigkeit, welche, in dem Überindividuellen der Seele wurzelnd, in den Individuen zu Worte kommt. Kant, Hegel, Ranke ſuchten die Urſachen der Ereigniſſe in tranſzendenten, von außen herantretenden Ideen. Daß die hier ſkizzierte Betrachtungsweiſe die zielſtrebige Selbſttätigkeit der Perſonen auf immanente, unlöslich mit ihnen verbundene Urſachen bezieht, bedarf wohl kaum langer Erörterung.

*

Dürfen wir auf der einen Seite ſtolz ſein, Anteil an unfaßbar großen Perſonen zu haben, ſo muß uns das auf der anderen Seite mit Beſcheidenheit erfüllen. Denn ſo viel wird jeder einſehen, daß weder der Einzelne noch

Digitized by Google

eine Mehrheit von Personen niederer Ordnung imstande sind, die Zielstrebigkeit der höheren Einheit zu beeinflussen. Die gesamte Arbeiterschaft der Erde vermöchte nicht, unseren Planeten aus seiner Bahn zu bringen; und ähnlich liegen die Dinge bei der historischen Entwicklung. Hier haben wir den letzten Grund für die Beharrung im Wechsel bzw. für die organische Entfaltung, sei es im kleinen Rahmen der Person oder im größeren der Geschichte.

Einflüsse jedweder Art und wie tief sie die zielstrebige Einheit eines Organismus erschüttern, können niemals seine immanente Zielstrebigkeit ändern; sie mögen ihn zur Auflösung, aber nicht aus seiner Richtung bringen. Nach diesen Verhältnissen regeln sich die Grenzen der ärztlichen Kunst. Wie gern möchte man ein schwächliches Nervensystem, eine Diathese verändern, wie gern eine Wunde zu schnellerer Heilung bringen! Aber das sind Teile, Ausstrahlungen einer höheren Einheit, des Gesamtorganismus, und dieser läßt sich nur in kleinem Rahmen beeinflussen. Andererseits kommt uns diese immanente Zielstrebigkeit oft genug zu Hilfe, wenn es gilt, eine ungeheuerliche Erschütterung des Systems oder eine Reihenfolge von großen oder kleinen Schädigungen zu überwinden.

Ebenso verhält es sich im Leben der Völker mit den Revolutionen. Solche Erschütterungen bringen den Volksorganismus aus dem Gleichgewicht, aber immer pendelt er wieder in die alte Bahn zurück, vorausgesetzt, daß der Umsturz nicht zur Auflösung, zum Chaos führte. Geschichtsunkundige und unphilosophische Köpfe, welche ihre eigenen, kleinen Ziele der größeren Einheit, der höheren Person aufzwingen wollen, hat es immer gegeben. Die Leistungen und Wirkungen der Aufklärer des 18. Jahrhunderts sind allbekannt. Aber die Geschichte, die höhere Zielstrebigkeit ging in gleicher Weise über das „Naturrecht" und über die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", wie über die epileptischen Anwandlungen der Revolutionen und andere Weltverbesserungen hinweg. Andererseits hat sie sich aber auch nicht von denjenigen aufhalten lassen, die eine bestimmte Phase über Gebühr lang festhalten oder gar eine vergangene zurückführen wollten.

Die Einheit der Person über die wechselnden, sich ablösenden, vergänglichen Teile, Träger, Sachen hinweg erscheint als Vererbung, Beharrung, Konstanz, organische Entwicklung, oder — nach Adam Müller — als „die erhabene Gemeinschaft einer langen Reihe vergangener, jetzt lebender und künftiger Generationen, die alle in einem großen, innigen Bündnis auf Leben und Tod zusammenhängen". Bei solcher Betrachtung wird der scheinbar paradoxe Satz von Le Bon: „Les morts sont les seuls vrais maîtres des vivants" leicht verständlich.

An der Überwindung der Umstürzler — denen jedoch keineswegs ein, wenn auch negatives, Verdienst abgesprochen werden soll — erkennen wir erst richtig, wie das Gros des Volkes vor dem Winde seiner höheren Einheit treibt.

*

Digitized by Google

Wenn wir den Gedanken festhalten, daß die höhere Personaleinheit für ihre eigene Zielstrebigkeit die niedereren Personen schafft, dann leuchtet sofort ein, daß wir alle zunächst nur dienendes Werkzeug, göttliche Wunderwerke (Plato) dieser Zielstrebigkeit sind. Jeder einzelne hat gewissermaßen seine historische Aufgabe zu erfüllen; manche davon sind größer: dann ragen deren Träger als sogenannte große Männer aus der Gemeinschaft hervor. So war Robert Koch die historische Aufgabe zugefallen, die Mikroorganismen als Krankheitsursachen klarzustellen; dem Grafen Zeppelin, dem verlästerten Gedanken vom lenkbaren Luftschiff zum Siege zu verhelfen; dem Fürsten Bismarck, die deutschen Stämme zu einem einheitlichen Reich zusammenzuschmieden usw. In ähnlicher Weise hatte schon Plato im Menon, Ion, Phaedrus den Lykurg und Solon „und viele andere Männer anderwärts unter Hellenen und Barbaren, welche viele schöne Werke vollbrachten", als mehr oder weniger unbewußt ausführende Organe, Diener einer göttlichen Idee aufgefaßt, und in dem indischen Lehrgedicht „Bhagavad-gîta" heißt es ganz präzis: Nur die irdisch Verblendeten setzen den Grund ihrer Handlungen in sich; der bescheidene Weise hält nie sich für den Täter. — Häufig genug ist zu beobachten, daß mit der Lösung ihrer Aufgabe die Leistungsfähigkeit erlischt, wie manchen Dichtern nur ein einziges Gedicht, nur ein einziges Werk gelingt. Alles, was darüber hinaus in Angriff genommen wird, bleibt im Mittelmäßigen stecken.

Allerdings gibt es Personaleinheiten, in welchen — wie Mommsen sich ausdrückte — höchste Normalität und höchste Individualität verschmelzen. Solche mag Ranke im Auge gehabt haben bei diesem Satze in seiner englischen Geschichte: „Das Größte, was dem Menschen begegnen kann, ist es wohl, in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen. Dann erweitert sich das persönliche Dasein zu einem welthistorischen Moment." Die kombinierten Zielstrebigkeiten der niederen und der höheren Personeneinheiten liefern jedesmal welthistorische Ergebnisse. Allein es ist nicht gesagt, daß die Zeitgenossen solche Größen und Großtaten sofort richtig einschätzen. Sie spenden den Lorbeer nach ihrem Ermessen, d. h. dem, der ihre engen Interessen zu fördern scheint. Weil jene den welthistorischen Maßstab nicht kennen, bleiben gar viele unbeachtet, welche tatsächlich wichtige Entfaltungen der höheren Personaleinheit darstellen. Daß Franz Schubert und Robert Mayer gerade noch der Vergessenheit entrissen wurden, mag als Illustration dienen. Auf dem Friedhof der Geschichte schlummert eine große Zahl erlauchter Geister unbekannt und unbeweint, neben denen manche Größe der Jetzt- und der Vorzeit verblassen müßte.

Indessen, ob mit, ob ohne Ruhm bei den Menschen: wir alle sind nichts anderes als Organe der höheren Einheit bzw. Einheiten, denen wir angehören. Die Geschichte gleicht da einem riesenhaften dramatischen Gedicht, in welchem jede Szene und Person durch den zweckvollen Plan des Ganzen bestimmt ist (Pfleiderer). In diesem Drama hat — wie bereits erörtert — ein jeder

Digitized by Google

seine Aufgabe; nur sind diese Aufgaben verschieden nach Zeiten und Individualitäten. Das Ziel, die Selbsterhaltung und Entfaltung, bleibt das gleiche für alle; nur fällt jedem einzelnen eine andere, besondere Rolle zu. Ja, es kann vorkommen, ist sogar notwendig, daß zwei oder mehr Personen oder Gruppen scheinbar gegeneinander wirken: in der höheren Einheit entpuppt sich das als harmonisches Zusammenspielen. Wie verschieden sind nicht Mann und Weib in ihrer körperlichen und geistigen Konstitution! Und doch bilden sie eine Einheit. Nirgends deutlicher als hier kann man sehen, wie eine höhere Macht die Aufgaben teilte, aber dem Auseinanderfallen das Sehnen nach Vereinigung, die Liebe, ihre stärkste Kraft, entgegensetzte. „Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt das Ich, der dunkele Despot" (Persisch. Dschelaleddin Rumi). Zugleich ist an diesem Beispiel aber auch zu sehen, wie wenig der höheren Einheit an dem sogenannten Glück der Bruchstücke liegt. Hat sie zuerst einmal für ihre eigene Erhaltung gesorgt, dann bleiben die Individuen sich selbst überlassen. Deren persönliches Glücklichsein — insofern es nicht im Dienste des übergeordneten Ganzen gefunden wird: patriae inserviendo consumor (Bismarck) — gehört nicht zu den Zwecken und Zielen der höheren Personaleinheit.

„Die Natur liebt es nicht, alle wünschenswerten Eigenschaften in einem Menschen zu vereinigen. Für die Geschichte ist das Gegeneinanderstreben oder das Zusammenwirken von verschiedenen Standpunkten aus nicht selten förderlich gewesen" (Ranke). So bildeten Luther und Melanchthon, Blücher und Gneisenau, Stein und Hardenberg als Zusammenspieler eine Einheit. Das anschaulichste Beispiel in größtem Maßstab bietet das deutsche Heer im Weltkrieg 1914/18. Von der obersten Leitung bis zum einzelnen Mann waren alle und fühlten sich alle als Glieder der gleichen Idee, des gleichen Zweckes; daher die Unbesieglichkeit einer Welt von Feinden gegenüber.

Auch die Höhepunkte in der Geschichte: die Zeitalter von Perikles, Dürer-Michelangelo, Newton-Leibniz, Goethe, Bismarck erscheinen bei solcher Betrachtung nicht mehr wie ein zufälliges Zusammengewürfeltsein hervorragender Köpfe, sondern wie Spektren eines höheren, überindividuellen Geistes mit verschiedenen Ausstrahlungen oder — wie Luther in der derberen Weise seiner Zeit sich ausdrückte — wie Platzregen des Wortes Gottes.

„Wie die Teile und Glieder eines Baues oder die Figuren eines Gemäldes stehen auch die Situationen und Charaktere eines Dramas in der Wechselwirkung von Spannung und Gegenspannung, des Vor- und Zurücktreibens, der Überschneidung und Verbindung." In diesen, sich gegenseitig tragenden Beziehungen sieht A. Riehl in Anlehnung an Goethe und Herder das Wesentliche des Kunstwerks. Und in der uns umgebenden Natur ist es ebenso.

Allein noch weiter können wir diesen Gedanken führen: Nicht bloß die Zusammenspieler, sondern auch die Gegenspieler gehören zusammen und bilden von einer höheren Warte aus eine Einheit. Welche Gegensätze immer in der

Digitized by Google

Geſchichte aufeinandergeprallt ſind: ob Idealiſten und Materialiſten, Vitaliſten und Mechaniſten, Kaiſerliche und Päpſtliche, Konſervative und Liberale, Monotheiſten und Pantheiſten: bei genauerem Zuſehen erkennen wir, daß ſie alle letzten Endes der gleichen Idee dienen als verſchieden große und verſchieden wertige Teile ihrer Entfaltung. Wir werden uns nicht mehr mit dem Schlachtruf: Hie Welfen, hie Waiblinger! auf Andersdenkende ſtürzen, ſondern jeden verſtehen, weil wir beide begreifen. Die Aufgabe iſt nicht die, in den Streitfragen des Tages dieſem oder jenem recht zu geben, ſondern die höhere Einheit zu finden, der ſie beide angehören, gemäß dem Leibnizſchen Prinzip der Gleichberechtigung aller Standpunkte oder dem Bhagavad-Gîta-Spruch:

„Nur wer, als in Einheit daſtehend der Geſchöpfe geteiltes Sein
Und verbreitet von da, ſchauet, der erhebet zur Gottheit ſich."

Die Energie, mit welcher die einzelnen Individuen und Zeiten ihre Meinungen verfochten haben, hat etwas Dämoniſches, etwas vom *δαιμόνιον* des Sokrates an ſich. Beide ſind blind oder ermangeln wenigſtens jener höchſten geiſtigen Klarheit. Sonſt würden ſie die Berechtigung anderer Standpunkte erkennen. Aber eben dieſe Verblendung, dieſe Täuſchung des Urteils, daß ſie für richtig bzw. für falſch halten, was in Wahrheit rechts und links iſt, bildet das Mittel, mit welchem die höhere Einheit ſie den Zwecken ihrer Selbſtentfaltung dienſtbar macht. Rückſichtslos opfert ſie dieſen das Wohlergehen, die ungeſtörte Entwicklung der niederen Perſonen, ſeien es Individuen, ſeien es Völker; und während die niedere Einheit ihren Untergang betrauert, fügt ſich ihr individueller Beſtandteil willig der höheren Notwendigkeit.

•

Iſt auf der einen Seite der einzelne eine notwendige Sache, ein unentbehrlicher Teil für das größere ſelbſtzweckliche Ganze, ſo iſt andererſeits dieſes bzw. das zielſtrebige, einheitliche Zuſammenwirken mit den anderen Teilen eine Notwendigkeit für den einzelnen. Zahlloſe Unterſuchungen ſind angeſtellt worden über das Zuſtandekommen der Sprache. Durch die Literatur über Sprachſtörungen und Sprachverluſt windet man ſich nur mit Mühe hindurch. Aber dem Korrelat des Sprechens, dem Verſtehen, iſt noch wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt worden. Woher kommt es, daß der andere und der zehnte und der tauſendſte die Sätze ebenſo verſteht, wie ſie gemeint waren? Was für ein Diapſychikum — nach Analogie von Faradays Dielektrikum — hat das ſinnvolle Verſtändnis vermittelt? Die Antwort liegt eben darin, daß wir alle der gleichen größeren Perſonaleinheit angehören und demgemäß von den gleichen Reizen in der gleichen Weiſe bewegt werden, daß es eine ſeeliſche Reſonanz gibt, gleichgültig, wie die Übertragungsform im einzelnen iſt.

Die Sprache iſt alſo eine der Formen, durch welche wir untereinander zu einem höheren Ganzen organiſch verbunden ſind; ſie läßt uns an dieſem ebenſo Anteil nehmen wie geben. Weſſen Verbindungsfäden unterbrochen

Digitized by Google

sind, der fristet als Person niederer Ordnung sein Dasein, ist aber aus dem überindividuellen Zusammenhang herausgelöst und kein lebendiges Glied davon. Der Stumme und der Taube sind Beispiele dafür.

In der gleichen Weise kann sich auch der einzelne seelisch von der größeren Gemeinsamkeit loslösen und seine niedere Zielstrebigkeit über die größere stellen. Damit gehen ihm die Stützen verloren, welche die einzelnen Teile einer höheren Einheit einander gewähren, und wenn dann eine Erschütterung kommt, ist es kein Wunder, wenn er ihr erliegt. Der Eindruck drängt sich auf, daß in der dermaligen Phase allzu viele diese Loslösung vollzogen haben. Ohne Freunde, ja häufig genug ohne seelische Anlehnung an die Lebensgefährtin, stehen sie der Umgebung ebenso fremd gegenüber, wie diese ihnen. Von gegenseitigem Stützen ist da keine Rede. Diese Verhältnisse mögen bei den vielen nervösen Zusammenbrüchen eine bedeutungsvolle Rolle spielen. Sie scheinen um so mehr zuzunehmen, je mehr der Begriff: Freundschaft verblaßt.

Die Emanzipation der Individuen mit ihrer Anarchie der Meinungen und Leidenschaften, wovon wir dermalen Zeugen sind, erinnert an jenes Stadium, welches Fichte „die vollendete Sündhaftigkeit" nannte.

Andererseits hat das Abbrechen der Fäden zu den Ereignissen der nächsten räumlichen und zeitlichen Umwelt auch sein Gutes. Man pflegt das Altern als einen Abstieg, als eine rückläufige Bewegung zu beurteilen; vom Standpunkt der menschlichen Physiologie offenbar mit Recht. Vom Standpunkt einer höheren Personaleinheit kann man aber die Loslösung von den ephemeren Beziehungen begrüßen im Interesse einer ungeteilteren Hingabe an deren übergeordnete Ziele. Das Wegfallen des Hunger- und Liebemotivs macht den Geist freier und erweitert den Horizont. Darin liegt der Grund, weshalb den Leistungen des Alters etwas Abgeklärtes, ein Hauch des Überpersönlichen innewohnt und weshalb seit den ältesten Zeiten dem Alter instinktiv eine besondere Verehrung gezollt worden ist. Erst mit dem Verkennen dieser Zusammenhänge, mit dem einseitigen Bewerten der flüchtigen Gegenwart, mit der abstrusen Idee der Gleichheit aller (leider nur der gerade Lebenden einschließlich allerlei Geisteskranker und Verbrecher) hat das Alter an Wertschätzung verloren.

Aber nicht bloß unter sich oder mit ihrem Volk gehören die Lebewesen zusammen, sondern mit der gesamten Umgebung. Erst neuerdings ist zur Erkenntnis gekommen, wie die Tier- und Pflanzenwelt gegenseitig voneinander abhängig, aufeinander eingestellt ist. Nimmt man die Einzelwesen heraus, so verkommen sie oder verlieren gerade ihre tüchtigsten Eigenschaften. Die Tiere in der Gefangenschaft bieten genug Beispiele dafür. Ist erst einmal der Blick dafür geschärft, so ergeben sich die überraschendsten Zusammenhänge. Ihnen nachspürend, gelangt man ebenso zu einer anderen Naturgeschichte, wie die Weltgeschichte im strengen Sinne etwas anderes ist, als das Neben- und Nacheinander der Geschichte der einzelnen Völker. Und vollends die Biographien einzelner Individuen stellen demgegenüber nur kleine Mosaiksteinchen dar.

Digitized by Google

Erweitern wir den Blick über unſeren Planeten hinaus, ſo treffen wir auch da mit größerer oder geringerer Erkenntnis auf gegenſeitige Abhängigkeiten, Bedingtheiten der Weltkörper. Sie bilden immer höhere geſchloſſene Einheiten, die alle zuſammen jeweils noch höhere bilden. Die Stufenleiter des Ahnens führt uns ſchließlich zu jenem All-Einen, das — ſeit es denkende Menſchen gibt — das Ziel des Suchens ihrer Religionen und ihrer Philoſophien geweſen iſt. Bleibt auch der einzelne bei der Unzulänglichkeit ſeiner Mittel ewig von der vollen Erkenntnis entfernt, ſo ſieht er doch wenigſtens einen Weg zur letzten Einheit vor ſich, und dieſe entſchwebt nicht mehr unfaßbar in nebelhafte Regionen, mit denen keinerlei Verbindung beſteht.

*

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß jemals in einer Perſon oder Sache — auf welcher Stufe der Hierarchie ſie auch ſtehen mögen — Ruhe herrſche. Zwar die Einheit des Syſtems bleibt durch die gleichbleibende Zielſtrebigkeit, Rankes göttliche Ordnung der Dinge, immer gewahrt. Allein die konſtituierenden Elemente wechſeln dauernd; drum wechſelt auch das innere Gefüge der Perſon. So kennen wir von einer Anzahl der Zellen unſeres Körpers die Lebensdauer. Daß im Laufe des individuellen Lebens die einzelnen Organe, Funktionen, pſychiſchen Fähigkeiten nacheinander einen gewiſſen Vorrang haben, iſt den Anatomen, Phyſiologen und Pädagogen wohl bekannt. Nichts iſt deshalb einleuchtender als die Verſchiedenheit der Lebensäußerungen zu verſchiedenen Zeiten.

Ebenſo iſt es in der Geſchichte. Wir ſehen — wie Ranke von Papſt Paul III. und Wallenſtein ſchreibt — Männer von Talent und Geiſt, durchdringender Klugheit, an den höchſten Stellen auftreten. Aber wie unbedeutend erſcheint auch ein mächtiger Sterblicher der Weltgeſchichte gegenüber dem allgemeinen Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt! Sie treten auf beinahe als der Ausdruck einer, auch außer ihnen vorhandenen allgemeinen Tendenz und gehören doch auch wieder einer moraliſchen Weltordnung, einer hinter den Erſcheinungen tätigen Lebensquelle an.

Und wie die großen Führer, ſo ſehen wir in noch höheren Maßſtäben einzelne Nationen in dem großen Drama der Weltgeſchichte kommen und gehen, ohne daß wir Heutige den inneren Zuſammenhang und das Ziel des Dramas zu erfaſſen imſtande ſind.

Alſo Bewegung überall! Iſt erſt einmal das komplizierte Getriebe in Bewegung geſetzt, ſo löſt jede Änderung neue Änderungen im ganzen Syſtem aus. In der Phyſiologie iſt der Begriff der Reaktion geläufig als die Auslöſung von Aktionen auf einen Reiz. Auch Stern führt ihn in ſeiner Studie ein. Man operiert dabei mit zwei getrennten Dingen: mit dem Reiz und mit dem Reagenten, d. h. mit einem Syſtem reizbarer Potentialitäten. Indeſſen, es iſt vielleicht gar nicht nötig, den Reagenten und die Umwelt mit ihren Reizen als verſchiedene Exiſtenzen einander gegenüberzuſtellen. Von

Digitized by Google

einer höheren Warte aus betrachtet gehören sie zusammen. Der Reagent ist — wie E. Mach sich selbst aufgefaßt hat — nur die vorübergehende Verknotung eines unabsehbar weit zurückreichenden Lebens- und Denkzusammenhanges, steht also durch die räumliche und zeitliche Umwelt hindurch mit Vor- und Nachwelt in Beziehung, bildet einen Teil von beiden. „Auch das größte individuelle Leben ist doch nur ein Moment in der Verflechtung des allgemeinen Lebens." (Ranke.) Wir können diese Verknotung natürlich nach Belieben trennen und einzelne Teile daraus machen. Aber wir müssen uns bewußt bleiben, daß solch eine Trennung nur eine Gedankenmanipulation ist, daß sie in Wahrheit aber nicht existiert, daß vielmehr alles im engsten Zusammenhang in sich steht, auch wenn wir diesen nicht erkennen. Von solchem Standpunkt aus ist die bittere Kritik erklärlich, welche Goethe an Newton übte.

Innerhalb der von uns abgeteilten Trennungsstücke erscheinen jene Potentialitäten als ein System von Bedingungen, welche sich dauernd verschieben, um sich dauernd im Gleichgewicht zu halten.

Verändert sich eine der Bedingungen schnell, so muß auch die Neueinstellung schnell erfolgen. Wir haben dann das, was man gewöhnlich eine Reaktion nennt, den Lidschluß bei grellem Licht, die Abwehrbewegung bei Schmerzreizen. Das erinnert an die Funkenentladung der Elektrizität.

Für gewöhnlich sind es sogenannte äußere Reize, welche die Reaktion auslösen. Allein die Reize können auch im System selbst liegen: wir wachen des Morgens von selbst, ohne Weckeruhr, auf, wenn der Neuaufbau des Nervensystems vollendet ist, und wir machen Bewegungen mit den Muskeln, welche bei längerer Ruhelage ein Zuviel an motorischer Kraft aufgespeichert hatten. Indessen, die Reaktionsvorgänge können tief unter der Schwelle unseres Bemerkens liegen. Dann haben wir das, was in der Elektrizität die unmerklichen Entladungen sind, Vorgänge, welche an sich im verborgenen bleiben und uns nur etwa in Stimmungen, Trieben zum Bewußtsein kommen.

Die Vermehrung eines Volkes über die Grenze der Ertragsfähigkeit des Bodens hinaus hat schon manche Wanderung veranlaßt, und die Entwicklung der katholischen Kirche drängte — auch ohne Luther — von innen heraus zu Reformen. Der Niedergang ganzer Völker ist deshalb mit äußeren Mitteln nicht aufzuhalten, weil die Ursachen im Inneren liegen.

Allein im allgemeinen sind es — wie gesagt — Veränderungen in den sogenannten äußeren Komponenten des Systems, welche Reaktionen zeitigen. Zumeist erfolgt der Ausgleich rasch. Dann setzt die Geschichte ihren früheren Lauf wieder fort. Die Veränderungen in den äußeren Bedingungen können aber auch nachhaltig auf den Reagenten wirken. Wohl jedem ist in seinem Leben eine Persönlichkeit begegnet, welche ihn für immer beeinflußt hat. Dahin gehört auch alles, was man unter dem Begriff Offenbarung zusammenzufassen pflegt.

Digitized by Google

In größeren Verhältnissen war besonders die Entdeckung Amerikas von nachhaltigster Wirkung. Sie verschob mit einem Schlag die Stellung Europas in jeglicher Hinsicht; es scheint fast, als ob die dadurch bedingte Erschütterung bis heute noch nicht zu Ruhe gekommen sei.

Aber — und dies muß scharf betont werden — die Reaktionen fallen verschieden aus, je nach der momentanen Konfiguration des Systems. Ein kaltes Bad bei Fiebernden wirkt morgens anders als abends; ein Trunk Quellwasser schmeckt bei heißer Jahreszeit anders als bei kühler; ein Wortwechsel, welcher des Abends die heftigsten Formen angenommen hatte, erscheint am anderen Morgen kaum der Rede wert.

Luther brachte mit seinem Auftreten die ganze damalige Welt in Bewegung. Hundert Jahre früher hatte sich keine Hand gerührt, Huß und Wiclifs Gebeine dem Scheiterhaufen zu entreißen.

Dampfboot und Telegraph, ohne welche wir Heutige uns das Leben gar nicht vorstellen können, wurden sogar von einem Manne wie Napoleon I. abgelehnt. Die erste Entdeckung Amerikas — fünfhundert Jahre vor Kolumbus — hat gar keinen Eindruck auf die europäische Welt gemacht.

*

Ebenso wie wir von den uns geläufigen Personen: Mensch und Zelle zu der höheren Personaleinheit: Nation weitergeschritten sind, ebenso können wir nach der andern Seite von der Zelle zu den einzelnen, sie zusammensetzenden Molekül- und Atomgruppe weitergehen und auch in diesen: Personen der Sternschen Definition erkennen. Auch diese Gebilde funktionieren ja in der Richtung auf Ziele, welche ihnen als Ganzem innewohnen; auch sie sind auf Erhaltung im Wechsel, Entfaltung, Gestaltung eingestellt.

Die neuere Chemie sieht in den Atomen Miniaturplanetensysteme. Von ihnen aus können wir den Personbegriff auch auf die — für unsere Sinne unvergleichlich viel größeren — Sonnen- und Weltsysteme übertragen: auch sie weisen die angeführten Kriterien der Person auf. So sah schon Plato in der Sonne, den Sternen und dem Weltgebäude bestimmte göttliche Wesen, ζῶα, in deren nähere Beschaffenheit uns Menschen freilich keine Einsicht vergönnt sei. Gleichgültig, welche Vorgänge sich in dem kleinen Planetensystem eines Atoms und in dem großen von Weltkörpern und Sonnensystemen abspielen; immer haben sie die gleiche Ursache und das gleiche Ziel: die Selbsterhaltung. Wir sehen also das, was Aristoteles Entelechie nannte, die causa finalis, wieder aufleben; wir erkennen oder ahnen wenigstens mit Kant, daß im Gesamtgeschehen eine Finalität, ein Zweck, ein τέλος existiert, welchem die einzelnen Teile dienen. Der Unterschied von der vulgären, mit Recht abzulehnenden Teleologie beruht darin, daß bei dieser jedem einzelnen Vorgang ein äußerer Zweck untergeschoben wird, während bei unserer Auffassung der Zweck im Innern, in der Selbsterhaltung liegt. Freilich sind wir oft genug nicht in der Lage, mit unserem Verstand das Zweckmäßige im

Digitized by Google

Ineinandergreifen der Vorgänge lückenlos zu übersehen und restlos zu begreifen. Bescheidenheit ist von jeher eine Eigenschaft großer Forscher gewesen als Beweis, daß ihr Blick durch die oberflächliche Erscheinung der Dinge hindurchstrebte, daß sie die landläufigen Meinungen, Platos δόξα, von der absoluten, denknotwendigen Erkenntnis, ἐπιστήμη, zu unterscheiden wußten.

Es ist klar, daß die jeweiligen Fähigkeiten und körperlichen und geistigen Hilfsmittel nur auf den nächsten Zweck, die Erhaltung der jeweiligen Person zugeschnitten sind und nicht auf die Erhaltung einer anderen, höheren oder niedereren Einheit oder auf Erreichung außermenschlicher Zwecke. Wenigstens kommen deren Ziele nur mittelbar zum Ausdruck. Ebenso wie Hand und Fuß, Auge und Ohr sind auch unsere Begriffe von Raum, Zeit, Kausalität, Bewußtsein usw. nur auf unsere Personalzwecke und -bedürfnisse eingestellt. Wechseln deren Bedeutungen schon unter den einzelnen Menschen je nach ihren verschiedenen Konstitutionen, so verlieren sie bei anderen Personensystemen vollkommen jeden Wert, noch viel mehr als z. B. die Zeitvorstellungen einer Eintagsfliege für den sogenannten homo sapiens. Und wie sich beim Zerfall der Person Hand und Fuß, Auge und Ohr auflösen, ebenso geschieht das mit allen anderen Hilfsmitteln, welche für die Zeit unserer Existenz entwickelt, entfaltet worden sind; auch mit dem Bewußtsein. Nach Stern unterscheidet dieses das Ich von der Umgebung und zwar um so schärfer, je mehr die engeren Selbstzwecke der menschlichen Person und die Fremdzwecke der höheren Personeinheit in Konflikt geraten. Wo beide zusammenfallen, ist keine Sonderung vonnöten. Die religiösen Literaturen sind voll von dem Glück des Aufgehens der niederen Menschenperson in der höheren Gottallperson; und wie die Hingabe an höhere Zwecke, an höhere Personeinheiten die einzelnen über die Widrigkeiten des individuellen Daseins hinwegträgt und ihnen ihre Lage gar nicht zum Bewußtsein kommen läßt, das lehrt die Geschichte zur Genüge.

Wenn nun auch mit dem Tode der Person ihr Selbstzweck und die diesem angepaßten Einrichtungen sich auflösen, so lebt sie doch in der höheren Personaleinheit, welcher sie als Sache angehörte, weiter. Es gibt somit für jede Persönlichkeit so viele Unsterblichkeiten, als es höhere Lebenspersonaleinheiten gibt, deren Ziele sie sich durch Introzeption aneignet und in deren Leben ihr Sein und Tun eingeht (Stern) oder nach der hier vorgeschlagenen Auffassung: von welchen sie Ausstrahlungen, Werkzeuge darstellt. Aber diese Unsterblichkeit setzt nicht erst mit dem Erlöschen des individuellen Lebens ein, sondern begleitet die Person von Anbeginn an, da sie ja dauernd größerer oder kleinerer Teil höherer Einheiten ist. Und weil schließlich jede Einheit ein Teil der hierarchischen Spitze, der Allperson ist, so müssen logischerweise alle Teilstücke Anteil an der Unsterblichkeit haben. Solcher Erkenntnis begegnen wir bereits am Anfang der Philosophie, in der Brihadâranyaka-Upanishad, wo der weise Yajñavalkya spricht: „Nach dem Tode ist kein Bewußtsein, so sage ich ... denn wo eine Zweiheit gleichsam ist, da sieht

Digitized by Google

einer den anderen, hört einer den anderen, erkennt einer den anderen. Wo aber einem alles zum eigenen Selbst geworden ist, wie sollte er da irgendwen sehen, irgendwen hören, irgendwen erkennen, wie sollte er wohl den Erkenner erkennen? Wie ein Salzblock, im Wasser aufgelöst, dieses in allen seinen Teilen salzig macht, so durchdringt jenes große, uferlose, nur aus Erkenntnis bestehende Wesen das ganze Universum. Es erhebt sich aus diesen Kreaturen und geht wieder mit ihnen zugrunde" (Deußen).

Bei solcher Betrachtung wird die einzelne menschliche Persönlichkeit und das Volk, denen all unser Mühen und Sorgen gilt, aus ihrer zentralen Stellung herausgehoben und nicht, wie im zoologischen System, als Meisterstück, als Krone der Schöpfung bewertet, sondern als eine Form der Entfaltung der Allperson. Schon einmal, in der Stoa, ist die Anschauung entwickelt worden, daß das ganze Weltall einen einzigen, einheitlich-vernünftigen Lebenszusammenhang, ein *πολιτικὸν σύστημα*, bilde, worin jeder einzelne ein notwendiges Glied ist (*μέρος*), und daß alle besonderen Dinge die aus dem Ganzen bestimmten Gestaltungen einer, in ewiger Tätigkeit befindlichen göttlichen Urkraft seien (Windelband).

Gegenüber den analytischen Bestrebungen, welche in immer feineren Differenzierungen maulwurfsartig sich zu verlieren drohen oder nach Art der Maler des Quattrocento sich in Einzelheiten nicht genug tun können, ist es an der Zeit, wieder zusammenfassend zu denken. Wir haben uns mit unserem Verstand allenthalben Schranken errichtet und bewegen uns in diesem Labyrinth wie Gefangene, ohne es zu wissen oder auch nur zu ahnen. Wir wähnen, daß in unserem Bewußtsein das Universum sich ungetrübt spiegele, und übersehen die vielen brechenden Medien, welche dazwischen gelagert sind.

Mit unserem menschlich-endlichen, nur auf irdische Bedürfnisse eingestellten Verstand werden wir weder die Analyse noch die Synthese je zu Ende führen. Wir haben das unendlich dunkle Bewußtsein der Weltharmonie aufgegeben, ohne das unendlich klare Bewußtsein davon zu erreichen (Leibniz).

Indessen, diese Einsicht darf uns nicht lähmen. Mit Buddhas resigniertem: „Danach zu fragen hat der Meister verboten", kommen wir nicht weiter. Vielleicht behält Griesinger recht mit seinem Satze: Wir Menschen könnten das All gar nicht begreifen, selbst wenn Gott einen Engel mit der Erklärung herabschickte; vielleicht, ja wahrscheinlich geht das als *μεῖζον ἢ κατ' ἡμᾶς* (Plato) über unsere Kraft. Allein die Aufgabe bleibt bestehen, die Bedeutung der einzelnen Erscheinungen im Ablauf der Dinge wissend oder ahnend zu ergründen. Denn immer erstrebt und nie gelöst ist sie es in Wahrheit, die uns mit dem Unendlichen verbindet.

Digitized by Google

Das Schlagwort vom Staatsbankrott

Kein Todeskandidat will etwas vom Tode hören. Diese psychologische Feststellung kann jeder machen. Um so merkwürdiger ist es, daß in dem Todeskampf, in dem sich unsere ganze Finanzwirtschaft befindet, das Wort vom Staatsbankrott, das doch für den Fiskus etwas ähnliches wie der Tod bedeutet, von jedermann im Munde geführt wird. Es liegt darin etwas wie Selbstgeißelung, wie Sadismus. Mit einem gewissen Schauer wünscht jeder, namentlich aber wünschen Angehörige der einfachen Volksklassen etwas Sachliches vom Staatsbankrott zu hören. Das ist nun an und für sich begreiflich und wünschenswert. Denn selten ist ein Wort derartig zum Schlagwort mißbraucht worden wie dieses. Wenn zwei sich über die trostlosen Verhältnisse bei uns unterhalten, so schließt die gewöhnlich recht fruchtlose Unterhaltung mit dem Ergebnis, daß wir demnächst einen Staatsbankrott machen müssen. Das ist dann so etwas ähnliches wie die Götterdämmerung. Niemand weiß recht, was da geschieht und was danach kommt. Man stellt sich höchstens ganz vage ein allgemeines Chaos vor. Und wenn jemand besonders scharf denken kann, so stellt er sich vor, daß die Noten keinen Wert mehr haben und auf die Kriegsanleihen keine Zinsen mehr bezahlt werden. In Wahrheit ist das mit dem Staatsbankrott doch ganz anders. Das braucht an und für sich weder etwas Gewaltsames, alles Vernichtendes und Zerstörendes, noch aber etwas plötzlich und unvermittelt Kommendes zu sein. Ja, noch mehr, es wird ernsthafte Leute geben, die auf dem Standpunkt stehen, daß Deutschland längst im Staatsbankrott sich befindet. Denn der Staatsbankrott ist ein so weitgehender Begriff, er kann so harmlos sein, daß er für alle jene sadistisch Veranlagten fast des Interesses entbehrt. Und weiter kann man ohne allzu große Übertreibung sagen, daß der Staatsbankrott im Leben der Staaten fast zur Regel geworden ist, daß es, wenn man nur ein wenig historisch die Dinge betrachtet, nur ganz wenige Länder gibt, die nicht zum mindesten einmal, in der Regel aber erheblich öfter so etwas wie einen Staatsbankrott gemacht haben. Darunter ist das solide Altpreußen ebensowohl wie Frankreich zu rubrizieren, ganz zu schweigen von Ländern wie Österreich, Spanien usw., die sich sehr oft diesen Luxus geleistet haben. Wie definieren wir den Staatsbankrott? Er ist die zeitweise oder dauernde Einstellung oder Verkürzung der den Gläubigern gegenüber eingegangenen Verpflichtungen auf Zins- oder Kapitalzahlung. Sieht man sich diese Definierung näher an, so ahnt man gleich die zahllosen Variationen. Tatsächlich beginnt der Staatsbankrott, wenn man von seinen verschiedenen Stufen und Möglichkeiten spricht, mit der Verkürzung des Zinssatzes. Wer dächte da nicht an den Umstand, daß das Deutsche Reich seit geraumer Zeit auf seine Reichsanleihen nur mehr $4^1/_2$ statt 5 Prozent Zinsen auszahlt? Freilich werden Formalisten mit einem gewissen Recht hier die Vorbedingungen eines Staatsbankrotts entschieden abstreiten, denn jener zehnprozentige Abzug erfolgt ja auf jegliche Art von Kapitalertrag. Immerhin ist der bei weitem größte Posten, der alles andere in den Schatten stellt, der Ertrag aus fundierten und unfundierten Staatspapieren. Allein aus diesem Teil der Kapitalertragsteuer muß heute über eine Milliarde dem Fiskus zufließen. Schon erheblicher wird der Grad des Staatsbankrotts, wenn die Zinszahlung zeitweise überhaupt unterbleibt und statt der baren Auszahlung Gutscheine oder Scrips, wie der Fachausdruck lautet, entrichtet werden. Namentlich die südafrikanischen Staaten lieben diese Art. Es werden gewissermaßen statt Zinsen neue Anleihen ausgegeben, auf die im Falle einer Kräftigung des Staates ebenfalls Zinsen bezahlt werden. Man nennt diese Art von Obligationen Funding Loans. Eine weitere Form des Staatsbankrotts besteht darin, fällige Kapitalien nicht zurückzuzahlen, sondern sich in irgendwelcher Weise stunden zu lassen. Alles das sind verhältnismäßig harmlose Formen des Staatsbankrotts. Erheblich radikaler wird die Sache, wenn man sich ent-

Digitized by Google

schließt, gleichzeitig Zins und Kapital erheblich zu reduzieren, oder gar — und das ist die alleräußerste Form — Zins- und Kapitalverpflichtungen für alle Zukunft nicht mehr einzulösen. Damit sind wir auf die im bolschewistischen Rußland beliebte Art gekommen, eine Form, die namentlich im Anfang der Revolution auch in Deutschland eine große Rolle in der spartakistischen Bewegung gespielt hat und die einem Teil unserer Arbeiter recht eingeleuchtet hat, allerdings nur solange als man ihnen nicht die Gefahr für ihr eigenes Sparkassenbuch vor Augen geführt hat. Aber auch über diesen Appell an den Egoismus hinaus leuchtete jedem Arbeiter schnell ein, daß eine Kanzellierung der Staatspapiere das ganze Banksystem und dadurch auch die ganze Industrie und damit die Brotgeber lahmlegen mußte. Und so hört man denn heute, obwohl die Lage inzwischen viel verzweifelter geworden ist, erheblich weniger von dieser Forderung — und das ist ja das Schlimme an unserer Lage, daß Deutschland weniger als andere Staaten mit übler Finanzlage sich den Luxus eines Staatsbankrotts leisten kann, weil die Gläubiger zum großen Teil im eigenen Lande sitzen. Der Sinn und Zweck eines Staatsbankrotts wird ja eigentlich erst erreicht, wenn man gegenüber Ausländern Ersparnisse auf diesem Wege erzielen kann, denn der Inländer kann ja zum mindesten theoretisch in dem Maße, in dem man ihm Zinsen ausbezahlt, steuerlich erfaßt werden. Leider zeigt die Praxis der letzten zwei Jahre, daß diese Steuereinhebungen in Wahrheit unvergleichlich schwieriger sind, als man geahnt hatte.

Wie wird nun der Staatsbankrott erreicht und sich vollziehen? Denn daß wir so nicht weiterwursteln können, ist klar. Man könnte sich ja fast schon den Tag ausrechnen, an dem Papier so teuer wird, daß seine Bedruckung für Geldzwecke sich nicht mehr rentiert. Und irgendwie muß doch wohl ein Ende kommen. Vielleicht beginnt es bei den Städten, deren Steuerrechte ja stark eingeschränkt sind, deren Ausgaben aber um so lustiger steigen. Nun, das Reich wird vermutlich die verschiedensten Formen des Staatsbankrotts versuchen. Man wird vielleicht in der Zinsreduktion weiterfahren und statt $4^1/_2$ nur mehr 4 oder gar $3^1/_2$ Prozent auf die Kriegsanleihe auszahlen, man wird vielleicht die Verpflichtungen in der Weise zusammenlegen, daß man eine Devalvation vornimmt, das heißt also Banknoten, aber auch die anderen Verpflichtungen abstempelt und zusammenlegt. Man wird sich überlegen müssen, ob die Zwangsanleihe, von der jetzt so viel gesprochen wird, zu einer wirklich radikalen Zwangsanleihe wird, das heißt nicht etwa so, wie man anscheinend jetzt plant, ein Darlehen des Reiches mit einer guten Verzinsung, sondern mit einer sehr geringen, kurzum, es wird eine mannigfache Form von zwangsweisen Eingriffen in das ganze Finanzgebaren versucht werden. Das aber sind nur äußere Merkmale. In der Hauptsache handelt es sich doch wohl darum, nicht den Staatsbankrott zu erklären oder zu vermeiden, sondern den Wirtschaftsbankrott, in den wir ebenfalls längst geraten sind, auf eine anständige Weise zu akkordieren. Und da gibt es nur drei Wege, die zum Ende führen: Sparen, mehr produzieren und auswandern. Das beste, was der Staatsbankrott bringen kann, ist eine Entleerung der überfüllten Amtsstuben und Werkstätten in Reich, Staat und Kommune. Hier stecken die Elemente, die überflüssig sind, die so recht eigentlich den Staatsbankrott mit herbeigeführt haben. Diese Leute aber werden nur zum geringsten Teil Unterkunft finden in den wirklich produktiven Stätten unseres deutschen Vaterlandes, sondern sie oder eine ihrer Zahl entsprechende Menge der Menschen muß auswandern, denn wir haben auf diesem engen und armen Stückchen Erde zu viele Menschen. Freilich die Frage, wohin mit diesen Leuten, ist äußerst schwierig. Aber dieses Problem ist keineswegs so unlösbar, wie man gerne behauptet.

E. K.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Rußland und Europa. Eine Untersuchung über die kulturellen und politischen Beziehungen der slawischen zur germanisch-romanischen Welt. Von N. J. Danilewsky. Uebersetzt von K. Nötzel. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, die wichtigsten Teile von Danilewskys berühmtem Buche, der zuerst 1867 erschienenen sogenannten Bibel des Panslawismus, durch neue Uebersetzung weiteren Kreisen bekannt zu machen. Auf der Grundlage breitester Allgemeinbildung, unter Heranziehung zahlreicher Analogien aus der Naturwissenschaft führt Danilewsky den Beweis, daß Rußland und Europa getrennte Welten sind und daß die Auseinandersetzung zwischen ihnen im Kampf erfolgen muß. Den ungeheuren Erfolg, den Spenglers „Untergang des Abendlandes" gefunden hat, weist darauf hin, daß auch für Danilewskys Gedankengänge ein höchst aufnahmefähiger Boden vorhanden ist, denn die Aehnlichkeiten zwischen beiden sind ganz unverkennbar.

Danilewskys These ist, daß in dem slawischen Kulturtypus die Ueberwindung der bisherigen immer nur einseitig ausgebildeten Kulturtypen gegeben ist; in ihm findet sich die Synthese aller Seiten der Kulturtätigkeit. Aber höchste Entfaltung der Zivilisation setzt niemals ein und ist nie von Dauer ohne politische Selbständigkeit. Rußland muß sich also politisch freimachen von Europa, und es kann das nur, wenn ihm nicht allein seine eigenen, sondern die Kräfte des gesamten Slawentums zur Verfügung stehen. Der allslawische Bund unter russischer Hegemonie wird die Verwirklichung des neuen Kulturideals sein. Ueber die orientalische Frage wird es zum Kampf zwischen Europa und dem Slawentum kommen, und dabei wird sich entscheiden, ob dieser höchste Kulturtypus der Weltgeschichte zur vollen Entfaltung gelangen oder ob das Slawentum nur zur nebensächlichen Bedeutung eines Vasallenstammes verurteilt wird. Heute wo zweifellos die weltgeschichtliche Entwicklung durch die neuen Ideen aus dem Osten neue Impulse, wenn auch in ganz anderer Richtung als Danilewsky meinte, gewonnen hat, ist es von höchstem Interesse, sich mit seinen Gedanken auseinanderzusetzen. W. W.

Die Georgine. Roman von Helene Raff. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.

Der neue Roman der Münchner Dichterin ist nach demselben Gedicht Hermann v. Gilms betitelt, durch das einst Marie von Ebner-Eschenbach zu einer zarten Novelle angeregt wurde. „Ob früh, ob spät, es ist dasselbe Entzücken — und derselbe Schmerz": Entzücken und Schmerz der frühen, einer ersten Liebe in der Ebnerschen Novelle; der späten, letzten Liebe in dem Roman. Wir sehen die leidenschaftliche Neigung einer berühmten Sängerin, einer reifen, mütterlichen Frau, zu einem jungen Mann von starker dichterischer Begabung in schmerzlicher, fast den Kern des Lebens treffender Enttäuschung und Entsagung enden — an sich kein neues Thema, aber mit mancherlei neuen Motiven und Zügen, mit psychologischer Feinheit und schönem künstlerischem Takt durchgeführt. Nicht der Unterschied der Jahre allein, auch der Gegensatz der „Milieus", der berechtigte Egoismus des in dem jungen Mann nach freier Betätigung drängenden Dichterberufs lassen das schon fast gesichert erscheinende Glück der Sängerin im letzten Augenblick scheitern; aber gereift und verklärt geht der Charakter der Frau aus dieser schweren Krise hervor, und die schmerzlichen Dissonanzen werden in einen reinen, versöhnenden Akkord aufgelöst, der in der Seele des empfänglichen Lesers nicht so rasch verklingt. — ss —

Die Reformation in ihrer Wirkung auf das Leben. Von Albert Hauck. Teubner, Leipzig, 113 Seiten.

Die Volkshochschulen haben die erfreuliche Nebenerscheinung gezeitigt, daß sonst allzu „wissenschaftlich", das heißt für die Allgemeinheit unverständlich behandelte Stoffe weiteren Kreisen zugänglich geworden sind. Hier werden sechs solcher Volkshochschulvorträge dargeboten: Die Reformation und die Frömmigkeit; Die sittlichen Anschauungen; Die Kirche; Der Staat; Der Gottesdienst und das Kulturleben. Klar und flüssig ist die Sprache, und Fachausdrücke und Fremdwörter sind möglichst ganz vermieden. „Niemals hat das deutsche Volk so ausschließlich in der Gegenwart gelebt wie heutigen Tages." Wir sind in der Gefahr, geschichtslos zu werden. Aber wir würden verarmen, wenn wir die Höhenpunkte unserer Geschichte vergäßen und gerade der inneren, gewaltigen Geschichte, die in der Zeit äußerlichen Zerfalls Deutschland damals hoch unter den Völkern erhob. „Luther hatte in seltenem Maße das Gefühl für die Wirklichkeit, das Auge für das Tatsächliche im Leben." Das hat ihm auch solche Einwirkung auf alle Gebiete des Kulturlebens ermöglicht. Und er hat nicht nur „protestiert und negiert". „Luther

Digitized by Google

war deshalb groß, weil er stets neben das Nein ein Ja zu stellen wußte." Das wird für die verschiedenen oben genannten Gebiete ausgeführt in großzügigen Ueberblicken, aber auch in Einzelfragen hinein.
Lic. Dr. Werdermann.

Rußland. II: Geschichte, Staat, Kultur. Von Arthur Luther. („Aus Natur und Geisteswelt", Bd. 563.) Leipzig, B. G. Teubner.

Zu dem Wallrothschen Bändchen über Land, Volk und Wirtschaft Rußlands in der Teubnerschen Sammlung ist diese fleißige und kenntnisreiche Arbeit eine willkommene Ergänzung. Ein gewaltiger Stoff (Geschichte, Staatseinrichtungen, Auswärtige Politik, Sprache, Volkskunde, Religion, Wissenschaft, Literatur, Musik, Theater usf.) mußte auf engem Raum zusammengedrängt werden, aber dank der schlichten und klaren Darstellungsweise Luthers ist dies ganz vorzüglich gelungen.
Z.

Bismarck im eigenen Urteil. Psychologische Studien von Karl Groos. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Geh. M. 12.—, geb. M. 20.—.

Kurz nach den „Bismarck-Erinnerungen" des Herrn v. Lucius erschienen, bildet dies Buch eine nicht minder wertvolle, dabei aber völlig andersartige Bereicherung der Literatur über Bismarck. Dort ein Bild des Kanzlers, aus lauter Einzelzügen, wie ein Verehrer und Arbeitsgenosse sie beobachtet hat, in der chronologischen Reihenfolge des Erlebens zu einer durchaus überzeugend und naturwahr wirkenden Einheit zusammengesetzt, hier eine psychologische Synthese, gewonnen ebenfalls aus unzähligen Einzelzügen, vor allem aus Äußerungen Bismarcks über sich selbst, aber auch aus Berichten andrer, und aus dem methodisch wissenschaftlichen Denken des Psychologen von Fach. Es ist ein besonderer Vorzug der Betrachtung und Darstellung, daß sie induktiv, nicht deduktiv verfährt; daß sie nicht zunächst eine Idealfigur „des" Staatsmannes, „des" großen Menschen aufstellt und diese Idealfigur dann mit den Mosaiksteinchen der einzelnen Äußerungen farbig auszufüllen sucht, sondern daß sie uns, fast überwiegend mit Bismarcks eignen Worten, seine Eigenschaften und Anschauungen in ihrer oft scheinbar, oft tatsächlich sich widersprechenden Vielfältigkeit und -farbigkeit vor Augen führt, um dann die äußeren Widersprüche und die tieferen Antinomien zur gewaltig einheitlichen, strahlend lebensvollen Persönlichkeit zusammenwachsen, in dieser „Entelechie" aufgehen zu lassen. Mit erstaunlicher Hingabe und Energie hat Groos sich in die wahrhaftig schon recht umfangreiche Bismarck-Literatur eingearbeitet, mit dem Scharfblick des Gelehrten und mit künstlerischer Freude die Worte gesammelt, in denen Bismarck, bewußt und unbewußt, sich selbst charakterisiert hat. Zu ihrer vollen Größe und Daseinsfülle aufgerichtet steht zuletzt die eherne und doch lebenatmende Gestalt des Mannes vor uns, dessen Werk nie ganz untergehen wird, weil es ein Stück seines Lebens und Wesens ist, und der doch sein Werk überleben wird, weil nur die Persönlichkeit, „geprägte Form, die lebend sich entwickelt, von keiner Macht und keiner Zeit zerstückelt" werden kann.
—y—

Der Gutshof Jakimow. Erlebnisse einer deutschen Frau in Sowjet-Rußland. Von Annemarie Kruse von Jakimow. Mit einem Geleitwort von Gabriele Reuter. Verlag von Ullstein & Co. in Berlin. Geh. M. 5.50, geb. M. 7.50.

Die Verfasserin, Tochter des Berliner Bildhauers Max Kruse, hatte einen russischen Künstler geheiratet und lebte in der Nähe Münchens. Da kam der Krieg. Sie mußte mit ihrem Gatten, der russischer Offizier ist, in die feindliche Ferne. Drei Jahre nun verwaltete sie einen öden Gutshof im russischen Gouvernement Rjäsan, das Eigentum der Familie Jakimow. Dann kam die Revolution. An Leib und Leben wird die Deutsche bedroht, ihre Habe wird geplündert, das Gut wird ihr weggenommen. Aber sie erhält sich aufrecht, bis ihr und den Ihrigen im November 1918 die Rückkehr nach Deutschland möglich wird. Diese ihre Erlebnisse schildert sie lebendig und packend und gibt uns ein Buch, das seinen Wert behalten wird, auch wenn man von Krieg und Kriegselend nichts mehr hören mag.

Im Lande meiner Modelle. Von Wilhelm Kuhnert. Mit Steinzeichnungen, farbigen Tafeln und Federzeichnungen. Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig. Geb. M. 30.—.

Wir haben Wilhelm Kuhnert schon längst als einen hervorragenden Tiermaler geschätzt. Heute müssen wir ihn auch als einen ganz vortrefflichen Schriftsteller schätzen. In dem vorliegenden Buche läßt er uns einen Blick in seine „Werkstatt" tun und macht uns mit seinen Modellen bekannt. Da wird denn zunächst dasjenige bestätigt, was wir vor den Gemälden des Künstlers immer wieder empfinden mußten, daß sie angesichts der freien Natur und nicht in zoologischen Gärten entstanden sind. Die vielen Skizzen in dem Buche, die Kuhnert in der Wildnis von Afrika gezeichnet hat,

Digitized by Google

sind wundervoll und sehr interessant, sie legen auch zugleich ein Zeugnis davon ab, mit welcher Unerschrockenheit der Künstler an seine Modelle herangegangen ist. Kuhnert erzählt uns, wie er das Leben der Natur in der Wildnis belauscht hat, wie er die Tiere beschlichen und beobachtet, wie er auf gefährliche Jagdabenteuer ausgezogen ist und wie er die Wunder des gewaltigen Kilimandjaro entdeckt hat. Wir lauschen ihm mit Spannung und müssen bekennen, daß uns nur selten ein Buch aus dem Innern Afrikas so sehr gefesselt hat als das Kuhnertsche. Ist ja auch kein Wunder, Kuhnert hat alles mit dem Auge des Künstlers gesehen und schildert alles mit einer Plastik wie es eben nur der Künstler vermag. H.

Edda. Uebertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler. 1. Band: Heldendichtung. 2. Band: Götterdichtung und Spruchdichtung. (Thule. Altnordische Dichtung und Prosa, 1, 2.) Jena, Eugen Diederichs.

In der großangelegten verdienstvollen Sammlung „Thule" ist kürzlich, acht Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, der zweite (Schluß-)Band der Genzmerschen Edda-Uebertragung herausgekommen und damit ein Werk vollständig geworden, das zu den Taten, zu den „Eroberungen" deutscher Uebersetzungskunst gehört. Ob im geistigen Eigentum und Leben des deutschen Volkes künftig Genzmers Edda neben der Bibel Luthers, der Vossischen Odyssee von 1781, der Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Uebersetzung bestehen und fortwirken wird, das hängt nur davon ab, wie weit dies deutsche Volk, heute in einer schweren seelischen Krise versunken, überhaupt noch fähig sein wird, hohe geistige Güter in sich aufzunehmen und innerlich zu verarbeiten; nicht aber hängt es ab von dem Werte der Urdichtungen und der Gleichwertigkeit der Uebertragung, denn diese stehen über allem Zweifel. Aelteste Schätze germanischen Schauens und Sinnens, Träumens und Gestaltens, durch eine festgeschlossene, in der Form manchmal traditionell erstarrte oder verkünstelte, in der Stimmung manchmal seltsam „modern" anmutende Kunstübung im hohen Norden vor dem Untergang gerettet, bewahrt uns die Edda. Das barbarisch Kraftvolle, das heldenhaft Monumentale, das naturvoll Eigenartige und Innige dieser Dichtungen harrte eines übersetzerischen Genius — und der war z. B. Simrock gewiß nicht —, um sich uns Deutschen von heute in seiner ganzen Größe und Fülle zu offenbaren, und fand diesen Uebersetzer in einem Augenblick, da wir mit dürstender Seele und empfänglichstem Sinn alles aufnehmen sollen, was in germanischem Wesen und Schaffen unvergänglich und erhebend ist. Genzmer ist an seine gewaltige Aufgabe herangetreten mit derselben Gabe und Stimmung, wie die Meister der vorhin genannten Uebersetzungen an die ihre: auch ihm ist wie in kongenialer Erleuchtung der Rhythmus — das vielmißbrauchte Wort einmal wieder im wörtlichsten und im tiefsten Sinn zugleich verstanden — der Urdichtung aufgegangen, hat seine Nachbildung im großen Wurf und bis in die letzten Einzelheiten durchdrungen, hat Stabreim und Metrum mit waffenklirrender Wucht und dem Wohllaut innerlicher Beseelung erfüllt. — Auch in dieser Meisterübersetzung ist die Edda keine „leichte Lektüre" und soll es nicht sein; daß aber der Leser nie an sachlichen Schwierigkeiten hängen bleibt, auch der verschleierten Beziehungen und Schönheiten der Gedichte sich bewußt, über die mythologischen und kulturgeschichtlichen Grundlagen und Zusammenhänge sich klar wird, ist das große, dankenswerte Verdienst der meisterhaft knapp und allgemeinverständlich gehaltenen Einleitungen und Anmerkungen Andreas Heuslers. — Endlich haben wir also eine Nachdichtung der Edda, die des Urbildes würdig ist; erweise sich nun die deutsche Leserschaft, das deutsche Volk der Nachdichtung und des Urbildes würdig! G. K.

Erlebnisse im Weltkrieg. Von Reichsfinanzminister a. D. M. Erzberger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Halbleinen gebunden M. 38.—.

Mit lebhaftem Interesse hat die gesamte politische Welt des In- und Auslandes dem Erscheinen der „Erlebnisse im Weltkrieg" von Reichsfinanzminister a. D. Erzberger entgegengesehen. Wer nun das Buch zur Hand nimmt, wird es voll Spannung durchlesen, um dann immer wieder die großen Probleme des Weltkriegs zu studieren, wie sie Erzberger in klarer, volkstümlicher Sprache der Oeffentlichkeit schildert. Kein Historiker und kein Parlamentarier, kein Politiker und kein Staatsmann kann an diesem Buch vorbeigehen. Auch die internationale Oeffentlichkeit wird sich mit ihm befassen, zumal der Verfasser im weitesten Umfang bisher ganz unbekanntes Material in 25 Kapiteln, jedes für sich abgeschlossen, historisch geordnet, darbietet und hierdurch viele politische Vorgänge, die bisher in Dunkel gehüllt waren, erhellt. Beim Lesen des Buchs erlebt man die politische Hochspannung des Kriegs aufs neue mit. Kein politisches Kriegsereignis bleibt unbeachtet; natürlich tritt das Militärische angesichts der Stellung des Verfassers in

Digitized by Google

den Hintergrund. — Wohltuend berührt der sachliche, vornehme Ton und die lebenswarme, von starkem patriotischem Empfinden getragene Auffassung der politischen Vorgänge. Dabei hält sich Erzberger stark zurück. Er läßt die Tatsachen, die er erlebt hat, für sich selber sprechen, auch wo er als der Haupthandelnde auftritt und die Oeffentlichkeit zum erstenmal den Hergang der Dinge erfährt. Es sei nur an die geradezu erschütternden Kapitel: Die päpstliche Friedensvermittlung, Der Gang nach Compiègne, Der Waffenstillstand, Der Kampf um den Friedensschluß u. a. erinnert.

Alexander von Battenberg. Sein Kampf mit den Zaren und Bismarck. Nach des ersten Fürsten von Bulgarien nachgelassenen Papieren und sonstigen ungedruckten Quellen von E. C. Corti. Mit 5 Abbildungen, 3 Brief-Faksimiles und 8 Karten. — Wien, L. W. Seidel & Sohn.

Vielen der Leser, die in unserer Zeitschrift eines der interessantesten und dramatisch bewegtesten Kapitel dieses Buches schon im Vorabdruck kennen gelernt haben, wird der Hinweis willkommen sein, daß das ganze Werk nunmehr vorliegt und daß es durchaus den Erwartungen entspricht, die jene Probe wecken durfte. Das Schicksal des „Battenbergers" wird als ein klassisches Beispiel für die russische Expansionspolitik (die im Grunde unter Trotzki und Lenin die gleiche geblieben ist wie unter dem Zarentum) in ihrer ansteckenden Korrumpiertheit und tatarischen Skrupellosigkeit in der Geschichte weiterleben. Dieses Typische wahrt darum auch der an sich so kurzen und heute eher etwas nebensächlich erscheinenden Episode Alexanders von Bulgarien ihre historische Bedeutung. Was aber das Buch noch dazu wertvoll und anziehend macht, ist die wahrhaft sympathische, vornehm ritterliche Persönlichkeit seines Helden, der viel zu gut war für die Umwelt, in die er sich als Balkanfürst hineingestellt fand, und nicht minder die objektive, von aller einseitigen Vorliebe auf der einen und aller ungerechten Verbitterung auf der anderen Seite freie Auffassung und Behandlung des Stoffes durch den Verfasser, Grafen Corti, der das überaus reiche und intime Material, das ihm zur Verfügung stand, sachlich aufs beste zu verwerten und auch schriftstellerisch sehr anziehend zu gestalten verstanden hat. D. R.

Einheitsschule und humanistische Bildung. Von Studienrat Friedrich Rommel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 1.—.

Der Verfasser steht auf dem Standpunkt, daß humanistische Bildung in weiterem Sinne alle deutschen Schulen übermitteln können und sollen, daß alle die Aufgabe haben, das Menschliche zu pflegen, und daß dies nicht ein Vorrecht der gymnasialen Bildungsanstalt ist. Mit diesem Gedanken ist die vielumstrittene Frage der Einheitsschule in eine neue Beleuchtung gerückt, zugleich aber auch die Frage nach einer Umgestaltung des alten Gymnasiums.

H. Z

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Apel, Dr. Max, Wie studiert man Philosophie? Eine Anleitung zum Studium und zum Selbststudium der Philosophie, zugleich eine Einführung in die philosophischen Probleme. Stuttgart, Verlag von Wilhelm Violet. Geh. M. 4.50.

Beiträge zur Sexual-Reform von bekannten Zeitgenossen. Berlin W 50, Reform-Verlag Futuria.

Birkenbihl, Michael, Dämonische Novellen. München, J. Michael Müller Verlag. Geh. M. 11.—, geb. M. 13.—.

Bode, Pastor Julius, Wodan und Jesus. Ein Büchlein von christlichem Deutschtum. Verlag Frei-Deutschland Sontra in Hessen.

Der Briefwechsel Spinozas. Ein Menschenbild. Zweiter Teil. Vom Verfasser des Spinoza Redivivus und Augustinus Redivivus. (Der Philosophischen Weltbibliothek vierter Band, zweiter Teil.) Halle a. S., Weltphilosophischer Verlag. Geheftet M. 18.—.

Der kleine Roman. Illustrierte Wochenschrift. Berlin SW 19, Verlag von S. H. Hermann & Co. Preis pro Heft 80 Pf., vierteljährlich M. 10.—.

Des Generaloberſten Freih. v. Hausen Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914. Mit einer einleitenden kritischen Studie herausgegeben von Friedrich M. Kircheisen. Leipzig, K. F. Koehler, Verlag. Geb. M. 20.—.

Die Edda, Heldenlieder. Uebertragen von Rudolf John Gorsleben. München-Pasing, Verlag Die Heimkehr.

Digitized by Google

Die Silbergäule. Eine radikale Bücherreihe. Olaf, Der bekränzte Silen. Verse des antiken Eros. — Weinrich, Franz, Himmlisches Manifest. Ein Gedicht. Hannover, Paul Steegemann, Verlag. à M. 3.—.

Dix, Arthur, Wirtschaftskrieg und Kriegswirtschaft. Zur Geschichte des deutschen Zusammenbruchs. Berlin SW, E. und S. Mittler & Sohn. Geh. M. 18.—, geb. M. 21.—.

Emmel, Felix, Der Tod des Abendlandes. Gegen Oswald Spenglers skeptische Philosophie. Berlin, Verlag von Hans Robert Engelmann. M. 1.20.

Goetz, Walter, Professor der Geschichte an der Universität Leipzig, Die deutsche Geschichtsschreibung des letzten Jahrhunderts und die Nation. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 25. Januar 1919. Leipzig und Dresden, B. G. Teubner. Geh. M. 1.20.

Hellinghaus, Prof. Dr. Otto, Geh. Studienrat, Gymnasialdirektor a. D. Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Bd. 5. Beethoven. Seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, seinen Briefen und Tagebüchern. Geh. M. 7.20, geb. M. 9.20. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Herzog, Rudolf, Germaniens Götter. Mit 6 Bildertafeln von Prof. Engels. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 6.—.

Heuß, Theodor, Gestalten und Gestalter. Lebensgeschichtliche Bilder von Friedrich Naumann. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Heyh, Dr. Otto, Zur Valutafrage. Vortrag, gehalten zu Nürnberg im Oktober 1919. München, Leipzig, Duncker & Humblot. Geh. M. 2.80.

Hoffmann, Dr. Karl, Die akademische Jugend und die Parteien. Leipzig und Berlin, Verlag von K. F. Koehler. M. 1.50.

Kuhl, Dr. phil. H. v., General der Infanterie z. D., Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Geh. M. 15.—, geb. M. 18.—.

Melchior, Dr. Carl, Deutschlands finanzielle Verpflichtungen aus dem Friedensvertrage. Berlin, Hans Robert Engelmann. M. 1.30.

Röder, Adam, Der deutsche Konservatismus und die Revolution. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 5.—.

Rothfels, Hans, Carl von Clausewitz. Politik und Krieg. Eine ideengeschichtliche Studie. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 18.—, geb. M. 21.—.

Schlöß, Dr. Heinrich, Einführung in die Psychiatrie für weitere Kreise. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 6.50, geb. M. 8.50.

Schmidt, Prof. Dr. Max, Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre. Zwei Bände. 1. Band: Die soziale Organisation der menschlichen Wirtschaft. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. Geh. M. 18.—.

Schrott-Fiechtl, Hans, Der Bauernsegen. Ein Tiroler Roman aus der Gegenwart. Berlin SW 68, C. V. Groß. Brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Schubart, Walter, Das Ideal der Weltzerstörung. Leipzig, Bruno Volger Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Spengler, Oswald, Preußentum und Sozialismus. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. Geh. M. 4.—.

Strecker, Reinhard, Deutschlands Zusammenbruch und Weltberuf. Das neue Reich. Perthes Schriften zum Weltkrieg. Neue Folge. 9. Heft. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 1.60.

Walther, Paul, Fregattenkapitän z. D., Yankees und Deutschtum in Amerika. Berlin, Verlag von R. Eisenschmidt. Geh. M. 3.—.

Zimmermann S. J., Otto, Das Dasein Gottes. Erstes Bändchen: Der immergleiche Gott. Geh. M. 5.20, geb. M. 7.20. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Bismarck und der Anschluß Österreichs an Deutschland

Von

Prof. Dr. R. F. Kaindl (Graz)

Bismarck hat dem kleindeutschen Gedanken zum Siege verholfen und deshalb übersieht man in der Regel, wie sehr er sich nach 1866 allmählich dem großdeutschen Ideenkreise näherte und für den engen Anschluß Österreichs (der Donaumonarchie) an Deutschland eintrat.

Man halte nur fest, was der Kern der großdeutschen Forderungen von 1848/49 war:[1]) Zusammenschluß Deutschlands und der Habsburgermonarchie, um dem deutschen Volke den Weg zu den Donaumündungen offen zu halten und die Gesamtkriegsmacht der Donauländer in deutschem Interesse zur Verfügung zu haben. Dadurch sollte auch das Deutschtum in diesen Gebieten erhalten bleiben. Die Form des Zusammenschlusses war verschieden gedacht, jedenfalls sollte sie aber möglichst innig sein. Selbst jene Österreicher, die nur ein völkerrechtliches Bündnis Gesamtösterreichs mit Deutschland wollten, nahmen für dieses eine große Fülle in Anspruch. „Wir sind weit entfernt, daran zu glauben, daß nur ein Schutz- und Trutzbündnis, nur militärische und politische Zwecke, nicht vielmehr auch ökonomische, kommerzielle und nationale Zwecke erreicht werden sollten." Die streng großdeutsch Gesinnten wollten aber bekanntlich den staatsrechtlichen Anschluß der deutschösterreichischen Erbländer an Deutschland und einen weiteren Föderativverband mit den nichtdeutschen Ländern. Die Donaumonarchie sollte daher in einen Bundesstaat umgewandelt werden. Schließlich ist noch zu erinnern, daß die Großdeutschen auf den Besitz der Adria Gewicht legten und daher die italienischen Forderungen auf Südtirol und österreichische Küstengebiete zurückwiesen.

Man weiß, daß Bismarck, solange er sich im Kampfe mit Österreich befand, diese Forderungen gänzlich außer acht ließ. Darüber soll hier nicht gesprochen werden.

Um so bemerkenswerter ist es, daß er, sobald sein engeres Ziel erreicht war, in die Bahnen der Großdeutschen lenkte. Es ist dies der beste Beweis für die Bedeutung der großdeutschen Bestrebungen.

---

[1]) Vgl. dazu meine Schrift „1848/49 — 1866 — 1918/19. Des deutschen Volkes Weg zur Katastrophe und seine Rettung". München 1920.

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Vor allem sorgte er dafür, daß Österreich ungeschmälert erhalten bleibe. Das Begehren seines Königs nach österreichischem Besitz wies er zurück. Zum französischen Botschafter Benedetti äußerte er am 19. Juli 1866 über diese seine Stellung: „Ich will, daß wir ganz Österreich bekommen, Sie verstehen mich, zum Freunde in künftigen Tagen, und darum ist es gesund, das Naschen zu lassen." Und schon von Paris aus begann er die weiteren Fäden mit Österreich-Ungarn anzuspinnen, die zum Bündnis von 1879 führten. Er wollte ein staatsrechtliches Bündnis „mit pragmatischen Einrichtungen, sei es auf dem Zollgebiet, sei es auf anderem Gebiet", herstellen.[1]) Wir sehen, daß Bismarck sich ganz den großdeutschen Ideen näherte und ein Bündnis mit möglichst großer Fülle wünschte; zustande kam aus verschiedenen Gründen nur das magere Bündnis von 1879. Bemerkenswert ist, daß Bismarck von diesem Bündnisse — wie die Großdeutschen taten — rühmt, daß Deutschland unter Umständen über die gesamte Heeresmacht der Donauländer verfügen könnte.[2]) Aber er ging noch weiter, er lenkte ganz und gar in die großdeutschen Spuren ein: er wollte, daß Österreich auch die Balkanländer in ein Bündnis ziehe, und zwar nach dem Muster der deutschen Reichsverfassung. Dadurch sollte Österreich eine Versöhnung der politischen und nationalen Interessen erreichen, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volkes und der Bucht von Cattaro vorhanden sind.[3]) Es war also kein leeres Wort, wenn Bismarck Österreich auf den Osten verwies. Es handelte sich um bundesstaatlichen Ausbau bis an die Donaumündungen ganz im Sinne des oben dargelegten großdeutschen Programms. Kaum zweifelhaft, daß sich Bismarck daraus wie die Großdeutschen einen Gewinn für Deutschland versprach, wenn er auch für diese Zwecke keine direkte Hilfe leisten wollte, weil er nach seiner Anschauung mit Rücksicht auf die französische Gefahr und auf das Verhältnis zu Rußland, im Orient nicht aktiv eingreifen konnte. Und ebenso entsprach es ganz großdeutschen Anschauungen, wenn Bismarck sagte: „Wer an Triest rührt, rührt an die Spitze des deutschen Schwertes." Bismarck wollte also die Monarchie erhalten und wies ihr wichtige Zukunftsaufgaben zu.

Schon diese Ansicht Bismarcks, ebenso einige seiner Reden aus der Zeit nach 1890[4]) legen die völlige Widersinnigkeit jener Anschauung dar, daß Bismarck sein Verhältnis zu Österreich jemals geändert hätte, daß er das Bündnis von 1879 als überlebt betrachtet habe, und daß eine Teilung Österreich-Ungarns zwischen Deutschland und Rußland das Richtige gewesen wäre und was dergleichen mehr gesagt wird. Es sind dies daher ganz gegen den Bismarckschen Geist verstoßende Behauptungen. Bismarck hat vielmehr,

---

[1]) Busch, Unser Reichskanzler (1884), S. 451; Bd. II, S. 566; „Politische Reden", 14. März 1885.

[2]) „Politische Reden", Bd. XIII, S. 114.

[3]) „Gedanken und Erinnerungen", Bd. II (Volksausgabe, Stuttgart 1905), S. 281.

[4]) Vgl. „Deutsche Revue", Bd. XLV, April-Heft und meine Schrift „1848/49 — 1866—1918/19".

Digitized by Google

soweit es seine Rücksichtnahme auf die Revanchepolitik Frankreichs und die dadurch bedingte Rücksichtnahme auf Rußland gestatteten, die Deutschen durchaus auf das alte großdeutsche Ziel gewiesen, auf die Notwendigkeit des Zusammenhaltens aller Länder bis an die Donaumündungen. Wer anderes behauptet, der ist nicht von Bismarckschem Geiste erfüllt, sondern läßt sich von Kleinmut leiten. Und alle, die Bismarcks Gedanken entstellt haben, haben auch dazu beigetragen, daß der Wille zum Anschluß da und dort so viel zu wünschen übrig läßt! Sie haben das Bismarcksche Vermächtnis, daß trotz 1866 Deutschland und die Donaumonarchie eng zusammengehören, verdunkelt und verfälscht!

Und wie Bismarck hat der theoretische Vorkämpfer des Kleindeutschtums Treitschke im Grunde genommen dieselben Gedanken vertreten. Es ist bekannt, daß er 1865 den Deutschen Österreichs die Aufgabe stellte, das subgermanische Europa unserer Kultur zu gewinnen. 1871 schrieb er: „Bräche dereinst das Unglück der Zerstörung über Österreich herein — und es wäre ein Unglück auch für Deutschland — dann muß unser Reich bereit und fertig sein, den Stürmen des Geschicks zu trotzen, das Deutschtum an der Donau aus den Trümmern zu erretten. Reif sein (d. h. bereit sein) ist alles — sagt das Dichterwort.“ [1])

Auch Treitschke hat also wie Bismarck Österreich auf den Osten verwiesen und ihm zugleich auch im Interesse Deutschlands eine möglichst lange Erhaltung gewünscht. Im Falle aber, daß es durch besondere Umstände auseinanderfiele, sollte die Rettung (Angliederung) der Deutschen sofort erfolgen.

Daß der großdeutsche Gedanke zur Zeit Bismarcks trotzdem keinen größeren Erfolg hatte und auch der von ihm gewünschte engere Zusammenschluß keine Fortschritte machte, sondern Österreichs Gefüge sogar gelockert wurde und im Südosten andere Mächte Überhand gewannen, ist ein tragisches Moment in seiner Politik. Dieses ist dadurch bedingt, daß Österreich seit 1866 ein bis ins Mark verwundeter Stamm war und Bismarck Rußland und Italien als Bundesgenossen gegen Frankreich warm erhalten wollte und daher Österreich und damit gemeindeutsche Interessen an der Adria und im Südosten nicht zu unterstützen wagte.[2]) Erst als die deutschen Kaufleute und Fabrikanten seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts zum Südosten stärkere Beziehungen eingingen und als man sich in Berlin überzeugte, daß die Bestrebungen Rußlands und seiner Verbündeten über Wien gegen Berlin gerichtet seien, ist auch die deutsche Regierung 1908 aus ihrer Reserve herausgetreten — leider zu spät. Der Streit um die Berechtigung dieses Schrittes der Berliner Regierung beweist, daß man im Deutschen Reich kein volles Verständnis für die Lage hatte und die wiederholten Mahnungen Bis-

[1]) Hasse, Deutsche Grenzpolitik (München 1906), S. 129.

[2]) Näheres in meiner Abhandlung im „Handbuch der Politik“, 3. Aufl. Berlin 1920, Bd. II.

Digitized by Google

marcks für die Erhaltung Österreich-Ungarns unter jeder Bedingung Sorge zu tragen, vergessen hatte.

Infolge der Entfremdung seit 1866 ist auch Deutschland, als Österreich 1918 zusammenbrach, nicht — wie Treitschke wollte — bereit gewesen, Deutschösterreich zu retten, sonst hätte es sogleich zugegriffen und nicht erst das Verbot des Vielverbandes abgewartet.

Möge die Erinnerung an Bismarcks Anschauungen dazu beitragen, den Anschlußgedanken volkstümlicher zu machen. „Denn wir gehören doch zueinander, wir im Norden und die Süddeutschen mit Einschluß unserer Landsleute in Österreich," so sagte Bismarck am 1. Juli 1894.

Die Anschlußfrage gewinnt mit jedem Tage größeres Interesse. Südslawische Stimmen erklären, daß sie die innigsten Beziehungen zu Deutschland suchen und dieser Wunsch am besten durch gemeinsame Grenzen in Erfüllung gehen würde. Andererseits sind Vereinbarungen der Nachbarstaaten Österreichs im Wege, die, wenn sie ohne uns geschehen, unser Interesse gewiß nicht wahren werden. Es ist daher an der Zeit, daß man in Deutschland diesen Fragen die größte Aufmerksamkeit entgegenbringt.

Von König Humbert zu Viktor Emanuel III.

Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers

Von

Fried. Noack[1])

Monarchie und Hof

Ich war 1891 nach Rom während der sogenannten Saueregurkenzeit gekommen, die dort im öffentlichen Leben noch viel deutlicher sich fühlbar macht als in anderen Hauptstädten; Rom lag in einem Sommerschlaf, der bis tief in den Herbst hinein dauerte. Das Parlament, die Minister, die Diplomaten pflegten der Ferienruhe, und der Hof blieb vier bis fünf Monate der Hauptstadt fern. Das Königspaar nahm in der Regel seinen Sommeraufenthalt im Schloß zu Monza; von dort aus pflegte König Humbert auf einige Tage zur Steinbock- und Gemsenjagd nach Valsavaranche im Gebiet des Gran Paradiso zu gehen, während Margherita einige Wochen bei ihrer Mutter, der Herzogin von Genua, Tochter des Königs Johann von Sachsen, in Stresa am Lago Maggiore und eine gewisse Zeit in Gressoney zuzu-

[1]) Wir bieten im folgenden einige Bruchstücke aus den noch ungedruckten Lebenserinnerungen von Dr. Fried. Noack, der 1891—1902 und 1905—1913 politischer Vertreter der „Kölnischen Zeitung" in Rom gewesen ist.

Digitized by Google

bringen gewohnt war, um von da Alpenausflüge im Monte-Rosa-Gebiet zu machen.

Im November kehrten die Majestäten nach Rom zurück. Ich konnte jetzt selbst beobachten, wie wenig sich die Bevölkerung der Hauptstadt aus dem Staatsoberhaupt machte. Täglich bei gutem Wetter fuhren der König und die Königin spazieren, meist den römischen Paradeweg über den Korso zum Pincio oder zur Villa Borghese, und in der Regel getrennt. Manche wollten daraus auf einen Mangel an gutem Einvernehmen zwischen den Gatten schließen, und tatsächlich war ziemlich allgemein bekannt, daß Humbert eine Geliebte in Mailand wohnen hatte; andere erklärten die gewohnheitsmäßig getrennte Ausfahrt mit der Absicht, dem Volk doppelte Gelegenheit zur Begrüßung der Herrschaften zu geben. Wenn letztere Absicht wirklich bestanden haben sollte, so muß man sagen, daß sie ihren Zweck nicht recht erreichte; denn wenn auch da, wo die Königin mit den scharlachroten Röcken ihrer Diener erschien, immer ein kleiner Auflauf entstand und lebhaft gegrüßt wurde, so blieb der Wagen des Königs, den er im bürgerlichen Anzug und mit dem Zylinderhut auf dem Haupt meist selbst lenkte, oft ganz unbeachtet, ein großer Teil der Begegnenden ging ohne Gruß vorüber, und man hatte manchmal den Eindruck, als ob der König, der in regelmäßigen kurzen Pausen den Hut lüftete, seine Untertanen zuerst grüßte. Es lag dem König offenbar nicht, sich bei seinem Volk beliebt zu machen, obschon er mit seinem guten Herzen stets bei der Hand war, Leiden zu mildern und zu helfen, wo er konnte. In der monarchischen Presse wurde „il cuore del Re" (das gute Herz des Königs) zu einer stehenden Redewendung, und es ereignete sich kein Unglücksfall, selbst unbedeutende Schadenfeuer in der Stadt, bei denen Humbert nicht persönlich erschienen wäre, um seine Teilnahme zu bekunden. Es half ihm nichts, das Volk im ganzen blieb gegen ihn immer kühl, während Margherita auch durch die äußere Bezeugung ihrer Frömmigkeit, wie z. B. bei den österlichen Besuchen der „Sepolcri", der Gräber des Heilands in den verschiedenen Kirchen, lebhafte Kundgebungen der Verehrung von seiten der Weiber aus dem Volke erntete. Vereint sah ich das Königspaar zum erstenmal in der Öffentlichkeit, als es zur Einweihung der Margherita-Brücke im Spätherbst 1891 erschien. Es war ein regnerischer Nachmittag, was die Majestäten nicht abhielt, aus dem Wagen zu steigen und zu Fuß die neue Brücke zu beschreiten, nachdem sie die Begrüßungsrede des baumlangen Bürgermeisters von Rom, des Herzogs von Sermoneta, über sich hatten ergehen lassen, dem ein in die römischen Farben gekleideter Kapitolsdiener mühsam den Regenschirm über das erhabene Haupt hielt. Der König erweckte bei solchen Anlässen den Eindruck eines Opferlamms, welches geduldig und schweigend alles geschehen läßt, was es nicht vermeiden kann. Er redete gewöhnlich gar nichts und sah sich nur mit seinen eigentümlich starren Augen nervös um, so daß man hätte meinen können, was sicher falsch war, er fürchte irgend etwas Übles von links oder rechts. Auch auf Festlichkeiten in geschlossenen Räumen war sein Verhalten dasselbe: stumme Be-

Digitized by Google

grüßungen, höchstens die Formel, wie sie durch die Tageszeit geboten war, Händedruck und mechanisches Wenden des Kopfes von einer zur anderen Seite. So konnte ich ihn bei den Festlichkeiten der Eröffnung der Nationalausstellung in Palermo im November desselben Jahres beobachten, während die Königin mit der größten Lebendigkeit und gewinnendem Lächeln sich nach allen Seiten zu unterhalten wußte. Vom kleinen Kronprinzen, der damals noch Oberst eines Infanterieregiments war, erhielt man bei solchen Anlässen einen ungünstigen Eindruck; er schlich mit scheuer und verlegener Miene hinter den Majestäten her, hatte eine nervöse Kopfbewegung an sich und schien der Bevölkerung ganz gleichgültig zu sein. Gerade bei der amtlichen Eröffnungsfeier der übrigens noch ganz unfertigen Ausstellung war dies zu bemerken; aus dem anwesenden Publikum heraus wurden zuerst Hochrufe auf den König und die Königin ausgebracht und fanden einen kurzen Widerhall, als dagegen ein einzelner Verehrer des Hauses Savoyen ausrief: Evviva il Principe di Napoli!, da stimmte kein Mensch ein. Das Schweigen war so auffallend, daß es mich als fremden Zuschauer peinlich berührte. Wenn der Kronprinz bei anderen höfischen oder amtlichen Veranstaltungen neben seinen Vettern, den Söhnen des verstorbenen Herzogs Amadeo von Aosta, ehemaligen Königs von Spanien, erschien, so fiel er neben diesen stattlichen und frischen jungen Leuten äußerlich sehr ab.

Um von dem Leben und Treiben des Hofes, von den Angehörigen der Königsfamilie und den um den Thron gescharten wichtigsten Personen ein persönliches Bild zu gewinnen, auch Beziehungen zu hervorragenden Männern anzuknüpfen oder zu erhalten, war es nützlich, wohl auch notwendig, die Hofbälle zu besuchen. Da ich bald durch ältere Journalisten erfuhr, daß Einladungen dazu unschwer zu erlangen seien und daß z. B. alle römischen Blätter, bedeutende wie unbedeutende, solche erhielten, so tat ich schon im ersten Winter ebenfalls Schritte zu diesem Zweck. Aber wie schon bei einer früheren Gelegenheit mußte ich wieder wahrnehmen, daß die „Kölnische Zeitung" weniger Berücksichtigung fand als das letzte Klatschblättchen Roms. Zum Teil lag das an dem ablehnenden Verhalten unserer eigenen Botschaft gegen die deutschen Pressevertreter in der italienischen Hauptstadt. Unsere Botschaft gab sich nicht die geringste Mühe, um den Italienern die Bedeutung der deutschen Presse begreiflich zu machen, eher tat sie das Gegenteil. Ein persönlicher Besuch beim deutschen Militärbevollmächtigten Major v. Engelbrecht hatte aber den Erfolg, daß er mir versprach, mir eine Einladung zum nächsten Hofball zu beschaffen, ich sollte nur meine Karte bei dem Oberzeremonienmeister und nachmaligen Palastpräfekten Grafen Cesare Gianotti abgeben. Das geschah; aber der Tag des Hofballs kam, und die Einladung kam nicht. Am Spätnachmittag ging ich noch zum Militärbevollmächtigten und machte ihm davon Mitteilung. Er war sehr erstaunt und erklärte mir, ich sei tatsächlich eingeladen, nur sei wohl die Zusendung der Karte, die zum Eintritt ins Schloß unerläßlich sei, verbummelt worden. Auf einen telephonischen Anruf des Majors beim

Digitized by Google

Hofmarschallamt erhielt ich in der Tat noch am Abend die Einladungskarte und konnte um 10 Uhr in meinem vor der Abreise von Köln für Rom gebauten Frackanzug zum Quirinalpalast fahren. Diese Ballfeste spielten sich in dem ersten Stock des Palastes in allen um den großen Hof herum gelegenen Räumen ab; es mögen etwa zwanzig größere und kleinere Säle gewesen sein. Der Tanzsaal lag an der Langseite des Rechtecks nach dem Garten, die Speisesäle an der gegenüberliegenden Langseite nach dem Quirinalsplatz, Tee- und Speisebüfetts waren an verschiedenen Stellen verteilt, der Eintrittsraum mit Kleiderablage befand sich in dem weiträumigen Schweizersaal, auf den die Haupttreppe mündete, so genannt, weil hier zu päpstlichen Zeiten die Schweizerwache den Eingang behütete. Diese Sala degli Svizzeri lag an der Schmalseite des Hauptbaues an Via del Quirinale und zeigte noch Malereien aus der Zeit des Borghesepapstes, der den Palast ausgebaut hatte. Auch in verschiedenen anderen Räumen waren neben der neuzeitlichen Ausschmückung noch vornehme alte Reste künstlerischer Dekoration vorhanden, wie z. B. in einem der Säle nach dem Platz die von dem Tiroler Schor gemalten biblischen Darstellungen aus der Regierungszeit Alexanders VII. Als besonders eigenartig sind mir in Erinnerung geblieben der glänzende Spiegelsaal neben dem Ballsaal und ein kleinerer Raum, der mit Gobelins geschmückt war, welche Bilder zu Cervantes' Don Quichotte enthielten. Auch sonst sah man wie in allen römischen Adelspaläften manche prächtige Arazzi. Der Vornehmheit der Einrichtung entsprach nun keineswegs durchweg die Beschaffenheit der geladenen Gesellschaft; denn einerseits die Zurückhaltung des schwarzen Adels gegenüber den neuen Herren und andererseits der demokratische Zug, der das italienische Königtum kennzeichnet, brachten es mit sich, daß bei solchen Festen die Säle mit einer Menge von Leuten gefüllt wurden, die ihrer Erziehung nach nicht recht dahin paßten. Das gilt jedenfalls von der Männerwelt, während in der Auswahl der Damen die etwas strengeren Anschauungen der Königin entschieden; die Königin sah scharf darauf, daß niemand vom zarten Geschlecht erschien, die nicht die Prüfung einer vorausgehenden persönlichen Vorstellung bestanden hatte, und erinnerte sich genau, wen sie kannte und wen nicht. So ist es einmal der Gattin eines deutschen Zeitungsschreibers, einer übrigens hochachtbaren und gebildeten Dame, die auf eine Journalisteneinladung mit ihrem Gemahl zu einem Hofball kam, begegnet, daß die Königin ihre etwas auffallende Physiognomie bemerkte, dem Zeremonienmeister erklärte, die Dame sei ihr nicht vorgestellt worden, worauf ein Hofbeamter dieselbe zum Verlassen des Schlosses auffordern mußte. Von Italienern trieb sich bei den Hofbällen aber manches im Quirinal herum, was sich auf dem Parkett nicht im entferntesten zu bewegen wußte, Abgeordnete, Beamte, wohlhabende Bürgersleute, auch Offiziere, denen die gute Lebensart noch nicht anerzogen war. Ich habe selbst zu meinem lebhaftesten Erstaunen auf einem meiner ersten Hofbälle mitangesehen, wie ein Leutnant ganz ungescheut auf den schönen roten Plüschteppich spuckte, als sei er im Pferdestall. Seinerzeit hatte ich mich gewundert, daß in dem Hotel

Digitized by Google

d'Allemagne, wo wir die ersten römischen Tage zubrachten, ein gedruckter Anschlag den Gästen ans Herz legte, nicht auf die Teppiche zu spucken; jetzt begriff ich die Notwendigkeit derartiger Ermahnungen. Eine große Zahl der Hofballgäste konnte die Probe auf ihren Wohlanstand am Büfett nicht bestehen. Da ging es gewöhnlich recht abstoßend her; kurz vor Mitternacht drängten sich die Herren mit und ohne hohe Orden, in Uniform und Zivil, an den Flügeltüren des Büfettsaales wie die hungrigen Armen vor der Küche eines Pariser Restaurants, das seine Speiseabfälle verschenkt. In dem Augenblick, wenn die Türen sich öffneten, stürmte die gierige Masse im Wettlauf hinein, um den besten Platz und die besten Stücke zu erwischen, und es wurde da eine rücksichtslose Unbescheidenheit entwickelt, die jeden Wohlerzogenen anwiderte. Übrigens gab es auch unter den deutschen Gästen manche, die sich nicht um ein Haar besser betrugen.

Zum Hofball zurückkehrend, erinnere ich mich, mit welchem Eifer ich besonders die ersten Male den Einzug der Majestäten beobachtete, die meist erst um 11 Uhr unter dem Vortritt der Zeremonienmeister aus ihren Privatgemächern in die Festräume herüberkamen und mit der Marcia Reale begrüßt wurden, einer frischen, aufmunternden Weise, die ich immer gern gehört habe. Dem glänzenden Zug voran schritt der Conte Gianotti, damals noch eine stattliche Erscheinung und, wie die bösen Zungen behaupteten, ein „donnajolo" (Schürzenjäger) vom Typus Stiefelfreier; er war Adjutant des Kronprinzen Humbert gewesen und durch gemeinsame Kriegsgefahren 1866 dessen Freund geworden. Ich habe im Lauf der Jahre manchmal mit ihm beruflich zu tun gehabt, wenn der Deutsche Kaiser zu Besuch beim italienischen Hof war, und habe ihn stets sehr entgegenkommend und bereitwillig gefunden. Aus dem männlichen Gefolge der Majestäten ragte die martialische Gestalt des Generaladjutanten Ponzio-Vaglia, späteren Ministers des königlichen Hauses, hervor, während die Damen des Hofes allesamt durch die anmutige Königin überstrahlt wurden, die sich bis zum Tod ihres Gatten immer noch eine jugendliche Schönheit bewahrt hat. Sie war auch immer ein Muster von Eleganz, ihre Roben und ihr Schmuck bildeten ein Meisterstück von Pracht und gutem Geschmack.

Im Glanz der großen Hoftoilette konnte man die schöne Königin Margherita auch einige Male auf Festen sehen, die der Botschafter Solms gab; sonst war es nicht allzu schwer, sie in der Nähe zu beobachten, wenn man die wissenschaftlichen Vorträge im Collegio Romano, die Konzerte der Akademie S. Cecilia oder in der Sala Umberto besuchte, wobei die Königin nie zu fehlen pflegte. Auch sonst erschien sie überall gerne, wo irgendein künstlerisches oder geistiges Interesse vorlag, auf Kunstausstellungen und in den Werkstätten bedeutender Künstler sah man sie oft. König Humbert hatte geringe Teilnahme für dergleichen; er liebte die Jagd, hatte Freude an einem großen Marstall und soll sich persönlich viel um seine Pferde bekümmert haben; auch war er ein Blumenfreund und begoß morgens selber den Blütenschmuck vor seinen Fenstern. Die meiste Zeit verbrachte er, wie behauptet wurde, mit dem Lesen französischer

Digitized by Google

Romane, soweit es die Regierungsgeschäfte zuließen. Das Französische war ihm wie den meisten gebildeten Piemontesen so geläufig wie die heimische Mundart, dagegen soll er das Schriftitalienische nicht zum besten gesprochen haben und war jedenfalls in der klassischen und zeitgenössischen Literatur seines Landes nicht so gut bewandert wie seine Gattin, die überdies von ihrer Mutter her eine große Vertrautheit mit dem Deutschen und unserem Schrifttum besaß. Von dem König Humbert ist in der zeitgenössischen Presse, soweit sie ihm wohlwollend war, oft gerühmt worden, daß er äußerst gewissenhaft konstitutionell gewesen sei und sich nie weiter in die Regierung seines Volkes eingemischt habe, als es ihm durch die strengen Grenzen der Verfassung gestattet war. Man tut dem König gewiß nicht unrecht, wenn man diese Zurückhaltung noch auf einen anderen Grund zurückführt, nämlich auf die Scheu, an Dinge zu rühren, denen er sich nicht gewachsen fühlte. Im italienischen Volk hat es nie an einsichtigen Männern gefehlt, die ein mehr persönliches Eingreifen des Herrschers gewünscht hätten und es ihm verdachten, daß er die Dinge gehen ließ, wie sie eben gingen.

Rudinis Ende und Giolittis Aufstieg

Die Dinge gingen um die Zeit, als ich meine Tätigkeit in Rom begann, für Italien nichts weniger als gut. Unter schweren Bedrängnissen mußte das Ministerium Rudini-Nicotera die Staatsgeschicke leiten, Bedrängnissen, die teils unmittelbar durch die Feindseligkeit Frankreichs gegen das mit Deutschland verbündete lateinische Nachbarreich, teils durch die Megalomania und Finanza allegra, die Großmannssucht und leichtsinnige Finanzwirtschaft, der Crispischen Regierung verschuldet waren. Die entschiedensten Dreibundsgegner, die Parteien der äußersten Linken, die mit ihren demagogischen Kampfmitteln den großen Haufen an sich zu fesseln wußten, machten für alle Leiden, für die wirtschaftliche und Finanznot, für den Steuerdruck und die Militärlasten ausschließlich die Dreibundspolitik verantwortlich und fanden in diesem Treiben die bereitwilligste und weitestgehende Unterstützung bei ihren Gesinnungsgenossen in der Schwesternation. Die gedrückte Stimmung, die in allen Kreisen herrschte, verschaffte ihrer Wühlarbeit Gehör und Erfolge auch in Kreisen, die politisch ihnen fernstanden, und da die zu gemeinsamem Handeln verbündeten Sozialisten, Republikaner und Radikalen in der Deputiertenkammer die einzig aktiven und rührigen Volksvertreter waren, während die liberalen und konservativen Onorevoli ihre parlamentarische Wirksamkeit teils in Kirchturmspolitik und Günstlingswirtschaft erschöpften, teils dem Grundsatz des Gehenlassens und der Bequemlichkeit huldigten, so wurde die äußerste Linke, die zeitweilig nur ein Zehntel der Kammer ausmachte, trotz ihrer zahlenmäßigen Minderheit doch ein bestimmender und oft entscheidender Faktor im politischen Leben Italiens. Mit ihrer Hilfe hatte Rudini, der sizilianische Marchese und Großgrundbesitzer, das Kabinett Crispi gestürzt, auf ihre Unterstützung war er parlamentarisch angewiesen, er hatte sich diesen Gegnern der Monarchie und des Dreibunds gefangen gegeben. Darin bestand von vornherein die unheilbare Krankheit

Digitized by Google

seiner Regierung. Was sie von ihm verlangten, das konnte er ihnen nicht leisten, aber er konnte ihren Anmaßungen auch nicht mit der nötigen Tatkraft entgegentreten. So kam es, daß der Marchese Di Rudini, der als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten im Sommer 1891 den Dreibundsvertrag erneuert hat, doch der Volksvertretung gegenüber diese Politik nur schwächlich und ohne Nachdruck verfocht und mit seinem ganzen Verhalten um Entschuldigung dafür zu bitten schien, daß er das Bündnis um einige Jahre verlängert hatte. Wie eine Ironie des Schicksals nimmt sich daneben die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den Ministerpräsidenten Rudini aus, als er im Frühjahr 1892 den Handelsvertrag mit Deutschland im italienischen Parlament zur Annahme gebracht hatte. Während die einen in dem Wunsch nach Wiederherstellung der alten vorteilhaften Beziehungen mit Frankreich liebäugelten, waren andere, die durch die feindliche Wirtschaftspolitik der Schwesternation zu leiden hatten, voll Groll gegen diese. Ich habe das in dem apulischen Weinland erfahren, welches ich nach dem Abschluß des Handelsvertrags mit Deutschland besuchen mußte, um über die Aussichten der Weinausfuhr nach Deutschland zu berichten. Auch der Weinhandel der drei apulischen Provinzen hatte durch den Abbruch der Beziehungen zu Frankreich schwer gelitten. Im allgemeinen wurde die durch den Abbruch der Handelsbeziehungen mit Frankreich in Apulien hervorgerufene Not von der äußersten Linken gegen den Dreibund ausgebeutet. Die Demagogen (Arruffapopoli nennt sie der Italiener sehr bezeichnend) haben es dort verstanden, die auswärtige Politik der Regierungen, besonders Crispis, der dem Verhältnis zu Frankreich eine gewisse Schärfe gegeben hatte, für alle Leiden verantwortlich zu machen, die damals das Volk heimsuchten, und die Wahl des wütigen Irredentisten Matteo Renato Imbriani, der über geringen politischen Verstand, aber über eine Donnerstimme und einen unerschöpflichen Phrasenreichtum verfügte, zum Abgeordneten von Corato hatte ihren Grund nur in der Notlage der apulischen Landwirtschaft. Diese Leute von der äußersten Linken hatten es nicht schwer, das unverständige Volk von Analphabeten gegen die Regierung, deren auswärtige Politik und gegen die Krone selbst aufzuhetzen. Neben den wirtschaftlichen Klagen wußten sie noch ein anderes ergiebiges Element auszubeuten, den Haß gegen den historischen Feind Österreich und in Verbindung damit die Schwärmerei für den Volkshelden Giuseppe Garibaldi und dessen Mitkämpfer. Der Volksheld wurde von diesen Parteien und der mit ihnen verbrüderten Freimaurerei, die mit den französischen Logen in einer engen Verbindung stand, die man schon eher eine Abhängigkeit nennen konnte, planmäßig gegen die Monarchie und gegen die Regierung ausgespielt, und die Führer der ganzen Unternehmung konnten sicher sein, für alle ihre Kundgebungen dieser Art stets lebhaften Beifall bei der großen Masse des Volkes und Duldung bei den königlichen Behörden zu finden, denn niemand hätte gewagt, irgend etwas zu tun, was als ein Mangel an Achtung und Bewunderung für Garibaldi ausgelegt werden konnte. Mit den Kampfgenossen des Volkshelden wurde ein abgöttischer Kultus getrieben; „Uno dei Mille", einer der

Digitized by Google

Tausend von Marsala, gewesen zu sein, das sicherte jedem Tagedieb die Hochachtung und Bewunderung seiner Zeitgenossen. Da die Zahl von diesen aber immer geringer wurde, so wandte sich die nationale Eitelkeit auf die späteren Garibaldiner, und es genügte, daß einer in den Vogesen gegen die Deutschen mitgekämpft hatte, um ihn zu den Heroen zu rechnen. Mit der Verherrlichung dieser Garibaldinerepigonen war denn immer auch ein feindlicher Hieb gegen das Deutsche Reich und eine ehrfürchtige Verbeugung vor Frankreich verbunden. An die Rockschöße der „Reduci delle patrie battaglie", der Veteranen der Befreiungskämpfe, hingen sich geflissentlich alle Demagogen, Irredentisten und Francophilen, die keine Gelegenheit vorübergehen ließen, um vor dem Palazzo Venezia und der Wohnung des österreichischen Botschafters im Palazzo Chigi zu pfeifen oder noch deutlichere Beweise ihrer unversöhnlichen Feindschaft gegen das Haus Habsburg von sich zu geben. In der Öffentlichkeit redeten sie immer nur von der Pflicht, die unter österreichischer Herrschaft stehenden Länder italienischer Zunge zu erlösen; kam man aber in ihren Stammsitz, der sich im Erdgeschoß eines alten päpstlichen Nepotenpalastes an Piazza Navona, dem Palazzo Orsini-Lancelotti, befand, so entdeckte man dort nicht ohne Staunen, daß der Hauptsaal mit den Wappen sämtlicher unter fremder Herrschaft stehenden italienisch redenden Provinzen geschmückt war, und daß da weder Malta, noch Korsika, Nizza und Savoyen fehlten. Ich habe schon im ersten Jahr meines Aufenthalts in Rom eine Versammlung der Reduci daselbst mitgemacht, worin Vorbereitungen für die zehnjährige Gedenkfeier des Todestages Garibaldis getroffen wurden, und habe dann dieser Feier am Grabe des Helden auf Caprera am 2. Juni 1892 beigewohnt. Einige tausend Menschen aus allen Teilen der Halbinsel und von den Inseln strömten dazu auf dem kleinen Felseiland an der Nordküste Sardiniens zusammen; wir Römer fuhren von Civitavecchia auf einem von der „Navigazione Generale" gestellten Ozeandampfer, der zum Teil indische Bemannung hatte, in einer mondhellen Sommernacht hinüber. Unser Schiff war überfüllt, Garibaldiner, andere Veteranen, Abgeordnete verschiedener Parteien, patriotische Vereine, Zeitungsschreiber, Photographen usw. drängten sich auf Deck und in den Salons, auch der Bildhauer Luigi Bistolfi, dessen Kolossalbüste des Helden vor seinem Wohnhaus auf Caprera damals enthüllt wurde, war zugegen. Es ging hoch her während der Überfahrt, und wir von der Presse wurden freigiebig traktiert; die Reduci delle patrie battaglie machten ihrem Spottnamen „Reduci delle patrie bottiglie" (Überlebende von den vaterländischen Flaschen) alle Ehre. Die Abgeordneten Cavallotti und Barzilai führten das große Wort, es wurde unendlich viel geredet und wenig geschlafen in jener Nacht. Die Gedenkfeier am folgenden Tag an Garibaldis Haus und Grab machte auch auf mich, den Fremden, einen tiefen Eindruck; wie mußte sie erst auf die Landsleute und Mitkämpfer des Volkshelden wirken! Der Schauplatz an sich hatte schon etwas Zauberhaftes: unter strahlender Sommersonne das Fels- und Klippengewirre in dem blau und grün schimmernden Meer, über der Insel ein berauschender Duft von

Digitized by Google

würzigen Blüten, die zwischen den Granitfelsen wuchsen, unter Pinien, Öl- und Lorbeerbäumen um das historische Haus herum ein flammendroter dichter Kranz von Geranien, der weite Umblick nach Norden durch die in zartem Duft stehenden Gebirge Korsikas, nach Süden durch die schroffe, phantastisch geformte Felsküste Sardiniens abgeschlossen. Auf diesem malerischen Hintergrund spielte sich die Erinnerungsfeier ab; der Zug der Rothemden und der vaterländischen Vereine mit fliegenden Fahnen von der Insel Maddalena herüber zwischen Granitfelsen und wilden Myrten unter den erregenden Klängen der Garibaldihymne wirkte mächtig und unvergeßlich. Gerade weil alles Parademäßige und Gezwungene fehlte, weil alles so ganz von selbst aus der inneren Teilnahme heraus sich entwickelte, war der Eindruck mächtig.

Das unnatürliche Bündnis der Rechten unter Rudinis Führung mit der äußersten Linken konnte keinen Bestand haben; dieselben Freunde, die den sizilianischen Marchese gegen Crispi hochgebracht haben, waren auch bestimmt, ihn wieder zu stürzen, sobald sich ein bequemer Anlaß oder Vorwand fand. Er war nur zu bald durch die finanziellen Schwierigkeiten des Staates geboten worden. Rudini und sein Schatzminister Luigi Luzzatti glaubten, dem Staatsschatz mit Ersparnissen und kleinlichen Steuerprojekten helfen zu können. Die von der äußersten Linken verlangte Ersparung durch Abschaffung zweier Armeekorps und weitere Einschränkung der Heeresausgaben konnten sie nicht gewähren, wenn Italien eine Großmacht bleiben sollte. Luzzatti, der mehr ein eitler Professor als ein zielbewußter Politiker war, brachte mit dem Finanzminister Colombo im Frühjahr 1892 eine Vorlage ein, die mit völlig unzureichenden, schwächlichen Mitteln dem Fehlbetrag im Staatshaushalt zu Leibe gehen wollte. Gegen den kläglichen Steuergesetzentwurf (Omnibus nannte die Presse ein solches Gemenge verschiedener kleiner Steuerprojekte), der im Mai 1892 zur Erörterung in der Kammer gelangte, richtete nicht nur der Pressewitz seine erbarmungslosen Pfeile, sondern die Abgeordneten selber ließen kein gutes Haar daran. Das Kabinett Rudini hat es damit den Gegnern recht leicht gemacht, ihm den Todesstoß zu geben; am 5. Mai fiel es über seinen Steueromnibus mit 193 gegnerischen gegen 185 freundliche Stimmen. Die entscheidende sachliche Kritik an der Vorlage hatte der Abgeordnete Giolitti geübt und sich dadurch als den kommenden Mann in den Vordergrund gestellt.

Im Ausland war Giovanni Giolitti bis dahin so gut wie unbekannt; man wußte von ihm nur, daß er im letzten Ministerium Crispi einmal das Schatzamt verwaltet hatte und ausgeschieden war, weil er über die Ausgaben für neue Eisenbahnbauten mit dem Arbeitsminister Finali und dem Ministerpräsidenten in Streit geraten war. Danach war man in Deutschland geneigt, ihn für einen lästigen Nörgler zu halten, wie jeden, der dem großen Crispi, dessen Gestalt alle anderen Politiker Italiens in den Schatten stellte, zuwider gewesen war. In Wirklichkeit hat Giolitti damals im Herbst 1890 gegenüber der Finanza allegra Crispis die Grundsätze einer gesunden und vernünftigen Staatshaushaltung vertreten. Ich hatte von ihm stets und von Anfang an einen günstigen Eindruck

Digitized by Google

als eines ernsthaften, nüchternen und zielbewußten Mannes, der ohne äußeren Aufputz und Blendwerk sicher seinen Weg geht. Er galt mir als Piemontese und ehemaliger Beamter im Gegensatz zu den zahlreichen Berufs- und Geschäftspolitikern des mittleren und südlichen Italiens für einen zuverlässigen Leiter der italienischen Geschicke. Ich erinnere mich, meine hohe Meinung von ihm in der ersten Unterredung, die ich 1892 mit ihm gehabt habe, ihm ganz offen etwa mit den Worten ausgesprochen zu haben, daß nach meiner Überzeugung die Geschicke des Landes für geraume Zeit an den Namen Giolitti geknüpft sein würden. Ebenso erinnere ich mich, daß er dies von mir ganz ehrlich gemeinte Lob sehr kühl und gleichmütig aufgenommen hat. Es ist seltsam, daß ich mit meiner geringen Menschenkenntnis und noch geringeren politischen Begabung von Anfang an diesen Mann richtiger beurteilt habe als die meisten in Deutschland, die Redaktion meiner Zeitung nicht ausgenommen. Angefeindet, geschmäht, verfolgt und verleumdet, dann wieder gepriesen, umschmeichelt und in den Himmel erhoben, zum Teil von denselben Menschen und Organen der öffentlichen Meinung je nach den wechselnden politischen Umständen, muß Giolitti mit der Zeit ein Maß von Menschenverachtung erworben haben, welches es ihm erleichterte, ohne jeglichen Skrupel die passendsten Mittel zu ergreifen, die ihn zu dem gewollten Ziele führen konnten. In einem Lande, wo der Geschäftsparlamentarismus, die Parteisucht und der Eigennutz der Berufspolitiker die üppigsten Blüten treiben, wo die Unredlichkeit und Intrige als roter Faden das parlamentarische Treiben durchziehen, wo es den meisten Volksvertretern nicht darauf ankommt, wie regiert wird, sondern wer regiert, da kann der Redliche, der das Beste des Landes will und über die mannigfachen böswilligen Hemmnisse Herr werden will, nicht immer wählerisch und peinlich in bezug auf die Kampfmittel sein; er würde sonst unfehlbar bald unter die Räder kommen. Der Haß und die üble Nachrede, womit Giolitti jahrelang verfolgt worden ist und die seine Beurteilung auch in Deutschland ungünstig beeinflußt haben, erklären sich zum guten Teil daraus, daß er nicht zur Freimaurerei gehörte und vielmehr die dunkeln Wege dieser mächtigen, gegen die savoyische Monarchie im geheimen arbeitenden Gesellschaft mehr als einmal scharf durchkreuzt hat. Umgekehrt erfreute sich Crispi, der selbst der Massoneria angehörte, wenn nicht ihrer Unterstützung, so doch ihrer nachsichtigen Duldung. Was das bedeutet, haben wir in der grellsten Weise beleuchtet gesehen im Jahre 1914, als es der Massoneria gelang, die gesamte öffentliche Meinung Italiens binnen weniger Monate für den Krieg gegen seine Bundesgenossen zu gewinnen.

Als Giovanni Giolitti im Mai 1892 die Regierung übernahm, war die nächste dringende Aufgabe die Beseitigung des Fehlbetrags im Staatshaushalt; hier waren die Sünden der Vorgänger wieder gutzumachen. Erschwert wurde diese Aufgabe durch die allgemeine wirtschaftliche Notlage. Giolitti, der seit 1869 im Finanzministerium als Beamter gearbeitet hatte, kannte und erkannte die Schwächen des italienischen Finanz- und Steuerwesens; er sah ein, daß die ungerechte Verteilung der Lasten, die Schonung der Besitzenden und

Digitized by Google

Bedrückung der Unbemittelten eines der charakteristischen Merkmale des italienischen Steuersystems war. Er pflegte zu sagen, die Besteuerung sei progressiv „a rovescio", im umgekehrten Sinne, indem einer desto mehr verhältnismäßig besteuert werde, je weniger er besitze. Sein Ziel auf diesem Gebiet war daher die Einführung der progressiven Einkommensteuer, die gerade um jene Zeit in Preußen sich glänzend zu bewähren begann. Daß es zur Durchführung einer solchen Reform, die ihr schwerstes Hindernis in der Selbstsucht der herrschenden Klassen fand, vor allem einer durchaus gefügigen Kammer bedurfte, verhehlte sich Giolitti nicht im geringsten, ebensowenig, wie er sich einer Täuschung darüber hingab, daß er mit der auf Crispi eingeschworenen und doch von diesem abgefallenen Volksvertretung nicht weit kommen würde, auch wenn er sich auf das bescheidenste Regierungsprogramm beschränkte. Eine irgendwie gedeihliche gesetzgeberische Arbeit erschien überhaupt unmöglich, solange die äußerste Linke trotz ihrer ziffermäßigen Schwäche imstande war, durch ihre unruhige Opposition um jeden Preis die parlamentarischen Wässer zu trüben. Er nahm daher den Auftrag zur Kabinettsbildung nur an mit der Zustimmung der Krone zu Neuwahlen. Als er am 26. Mai ein Vertrauensvotum mit nur 169 gegen 160 Stimmen erhalten hatte, war es ohnedies sonnenklar, daß auf die Kammer, die in anderthalb Jahren schon zwei Ministerien gestürzt hatte, kein Verlaß sein konnte. Er verlangte daher von ihr die Bewilligung eines vorläufigen Budgets für sechs Monate und kündigte ihr damit die nahe Auflösung und Neuwahlen an. Bei diesen Neuwahlen, die mit Ende des Herbstes 1892 stattfanden, suchte er mit Rücksicht auf die Zusammensetzung seines Kabinetts eine einheitliche Mehrheit von der liberalen Linken zu erhalten und die Ruhestörer der äußersten Linken nach Möglichkeit auszuschließen, wenigstens ihre gefährlichsten Häupter zu beseitigen. Zugleich wollte er aber mit der Betonung des linksliberalen Charakters seiner Regierung diejenigen Elemente der radikalen Gruppen, die dazu geneigt sein mochten, auf den Boden der konstitutionellen Monarchie hinüberzutreten, an sich ziehen. Die Aufreibung der antimonarchischen, dreibundfeindlichen und irredentistischen Gruppen der Kammer war das Ziel, worauf er mit Bewußtsein und Tatkraft hinstrebte. Er hat sich in den ersten Monaten mir gegenüber einmal offen und klar darüber ausgesprochen, indem er mit der ihm eigenen nüchternen Knappheit der Ausdrucksweise erklärte, es käme ihm darauf an, durch seine gesamte Politik möglichst viele von den noch widerstrebenden und schmollenden Elementen der Linken mit der Monarchie auszusöhnen. Dieses Programm in innerpolitischer Hinsicht, welches er von da an, so oft er an die Regierung kam, nie aus dem Auge verloren hat, rechtfertigt allein schon das Vertrauen, das ihm König Humbert wie dessen Sohn entgegengebracht haben. Auch auf der rechten Seite der Kammer suchte Giolitti sich skrupelloser Nörgler und Quertreiber in den Neuwahlen zu entledigen, wie z. B. des vielgenannten Bonghi, der durch sein andauerndes Liebäugeln mit Frankreich wie durch sein auf Augenblickserfolge abzielendes, von festen Grundsätzen freies parlamentarisches Auftreten den revolutionären

Digitized by Google

Parteien willkommenen Vorschub leistete. Bei den Neuwahlen wurde natürlich auch die auswärtige Politik, die Zugehörigkeit Italiens zum deutsch-österreichischen Bündnis in die Erörterung gezogen; in den vorausgehenden Monaten waren auf diesem Gebiet zwei größere öffentliche Kundgebungen erfolgt: der Besuch des italienischen Königspaars in Berlin am Ende Juni und gewissermaßen als Antwort der Schwesterrepublik darauf der Besuch eines französischen Geschwaders zur Kolumbusfeier in Genua zu Anfang September. Die im Vorjahr durch das Ministerium Rudini erfolgte Erneuerung des Dreibunds wurde von der äußersten Linken während des Wahlkampfs arg getadelt, und zur Verblüffung aller Verehrer Crispis nördlich der Alpen leistete dieser selbst ihnen Beihilfe, indem er vor seinen Wählern in Palermo am 20. November die durch Rudini vollzogene Verlängerung des Bündnisses als überstürzt tadelte und die in seinem Munde recht seltsam klingende Erklärung abgab, Italien sei das Land, welches unter dem Dreibund am meisten leide. Das war der Mann der „sicheren Beziehungen"! Die Neuwahlen verschafften dem Ministerium Giolitti, und damit auch der auswärtigen Politik, eine starke Mehrheit in der Kammer und verschlossen einigen hervorragend unbequemen Widersachern von der äußersten Linken den Rückweg nach Montecitorio, wenigstens bis zu den späteren Ersatzwahlen: sowohl Imbriani als Cavallotti fielen in ihren Wahlkreisen gegen Regierungskandidaten durch, was einstweilen etwas mehr Ruhe in die Verhandlungen der Deputiertenkammer brachte, aber auch dem verantwortlichen Leiter dieser für die Radikalen nahezu vernichtenden Neuwahlen den unversöhnlichen Haß aller von der Niederlage Betroffenen eintrug. So bildete sich sofort nach dieser für die Regierung erfolgreichen Neuwahl eine erbitterte Gegnerschaft gegen den Ministerpräsidenten, die mit zunehmender Heftigkeit unter Anwendung aller erdenklichen Mittel den Kampf gegen ihn führte, in der Presse, in Versammlungen wie im Parlament. Die äußerste Linke warf ihm eine skrupellose Wahlmache vor, was in Italien die Unterlegenen immer zu tun pflegen, obschon sie alle in der Anwendung der Mittel im Wahlkampf keinerlei Bedenken kannten. Sie suchten auch dadurch das Ansehen Giolittis herabzusetzen, daß sie daran erinnerten, er habe als junger Mann, statt die Waffen für die Befreiung des Vaterlandes zu ergreifen, hinter dem Ofen gesessen und nur an sein Vorankommen in der Beamtenlaufbahn gedacht; sein Hervorgehen aus der Verwaltung war für viele Berufs- und Geschäftspolitiker allein schon ein Grund zur Abneigung gegen ihn, um so mehr, als er mit seinen strengen, im Staatsdienst erworbenen Grundsätzen der parlamentarischen Günstlingswirtschaft, wie sie vornehmlich von den Meridionalen, den Abgeordneten des Südens, zum System erhoben worden war, keine Zugeständnisse zu machen geneigt war. Der Anhang Crispis war ihm zum großen Teil von vornherein feindlich, weil er nicht mit Unrecht fürchtete, daß dieser neue Mann der Wiederkehr ihres Herrn und Meisters den Weg versperren möchte. Obgleich Giolitti in den parlamentarischen Verhandlungen mit kräftigen Worten für die Dreibundspolitik eintrat, wozu Rudini aus

Digitized by Google

Rücksichten auf die Radikalen nicht den Mut gefunden hatte, fand er doch bei den Crispinern keine Unterstützung, eine Erscheinung, die durch die oben erwähnte Rede Crispis grell beleuchtet wird. Vielen Volksvertretern kam es eben nicht darauf an, wie regiert wurde, sondern wer regierte; es mußte jemand sein, dessen Freundschaft und Wohlwollen sich ausmünzen ließ. Für die auf den Schein sehenden Politiker fehlte dem neuen Ministerpräsidenten auch etwas Wesentliches, was ihn augenfällig von Crispi unterschied: er war in allem einfach und nüchtern, liebte weder die großen blendenden Worte, noch sonstigen Prunk im Auftreten, wie man es von Crispi her gewohnt war, der aus seiner sizilianischen Heimat einen starken Hang zum „Spagnolismo", zum großartigen Auftreten, mitgebracht hatte. Wie Giolitti selber in seinem Äußeren und seinen Lebensgewohnheiten die verkörperte Schlichtheit war (die Witzpresse pflegte ihn wegen seines langen schwarzen Überrocks als „palamidone" zu verspotten), so machte sein gesamtes Kabinett einen einfachen bürgerlichen Eindruck. Wenn man diese Minister in ihren Wohnungen besuchte, staunte man über die an Dürftigkeit grenzende Nüchternheit der Umgebung, in der sie lebten und arbeiteten. Ich sehe noch den früh verstorbenen Finanzminister Elena vor mir, einen um den Handelsvertrag mit Deutschland sehr verdienten Mann, der als einer der wenigen italienischen Politiker deutsche Verhältnisse kannte, wie er in seiner bescheidenen Erdgeschoßwohnung, in die kein Sonnenstrahl hineindrang, mich empfing; nach seinem schlichten grauen Rock und dem schwarzen Hauskäppchen hätte man ihn für einen Volksschullehrer halten können. Ein einfacher, verständiger Mann, der sich anspruchslos gab, wie er war, ist auch der Minister des Auswärtigen, Benedetto Brin, gewesen, der sich zuvor um die italienische Flotte hervorragende Verdienste erworben hatte. Brin hatte einen Kabinettschef, der gleich ihm ein warmer Freund Deutschlands war, den Commendatore Pavarino, der in Erlangen studiert hatte, das Deutsche vollkommen beherrschte, das Münchener Bier trotz einem Eingeborenen liebte und mir jahrelang stets mit ausnehmender Freundlichkeit, hinter der kein Falsch steckte, entgegengekommen ist. Pavarino war daher auch auf der deutschen Botschaft sehr gerne gesehen und freute sich immer, wenn er dort geladen war und mit uns deutsch plaudern konnte. Mit solchen Männern an der Spitze und in der Umgebung der Minister mußten wir in Rom tätigen deutschen Journalisten die feste Überzeugung gewinnen, daß der Bund mit Italien auf absehbare Zeit befestigt und gesichert war. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Sixtinische Madonna

Von

Friedrich v. Duhn

„Platz da für den großen Raffael!“ rief August III. und stieß mit eigener Hand den eigenen Thronsessel zur Seite, damit die neuerworbene Sixtinische Madonna einen ihrer würdigen Platz und rechtes Licht erhielte. Ein königliches Wort, das dem oft getadelten Fürsten nicht vergessen werden soll. Eine ganze Galerie anderer Gemälde hätte diese Erwerbung nicht aufwiegen können. Mit ihr begann für das Verständnis reiner hoher Kunst auch im französierten Deutschland ein neues Zeitalter. Edle Einfalt und stille Größe, jene von Winckelmann so vorahnend bezeichneten Grundeigenschaften der antiken Kunst, sie fand er wieder in jenem ersten Werke von Raffaels Hand, auf dem das schönheitsdurstende Auge des armen märkischen Schustersohnes ruhen durfte. In seinen Gedanken über die Nachahmung griechischer Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, der feurigen noch in Dresden verfaßten Erstlingsschrift, mit der Winckelmann dem entarteten wilden und dabei gänzlich unselbständig gewordenen Zeitgeschmack den Handschuh hinwarf, predigt er als der erste Deutsche das Lob des neuerworbenen Raffael mit Worten, so weihevoll, wie er sie sonst nur den höchsten Meisterwerken antiker Kunst zu widmen pflegt. Und seit Winckelmanns Tagen ist solches Lob nicht verstummt. Stiller oder lauter klingt es wieder im Herzen eines jeden empfänglichen Besuchers der Dresdener Galerie. Selbst der Verzicht auf den Reiz der Farbe schädigt die Freude an diesem Gemälde für denjenigen, dem das Bild nicht in ganz frischer Erinnerung ist, scheinbar weniger, als bei vielen anderen Werken. Ein guter Stich, eine der großen Photographien setzt uns, so glauben wir wenigstens gerne, gerade bei diesem Bilde leichter in den Stand, die Stimmung an uns nachzuempfinden, die das Herz des Künstlers im Schaffen durchzitterte, zu der den Beschauer seines Werkes zu erheben sein instinktiver Wunsch sein mußte.

„Er machte für die schwarzen Mönche von S. Sisto in Piacenza das Gemälde des Hauptaltars, mit Darstellung der Mutter Gottes mit dem heiligen Sixtus und der heiligen Barbara, ein in der Tat ungemein hervorragendes und einzigartiges Werk.“ Diese Worte Vasaris sind die einzige Nachricht über die Entstehung der Sixtinischen Madonna, die auf uns gekommen ist. Keine Zahlungsanweisung oder Quittung klärt uns auf über die näheren Umstände oder über den Zeitpunkt dieser Schöpfung, keine noch so flüchtige Handzeichnung weist uns den Weg, auf welchem Raffael zur endgültigen Gestaltung seines Werkes gekommen ist. Es steht in großem Schweigen vor uns. Wir müssen es selbst zum Reden bringen.

Die dem heiligen Papst Sixtus, d. h. wohl dem zweiten seines Namens, geweihte Benediktinerkirche in Piacenza ist der letzte große öffentliche Bau,

Digitized by Google

von Vignolas unvollendet gebliebenem Herzogspalast der Farnese abgesehen, der sich in Piacenza erhob, einer im Mittelalter blühenden und bauluſtigen Stadt, die jedoch beim Beginn der neuen Zeit bereits anfing, langsam zurückzugehen. Um die Zeit, wo die letzte große Erweiterung von S. Sisto begonnen wurde, waren die Piacentiner jedoch jeder baulichen oder sonstigen künstlerischen Hebung ihrer Stadt noch sehr zugetan. Hegten sie doch sogar den Wunsch, ihrem prachtliebenden Nachbarn, dem Herzog Lodovico Sforza, genannt il Moro von Mailand, keinen geringeren als Lionardo da Vinci zeitweilig abspenstig zu machen, um ein großes öffentliches Denkmal von diesem damals unbestritten ersten Künstler Italiens errichten zu lassen. Wir besitzen noch einen originellen Brief Lionardos, worin er mit selbstbewußten Worten den Piacentinern ihren Kostenanschlag derartig zurechtrückt, daß aus dem schönen Plan nichts werden konnte. Was ihnen mit dem Größten der Großen, mit Lionardo, nicht glückte, das erreichten sie in anderer Gestalt von Raffael. Bis 1753 war Piacenza ein regelmäßiger Halteplatz aller künstlerisch empfänglichen Welschlandpilger, welche kamen, jenes Altargemälde in S. Sisto zu bewundern. 1499—1511 wurde an der Erweiterung der Kirche gebaut, wahrscheinlich unter Leitung Bernardo Zuccagnis. Eine gewisse Ähnlichkeit mit Mailänder Bauten jener Zeit, namentlich mit der zur Grabkirche der Sforzas von Bramante erweiterten Kirche S. Maria delle Grazie ist vorhanden, so daß die Tradition vielleicht recht haben kann, welche ihn, den großen Landsmann und Gönner Raffaels, der bis zu jener Zeit im benachbarten Mailand weilte, mit gewissen Bauideen in S. Sisto in Verbindung bringt. Besonders an die klassischen harmonischen Verhältnisse Bramantischer Bauten wird man im schönen Chor von S. Sisto erinnert, einem rechteckigen Raum, in feinem, noch keuschen Renaissancestil ausgeziert, wie er würdiger nicht gedacht werden kann, um den Hochaltar mit Raffaels Madonna zu umschließen. Reichliches Licht fällt durch die Fenster der Nordseite auf den Altar, das Licht, auf welches die Sixtina berechnet, für das sie gemalt ist. Somit gehört noch heute Piacenza und die Kirche von S. Sisto zu den Orten, an welchen jeder Verehrer Raffaels Halt machen sollte. Leider hat im Jahre 1698 der Benediktinerabt Prospero Cremonesi sich an Raffael arg versündigt, indem er den alten einfach schönen Renaissancerahmen des Gemäldes durch eine gutgemeinte, aber üppig überladene, übermäßig breite und hohe vergoldete Barockumrahmung ersetzte, die das Bild erdrückte. Überdies scheint das Gemälde bei dieser Gelegenheit oben umgeschlagen zu sein, um so besser in den neuen Rahmen zu passen und wurde überhöht durch einen lünettenartigen Abschluß mit zwei schwebenden Engeln. Auch wurde es bei der Umhängung vom Altar weg an die Abschlußwand des Chors bedeutend mehr in die Höhe gerückt — früher stand es dicht über dem Altar —, so daß es verhältnismäßig klein erscheinen mußte. So stellt es sich wenigstens heutzutage dar in der braven, in der Originalgröße 25 Jahre früher ausgeführten Kopie Avanzinis, welche König August in Piacenza selbst durch seinen Unterhändler Bianconi erwerben und vertragsmäßig am alten Platz

Digitized by Google

aufstellen ließ, bevor er das Originalgemälde für den Preis von 12 000 Zechinen = 24000 Scudi romani, d. h. 50 000 Mark sein eigen nennen durfte. Der schuldige Abt Caracciolo, dem Namen nach ein Neapolitaner, erhielt ein Extradouceur von 1000 Zechinen. Papst Benedikt XIV. erlaubte den Mönchen den Verkauf. An dieser Tatsache zerschellte der Widerspruch des warm empfindenden trefflichen Presidente del Consiglio, des Conte Alberto Scribani Rossi, ja auch derjenige des Landesherrn selbst, des Herzogs Philipp von Parma, der zuerst die Ausfuhr verweigerte, sich jedoch erneuten Vorstellungen Augusts fügte. Der Landesherr verlangte vom Grafen Rossi eine Preisschätzung des Bildes. Der Graf antwortete: „Circa il valore dell' istessa tavola io non saprei altra cosa dire, se non che la si vale tanto quanto si vuole, purchè siavi chi volendo la possa pagare. Insomma non ha prezzo alcuno . . . Il prezzo è apporentemente grandioso, ma sempre inferiore ed inadeguato alla marcate qualità della somma rarità dell' opera dell' autore." Zerschellen würde ebenso an diesen Rechtstatsachen der originelle Gedanke einiger italienischer Annexionisten, die Sixtinische Madonna als einstigen „Kunstraub" nunmehr Italien zurückzugewinnen.

Der Umbau der Kirche war 1511 vollendet. Nunmehr handelte es sich um ihre Ausschmückung. Der vornehmste und zugleich für den Kultus wesentlichste Schmuck war das Gemälde für den Hauptaltar, auf dem der heilige Schutzpatron der Kirche, S. Sixtus, und die mit ihm in derselben Kirche verehrte heilige Barbara zur Darstellung kommen mußten: waren sie doch an dieser Stätte die naturgemäßen Vertreter der irdischen Gläubigen bei der Gottesmutter und ihrem Sohn. Einige Jahre mögen über Ausführung des von Raffael übernommenen Auftrages vergangen sein. Denn bis 1515 hat er seine Tafelgemälde ausschließlich auf Holz gemalt. Erst um jenes Jahr und in der Folgezeit verwendet er auch Leinwand als Untergrund, zuerst über Holz gespannt, alsdann auch frei. Der Weltruhm von Raffaels Gemälden hatte begonnen: die Leinwand erleichterte die Versendungsmöglichkeit. So ist datierbar eines der ersten das Porträt des mit Raffael befreundeten urbinatischen Hofmanns Baldassare Castiglione, jetzt im Louvre. Ein köstliches Bild, durch seine leichte feine Farbenbehandlung und den silbergrauen Grundton der Sixtina besonders nahe verwandt. In diesen Jahren, vielleicht auch etwas später, muß auch die Sixtina entstanden sein. Damals war Raffael auf der Höhe seines Ruhmes. Von den Monumentalmalereien im Vatikan waren die Stanza della Segnatura und di Eliodoro vollendet, ebenso die Kartons zu den Teppichen. Fürstliche und private Aufträge drängten sich derartig, daß die hervorragendsten Fürsten jahrelang warten mußten, schließlich mitunter nichts erhielten. Nur durch Zuhilfenahme zahlreicher jüngerer Maler wurde in eben diesen Jahren ihm nicht bloß die Ausführung solcher privater Aufträge, sondern selbst der Arbeiten für seinen unmittelbaren Arbeitsherrn, den Papst, möglich. Schon in der Stanza di Eliodoro und bei den Teppichkartons, mehr noch in dem schon im Sommer 1514 begonnenen Speisesaal des Papstes, der

Digitized by Google

Stanza dell' Incendio, und den Loggien zeigen sich überall die hilfreichen, aber untergeordneten Schülerhände. Seit Sommer 1514 war Raffael tatsächlich, seit August 1515 auch der Form nach Bramantes Nachfolger als Baumeister von S. Peter — damals keine Sinekure! Wir begreifen, weshalb Raffael in seinen ganzen römischen Jahren nur zweimal, von Piacenza abgesehen, dazu kam, für auswärtige Kirchen Altarbilder zu malen, nämlich für Neapel die Madonna mit dem Fisch, für Palermo die Kreuztragung, beide Gemälde jetzt in Madrid. Und am zweiten dieser Bilder, 1516 entstanden, hat Schülerhand die Ausführung zum wesentlichen besorgen müssen. Die Sixtina dagegen, darin stimmen alle Sachverständigen überein, ist ganz und ausschließlich von des Meisters eigener Hand gemalt. Welches gnädige Geschick mag den Mönchen des fernen von Raffael nie gesehenen Piacenza solch ein Glück in den Schoß gespielt haben? Gerne wüßten wir's. Wissen können wir es aber nicht mehr. Hätte Vasari, 30 Jahre nachher und persönlich in Piacenza gewesen, etwas darüber erfahren können, sicher hätte er es uns verraten. Ebensowenig vermochte der sorgsame Lokalhistoriker Passero gegen Ende des Jahrhunderts noch etwas über den Auftrag und Erwerb festzustellen. Vielleicht hat Bramante den Mönchen Mut gemacht, sich an seinen jüngeren Landsmann zu wenden. Ihm, dem er all sein römisches Glück verdankte, konnte Raffael nicht leicht eine fürsprechende Bitte abschlagen. Vielleicht war es der Bologneser Kardinal del Monte, Kardinal von S. Sisto und nachweislich mit Raffael befreundet — wir tappen im Dunkeln und suchen besser nicht weiter, um nicht zu straucheln. Genug, daß Raffael, vom Gegenstand hingerissen, mit raschem Pinsel dem Fluge seines Gedankens folgend, uns ein Meisterwerk geschaffen hat, das alle Kunstmoden, Sezessionen und Wiedervereinigungen, Impressionisten und Expressionisten überleben wird, das allen Herzen, nicht bloß italienischen, verständlich ist, zu allen seine eigene hohe Sprache noch heute redet und noch nach Jahrhunderten reden wird und die Menschheit erheben über das vergängliche Alltagstreiben des Heute und Morgen, über alles Leid, alle Not der Gegenwart, sie nötigen wird, stille zu stehen und die großen ernsten Kinderaugen des Stifters unserer Religion auf sich ruhen zu lassen, jene Augen, die immer wieder mit stummer Frage stumme Antwort heischen.

Der Vorhang hinter dem Altar ist zurückgezogen. Geöffnet ist dem gläubig Anbetenden der Himmel, aus dessen goldigem Glanz sie hervorschreitet, die schönste aller Mütter, mit leichtem Tritt die Wolken nur berührend. Überirdisch ist ihre Erscheinung. Denn sie trägt ein himmlisches Kind. Aber sie tritt hinein in die Wirklichkeit dieser Welt, deren Licht sie bescheint, deren von unten herauf wehende Lüfte ihre Gewandung unten umschlagen oder zurücktreiben, ihren Schleier oben bauschen. Es ist, als ob eine leichte Wendung nach vorne unmittelbar vorhergegangen wäre, und die Mutter, die eben den rechten Fuß vorsetzt, nunmehr auch das vom Mantel umschlungene göttliche Kind etwas nach vorn nähme, um es der Welt zu zeigen. Volles, von links oben kommendes Licht fällt auf das Kind, auf Brust und Antlitz der Mutter, von der

Digitized by Google

das gebauschte Gewand zurückweicht, um durch den tiefen Schatten das Hervortreten des beleuchteten Oberkörpers noch wirksamer zu betonen und durch das Kind auf der einen Seite der anderen ein optisches Gegengewicht zu verleihen. Auch in der unteren Körperhälfte drückt sich das leichte Streben nach links aus, als Folge einer vorhergegangenen Bewegung der ganzen Gestalt von rechts hervor. Entsprechend dem vorgesetzten rechten Standbein weicht der vom Kleid niederfallende Mantel leicht nach links aus, der linke Oberschenkel ihres nachgezogenen linken Beines nähert sich dem rechten Bein. Diese Annäherung wird, der leichten Schrittbewegung entsprechend, begleitet von einer Vorwärtsschiebung, so daß helles volles Licht gerade diese und fast ausschließlich diese Partie des Unterkörpers trifft, wodurch dieselbe noch mehr ins Auge fällt, nicht ohne feine und besondere Absicht, wie wir sogleich gewahren werden. Das bis jetzt geschilderte Bewegungsmotiv klingt aus in dem rechts niederfallenden und von der Kniehöhe abwärts durch den Luftzug leicht aufgetriebenen Mantel, dessen Umriß und schwerer Farbenton vortrefflich benutzt ist zur optischen Vervollständigung eines harmonischen Ganzen auch der unteren Körperhälfte. Wollte man das ganze Gemälde durch eine Vertikallinie in zwei gleiche Hälften zerlegen, so würde solches Lot genau durch das vorgesetzte, scharf beleuchtete linke Knie der Madonna gehen und bis zum Schoß der hell markierten Linie des linken Oberschenkels folgen, alsdann aufwärts gehend das Antlitz noch fast ganz der vom Beschauer aus linken Seite zuweisen, indem die Linie durch den äußeren Winkel des linken Auges geht. Andererseits, vom linken Knie abwärts, schneidet sie durch den vorgesetzten rechten Fuß, den sie an der Spitze der großen Zehe verläßt. Zwischen der steifen unbeweglichen Ruhe so mancher früherer Gestalten und der vielfach übermäßig bewegten späteren Madonnen hält somit auch das Bewegungsmotiv der Raffaelischen Madonna die richtige Mitte. Durch die Schrittstellung und die einseitige Belastung wird eine Abweichung von der Vertikale in völlig ungezwungener Weise herbeigeführt und eine Leichtigkeit und Natürlichkeit des Standes erzielt, wie in der antiken Kunst etwa der Hermes des Praxiteles ihn so vorgeführt hat. Einen besonderen Reiz verleiht noch dem Aufbau und Bewegungsmotiv der Madonna die leichte Wendung aus der bis dahin von ihr befolgten Richtung von rechts her in die Frontstellung, eine Viertelsdrehung um ihre eigene Achse, die gleichzeitig einer Verlangsamung ihres Schrittes, ja einem freilich nur ganz momentanen Innehalten die natürlichste Möglichkeit zu bieten scheint. Einlenken muß sie gewissermaßen in den schmalen, ihr zum Durchpassieren gebliebenen Zwischenraum zwischen Papst und Barbara, da in der Gestalt des knienden Papstes sich ihrem Fortschreiten in der früheren Richtung ein Hindernis in den Weg stellt. Während sie somit im Begriff war, die Mittellinie im Gemälde nach links hin zu überschreiten, näherte sie sich dem Papst, der als ihres göttlichen Kindes Stellvertreter auf Erden am ersten das Recht hat, ihr in den Weg zu treten und demutsvoll kniend sein Anliegen vorzubringen, die seiner einstigen irdischen Obhut unterstellten Gläubigen ihrem himmlischen Schutze zu empfehlen.

Digitized by Google

Auf früheren Altarbildern ähnlichen Gegenstandes, darunter auch manchen von Raffaels Hand, finden wir die Gottesmutter in irdische Umgebung herabgerückt. Sie thront einer irdischen Fürstin vergleichbar auf einem Prachtsessel, darüber wohl ein Baldachin. Die Heiligen, darunter auch Päpste oder Äbte mit ihren Kronen und Mitren auf dem Haupte, ihren Krummstäben in der Hand, umgeben sie wie der Hofstaat eine Königin, selten nur ihr zugewandt, meist sei es miteinander im Gespräch, sei es den Beschauer anblickend. Trotz allem Bemühen vieler bedeutender Maler durch Zutat musizierender Engel, durch Vertiefung und Vergeistigung des Ausdrucks der umgebenden Gestalten diese Gemälde zu beleben, bleibt das Zeremonielle, Repräsentative diesen Madonnen eigen. Man wird immer wieder an den Ursprung solcher Schöpfungen aus der Analogie irdischer, fürstlicher Aufmachung erinnert, empfindet diesen fürstlichen Aufputz als unwahr, weil mit der biblischen Einfalt der Zimmermannsgattin aus Nazareth, mit der Kindlichkeit ihres Söhnchens, nicht im Einklang. Noch peinlicher wird die Empfindung, wenn das Kind altklug die Hand zum Segen erhebt und ein Zug wie von Blasiertheit eines jungen Prinzchens über ihn kommt. Ja, eine Art Mitleid mit der steifen, zur Darstellung zwangsmäßiger Würde verurteilten Gruppe von Mutter und Kind bemächtigt sich des Beschauers. Denn wenn auch eine irdisch-menschliche Annäherung zwischen beiden von natürlich empfindenden Künstlern vielfach angestrebt wird, so verbietet doch das Äußere der Umgebung jenes Bild inniger Herzlichkeit, das nun einmal zu Thronsessel und Baldachin nicht paßt. Tritt nun gar noch, wie z. B. auf Raffaels Bild für die Nonnen von S. Antonio in Perugia, der kleine Johannesknabe hinzu, um dem einsamen Christusknäbchen einen Spielgenossen zu schaffen, dann wird der auf hohem Sockel sich erhebende Thron völlig lästig, und man fürchtet unwillkürlich die gefährlichen Folgen einer Begrüßung oder gar gemeinsamen Spiels für das Gleichgewicht der Gruppe auf so hohem Gerüst.

Was war da naheliegender, als die Madonna, doch einmal durch die irdische Umgebung ihrem himmlischen Reiche so gründlich entrückt, nunmehr ganz von ihrem Thron herabsteigen zu lassen und sie mit ihrem Kinde und seinem Spielgenossen etwa auf eine grüne Wiese zu versetzen! Diesen Schritt tat Raffael in seinen Florentiner Jugendtagen. Seine Madonnen im Grünen und ihre zahlreichen Verwandten, bis in die römische Zeit hinein, lassen sich so gern durch das kindliche Spiel der beiden Knaben in der Lektüre ihres Andachtsbuches unterbrechen, spielen selbst mit, ergeben sich der stillen Freude über das eben vom Schlaf erwachte Kind, drücken es herzend an sich, freuen sich ihres vollen hellen Mutterglücks. Aus dem zeremoniellen Andachtsbild, das auf brennende Altarkerzen, auf inbrünstige Beter und Beterinnen herabschaut, war in der fröhlichen heiteren Luft von Florenz ein Familienstück, ein Genrebild, geworden. Mit der wirklich porträthaften Wiedergabe eines wenn auch veredelten Modells war dann der letzte Schritt getan: die himmlische Jungfrau wandelte wieder völlig auf Erden, nicht in Bethlehem oder

Digitized by Google

Nazareth, sondern auf den Frühlingswiesen und Hügeln des lachenden Arnotals.

Solche Schöpfungen waren natürlich zunächst nicht für Kirchenaltäre bestimmt. Aber manchen Hausaltar mochten sie in ähnlicher Weise schmücken, wie früher die liebenswürdigen farbigen Reliefs der Robbia oder anderer Florentiner Bildner. Im Innern des Privathauses mochten auch die Heiligen sich leichter zu Hause fühlen. Aber nicht vergessen war die gewaltige Bewegung Savonarolas und seine ernste Lehre. Auch Raffael erkannte und ehrte das Große in ihr und huldigte noch in Rom dem fanatischen Prediger in der Wüste durch Einfügung seines Bildes in die Heiligen der Disputa. Noch in seiner letzten Florentiner Zeit entstanden für Kirchen bestimmte Altarbilder von ihm, aufgebaut wie die früheren. Aber der neue Geist läßt sich nicht mehr unterdrücken. Mochten manche die weltliche Art derselben tadeln, mochte der Künstler selbst den Widerspruch empfinden: überall schaut sie doch hindurch. Die Zeit jener Zeremonienbilder war vorüber. Gerade das Immer-seltenerwerden der Nachzügler zeigt das.

In Rom wurde Raffael Haus- und Hofmaler des Papstes. Wie alle, die mit der Santa Bottega in Beziehung traten, wurde auch er ihren Zwecken dienstbar und mußte das empfinden, empfinden natürlich, wie ein Raffael empfindet. Trotz aller Weltlichkeiten links und rechts war Julius II. doch ein großer Papst. Seine hohe Auffassung von der Majestät des Papsttums, nicht der Person, sondern der Einrichtung als solcher, mußte sich jedem mitteilen, der unter dem urmittelbaren Bann seiner Persönlichkeit stand. Die Madonnen im Grünen und andere mehr genrehaften Darstellungen der heiligen Familie wurden seltener, traten zurück, wie die Florentiner Jugenderinnerungen und Jugendzeiten überhaupt. Das schmale, noch mädchenhafte zartkolorierte Madonnenideal seiner Florentiner Periode weicht dem vollen plastischen, kräftig getönten römischen Frauenbildnis, wie die Anmut der Florentiner Hügellandschaft der großartigen weitumgrenzten Majestät der Campagna Roms. Die Mutter Christi erhebt sich wieder vom Boden der blumigen Wiese. Ein Sessel nimmt sie wieder auf, aber einer, wie auch Alltagsmenschen ihn benutzen. Nicht mehr bloß sich selbst und ihrem Kinde lebt sie, sondern zur Freude und Andacht der Beschauer ist sie geschaffen, die, vor sie tretend, ihr Herz mit der Empfindung füllen sollen, in ihr und ihrem Kinde Urbilder schönster Menschlichkeit, wie nur Gott sie schaffen kann, vor Augen zu haben, Urbilder aber, die nicht unnahbar streng dem gequälten Menschenherzen gegenüberstehen, sondern es vertrauensvoll sich nahen lassen, ihre göttliche Hilfe durch Blick und Gebärde ihm zusichern. So tritt an Stelle der Madonnen im Grünen die Madonna della Sedia, an Stelle der Madonna Ansidei die Madonna in Madrid, welche dem vor ihr sein Knie beugenden Tobias Heilung seines Vaters verheißt.

Unter den Mauern von Vatikan und St. Peter vollzog sich diese Wandlung im Verhältnis des Künstlers gegenüber dem Lieblingsgegenstande seiner

Digitized by Google

Malerei. Es war ein völlig in der Richtung dieser Bewegung liegender Schritt, wenn er sich entschloß, Mutter und Kind noch mehr über die irdische Sphäre emporzuheben, indem er dem Auge des Gläubigen den Zutritt zum Himmel selbst öffnete. So zeigt uns die 1512 oder 1513 beendete Madonna di Foligno zum erstenmal die Mutter mit dem Kinde in den Wolken, schützend schwebend über der Stadt Foligno und insbesondere dem Hause des Stifters Sigismondo Conti, der im Vordergrunde inbrünstig dankend kniet, während Hieronymus, Franziskus und Johannes in Erfüllung ihres Heiligenberufs jene Vermittlung zwischen Himmel und Erde tatsächlich übernehmen, die wir auf den früheren Andachtsbildern, den Sante Conversazioni, wo sie zu beiden Seiten des Madonnenthrons sich gruppieren, nur stillschweigend voraussetzen.

Noch einen Schritt weiter führt uns die Sixtinische Madonna. Die Erde ist ganz verschwunden, unter uns hinabgesunken, so daß wir, selbst gewissermaßen versetzt in das wogende All des Wolkenmeeres, nicht mehr mit suchendem, sehnendem Auge zum Himmel emporzuschauen brauchen, sondern unmittelbar in ihn hineinzublicken wähnen, uns selbst in die erhabene Gottesnähe emporgerückt und daher auch innerlich gehoben erscheinen. Das ist das Visionäre im Wesen der Sixtinischen Madonna, oft betont, aber nicht immer klar verstanden. Nur wie eine Erinnerung an das Vorhandensein, an die Nähe der Erde ist im Vordergrunde eine einfache, nur als Leiste behandelte Brüstung sichtbar. Auf ihr hat der Papst — und damit komme ich auf die durch unseren historischen Rückblick unterbrochene Beschreibung zurück — seine dreifache Krone zurückgelassen. Ohne dieselbe wäre er dem Beschauer nicht als der heilige Papst kenntlich gewesen, der Jungfrau und dem göttlichen Kinde gegenüber bedurfte es für ihn dieses Kennzeichens nicht, die wußten von vornherein, wer er war. Entblößten Hauptes mußte auch der Papst denen, die noch höher waren, als er, sich nahen. Demutsvoll kniet er vor der Gottesmutter, erhebt seinen Blick zu ihr, offen, glaubensstark, legt die Linke aufs Herz, zur Bezeugung der Inbrunst seiner Empfindung, während die mit kühner, einzigartiger Bewegung seitwärts aus dem Bilde herausgestreckte Rechte, der sprechende Zeigefinger, bekräftigen, daß er nicht für seine eigene Person die Segnung der Himmlischen in Anspruch nimmt, sondern für die gläubige Gemeinde, zu deren Fürsprecher bei der göttlichen Mutter er von Amts wegen bestellt ist. Auch heiliggesprochen, selbst der großen himmlischen Gemeinde angegliedert, vergißt er nicht der Verpflichtung gegenüber den Seinigen, die seine einstmalige irdische Würde ihm auferlegt. „Selig sind, die geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer" kann man auch von ihm sagen. Eine gewisse Beschränktheit in seinen Zügen verträgt sich ganz gut mit der festen Glaubenszuversicht, die sich in ihnen spiegelt: ein Gegensatz, wie er wirkungsvoller nicht gedacht werden kann. Dies keineswegs schöne, etwas struppige, aber durch den Ausdruck hingebender Zuversicht verklärte Alltagsprofil des Papstes, vom Licht getroffen eigentlich nur auf Glatze und Bart, und das ebenmäßige ernste, aber noch von keinen Stürmen berührte Antlitz der Madonna, die himmlisch ruhige Schönheit des Kindes,

Digitized by Google

dessen von je einem Lichtblitz getroffene weitgeöffnete Augen festen Willen und tiefes geistiges Leben verraten, das hinter der hochgewölbten Stirn dem Erwachen entgegenschlummert: das ist ein Gegensatz von größter Macht und Wirkung. Die Gottesmutter hat sich dem bittenden Papst genähert, sie wird durch ihn zu jener leichten Schwenkung, jenem Verzögern ihres Schrittes vielleicht veranlaßt. Dies Verhältnis genügt, um die Wechselwirkung, welche in diesem Augenblick zwischen ihr und dem Papst obwaltet, zu erkennen. Kein Wink, kein Blick von ihrem Auge braucht noch anzudeuten, daß sie die Bitte des Papstes vernommen hat, daß sie sie erhören wird. Denn ihre tatsächliche Gegenwart in der Kirche von S. Sisto zu Piacenza, ihr Vortreten mit dem Kinde auf dem Arm, vorüber am knienden Papst, beweist durch die Tat, daß seine Bitte, kaum ausgesprochen, schon erhört ist.

Dem Papst gegenüber ersteigt auch die heilige Barbara, die zweite Heiligengestalt, welche Wohnrecht in S. Sisto hat, die Höhe des Wolkenpfades, den Maria beschreitet. Sie steigt in die Wolken, wie in einer nachgiebigen Masse, wie man etwa durch vulkanische Asche, durch ein Schneefeld emporsteigt. Ein schönes, sehr glückliches Gegenbild zur Papstfigur, deren Anwesenheit das Gesetz symmetrischer Komposition gebieterisch erforderte. Das eigentümlich kontrastierende Bewegungsmotiv, die sich absichtsvoll kreuzenden Gewandzüge, auch die Farbenabstimmung erinnern so stark an Lionardos Art, seine Gestalten aufzubauen, daß jener Übergang von der umbrischen Freude an reinlicher zeichnerisch und flächig empfundener Kompositionsweise zur Tiefenvorstellung, den Raffaels Florentiner Jahre einleiten, in denen sich in Porträts und Madonnenkompositionen der Einfluß des großen Neuerers Lionardo bei Raffael so vielfach greifen läßt, auch hier noch in seiner unmittelbaren Nachwirkung gespürt wird. Auch koloristisch stehen sich die beiden Gestalten sehr wirkungsvoll gegenüber. Der Papst ist graubärtig, in weißem Untergewande, mit schwerem rotgefüttertem gelb gemaltem Goldmantel, Barbara trägt ein am Halse ausgeschnittenes graues Kleid mit orangefarbenen Puffärmeln, denen ein himmelblaues Mittelstück eingesetzt ist; dazu ein grünes Manteltuch, das sie, von ihrer rechten Schulter getragen, schräg herabfallend umschließt, und ein leichtes durchsichtiges Schleiertuch, das sie, von der Linken festgehalten, lose umgibt. Ihr Haar, blond, wird von einem Diadem zusammengehalten.

Gegenüber den leichteren lichten Farbentönen dieser beiden Nebenfiguren hebt sich Maria mit dem Kinde von dem goldigen Hintergrunde, der sie umfließt, schwer und kräftig ab: koloristisch ein vortrefflicher, fest zusammenhaltender Mittelpunkt. In satten dunklen Tönen ist ihre Gewandung gehalten: blau der Mantel, hochkarminrot das Untergewand, über dem ein durchsichtiges, leicht gemustertes Brusttuch liegt, während der vom Kopf niederfallende geblähte Schleier braun ist. Der Goldton des Hintergrundes geht gegen den Rand zu über in ein reines Himmelblau, aus der klarer noch als aus der Goldstrahlung die vielen lichten Engelköpfchen sich abheben, welche, ein großes unzählbares Gefolge, das königliche Himmelskind und seine Mutter geleiten: nach schönem

Digitized by Google

sinnigem Volksglauben die auf Erden ungeboren oder totgeboren dahingegangenen Kinderchen, denen als Ersatz für ungenossenes Erdenglück die himmlische Gnade verliehen wird, in der Nähe der Gottesmutter und ihres Kindchens zu weilen, sie zu geleiten. Der tiefgrüne Vorhang endlich schließt mit kräftigem Ton einrahmend ab; daß er rechts etwas voller und faltenreicher herabhängt — selbst die Tragstange muß der stärkeren Belastung etwas mehr nachgeben —, ist eine Folge jener leichten Abrückung der Madonna von der strengen Mittellinie, dem Papste zu, deren etwas asymmetrische Wirkung dadurch für das Auge wieder aufgehoben werden sollte.

Doch kehren wir noch einen Augenblick zur Barbara zurück! Hinter ihr wird der Turm sichtbar, ihr Wahr- und Kennzeichen, in dem sie, eine Nikomedische Märtyrerin, von ihrem Vater eingeschlossen, hatte verschmachten müssen. Diese ihre Verbindung mit dem Turm trug ihr bekanntlich die Ehre ein, die Schutzheilige der Artillerie zu werden. Sie will und verlangt nichts anderes, als der Himmelskönigin nahe zu sein. Diese Nähe beseligt sie. Die linke Hand liegt auf der Brust, das Haupt ist zur Seite gewendet, aber die Augen scheinen wie geschlossen; die niedergeschlagenen Lider lassen einen Zweifel aufkommen, ob die Augen wirklich geschlossen sind, oder ob der Blick nur stark gesenkt ist. In diesem wahrscheinlicheren Fall würden auch ihre Gedanken auf der Erde weilen, die sie verlassen hat, in liebender Sorge derer gedenkend, welchen das beseligende Glück solcher Gottesnähe noch nicht zuteil geworden ist.

Eine ganz besonders reizvolle Zutat sind schließlich jene berühmten beiden Engelknaben, die von Barbaras Blick ebenfalls getroffen werden. Auch sie haben ihren besonderen Vorläufer in dem Engel, der im Vordergrunde der Madonna di Foligno auf der Erde steht und eine Tafel vor sich hält. Losgelöst von den himmlischen Heerschaaren, ist er auf die Erde niedergestiegen und bestätigt, indem er selber die Widmungstafel aufnimmt, daß das Gebet des Sigismondo Conti erhört werden wird. Zugleich schafft der Engel zwischen den Seitengruppen eine vortreffliche räumliche Ausfüllung des Vordergrundes und lenkt, indem er sich unmittelbar an den Beschauer des Bildes wendet, dessen Auge wieder abwärts, nachdem sein Blick durch die himmlische Erscheinung der Maria, durch die emporgerichteten Blicke und Gebärden Contis und der drei Heiligen intensiv in die Höhe gezogen worden ist. Erst durch den Engel wird das Auge gewissermaßen zu einem Kreislauf veranlaßt und genötigt, schließlich das Bild in seiner Ganzheit zu erfassen. Und demselben Zweck dienen die köstlichen schalkhaften Engelsjungen der Sixtina. Auch sie haben den großen himmlischen Reigen für einen Augenblick verlassen, sind den Schritten der Mutter Gottes, die auch sie mitumflatterten, vorangeeilt und freuen sich, an jener Brüstung, an der der freie Himmelsraum aufhört, die Erde anfängt, für kurze Zeit ausruhen zu können. Ihre Flügelchen arbeiten noch, um das Gleichgewicht zu halten, da die Füße im leeren All keinen Stützpunkt finden. Der linke Flügel des Engels zur Linken ist zwar unsichtbar geblieben, weil die Anordnung der beiden wesentlich und zweifellos ungünstig

Digitized by Google

hätte verändert werden müssen, wenn er hätte zur Anschauung gebracht werden sollen. Denn schöner, reizvoller hätte die Anordnung nicht sein können. Der jüngere reicht gerade über die Brüstung, hat die beiden gesunden Kinderärmchen so recht behaglich übereinandergeschlagen und sein Kinn darauf gestützt, während der ältere Bruder schon höher emporragt und wie ein schon verständiger Beobachter der himmlischen Dinge sein Kinn in die linke Hand schmiegt, den Ellbogen aufstützt. Beider Augen sind emporgerichtet und zwingen auch den Beschauer, ihrem Blick zu folgen. Ist die Madonna in der Höhe in ihrem Gesichtsfeld erschienen, so werden auch sie ihren Ruheplatz wieder zu verlassen, der Herrin sich wieder anzuschließen haben. Kein Wunder, daß Barbaras Augen — war sie doch auch ein Weib, wenn auch keine Mutter — wohlgefällig zu ruhen scheinen auf diesen beiden himmlischen Prachtbuben. So schließt sich der Kreislauf der optischen Vorstellung in der anmutigsten und wohlabgerundetsten Weise.

Ich habe mich bemüht, den Aufbau, die Komposition des Bildes so klar zu machen, wie es mir möglich ist. Denn nur eine Betrachtungsweise, welche sich bemüht, alle formalen Motive nach ihrer künstlerischen und inhaltlichen Begründung zu verstehen, die überall bei dieser durch und durch gereiften Schöpfung nach dem Warum frägt, ist fruchtbar und führt uns zum Verständnis dessen, was an diesem einzigartigen Werke neu und groß ist. Nur durch eine solche Betrachtung können wir versuchen, trotz des bedauernswerten Mangels aller Handzeichnungen und Vorstudien dem Genius Raffaels einigermaßen gerecht zu werden. Auch Lionardo hat auf das Kunstvollste komponiert, aber wir merken die Kunst, die Mühe, das Zurechtgearbeitete, im Florentiner Epiphaniasbilde so gut wie in der Pariser und Londoner Madonna in der Grotte und im Abendmahl. Raffaels harmonischer Geist hat es verstanden, uns den Einblick in den Schweiß der Arbeit zu ersparen. Uns nur den reinen Genuß an der formvollendeten fertigen Schöpfung zu gewähren, war sein hohes Streben:

Schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.

Das hat er tatsächlich erreicht. Verteilung der Figuren und ihr Aufbau, ihre Bewegung, ihr Ausdruck — alles erscheint so selbstverständlich, als könnte es gar nicht anders sein. Harmonie und Rhythmus sind so vollendet, daß wir an eine intuitive Fähigkeit glauben möchten, die ihm innegewohnt habe, stets, beim ersten Anbeginn der Arbeit, das Richtige mühelos zu finden. Und vielleicht bei keinem Raffaelischen Gemälde möchten mir mehr geneigt sein, uns dieser bequemen aber grundverkehrten Meinung hinzugeben, als bei der Madonna della Sedia und der Sixtinischen Madonna, jenen beiden Gemälden, die eine Sprache reden, welche noch heute jeder Gebildete versteht, ohne Unterschied der Nation oder Konfession, wohl noch auf lange hinaus verstehen wird, trotz aller durch den Weltkrieg heraufbeschworenen Geistesverwirrung, Gemälde,

Digitized by Google

für die daher das so viel gemißbrauchte Wort „klassisch", wenn er „gemeingültig" besagen soll, wirklich einmal anwendbar ist.

Ich komme noch einmal zurück auf die ganz besonders weihevolle Hingabe an seinen hohen Gegenstand, die wir dem Künstler gerade bei diesem Bilde in hervorragendem Grade glauben nachempfinden zu können. Es muß etwas Besonderes, Persönliches gewesen sein, was in jenen so überbeschäftigten Jahren dem Pinsel Raffaels einen so hohen eigenartigen Schwung verliehen hat. Gewiß waren es nicht die ihm fernstehenden schwarzen Mönche von Piacenza, gewiß nicht Rücksicht auf die ihm unbekannte Stadt und Kirche. Weder der wahre Dichter noch der wahre Künstler dichtet oder malt für andere, für die Welt. Das Beste, was er denkt und tut, tut er um seiner selbst willen, weil ihn der Geist treibt, er nicht anders kann, weil er Vorstellungen und Gedankenkreise in eine feste Form bringen muß, um die Seele zu befreien von der Unruhe, welche sie ihr auferlegen.

Wer war das Modell der Sixtina, wer war das Weib, das der große Raffael für würdig hielt, zu einer solchen Himmelskönigin und Gottesmutter erhoben zu werden? Und eine war es. Es war keine „certa idea", von der Raffael einmal spielend schreibt an den Grafen Castiglione, als dieser ihm wegen seiner Galatea Komplimente gemacht hatte und Raffael die Frage nach dem Modell abschnitt mit der Bemerkung, so schöne Weiber seien rar, und fände man keine, so müsse man eben ein Phantasiebild malen. Das Urbild der Sixtina war kein Phantasiebild! Es atmete und lebte, Raffael nahe, ihm lieb und ergeben. Zum hohen Lohn für ihre Treue erhob er sie in den Himmel, verklärte sie, wie nur ein dankbarer Künstler verklären kann, legte ihr, die selbst kein Kind hatte wiegen dürfen, ein Kind in dem Arm von anderer höherer Art, wie andere Kinder. Das bescheidene römische Mädchen, es wurde unter Raffaels Hand „der Mütter Urbild, Königin der Frauen". Woher wissen wir das alles? Woher kennen wir Raffaels Herzensgeheimnisse? Es wäre vielleicht unberechtigte indiskrete Neugier, jenem Urbild nachzuforschen, hätte nicht Raffael selbst uns dazu gewissermaßen aufgefordert durch mehrfache Wiederholung derselben schönen, ruhig lieblichen Züge. Zunächst sei der Magdalena gedacht, der schönen, den Beschauer mit ihren großen Augen gerade anblickenden Gestalt rechts auf dem Bologneser Cäcilienbilde, das um 1515 zur Aufstellung gelangte und ebenfalls auf Leinwand gemalt ist. Schärfer, härter umrissen, irdischer, möchte ich sagen, sind auf jenem Gemälde noch die Züge der Geliebten, als in der Madonna di San Sisto. Die Magdalena ist ein schönes, aber menschliches Modell in Heiligenmaske, die Sixtina ist eine Madonna, welche, um menschlichem Auge verständlich zu werden, von menschlich schöner Gestalt die äußere Form, die Züge entnehmen mußte. Aber wir brauchen uns gar nicht so zwischen Himmel und Erde zu bewegen. Wir besitzen im Palazzo Pitti das köstliche Originalporträt jenes Mädchens in Gestalt der sogenannten Donna velata, auf Leinwand gemalt. Längst vermutete man, das Bild sei von Raffael und stellte das Urbild der Sixtina, vielleicht Raffaels Geliebte,

Digitized by Google

dar. Aber wir wissen es nun auch, schon seit geraumer Zeit. Als Raffael sein frühes Ende herannahen spürte, übergab er die Sorge um das geliebte Mädchen, welches ihm die letzten sechs bis sieben Lebensjahre durch seine stets treue hingebende Gegenwart verschönt hatte, seinem Schüler Baviera, „jenes Mädchen," so sagt Vasari, „welches Raffael liebte bis zu seinem Tode. Und von diesem Mädchen fertigte er ein sehr schönes Porträt, welches das Leben selbst erschien. Dies Gemälde ist jetzt (d. h. um 1550) in Florenz bei Matteo Botti, einem Florentiner Kaufmann". Soweit Vasari. In den Händen der Bottischen Erben wurde das Bild mehrfach gesehen, erwähnt, gepriesen, bis zum Jahre 1619, wo es durch Testament des letzten Botti an Großherzog Cosimo II. von Toskana überging. Das ist die Donna velata des Palazzo Pitti. Ein in der Tat anmutvolles schönes Frauenbild, dessen dunkle Glühaugen und dunkles Haar zur blassen Farbe des Antlitzes einen echt südlichen Gegensatz bilden, der noch gehoben wird durch die lichte Farbe des Seidenkleides und den hellen Schleier über dem Haupt. Diese Augen durften auf denen eines Raffael ruhen. Und wie sie auf ihm ruhten, ihn mit ihrer vollen stillen hingebenden Liebe gefangen hielten, so wollte er, daß ihre Augen noch ruhen sollten auf späten Geschlechtern. „So wie die Sixtinische Madonna vor sich hinblickt, so mag das arme römische Mädchen dreingeschaut haben, als der göttliche, allbewunderte Raffael ihr seine erste Huldigung darbrachte" (Thausing). Keiner der Späteren, die ihre Madonnen in den himmlischen Sphären wandeln ließen und damit Raffaels Bahnen folgten, ich erinnere vor allen an Murillo, hat jenen wunderbaren Zauber wirklicher ungemachter Natur, jene Einfachheit des Sinnes und Innerlichkeit des Empfindens zu erreichen vermocht, die uns aus den über das Wunder ihrer eigenen Erscheinung, ihrer Mutterschaft eines solchen Kindes erstaunten Augen der Mutter entgegenspricht, oder jenen Ausdruck großen Zielen noch unbewußt Entgegengehens in den willensstarken Augen des göttlichen Kindes auch nur annähernd ähnlich darzustellen verstanden.

Selbst Schopenhauers Pessimismus findet sich zurecht mit diesem einzigartigen Bilde, mit diesen Augen:

„Sie trägt zur Welt ihn und er schaut entsetzt
In ihrer Greuel chaotische Verwirrung,
In ihres Tobens wilde Raserei,
In ihres Treibens nie geheilte Torheit,
In ihrer Qualen nie gestillten Schmerz —
Entsetzt! Doch strahlet Ruh' und Zuversicht
Und Siegesglanz sein Aug', verkündigend
Schon der Erlösung ewige Gewißheit."

Digitized by Google

Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister

Mitgeteilt von

Gustav Mayer

Vorbemerkung

Am 28. November begeht die Welt seiner Verehrer den hundertsten Geburtstag des Mannes, der gemeinsam mit Karl Marx der sozialdemokratischen Bewegung nicht nur Deutschlands Richtung und Ziel gesetzt hat. Man weiß, daß Engels einer alteingesessenen, von pietistischer Tradition erfüllten, begüterten, durchaus bürgerlich gesinnten Fabrikantenfamilie entstammte. Sie mußte die revolutionäre Wirksamkeit ihres begabtesten Sprosses mit gemischten Gefühlen ansehen. Als dann gar der jugendliche Redakteur der rebellischen „Neuen Rheinischen Zeitung" im Mai 1849 die schwarz-rot-goldene Erhebung des heimatlichen Wuppertals zu einer roten steigern wollte, da geriet er mit seinem stramm konservativ gesinnten Vater in einen schweren Konflikt, der später zwar äußerlich beigelegt, aber vom Sohne niemals völlig überwunden worden ist. Inniger blieb wie von Anfang an so auch in der Folge das Verhältnis des so aus der Art geschlagenen jungen Mannes zur Mutter und zu den zahlreichen jüngeren Geschwistern, denn er war der Älteste. Die ursprüngliche Wärme dieser Beziehungen haben die politischen Meinungsverschiedenheiten, die bestehen blieben, nicht gemindert. Das bezeugen Engels' Briefe an seine Angehörigen, mit deren Veröffentlichung hier begonnen wird. Sie sind mir von den Kindern und Enkeln der Adressaten mit dankenswerter Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt worden. Der früheste Brief, der zum Abdruck kommen wird, entstammt dem Jahre 1838, der späteste dem Jahre 1895, dem Todesjahre des Schreibers. Sie umfassen also Engels ganze Lebenszeit und können so vollgültiges Zeugnis dafür ablegen, wie echtes Familiengefühl, das sich zur Toleranz durchringt, die tiefsten weltanschaulichen und politischen Gegensätze nicht überwinden, aber doch überbrücken kann.

Die ersten zwölf Briefe, die die Publikation eröffnen, schrieb Friedrich Engels während seiner kaufmännischen Lehrjahre in Bremen und seines militärischen Dienstjahres in Berlin seiner ältesten Schwester Marie, die seinem Herzen besonders nahestand. Schon bricht aus dem so unbekümmerten liebenswürdigen Geplauder des Jünglings an einigen Stellen das Feuer des erwachenden Kämpfers hervor. Den biographischen Hintergrund, von dem diese Briefe an die Schwester sich abheben, hat der Herausgeber in dem vor kurzem bei Julius Springer in Berlin erschienenen ersten Band seiner ausführlichen Engelsbiographie gezeichnet. Ebendort erschien eine Sammlung unbekannter Briefe und Schriften aus Engels' Frühzeit, mit denen die hier mitgeteilten Briefe in einem engen Zusammenhang stehen.

Digitized by Google

Marie Engels (1824—1901) heiratete 1845 einen Landsmann Karl Emil Blank, den Friedrich Engels zeitweise als einen Gesinnungsgenossen angesehen zu haben scheint. Kurz vor ihrer Hochzeit war Friedrich, weil er sich öffentlich kommunistisch betätigt hatte, der Boden der Heimat, den er von nun ab nur noch vorübergehend betreten hat, zum erstenmal zu heiß geworden. Er hatte sich damals (vgl. die Biographie Kap. VIII bis X) nach Brüssel begeben, wo er von nun an mit Marx an der Gestaltung und Herausarbeitung der von diesem konzipierten neuen Geschichtsauffassung und ihrer auf diese sich gründenden gemeinsamen sozialen und politischen Zielsetzung arbeitete. Der Brief vom 31. Mai 1845, der diesen ersten Abschnitt unserer Publikation abschließt, erging kurz nachdem Engels in Belgien eingetroffen war.

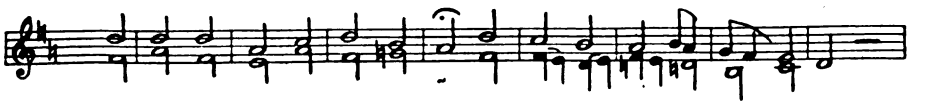
Briefe von Friedrich Engels an seine Schwester Marie

[Bremen. Ohne Datum] wohl Weihnachten 1838.

Liebe Marie!

Nun Du machst auch was rechts her mit Deinem Krankſein, alle Augenblicke liegst Du Spinte im Bett, das mußt Du Dir abgewöhnen. Daß Du mir nur ja wieder auf bist, wenn Du diesen Brief kriegst, hörst Du? Für die schöne Zigarrenbüchse danke ich Dir und kann Dir versichern, daß sie den kompletteſten Beifall sowohl in Wahl des Musters als auch in der Ausführung bei dem strengſten aller Rezensenten, d. h. G. W. Feistkorn Maler gefunden hat. Die Marie Tr.[eviranus] hatte mir auch eine gestickt, sie hat sie aber wieder zurückgenommen, und die geht jetzt nach Münster am Stein bei Kreuznach zum Herrn Pastor Hessel, dem Marie auch eine versprochen hatte. Sie macht mir ein Zigarrenkörbchen dafür. Die Frau Pastorin hat mir einen Geldbeutel gehäkelt. Auch Leupolds Jungen haben eine Flinte für Zündhütchen bekommen, auch Säbel, und der Alte nennt sie nicht anders als: Du Kriegsknecht! Du Kaschube! Was das für ein Rätsel ist mit dem Teich, begreife ich nicht, aber ich will Dir eins aufgeben, weißt Du, was ein Ledschiak ist? (Ich weiß es selbst nicht, es ist ein Schimpfwort, welches der Alte sehr oft gebraucht.) Das ist die Auflösung, wenn Du es nicht raten kannst, so halte es gegen den Spiegel, da kannst Du es lesen. Eben höre ich, daß die Familie Leupold durch ein kleines Mädchen einen Zuwachs bekommen hat. —

Ich will Dir doch auch erzählen, daß ich jetzt am Komponieren bin, und zwar mache ich Choräle. Es ist aber entsetzlich schwer, der Takt und die Kreuzer und die Akkorde machen einem sehr viel zu schaffen. Bis jetzt habe ich es noch nicht weit gebracht, aber ich will Dir doch eine Probe hersetzen. Es sind die beiden ersten Zeilen von: Ein' feste Burg ist unser Gott.



Digitized by Google

Weiter hab' ich's noch nicht bringen können als zweistimmig, vierstimmig ist noch zu schwer. Ich hoffe, ich werde keinen Schreibfehler gemacht haben, und so probier' Du einmal, das Ding zu spielen.

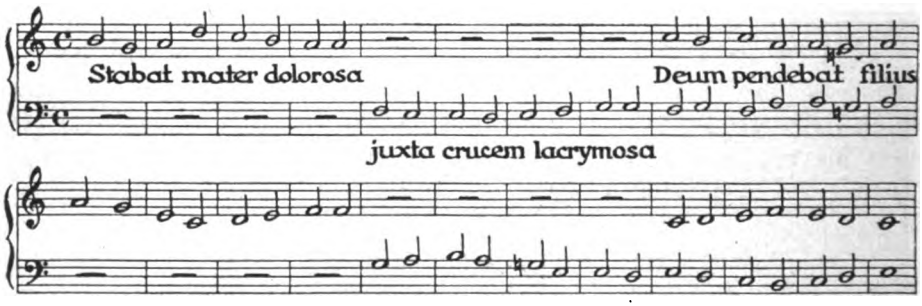
Adieu, liebe Marie, Dein Bruder Friedrich.

*

d. 7. Jan. 39.

Liebe Marie!

Hoffentlich hast Du den Zahn jetzt ausgezogen oder hast es gar nicht nötig. — Das Rätsel von dem Teich ist sehr schön, Du mußt es aber aus dem Kopfe lösen können. Hör' einmal, das Komponieren ist eine schwere Sache, da muß man auf so vielerlei acht geben, auf Harmonie der Akkorde und richtige Fortschreitung, das macht viel Mühe, ich will aber mal sehen, ob ich Dir nächstens nicht wieder was schicke. Ich bin jetzt dran, einen andern Choral zu komponieren, da wechselt in der Singstimme Baß und Sopran ab. Paß mal auf.



Die Begleitung fehlt noch, wahrscheinlich werde ich auch noch Einzelnes verändern. Daß das meiste, ausgenommen die vierte Zeile, aus dem Gesangbuch gestohlen ist, ist klar. Der Text ist das bekannte lateinische Stabat mater dolorosa juxta crucem lacrymosa Deum pendebat filius.

Heute mittag hat der Herr Pastor ein Schwein geschlachtet, im Waschhaus, die Frau Pastorin wollte zuerst von dem Schnack nichts wissen, er aber sagte, er wollte es ihr schenken, und da mußte sie es wohl nehmen. Es hat auch gar nicht geschrien. Als es tot war, kam die ganze weibliche Familie herein. Die alte Großmama aber ließ sich das Blutrühren gar nicht nehmen, das sah ganz komisch aus; morgen werden die Würste gemacht, das ist auch recht ihr Leben.

Du sagst, Du hättest einen Affen gesehen, und das seist Du gewesen; weißt Du wohl, daß auf der Oblate, mit der Du Dein Briefchen zugemacht hattest, stand:

Je dis la vérité?

Auch ein Spiegel ist drauf abgemalt.

Sage der Mutter, sie sollte nicht mehr schreiben: Treviranus, sie kann den Herrn Pastor auch ganz von der Adresse lassen, der Briefträger weiß

Digitized by Google

doch, wo ich wohne, da ich alle Tage die Briefe an der Post hole; auch kommt er sonst wohl in Versuchung, sie mir nicht ans Kontor zu bringen, sondern nach Treviranus, und da bekomme ich sie erst ein paar Stunden später, wenn ich nach Hause gehe.

Der Strücker hat mir geschrieben, der Hermann[1]) hätte den Sonntag vor Neujahr allerlei aufgeführt, einen Kellner usw., er soll mir doch was davon schreiben. — Der Strücker lobte seine Gewandtheit dabei sehr, er hätte den Kellner so schön gemacht, als wäre er drei Jahre in einem Wirtshaus gewesen. Er ist wohl stark am Wachsen?

Die Mutter soll das Komponierte dem Schornstein[2]) nicht zeigen, sonst sagt er wieder: Nu hört allens uf. Ich erfahre doch alles, was passiert; nächstens wenn ich wieder in Barmen bin, will ich bremischer Konsul werden wie der Alte.

A Dios mi hermana Dein Friedrich.

*

Br., 23. Mai 1839.

Liebe Marie!

Ich reite Dir jetzt alle Sonntage mit R. Roth[3]) in die weite Welt, vorigen Montag waren wir in Vegesack und Blumenthal, und wie wir eben die berühmte Bremer Schweiz besehen wollten (das ist ein ganz kleiner Strich Land mit kleinen Sandhügeln), kam ein ganz ungeheurer Heerrauch wie eine Wolke heran, und in fünf Minuten war es fast ganz dunkel, daß wir die sogenannte schöne Aussicht gar nicht genießen konnten. — Aber am zweiten Pfingsten, dann ist hier ein Leben! All das Volk geht heraus, in Bremen ist es totenstill, aber vor den Toren Zug an Zug, Wagen, Reiter und Fußgänger, und ein Staub, das ist was Entsetzliches. Denn die Chausseen liegen alle voll Sand, wohl eine halbe Elle hoch, und der geht natürlich all' in die Höhe. Eben kommt ein Makler herein, der heißt Jan Krußbecker, den will ich Dir malen. [Hier folgt eine Federzeichnung des Maklers.]

So sieht er präzis aus, hat Augen wie Raketen, ein immer ganz wehmütig-lächelndes Air — Adieu.

Dein Bruder

Friedrich.

*

Br.[emen], 28. Sept. 1839.

Liebe Marie!

Es war hoch an der Zeit, daß Ew. Gnaden mir einmal schrieben, es hat lang genug gedauert, Mamsell! Doch ich will Dir Deine schweren Verbrechen vergeben, und Dir was erzählen. Morgen werden es 14 Tage, da ritten wir

[1]) Hermann Engels.
[2]) Musikdirektor in Barmen.
[3]) Richard Roth aus Barmen war ebenfalls in Bremen kaufmännisch tätig.

Digitized by Google

nach Delmenhorst. Dieses ist ein oldenburgisches Landstädtchen mit einem Tiergarten, der so heißt, weil die Bremer und Oldenburger immer hineingehen, und als wir dagewesen waren, ritten wir wieder um — und kamen nach Hause, denkst Du? Jawohl, aber nach manchen Abenteuern. Erst saß ich den halben Weg im Cabriolet, und als wir an die Stelle kamen, wo ich mein Pferd wiederhaben sollte, waren die Ritter noch nicht da, und wir mußten einkehren, schlechtes Bier trinken und schlechte Zigarren rauchen. Endlich kamen die Ritter an, da war es 8 Uhr und stockdunkel. Als ich mein Pferd gefunden hatte, ritten wir weiter, bezahlten Torsperre und ritten durch die Neustadt. Da kamen acht Trommelschläger, die den Zapfenstreich schlugen, um die Ecke in einer Reihe gerade auf uns los geschwenkt, und die Pferde sprangen kreuz und quer durcheinander, die Tambours schlugen immer stärker, die edelmütige Bremer Straßenjugend schrie, so daß wir bald voneinander kamen. R. Roth und ich fanden uns am ersten wieder zusammen und ritten fort, zum andern Ende der Stadt heraus, wo wir wieder Sperre bezahlen mußten; denn der Pferdephilister wohnt vor dem Tor. Bei diesem trafen wir die andern an, denen die Pferde durchgegangen waren; wir marschierten nun nach Hause, und mußten zum drittenmal Torsperre bezahlen. Ist das nicht eine interessante Geschichte? Das wirst Du nicht leugnen können, am wenigsten, wenn Du erfährst, daß ich darauf, nachdem es zum Zuhauseessen zu spät war, in die Union ging, Beafsteak mit Eiern aß, und ein sehr unterhaltendes Gespräch anhörte, welches in meiner Nähe geführt wurde, und von jungen Hunden und toten Katzen handelte. Indeed, very interesting! very amusing! Ich bin jetzt nämlich in der Union, welche dasselbe ist, was in Barmen die Concordia oder Verbesserungsanstalt bedeutet. Das Beste, was da ist, sind die vielen Zeitungen, holländische, englische, amerikanische, französische, deutsche, türkische und japanische. Bei der Gelegenheit hab' ich Türkisch und Japanisch gelernt und verstehe somit 25 Sprachen. Dieses ist wieder höchst interessant zu wissen für eine junge Dame, welche nach Mannheim in Pension will. Auch war der Jacob Schmitt hier, er wird nächste Woche wiederkommen und mit mir in den Weinkeller gehen. Dieser ist unleugbar das beste Institut in Bremen. Auch haben wir wieder ein Theater, ich bin aber noch nicht dagewesen.

Farewell, my dear, yours for ever!

Friedrich.

*

[Bremen] 4. Aug. 1840.

Liebe Marie!

Ich muß Dir nur gleich sagen, daß ich mir für die Zukunft alle guten Lehren aus Deiner Feder verbitte. Du mußt ja nicht glauben, mein teuerstes Gänschen, daß Du jetzt in der Pension schon einmal probieren könntest, weise zu sein, und außerdem kann ich, wenn ich Lust haben sollte, vom Pastor eine Unmasse Bücher voll guter Lehren kriegen. Das Bier auf unsrem Comptoir bleibt doch

Digitized by Google

stehen, bis es ausgetrunken wird, und seit Du dagegen räsoniert hast, hat sich unser Bierkommers nur noch vervollkommnet, denn wir haben erstens Braunbier und zweitens Weißbier. Das kommt dabei heraus, wenn sich die naseweisen Pensionsfräulein[1]) in die Sache ihrer Herren Brüder mischen.

Ich werde also meine Briefe nicht frankieren. Die Adresse mache bloß Herrn F. E. in Bremen, das ist genug, den Pfaffen laß mir aber von der Adresse weg. Neulich am 27. bis 30. Juli haben wir die Julirevolution gefeiert, die vor zehn Jahren in Paris losging; wir waren einen Abend im Ratskeller und die andern auf Richard Roth seiner Kneipe. Der Kerl ist noch immer nicht wieder da. Da haben wir den schönsten Laubenheimer von der Welt getrunken und Zigarren geraucht — wenn Du die gesehen hättest, hättest Du bloß um ihretwillen das Rauchen gelernt. Meine Zigarrentasche ist noch immer nicht wieder da. Auch ist ein Bekannter von mir wiedergekommen, der in Pinselfanien und Kaltermoria gewesen ist, und den Mister Sippy (soll heißen Pennsylvanien, Baltimore und Mississippi) gesehen hat. Dieser Kerl ist ein Solinger, und die Solinger sind die unglücklichsten Menschen von der Welt, denn sie können ihr Solinger Deutsch nicht los werden. Der Bengel sagt noch immer: im Sohmer is es sehr schön Wätter, und für Karoline sagt er fortwährend Kalinah.

Es ist betrübt, ich habe fast keinen Groten mehr in der Tasche und eine Masse Schulden, sowohl eigne als Zigarrengeschäftsschulden. Da plagt mich der, von dem ich zuletzt Katharinenpflaumen für Euch kaufte, die ich noch nicht bezahlt habe, da ist der Buchbinder noch nicht bezahlt, da sind die drei Monate, nach denen ich die gekauften Zigarren bezahlen muß, längst verstrichen und der Strücker schickt keine Wechsel, und der Pastor ist verreist und kann mir kein Geld geben. Morgen kommt er aber wieder und dann steck' ich sechs Louisdor in den Goldbeutel, und wenn ich in einem Caféhaus für drei Grote ein Stück Kuchen gegessen habe, so werf' ich eine doppelte Pistole auf die Zahlbank: „Können Sie wechseln?" Und dann heißt's „leider Gottes nein", dann such' ich in allen Taschen die drei Grote zusammen und geh' stolz auf meine doppelten Pistolen zur Türe hinaus. Wenn ich dann wieder auf dem Comptoir bin, schmeiß' ich dem rotlockigen Jüngsten eine Pistole aufs Pult: „Deckhiem, sehen Sie, ob Sie kein Kleingeld kriegen können," und dann ist der Kerl äußerst glücklich, denn er hat dann Veranlassung, eine Stunde vom Comptoir zu bleiben und herumzuschwänzen, welches unschuldige Vergnügen er sehr liebt, denn das kleine Geld ist hier sehr rar, und wer fünf Taler Kleingeld in der Tasche hat, ist ungeheuer zufrieden. —

Neulich fiel hier ein kostbarer Witz vor. In der Zeitung wurde eine Köchin gesucht. So kommt ein robustes Mädel ins Verlagsbureau und sagt: „Hört se mol, do hebb ick in der Zeitung lesen, dat se 'ne Köksche sökt." — „Jawol," sagt der Kommis, „wat mot de wol können?" fragt die Dirne. „Jo, de mot

[1]) Die Schwester war mittlerweile nach Mannheim in Pension gekommen.

Digitized by Google

Kloveer speelen un danzen un französch, un singen, un neien un sticken — dat mot se all können." „Donnerslag," sagt die Dirne, „dat kann eck nit." Wie sie aber das ganze Comptoir lachen sieht, fragt sie: „Se wet (wollen) mek wol tom besten hebben? Donnerslag, ick lote mi nich mokeeren!" Und damit springt sie auf den Kommis los und will ihn abprügeln; sie wurde natürlich gelinde vor die Tür gesetzt. Neulich hat der Alte einen Fuhrmann zur Türe herausgeworfen. Der Kerl hatte preußisches Gold zu fordern und wollte die Louisdor zu $5^5/_{12}$ Taler nicht annehmen. Da schalten wir uns mit ihm herum, als der Alte kam. „Was ist das hier für eine Wirtschaft, soll doch das Donnerwetter dreinschlagen," und packte den Kerl bei der Brust und warf ihn in die Gosse. Darauf kam der Fuhrmann ruhig wieder und sagte: „So wer et nich meent (gemeint), jetz will eck de Lujedor voll nehmen." [Der Schluß des Briefes fehlt.]

*

Br.[emen], 20. Aug. 40.

Meine sehr teure Sœur!

Ich habe soeben Deinen Brief bekommen und da ich eben nichts zu tun habe, will ich Dir einige Zeilen sudeln. Unser Comptoir hat eine wesentliche Verbesserung erhalten. Es war nämlich bisher immer sehr langweilig, nach dem Essen gleich ans Pult zu stürzen, wenn man noch so schauderhaft faul ist, und da haben wir, um diesem Übelstande abzuhelfen, auf dem Packhaussoller zwei sehr schöne Hängematten errichtet, in welchem wir uns nach Tische, eine Zigarre rauchend, schaukeln, und zuweilen auch einen kleinen Dusel halten. Ich bin überzeugt, Du wirst diese Einrichtung sehr zweckmäßig finden. Vom Roth habe ich heute morgen auch einen Brief erhalten, er kommt nächsten Sonntag nach einer Abwesenheit von vier Monaten wieder. Damit Du es weißt: 1700 Mark Banko sind zu 137 Prozent 776 Taler 24 Grote Louisdor. Ich hab' es eben doppelt gerechnet, es ist ganz richtig. — Hierbei ein Kupfer. [Hier folgen zwei Karikaturen.] Ein alter Weinkenner, der sauren Wein zu trinken kriegt. Der daneben ist der Handlungsreisende, von dem er den sauren Wein gekauft hat. Auch will ich Dir hermalen, wie sich die jungen Herren hier frisieren. [Hier folgen zwei Köpfe, Profil und en face.] Die Kerls sehen aus wie die Kälber.

Verdammt! Als ich dies geschrieben hatte, ging ich nach Hause und aß, und als ich wiederkam, steckte ich mir eine Zigarre an, um mich in die Hängematte zu legen. Sie brach aber gleich unter mir zusammen, und als ich ging, neue Nägel einzuschlagen, rief mich der infame Derkhiem; und jetzt kann ich aus dem Comptoir nicht wieder loskommen.

Gottlob! Ich habe meine Mittagsruhe doch gehalten! Ich stahl mich aus dem Copmtoir und nahm Zigarren und Streichhölzchen mit und bestellte Bier; dann schob ich auf den obersten Packhaussoller und legte mich in die Hängematte und schaukelte mich äußerst sanft. Sodann ging ich auf den mittelsten Packhausboden und packte zwei Kisten Platillas ein, wobei ich eine Zigarre

Digitized by Google

und eine Flasche Bier verzehrte und stark schwitzte. Denn es ist heute so warm, daß ich trotz eines kaum losgewordenen Schnupfens wieder in die Weser will. Neulich badete ich und ließ einen Kerl hinter mir herrudern, da schwamm ich in einem Zuge viermal über die Weser, was mir so leicht keiner in Bremen nachtun wird.

Verdammt! Aus zwei Gründen, erstens regnet's und zweitens will mein liebenswürdiger junger Prinzipal das Comptoir gar nicht verlassen und so muß ich meine Zigarre wieder ausgehen lassen. Aber ich will ihn schon wegjagen. Weißt Du, wie ich das mache? Ich geh' in die Küche und rufe ganz laut: Kristine, en Proppentrecker! Dann mache ich eine Flasche Bier auf und schenke mir ein Glas ein. Wenn er dann nur für einen halben Groten Ehre im Leibe hat, so muß er sich schieben, denn das heißt so viel als: Pack dich, Don Guillermo!

Also Du sprichst jetzt so famos englisch? Na wart', wenn Du wieder nach Hause kommst, so lehre ich Dir Dänisch oder Spanisch, daß Du mit mir in einer Sprache sprechen kannst, die die andern nicht verstehen. Danske Sprag fagre Sprag, y el Español es Lengua muy hermosa. Oder willst Du lieber Portugiesisch? O portugues, he huma língua muito graçosa, e os Portuguezes saõ nação muito respeitavel. Da Du jetzt aber noch nicht so weit bist, will ich Dich damit verschonen. [Hier zeichnet er sich in einer Hängematte liegend.] Hier ist zu sehen meine Hängematte, enthaltend mich selbst, wie ich eine Zigarre rauche.

Soeben höre ich, daß wieder 500 Kisten Zucker, also 250 000 Pfund verkauft sind; damit kann manche Tasse Kaffee süß gemacht werden! Wer weiß, ob Du nicht den Zucker in Deiner Tasse aus derselben Kiste kriegst, aus der ich habe Probe ziehen müssen! Aber Euer Zucker am Rhein kommt all von Holland, wo er aus Lumpen gemacht wird, keine Kattun-Lumpen, sondern Lumpenzucker.

Nächstens ist in Falkenburg, drei Stunden von hier, großes Manöver, wo die Bremer, Hamburger, Lübecker und Oldenburger Truppen, zusammen ein ganzes Regiment stark, ihre Kunststücke machen. Es sind rührende Trupfen, drei davon haben zusammen nicht so viel Schnurrbart wie ich, wenn ich mich drei Tage nicht hab' scheren lassen, an ihren Röcken kann man jeden Faden zählen, und Säbel haben sie nicht, sondern Speckääle. Ein Speckaal ist nämlich ein geräucherter Aal, aber bei den Soldaten ist es die Lederscheide für das Bajonett, die sie statt des Säbels tragen. Diese Unglücklichen riskieren nämlich, einer dem andern beim Marschieren das Bajonett durch die Fratze zu jagen, wenn sie es an der Flinte haben, darum sind sie so vernünftig, es auf dem Rücken zu tragen. Es sind jammervolle Patrone, Kaschuben und Ledschaken.

Mir ist, weiß Gott, der Stoff all' aufgegangen,
Ich weiß nicht, was noch mehr zu schreiben wäre,
Doch will ich diese Seite noch, auf Ehre,

Digitized by Google

Vollschreiben, zög' ich's auch herbei mit Zangen.
Und da kann man in Versen wenig sagen,
Und wenig Stoff so recht ins Breite schlagen,
So schließ' ich diesen Brief mit schlechten Reimen;
Doch fürcht' ich, daß sich Pegasus wird bäumen,
Und mich gewaltsam werfen auf den Sand.
Die Sonne sinkt, rings dunkel wird das Land,
Und nur im Westen dringt durch Wolkenschleier
Des Abendrotes heiß entflammter Brand.
Es ist ein ernst und ein geheiligt' Feuer,
Das auf dem Grabe eines Tages glüht,
Der manches uns gebracht, was lieb und teuer.
Jetzt starb er hin und ihren Mantel zieht
Die dunkle Nacht mit hellen Sternenblicken
Leis über unser irdisches Gebiet.
Und alles still; in ihre Nester drücken
Die Vögel sich und ins Gebüsch die Tiere,
Und ausgetanzt auch haben schon die Mücken.
Verschlossen ist des Lebens heitre Türe,
Wie einst noch an dem dritten Schöpfungstage,
Wo nur der Baum geschaffen, daß er ziere
Die Erde, und noch nicht im grünen Hage
Die Tiere weideten — so ist es wieder,
Nur in den Zweigen rauscht des Windes Sage;
Das ist der Geist des Herrn, gewalt'ge Lieder
Braust er hernieder im gewalt'gen Schwunge,
Und Wolken scheucht hinfort des Sturms Gefieder.
Und ewig weht er so, der ewig junge,
Mir aber geht zum Reimen aus die Lunge.

Punktum. Wenn Du's verstehst, so bist Du gebildet und kannst ein Wort mitsprechen. Adios Dein Friedrich.

Der Roth ist vorgestern wieder angestiegen.

*

[Bremen] den 18. Sept. 1840.

Meine Allerwerteste!

Augenblicklich ist der Äquinoktialsturm los auf eine furchtbare Weise; in unsrem Hause ist diese Nacht ein Fenster eingeweht worden, und die Bäume krachen ganz gotteserbärmlich. Morgen und übermorgen werden was Nachrichten von gescheiterten Schiffen einlaufen. Der Alte steht am Fenster und macht ein kraus Gesicht, denn vorgestern ist ein Schiff in See gegangen, worin er für 3000 Taler Leinen hat und die sind nicht versichert. Du schreibst ja nichts über den Brief an Ida, den ich meinem vorigen Brief beilegte, oder sollte

Digitized by Google

ich vergessen haben, ihn hineinzutun? — Ich bleibe jetzt wirklich bis Ostern hier, welches mir aus diversen Gründen äußerst gepfiffen ist. Also die Ida ist nun weg, das wird Dir sehr fatal sein.

Wir haben hier auch ein tüchtiges Lager, das beinahe 3000 Mann stark ist. Oldenburger, Bremer, Lübecker und Hamburger Trupfen. Neulich war ich da, es war ein enormer Witz. Gleich vorn im Zelt (da hat ein Kneipeninhaber ein großes Eßzelt gebaut) saß ein Franzose, der war ganz knüll und konnte nicht mehr auf den Beinen stehen. Die Kellner hingen ihm einen großen Kranz um und nun fing er an zu brüllen: Bekrenst mit Laup ten libehn vollehn Beker. Nachher schleppten sie ihn auf die Totenkammer, d. h. den Heuboden, da blieb er liegen und schlief. Als er wieder nüchtern war, lieh er von einem andern ein Pferd, setzte sich drauf und galoppierte in einem fort am Lager auf und ab. Er war immer nah dran, aufs angenehmste herunterzufallen. Wir haben dort äußerst viel Jokus genossen und besonders schönen Wein. Vorigen Sonntag ritt ich nach Vegesack, bei welcher Tour ich das Vergnügen hatte, viermal durch naß geregnet zu werden, und ich hatte doch so viel innere Glut in mir, daß ich immer gleich wieder trocken werde. Ich hatte aber auch ein abscheuliches Roß, das furchtbar hart trabte, so daß das infame Schmeißen einem durch Mark und Bein ging. — Soeben werden wieder sechs Flaschen Bier für uns angeschleppt, welche sogleich in den Entzündungsprozeß — ich dachte an Zigarren — es muß heißen in den Ausleerungsprozeß übergehen sollen. — Eine Flasche hab' ich schon beinahe verzehrt und einen Brand dabei verraucht, sogleich geht unser Don Guillermo, der junge Prinzipal, nochmals weg und dann wird von neuem angefangen.

den 19. Sept. 1840.

Ihr habt doch ein langweiligeres Leben als wir. Gestern nachmittag waren keine Arbeiten mehr zu tun und der Alte war weg und Wilhelm L.[1]) ließ sich auch selten sehen. So steckt' ich mir eine Zigarre an, schrieb erst das Vorstehende an Dich, sodann nahm ich Lenaus Faust aus dem Pulte und las darin. Nachher trank ich noch eine Flasche Bier und ging um 1/2 8 zum Roth; wir schoben in die Union, ich las Raumers Geschichte der Hohenstaufen und aß dann ein Beafsteak und Gurkensalat. Um 1/2 11 ging ich nach Hause, las Diez' Grammatik der romanischen Sprachen, bis ich schläfrig wurde. Dazu ist morgen wieder Sonntag und am Mittwoch Bremischer Buß- und Bettag, und so kramt man sich allmählich bis in den Winter hinein. Diesen Winter werd' ich mit Eberlein Tanzstunde nehmen, um meine steifen Beine an ein wenig Grazie zu gewöhnen. — [Hier folgt wieder eine größere Zeichnung.] Hier hast Du eine Szene von der Schlachte, d. h. der Straße, die an der einen Seite die Weser hat, und wo die Waren ausgeladen werden. Der Kerl mit der Peitsche ist der Fuhrmann, der die Kaffeesäcke, die dahinter liegen, eben

[1]) Leupoldt, der junge Chef, den Engels eben Don Guillermo nannte.

Digitized by Google

wegfahren will. Der Kerl mit dem Sack rechts ist der Schlachtkaper, der sie aufladet. Neben ihm ein Küper, der eben eine Probe gezogen hat und noch in der Hand hält, und daneben der Kahnschiffer, aus dessen Kahn die Säcke geladen wurden. Du wirst nicht leugnen können, daß diese Gestalten sehr interessant sind. Wenn der Fuhrmann fährt, so setzt er sich ohne Sattel, Bügel und Sporen aufs Pferd und hackt ihm die Fersen fortwährend in die Rippen, so: [Hier folgt eine Zeichnung].

Jetzt regnet es wieder ganz ungebührlich für einen Sonnabend abend, es sollte eigentlich nur in der Woche regnen, aber von Sonnabend mittag an schönes Wetter sein. Weißt Du, was superfein mittelgut ordinärer Domingokaffee ist? Das ist wieder einer von den tiefen Begriffen, die in der Philosophie des Kaufmannsstandes vorkommen, und die Eure Geisteskräfte nicht verstehen können. Superfein mittelgut ordinärer Domingokaffee ist Kaffee von der Insel Hayti, der einen leisen Anflug von grüner Farbe hat, im übrigen grau ist, und wo man zu zehn guten Bohnen vier schlechte Bohnen, sechs Steinchen und ein viertel Lot Dreck, Staub usw. in den Kauf bekommt. Jetzt hast Du's wohl begriffen. Davon kostet das Pfund jetzt $9\frac{1}{2}$ Groten, das sind 4 Silbergroschen $8\frac{128}{187}$ Pfennige. Solche Handelsgeheimnisse dürfte ich eigentlich nicht verraten, da man nicht aus der Schule schwatzen soll. Aber weil Du es bist, so will ich eine Ausnahme machen. — Eben sagt unser Arbeitsmann: Herr Derkhiem, wann Se sek met de Jungens gemein mokt, so met Se sek en beten mehr en Respekt hohlen, sons krigt Se dat Volk ganz unner de Föte, Heinrich dat es en slimmen Jung, do hebb' ick manch 'en Tuck met har'd, Se met nich so veel domet speelen, Se möt se gliks wat achter de Ohren geven, anners helpt nich, un wann se no'n Ohlen geht, de dait de Jungens ok nix, de segt man blot: Laßt mir den Kerl vom Halse. Da kannst Du Dich ein wenig in unsrem Plattdeutsch üben. Im übrigen bin ich Dein ganz ergebenster

Friedrich.

*

[Bremen, 29. Oktober 40.]

Liebe Marie!

Schreib' mir nächstens nicht wieder über Barmen, die Mutter läßt die Briefe immer so lange liegen, bis sie selbst schreibt, und das dauert oft sehr lange. Aber was ich Dir schreiben wollte, Du darfst's aber nicht nach Hause schreiben, denn ich will sie nächstes Frühjahr damit überraschen, ich trage jetzt einen ungeheuren Schnurrbart, und werde mir nächstens einen Henriquatre und Ziegenbart zulegen. Die Mutter wird sich wundern, wenn auf einmal so ein langer schwarzbärtiger Kerl über die Bleiche kommt. Nächstes Jahr, wenn ich nach Italien gehe, muß ich doch auch wie ein Italiener aussehen. [Hier folgt der Namenszug von kindlicher Handschrift: Sophie Leupold.] Dies hat die kleine Sophie Leupold geschrieben, die mich eben auf dem Comptoir besuchte, während der Alte und Eberlein, der hier im Hause ißt, bei einem

Digitized by Google

großen Mittagessen sind. Oh, ich könnte Dir interessante Dinge erzählen von diesem Mittagessen, von noch nicht öffentlichen Verlobungen und verstohlnen Küssen, aber das ist nichts für ein Mädchen in Pension. Das erfährst Du noch früh genug, wenn wir wieder zu Hause sind. Dann setz' ich mich in den Garten, und Du bringst mir einen großen Krug Bier und Butterbrot mit Wurst heraus und dann sag' ich: Sieh, meine liebe Schwester, weil Du mir jetzt das Bier herausgebracht hast, und weil es so ein schöner Sommerabend ist, so will ich Dir auch erzählen von dem großen Mittagessen, was anno 1840 am 29. des Monats Oktober in Bremen, Martini Numero elf im Königlich sächsischen Konsulat gefeiert wurde. Jetzt aber kann ich Dir nur so viel sagen, daß an Madeira, Portwein, Pouillak, Haut Sauternes und Rheinwein heut mittag ganz ungeheure Quantitäten werden vertrunken werden. Denn obwohl nur fünf Herren da sind, so trinken sie alle doch sehr gut, fast so gut wie ich. — Augenblicklich haben wir Freimarkt, und wenn ich auch nicht die Ehre habe, Ihrer königlichen Hoheit einer Großherzogin und vielen allerdurchlauchtigsten Prinzessinnen vorgestellt zu werden, so haben wir doch auch Spaß. Ich bin glücklicherweise so kurzsichtig, daß ich gar nicht weiß, wie die paar hohen, höchsten und allerhöchsten Personen, die die Ehre gehabt haben, an mir vorbeizufahren, aussehen. Wenn Dir nächstens wieder so eine Allergnädigste vorgestellt wird, so schreib mir doch, ob sie hübsch ist, sonst interessieren mich solche Persönlichkeiten gar nicht. Unser edler Ratskeller ist jetzt so schön eingerichtet, wie er nur sein kann, man sitzt so recht schön zwischen den Fässern. Vorigen Sonntag hatten wir einen Schnurrbartkommers drin. Ich habe nämlich ein Zirkulär ausgehen lassen an alle schnurrbartsfähigen jungen Leute, daß es endlich Zeit wäre, all die Philister zu perhorreszieren und daß das nicht besser geschehen könnte, als daß wir Schnurrbärte trügen. Wer also Courage genug hätte, der Philisterei zu trotzen und einen Schnurrbart zu tragen, der sollte sich unterschreiben. Gleich hatt' ich ein Dutzend Schnurrbärte zusammen, und nun wurde der 25. Oktober, als an welchem Tage unsre Schnurrbärte einen Monat alt wurden, zu einem gemeinschaftlichen Schnurrbartsjubiläum angesetzt. Ich dachte mir aber wohl, wie es kommen würde, kaufte ein wenig Schnurrbartwichse und nahm sie mit hin; da fand sich denn, daß der eine zwar einen sehr schönen, aber leider ganz weißen Bart hatte, der andre aber von seinem Prinzipal die Weisung bekommen hatte, das verbrecherische Ding wegzuhacken. Genug, heut abend mußten wir wenigstens welche haben und wer keinen hatte, mußte sich einen malen. Dann stand ich auf und brachte folgende Gesundheit aus:

Einen Schnurrbart trugen jederzeit
Alle tapfern Männer weit und breit,
Und die fürs Vaterland schwangen das Schwert,
Trugen alle schwarz und braune Schnurrbärt'.
Drum sollen in diesen kriegerischen Tagen
Wir all' einen stolzen Schnurrbart tragen.

Digitized by Google

Die Philister freilich haben's nicht gelitten
Und sich die Schnurrbärte weggeschnitten,
Wir aber sind keine Philister nicht,
Drum lassen wir wachsen den Schnurrbart dicht,
Hoch lebe jeder gute Christ,
Der mit einem Schnurrbart behaftet ist,
Und alle Philister pereant,
Die die Schnurrbärt haben verpönt und verbannt.

Auf diese Knüttelverse wurde mit großem Enthusiasmus angestoßen und dann trat ein andrer auf. Diesem wollte sein Prinzipal keinen Hausschlüssel geben, und so mußte er um 10 Uhr zu Hause sein, sonst wurde das Haus zugeschlossen und sie ließen ihn nicht mehr ein. Es geht hier manchem armen Teufel so. Dieser sagte:

Perkant alle
Prinzipale,
Die nicht hergeben den Hausschlüssel!
Haare und Fliegen mögen sie finden
Beim Abendessen in der Schüssel,
Und sich schlaflos im Bette winden!

Darauf wurde wieder angestoßen. So ging's fort bis um 10 Uhr, da mußten die Hausschlüsselosen nach Hause, wir Glücklichen aber, die wir Hausschlüssel haben, blieben sitzen und aßen Austern. Ich hab' acht Stück gegessen, mehr aber konnt' ich nicht, ich kann bis jetzt das Zeug nicht goutieren.

Da Du so gern Rechnungen hast und mich sogar dafür mit dem gelben Kuvertorden belohnen willst, so will ich die Gnade haben, Dich mit der Bemerkung zu regalisieren, daß Kurant jetzt 106 1/2 % steht, während es vor einem Jahre 114 stand. Die Louisdors fallen so, daß derjenige, der hier in Bremen eine Million Taler vor einem Jahre hatte, jetzt nur noch 900000, also 100000 Taler weniger hat. Ist das nicht enorm?

Du schreibst mir noch immer nichts von dem Wisch für Ida, hast Du ihn gekriegt und abgegeben oder nicht? Es wäre mir fatal, wenn ich ihn nicht abgeschickt hätte und er hier liegen geblieben und dem Alten in die Hände gekommen wäre. Schreib' mir also und zwar den langen sechsseitigen Brief, den Du mir versprochen hast, ich werde mich zu revanchieren [Hier bricht der Brief ab].

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Das Donaurecht und seine geschichtliche Entwicklung

Von

Dr. Jettel-Ettenach (Wien)

In den „Gedanken und Erinnerungen" bemerkt Bismarck an einer Stelle, die Klausel rebus sic stantibus sei bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Bismarck hatte dabei zunächst Bündnisverträge im Auge, allein seine Bemerkung trifft in erhöhtem Maße bei Friedensverträgen zu. Sie sind doch nur der Ausdruck, das Bild der augenblicklichen Machtverhältnisse: ändern sich diese, so verlieren auch die Bestimmungen der Friedensverträge ihre Kraft als Richtschnur und Gesetz. Die Ereignisse des letzten Jahrzehnts legen dafür Zeugnis ab.

Die Wandelbarkeit zwischenstaatlicher Vereinbarungen spiegelt sich auch wider in der Geschichte des Donaurechtes. Zwei Grundsätze liegen hier seit jeher im Kampfe miteinander: das Prinzip der Internationalisierung und das der Nationalisierung, der vollkommenen Freiheit und Gleichstellung aller Nationen oder der bevorzugten Stellung der Uferstaaten. Bald vermochte das eine, bald das andere Prinzip die Oberhand zu gewinnen.

Als Quelle des Grundsatzes der freien Schiffahrt aller Völker auf internationalen Flüssen wird in der Regel eine Verfügung aus der Zeit der Französischen Revolution angesehen. Allein das Dekret des Conseil exécutif vom 16. November 1792 bezeichnet es bloß als eine Ungerechtigkeit, wenn eine Nation für sich allein das Recht in Anspruch nimmt, eine Wasserstraße zu benützen und benachbarte Völker, die am Oberlaufe sitzen, davon auszuschließen. Das Dekret hatte also nur die Uferstaaten im Auge. Es bezog sich ferner zunächst auf die Schelde, deren Unterlauf in holländischem Besitze sich befand. Auch war es kein bloßer Zufall, daß wenige Tage nach Erlassung dieses Dekretes eine französische Armee unter Dumouriez in Belgien einmarschierte. Es dürften also wohl auch egoistische Beweggründe im Spiele gewesen sein. Der Grundsatz der freien Schiffahrt auf internationalen Flüssen tauchte dann wieder auf beim Rastatter Kongreß und im Frieden von Lüneville, er fand seinen Platz im ersten Pariser Frieden von 1814, um schließlich auf dem Wiener Kongresse in einer Fassung sanktioniert zu werden, die bis auf den heutigen Tag maßgebend blieb: Auf Flüssen, die mehrere Staaten trennen oder durchfließen, heißt es im Artikel 108, soll die Schiffahrt von dem Punkte der Schiffbarkeit an bis zur Mündung völlig frei sein, und in bezug auf den Handel niemand davon ausgeschlossen werden können. Noch während des Kongresses erfolgte der Abschluß eines Separatabkommens über die Schiffahrt auf dem Rhein, dem Neckar, dem Main, der Mosel, Maas und Schelde, das sich auf dieses Prinzip stützte. Von der Donau war nicht die Rede. Das hatte darin seinen Grund, daß die Türkei, die da-

Digitized by Google

mals noch über einen großen Teil des Unterlaufes und Mündungsgebietes der Donau herrschte, auf dem Wiener Kongreß nicht vertreten und überhaupt in die europäische Völkergemeinschaft noch nicht aufgenommen war. Wohl aber schloß Österreich im Jahre 1840 mit Rußland eine Vereinbarung ab, wonach die österreichischen Handelsschiffe wie die jeder anderen Nation, die das Recht hat, das Schwarze Meer zu befahren und mit Rußland im Frieden lebt, in die Donaumündungen frei einfahren können. Rußland verpflichtete sich ferner, die Mündungen — hauptsächlich die Sulinamündung — in schiffbarem Zustande zu erhalten. Aus derselben Zeit stammt ferner ein Abkommen mit Bayern über die Donauschiffahrt (1851), wonach zur Schiffahrt aus einem der kontrahierenden Staaten in den anderen nur ihre eigenen Untertanen berechtigt sein sollten. Österreich verpflichtete sich zugleich, bei Rußland dahin zu wirken, daß den Schiffen und Waren, die von der oberen Donau kommen, dieselben Begünstigungen eingeräumt werden, welche österreichische Schiffe und Waren genießen. Tatsächlich kam auch bald darauf eine Vereinbarung zwischen Rußland und Bayern zustande, die die gleiche Verpflichtung hinsichtlich der Schiffbarerhaltung der Donau enthielt wie der Vertrag mit Österreich.

Allein Rußland kam allen diesen wiederholt eingegangenen Verbindlichkeiten nur in höchst ungenügendem Maße nach. Es hatte ja auch kein Interesse daran, die Ausfuhr von Bodenprodukten aus den Häfen der unteren Donauländer zu fördern, die eine gefährliche Konkurrenz für Odessa bildete. Solange die Mündungen der Donau türkisch waren, so erklärte um diese Zeit Lord Palmerston, sei der Wasserstand an der Barre auf einer Tiefe von 16 Fuß erhalten worden. Seither sei er durch die Nachlässigkeit der russischen Behörden auf 11 Fuß gesunken und die fahrbare Rinne sei durch Sandbänke und versenkte Fahrzeuge derart verengt, daß man sie nur bei ruhigem Wetter und mit einem geschickten Lotsen passieren könne.

Der für Rußland ungünstige Ausgang des Krimkrieges bot die Gelegenheit, diesem Übelstande ein Ende zu bereiten. Der Pariser Frieden von 1856 verdrängte nicht nur Rußland vom Mündungsgebiete der Donau, er schuf auch ein internationales Verwaltungsorgan, das für die Bezeichnung und Ausführung jener Arbeiten zu sorgen hatte, die nötig waren, um die Donau von Isaktscha bis zu den Mündungen von den die Passage hemmenden Hindernissen zu befreien. Es war dies die Europäische Donaukommission. Der Pariser Kongreß beschloß ferner die Anwendung der Grundsätze des Wiener Kongresses auf die Donau und erklärte die betreffenden Bestimmungen als einen Teil des europäischen öffentlichen Rechtes, die unter der Garantie der Signatarmächte stehen sollen. In der Kommission sollten nur die kontrahierenden Staaten vertreten sein: Österreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen (später das Deutsche Reich), Rußland, Sardinien (später Italien) und die Türkei. Die Europäische Donaukommission hat während der Zeit ihres Bestandes höchst Verdienstvolles für die Donauschiffahrt geleistet, nicht bloß in technischer

Digitized by Google

Beziehung durch gründliche Ausbaggerung — die in und vor den Mündungen angesammelten Sandmassen beliefen sich auf Millionen Kubikmeter —, durch Herstellung von Dämmen, Schaffung von Kanälen zur Abkürzung des Weges, sondern auch durch Ausarbeitung mustergültiger Entwürfe für die nötigen Schiffahrts- und Polizeireglements. Der Wirkungskreis der Europäischen Kommission wurde auf dem Berliner Kongresse bis Galatz und durch den Londoner Vertrag von 1883 bis Braila ausgedehnt, ihr Mandat, das ursprünglich sich auf zwei Jahre beschränken sollte, vorerst bis 1871, dann bis 1883 und zuletzt bis 1904 erstreckt, von welchem Jahre an die Vollmachten der Kommission von drei zu drei Jahren automatisch weiter in Kraft bleiben sollten. Auf dem Berliner Kongresse wurde überdies, und zwar auf Antrag Österreich-Ungarns, die Aufnahme Rumäniens in die Reihe jener Staaten beschlossen, welche in der Europäischen Donaukommission vertreten sein sollten.

Neben der Europäischen Donaukommission hat der Pariser Vertrag von 1856 eine zweite Verwaltungsbehörde für die Donau geschaffen: die Uferstaatenkommission. Sie sollte nach Beendigung der Arbeiten der Europäischen Kommission an deren Stelle treten und aus Repräsentanten von Österreich, Bayern, der Türkei, Württembergs und der drei Donaufürstentümer Serbien, Moldau und Walachei bestehen. Ihre Aufgabe sollte sein die Ausarbeitung der Schiffahrts- und Strompolizeivorschriften, die Beseitigung der Schiffahrtshindernisse, die Ausführung der nötigen Arbeiten und die Sorge für die Aufrechthaltung der Schiffbarkeit der Mündungen und der angrenzenden Teile des Meeres. Schon im folgenden Jahre arbeitete diese Kommission den Entwurf einer Donauakte aus, der am 7. November 1857 in Wien unterzeichnet wurde, aber nicht die Billigung der Signatarmächte fand, weil danach der Verkehr von einem Donauhafen zum anderen ausschließlich den Uferstaaten vorbehalten war. Dessenungeachtet wurde die Donauakte von den Uferstaaten ratifiziert und amtlich kundgemacht. Mit der Ausarbeitung dieses Entwurfes war die Tätigkeit der Uferstaatenkommission erschöpft; die ihr zugedachten Arbeiten übernahm die Europäische Kommission. Nach Artikel 55 des Londoner Vertrages von 1883 sollte jedoch eine aus den Mitgliedern der Europäischen Kommission und aus Vertretern der Uferstaaten bestehende gemischte Kommission die Reglements für die Schiffahrt, Flußpolizei und Aufsicht auf der Strecke vom Eisernen Tor bis Galatz ausarbeiten. Allein auch der von dieser erweiterten Kommission erstellte Entwurf stieß auf Schwierigkeiten. Rumänien protestierte mit großer Entschiedenheit gegen die Österreich-Ungarn darin zugedachte privilegierte Stellung, und änderte seine Haltung auch nicht, nachdem der französische Vertreter Barrère eine den rumänischen Wünschen Rechnung tragende Abänderung vorgeschlagen hatte. In dieser veränderten Form sollte nun das Reglement der Londoner Botschafterkonferenz vorgelegt werden. Es entspann sich nun über die Frage, ob Rumänien dieser Konferenz bloß als Zuhörer beizuziehen sei oder sur le même pied wie die übrigen Mächte,

Digitized by Google

eine langwierige diplomatische Korrespondenz, und sie bildete überdies den Gegenstand einer lebhaften wissenschaftlichen Polemik, an der sich vor allem hervorragende deutsche Gelehrte beteiligten. Allein die Mächte schlossen sich der Auffassung Deutschlands an, daß die Londoner Konferenzen nur die Fortsetzung des Berliner Kongresses seien und deshalb nur die dort vertreten gewesenen Mächte daran teilzunehmen hätten. So wurde denn am 10. März 1883 in London ein Vertrag unterzeichnet, der u. a. die Genehmigung des von der gemischten Kommission ausgearbeiteten Reglements für die Strecke Eisernes Tor—Braila aussprach. Der Londoner Vertrag wurde von den Signatarmächten ratifiziert, allein Rumänien erklärte sofort, daß es sich dadurch nicht für gebunden erachte. Infolgedessen hat das Abkommen, insoweit es sich auf die Strecke Eisernes Tor—Braila bezog, niemals praktische Geltung erlangt. So herrschen denn auf dieser Strecke keinerlei völkerrechtlich geregelte Verhältnisse. Dagegen setzte die Europäische Donaukommission selbst nach Ausbruch des Weltkrieges zunächst ihre Tätigkeit fort, indem sie sich auf die ihr in den Verträgen zugesicherte Neutralität berief. Erst nachdem auch Rumänien in den Krieg eingetreten war, stellte sie ihre Arbeiten ein. Dazu kam, daß inzwischen die Donau selbst zum Schauplatze kriegerischer Operationen geworden war.

Die militärische Niederlage Rumäniens bot den Mittelmächten die Gelegenheit, das Königreich auch in der Donaufrage zu weitgehenden Zugeständnissen zu vermögen. Im Bukarester Friedensvertrage verpflichtete sich Rumänien, mit Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei eine neue Donauschiffahrtsakte abzuschließen, und zwar auf folgender Grundlage: Für die Strecke von Braila abwärts sollte die Europäische Donaukommission unter dem Namen Donaumündungskommission als dauernde Einrichtung mit allen bisherigen Befugnissen aufrechterhalten werden; sie sollte aber nur aus Vertretern jener Staaten bestehen, die an der Donau oder an der Küste des Schwarzen Meeres gelegen sind. Eine Vertretung Frankreichs, Englands und Italiens sollte also ausgeschlossen sein. Die Wirksamkeit der Kommission hätte sich ferner auf alle Arme und Mündungen des Stromes erstrecken sollen, demnach auch auf die im Londoner Vertrage Rußland, bzw. dieser Macht und Rumänien vorbehaltenen Strecken. Die im Berliner Vertrage Österreich-Ungarn für die Regulierungsarbeiten am Eisernen Tor eingeräumten Rechte sollten künftighin auf die ganze Strecke von O-Moldova bis Turn-Severin ausgedehnt werden. Abgesehen von diesen für Rumänien besonders drückenden Bestimmungen enthielt der Bukarester Frieden noch eine Klausel, welche in weitgehendem Maße jene Grundsätze verleugnete, die bisher für den Verkehr auf der Donau in Geltung gestanden waren. Sie war wohl durch die Erfahrungen diktiert, welche Österreich-Ungarn während des bisherigen Verlaufes des Krieges gemacht hatte. Nach Artikel 26 sollten nämlich Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, die Türkei und Rumänien (also weder Rußland noch Serbien, die man von der Donau abzudrängen dachte) das

Digitized by Google

Recht haben, auf der Donau Kriegsschiffe zu halten. Diese sollten stromabwärts bis zum Meere, stromaufwärts bis zur Grenze des eigenen Staatsgebietes fahren dürfen, an einem fremden Hafen aber nur mit Zustimmung des betreffenden Staates anlegen. Das Zugeständnis hatte also für die am Oberlaufe gelegenen Staaten einen größeren praktischen Wert als für die am Unterlaufe gelegenen.

Die Bestimmungen des Bukarester Friedens sollten nicht in Kraft treten. Das Kriegsglück wendete sich, und die Mittelmächte mußten auf die errungenen Vorteile verzichten. Sofort nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes übernahm eine interalliierte Donaukommission, welche dem Obersten Wirtschaftsrate in Paris unterstellt war, und in der der englische Admiral Troubridge den Vorsitz führte, provisorisch die Verwaltung des Donaudienstes. Daß man England die Führung überließ, erscheint begreiflich, wenn man berücksichtigt, welches Interesse England an der Donau seit jeher zeigte, und das aus einer Statistik des Verkehrs klar hervorgeht. Es passierten im letzten Friedensjahre 1913 die Sulinamündung 278 englische, 158 österreichisch-ungarische, 118 italienische, 112 griechische und 66 russische Schiffe.

Seither sind die Verträge von Versailles, Saint-Germain und Trianon in Kraft getreten. Sie enthalten die Grundzüge einer künftigen Ordnung des Donaurechtes. Der erste Artikel des der Donau gewidmeten Abschnittes (Artikel 291 des Vertrages von Saint-Germain) erklärt die Donau von Ulm abwärts als international, ebenso alle schiffbaren Teile ihres Flußgebietes, die mehr als einem Staate als Zugang zum Meere dienen (eine neue Formel), schließlich den Rhein-Donau-Kanal. Im folgenden Artikel wird die Behandlung der Waren und Flaggen aller Nationen auf dem Fuße vollkommener Gleichheit festgesetzt. Daran schließt sich eine Bestimmung, die dem Prinzipe der Gleichberechtigung, für das England in früheren Zeiten so warm eingetreten war, direkt ins Gesicht schlägt: Österreichischen Schiffen ist die Beförderung von Reisenden und Gütern zwischen den Häfen einer alliierten oder assoziierten Macht nur mit deren besonderer Erlaubnis gestattet. Einen Bruch mit dem bisher stets hochgehaltenen Grundsatze der Einheit und Gleichheit der Schiffahrtsgebühren bedeutet ferner der nächste Artikel, wonach die Abgaben auf den verschiedenen Flußteilen verschieden bemessen werden dürfen. Die österreichische Friedensdelegation erhob gegen die Ausschließung Österreichs von der Kabotage in ihrer Note vom 12. Juli 1919 entschiedene Einsprache, die aber keinen Erfolg hatte. Dasselbe Schicksal war der Reklamation dagegen beschieden, daß im Artikel 291 wohl vom Rhein-Donau-Kanal, nicht aber vom Donau-Oder-Kanal die Rede ist. Diese Übergehung hatte ihren guten Grund. Der französische Admiral Fatou sprach sich gelegentlich seiner Anwesenheit in Budapest ganz offen über das lebhafte Interesse aus, das Frankreich an der Schaffung des Rhein-Donau-Kanals nimmt, und das ihm die Möglichkeit bieten soll, französische Waren auf dem billigen Wasserwege nach den Donaustationen zu bringen. Welchen Wert Frankreich dieser

Digitized by Google

Bestimmung beilegt, erhellt auch aus der im Vertrage von Versailles enthaltenen Klausel, wonach für den Fall, als Deutschland mit den Arbeiten am Kanal säumig wäre, die Zentralkommission für den Rhein berechtigt sein soll, sie auszuführen. Es folgen nun mehrere Artikel, die im wesentlichen mit früheren Vereinbarungen übereinstimmen, so über den freien Transitverkehr, über das Verbot, andere als die im Vertrag festgesetzten Abgaben zu erheben, über die Verpflichtung der Uferstaaten zur Beseitigung aller Schiffahrtshindernisse auf ihrem Gebiete. Kommt ein Staat dieser letzteren Verbindlichkeit nicht nach, so kann jeder davon berührte Staat sich an den vom Völkerbund einzusetzenden Gerichtshof wenden, ebenso wenn ein Uferstaat Arbeiten unternimmt, die der Schiffahrt in dem internationalen Abschnitte Abbruch tun.

Die folgenden Artikel definieren jene Autoritäten, denen künftighin die Verwaltung der Schiffahrtsinteressen anvertraut sein soll. Obenan steht die Erklärung, daß die Europäische Donaukommission von neuem die Befugnisse ausüben soll, die sie vor dem Kriege besaß. Vorläufig sollen aber nur Frankreich, Großbritannien, Italien und Rumänien darin vertreten sein, also nur ein Uferstaat. Dies gilt für das eigentliche Mündungsgebiet von Braila abwärts. Für das stromaufwärts liegende Flußgebiet soll die Verwaltung in den Händen eines internationalen Ausschusses liegen, dem außer den Uferstaaten (Württemberg, Bayern, Österreich, Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, Bulgarien und Rumänien) je ein Vertreter der künftighin in der Europäischen Kommission vertretenen Nichtuferstaaten angehören sollen. Diese Verwaltungsbehörde entspricht also ungefähr der im Londoner Vertrage vorgesehen gewesenen gemischten Kommission. Die internationale Kommission hat bereits in den ersten Augusttagen in Paris ihre Verhandlungen begonnen, wurde aber nach der dritten Sitzung vertagt, um den Vertretern die Möglichkeit zu bieten, weitere Instruktionen einzuholen.

Die Friedensverträge enthalten noch eine Reihe anderer drückender Bestimmungen. Abgesehen von der Aufhebung des im Berliner Vertrage Österreich-Ungarn übertragenen Mandates zur Ausführung der Arbeiten am Eisernen Tor und von der Verpflichtung, falls die Tschechoslowakei, Jugoslawien oder Rumänien irgendwelche Arbeiten im Flußgebiete übernehmen sollten, ihr Recht anzuerkennen, auch außerhalb ihres Gebietes gelegene Teile des Flußbettes in Anspruch zu nehmen, wurde Österreich durch Artikel 300 verpflichtet, an die beteiligten alliierten und assoziierten Mächte einen Teil der in österreichischen Häfen eingetragenen Donauschiffe und Schlepper abzutreten. Wenn man bedenkt, eine wie große Anzahl von Fahrzeugen während des Krieges und selbst noch nach Abschluß des Waffenstillstandes unserem altbewährten Verkehrsinstitute, der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, einfach weggenommen wurde (es sind im ganzen etwa 150 Dampfer und 300 Schlepper), so sieht sich diese Bestimmung geradezu grotesk an. Sie ist offenbar dem Wunschzettel der Jugoslawen, vor allem aber des jüngsten Donaustaates, der

Digitized by Google

Tſchechoſlowakei, entnommen, die ſo auf die einfachſte Art zu einer Donauflotte kommen ſollen.

Auf den bevorſtehenden Pariſer Konferenzen werden hoffentlich die Rechte und Intereſſen Öſterreichs, das vor neunzig Jahren als erſte Macht einen regelmäßigen Perſonen- und Warenverkehr auf der Donau geſchaffen hat, entſprechende Berückſichtigung finden. Es muß uns vor allem daran gelegen ſein, daß die zu treffenden Vereinbarungen die wahre Freiheit der Schiffahrt verbürgen, von der vorläufig noch recht wenig zu merken iſt, und daß der im Vertrage von Saint-Germain neuerdings aufgeſtellte Grundſatz der Gleichberechtigung aller Nationen nicht bloß für die alliierten und aſſoziierten Mächte Geltung erlange, ſondern auch für uns.

Wien im Auguſt 1920.

Aus den Denkwürdigkeiten des heſſiſchen Miniſters Freiherrn du Bos du Thil

Herausgegeben von

Profeſſor H. Ulmann

(Fortſetzung)

Durch den Aufenthalt dreier Monarchen und dadurch, daß der Zentralpunkt aller verbündeten Heere ſich hier befand, gewann Frankfurt eine Lebhaftigkeit und ein Menſchengewühl, wie es dort noch nie geſehen worden iſt und, wie ich wünſche, nie wieder geſehen werden wird. Aber freilich, jenen Glanz, jene Pracht, die dort bei Kaiſerkrönungen entwickelt zu werden pflegte, ſah man nicht. Die Zeitverhältniſſe mahnten jeden zur Beſcheidenheit und Mäßigung. Der ernſte König von Preußen entzog ſich der Geſellſchaft nicht, er tat aber auch nicht mehr, als nötig war. Kaiſer Alexander, der eleganteſte Fürſt ſeiner Zeit, war dagegen auch hier in der Damenwelt ganz in ſeinem Elemente. Der einfachſte und zurückgezogenſte war, wie immer, Kaiſer Franz. Er bewohnte das Taxisſche Palais. Während an ſeinem Wiener Hofe noch die altſpaniſche Etikette vorwaltete, war hier ſein Lagerhof der einfachſte von allen. Er zeigte ſich wenig öffentlich. An ſeiner Tafel ſpeiſte alles, was zu ſeinem Hauſe gehörte, bis zu den Hofſekretären; von Hoffähigkeit war da nicht die Rede, es war ein Familientiſch. Der Kaiſer hatte ſich, aber lediglich für die Dauer des Kriegs, eine böhmiſche Nobelgarde von etwa 40 bis 50 Mann gebildet. Dieſe tat den Dienſt bei ſeiner Perſon und iſt mit dem Frieden wieder eingegangen. Nicht prunkvoll wie die ungariſche war dieſe Garde ausgeſtattet, ſie war weiß nach Dragonerart uniformiert. Und ſelbſt dieſe jungen Leute, das heißt, wenn ſie für den Tag im Dienſte waren und nicht gerade Schildwache ſtanden, ſpeiſten an des Kaiſers Tafel.

Digitized by Google

Sehr viele Fürsten fanden sich in Frankfurt ein. Ihre Königlichen Hoheiten der Großherzog und die Frau Großherzogin begaben Sich zum Besuche bei den Monarchen hin, aber nur en visite, da Sie Ihres eigenen Palais beraubt waren. Es erschien König Max von Bayern, König Friedrich von Württemberg, der einzige, welcher es darauf angelegt hatte, mit großem Glanz und Pomp aufzutreten, und manche andere mehr. Ob der König von Sachsen darunter war, weiß ich jetzt nicht mehr mit Bestimmtheit zu sagen, wohl aber das, daß Sein zweiter Herr Bruder da war und im „Römischen Kaiser" wohnte, denn ich sehe noch deutlich die beiden jungen Prinzen, den heutigen König und Seinen Herrn Bruder Johann, in einem Kostüme, das in diesem Teile Deutschlands infolge der Revolution schon längst obsolet geworden war. Sie waren à la Louis XV. gekleidet, in dem gestickten habit habillé à la guéridon frisiert und gepudert, mit kleinen weißen Degenchen, den Haarbeutel nicht zu vergessen. Der jüngere besonders sah sehr komisch aus.

Kaiser Franz kam nicht nach Darmstadt, wohl aber machte der König von Preußen einen Besuch am hiesigen Hofe und wohnte einem Balle im Weißen Saale bei. Ebenso der Kaiser Alexander. Der letzte auch zum zweiten Male zu einem Frühstücke, als Seine Garden hier durchmarschierten. Hier übergehe ich, als bekannt, den Vorgang, wie die Frau Fürstin Taxis damals die Büste Napoleons in dem Bette verbarg.

Es verflossen so nahe an zwei Monate. Mit den ersten Tagen des Januars 1814 war der russische General St. Priest, ein Emigrant, der erste, der bei Koblenz den Rhein überschritt, und gleiches taten bald darauf die übrigen Armeen an verschiedenen Punkten. Die Monarchen verließen Frankfurt, und wenig Tage vorher endigte meine Mission. Ich kehrte zurück, um in mein neues Amt einzutreten.

Interessant, ja lehrreich war dieser Frankfurter Aufenthalt gewiß. Durch die Berührung, in die ich mit so vielen Staatsmännern kam, hatte ich reichlich Gelegenheit, die herrschende Stimmung, die Pläne, die man hatte, die Mittel, auf welche man zählte, näher kennen zu lernen. Ich gewahrte das Mißtrauen, um nicht zu sagen, den Groll, der noch immer gegen die Rheinbundfürsten, mit Ausnahme Bayerns, bestand; ich konnte aus einzelnen Äußerungen das Schicksal voraussehen, das später die an Frankreich haltenden Fürsten, Primas und Isenburg, wirklich betroffen hat; ich konnte in diesem Zentralpunkte den Enthusiasmus beobachten, der alle ergriffen hatte, konnte hören, wie sich nach preußischem Muster die zahlreichen Korps Freiwilliger bildeten. Der Art waren die Eindrücke, die ich von Frankfurt mitnahm, und ich muß sagen, daß ich davon nicht erbaut war. Dabei wußte ich, daß meine arme Frau, die allein mit ihren Leuten war, nicht weniger als 19 Personen in ihrem kleinen Hause zu beherbergen und zu verpflegen hatte.

Als ich mich wieder bei dem Herrn meldete, entspann sich eine lange Unterredung über alles das, was vorgekommen, auch über die Rheinübergänge.

Digitized by Google

„Das alles dient zu nichts," sagten Seine Königliche Hoheit, „gar bald wird Er sie wieder herübergeworfen haben."

„Ich glaube kaum," erwiderte ich, „indessen möchte ich es auch nicht widersprechen. Doch davon bin ich überzeugt, daß Er in Deutschland niemals wieder zu dem ehemaligen Ansehen und der alten Macht gelangen werde."

„Er schlägt sie," fuhr der Herr fort, „keiner von allen ist Ihm im mindesten gewachsen. Seine Leute werden Ihm nicht zum zweiten Male erfrieren, und dann bleibt Er Sieger."

„Ja," entgegnete ich, „Schlachten kann Er gewinnen, aber nicht Sieger bleiben. Er hat bisher mit Königen und ihren Heeren Kriege geführt, jeden einzelnen hat Er besiegt, von nun an führt Er mit Nationen Krieg, und zwar mit allen vereint. Er wird sich behaupten, ich glaube es, aber nie wieder herstellen, was war. Wie dem aber sein möge, so bitte und beschwöre ich Eure Königliche Hoheit, lassen Sie dergleichen Ansichten nicht laut werden. Sie setzen Sich und Ihr Haus sonst großen Gefahren aus."

Hierauf gab der Herr gar keine Antwort, sondern verabschiedete mich sogleich. Das war die erste Andeutung, die ich von dem erhielt, was in dem innersten Innern des Herrn vorging. Ich werde, um historisch treu zu sein, noch einmal darauf zurückkommen und verbreite mich jetzt über einen Gegenstand, der eine Privatangelegenheit zu sein scheint, weil die Sache wirklich mehr als das ist.

Durch meine gewiß in sehr guter Absicht gesprochenen Worte ward ich in die sonderbarste Lage versetzt, die ich erst nach und nach bemerken konnte. Ich war in Ungnade gefallen, die sich aber nur dadurch äußerte, daß der Herr mich ignorierte. Zuleid hat mir der Herr nichts getan, keinerlei Kränkung mir zugefügt. In dem Ministerio suchte ich meine Arbeiten, so gut ich vermochte, zu besorgen, aber die dortige Stelle brachte mich nicht in unmittelbare Beziehung zu der Allerhöchsten Person. Kaum mehr war das bei dem Hofmarschall der Fall: denn der Herr hatte einen Hof für Seine Frau Gemahlin, überhaupt des Anstandes und der Schicklichkeit wegen, durchaus aber nicht für Seine Person. Aber es konnte doch nicht fehlen, daß Er jeden Augenblick auf mich stieß, z. B. im Theater, wo Er oft drei- und viermal durch unsere Loge kam. Dann sah Er mich nicht, sprach wenigstens nicht mit mir. Auf die Frau Großherzogin dagegen hatte die Sache gar keinen Einfluß, Sie blieb gleich gnädig und freundlich gegen mich, bemerkten auch vielleicht nicht einmal die ganze Ausdehnung der Sache. Hierauf beruhte es denn, daß mir meine Lage nicht so verbittert ward, daß ich mich derselben hätte entziehen müssen. Ohnehin war meine Frau Palastdame, und doppelte Bande knüpften mich an den Hof.

Worauf nun beruhte das? Bloß darauf, weil ich eine Meinung geäußert hatte, die von der des Herrn abwich? Das gewiß nicht, denn ein so erleuchteter Herr, wie Ludewig I. war, gehört gewiß nicht zu denen, die nicht gestatten wollen, daß jemand eine andere Meinung habe. Er wollte im Gegenteil Meinungen

Digitized by Google

hören, um sie zu prüfen und darunter zu wählen, und merkwürdigerweise hat Er den Rat, den meine letzten Worte enthielten, befolgt. Es war also, davon bin ich überzeugt, etwas ganz anderes, das dem zugrunde lag.

Dieser Herr hatte mich, wie meine bisherigen Angaben beweisen, mit vielfältigen Aufträgen beehrt, ich hatte sie mehr oder weniger zu Seiner Zufriedenheit erledigt, Er erblickte in mir einen Diener, der Ihm unter gewissen Eventualitäten, an die Er glaubte, recht nützlich werden könne, und hörte mich nun Dinge sagen, die Ihn schließen ließen, daß ich entweder ein Parteimann, angesteckt von dem in Frankfurt herrschenden Hauptquartiersfieber, oder ein Dummkopf sei, der nicht in die Zukunft zu sehen vermöge, oder beides zugleich. Jedenfalls schloß der Herr daraus, daß ich nicht die Person sei, auf die sich bei den Plänen, die im Hintergrunde lagen, zählen lasse, und das Gefühl, sich in mir getäuscht zu haben, war es, das jene üble Laune hervorrief.

Dieser Zustand hat nahe an zwei Jahre unverändert bestanden. Nun trat die erste Absetzung Napoleons ein, es sammelte sich der Wiener Kongreß. Wie sehr die hiesige Regierung wegen Steuerüberbürdung verrufen war, habe ich an anderem Orte angeführt. Dies benutzten unsere Feinde und stellten es als Kalamität dar, der hessischen Hoheit unterworfen zu werden. Das Vorurteil war herrschend, es legte Herrn v. Türkheim in Wien manche Schwierigkeiten in den Weg. Dies veranlaßte mich, eine Broschüre zu schreiben, die darlegen sollte, wie die Sache sich wirklich verhalte und was bei jenen Vorurteilen der Lüge, der Übertreibung und der Gehässigkeit zuzuschreiben sei. Heute, unter vollständig veränderten Verhältnissen, hat jenes Schriftchen nicht den allermindesten Wert, damals tat es seine Wirkung. Es ward auf Staatskosten gedruckt, in zahlreichen Exemplaren an Herrn v. Türkheim geschickt, der es verteilte und sich des Erfolgs in seinen Berichten belobte.

Auch das ignorierten Seine Königliche Hoheit, wenn Sie mich sahen, etwa fünf oder sechs Monate lang, bis daß ein Geburts- oder Neujahrstag uns alle zur Gratulation in Ihr Appartement führte. Der Herr ging auf mich zu und reichte mir die Hand, sagend: „Ich habe Ihnen noch nicht gedankt für Ihre Schrift, die ist recht gut ausgefallen."

Von diesem Augenblicke an war alles im früherem Geleise, und wie es später geworden, ist schon in anderen Blättern gesagt.

Der Zollverein

Wenn von dem Gange hiesiger Angelegenheiten und auch meiner amtlichen Tätigkeit die Rede sein soll, so darf der Zollverein nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Darf ich einigermaßen stolz darauf sein, einen großen Anteil an der Entstehung jener Verbindung gehabt zu haben, so liefert sie noch weit mehr einen redenden Beweis von den klaren und festen Ansichten, welche Großherzog Ludewig I. von staatswissenschaftlichen Dingen hatte.

Außer Österreich hatte bisher kein deutscher Staat ein geschlossenes Zollsystem, wohl aber Verbrauchssteuern der verschiedensten Art und von der

Digitized by Google

alten Reichsgesetzgebung her Binnenzölle. Österreich hatte uns wenig berührt, als aber im Jahre 1818 Preußen ein Grenzzollsystem für die gesamte Monarchie einführte, war dies ein Donnerschlag für viele Nachbarn, und am allerempfindlichsten war Oberhessen, insbesondere das Hinterland, davon betroffen. Biedenkopf, Gladenbach usw., von der Natur kärglich behandelt, war fast nur mit Gewerbsleuten bevölkert. Grobe Tücher, Teppiche und Wollenware aller Art wurden dort, nicht in Fabriken, sondern von einzelnen Meistern und Frauen, verfertigt und fanden Absatz in Westfalen und anderen, soeben dem preußischen Zepter unterworfenen Distrikten. Mit dem Schließen jener Gebiete verloren jene Menschen allen Absatz, denn da sie nicht Kaufleute, sondern Handwerker waren, so ging ihnen auch die Fähigkeit ab, durch auswärtige Verbindungen etwa neue Wege zum Absatz ihrer Produkte auszumitteln. Von recht solidem Wohlstande sanken jene Ämter in kurzem fast zum Bettelstab herab. Etwas minder, aber auch sehr hart, ward die Linnenindustrie von Alsfeld und Lauterbach durch denselben Anlaß betroffen. — Ich sage minder, weil dort zwar keine Fabriken, aber doch einige Handelshäuser bestanden, die die Produkte der einzelnen Familien in Masse nach außen förderten.[1])

Solche Katastrophen gaben Stoff zum Nachdenken, und ich beschäftigte mich in meinen Gedanken häufig mit Betrachtungen über die Inferiorität, in welcher sich Deutschland vermöge der Zerstückelung seiner Gebiete und der Selbständigkeit derselben, anderen weit weniger bedeutenden Nationen gegenüber, in Beziehung auf materielle Vorteile befinde. —

So kam ich Ende 1819 nach Wien. Im Anfang des folgenden Jahres fanden sich dort Abgeordnete des Kaufmannsstandes verschiedener Länder: Bayern, Württemberg und einigen anderen ein, und schilderten, von einer Gesandtschaft zur anderen wandelnd, die schrecklichen Folgen, welche das preußische Zollsystem, indem es Deutschland in der Mitte durchschneide, für Süddeutschland habe. Sie baten, dem Übel eine Vereinigung unter anderen Regierungen entgegenzusetzen, aber sie predigten tauben Ohren. Man sagte ihnen, Frankfurt sei der Ort, wo man von Art. 19 der Bundesakte reden könne, nicht Wien.

Ich meinerseits war mit dem Gedanken, den die Leute anregten, so sehr vertraut, daß er mich nicht überraschte. Ich schrieb nach Darmstadt und bat um die Erlaubnis, mich jener Sache annehmen zu dürfen. Man gab mir Carte blanche. Ich versuchte nun der Reihe nach meine Kollegen, mit Ausnahme der österreichischen, preußischen und norddeutschen, für jene Ideen zu stimmen.

---

[1]) Ich will hier eine Tatsache konsequieren (So! wahrscheinlich konsignieren), an welche wohl niemand denkt. Der durch die Revolution und die Kriege mit Frankreich bewirkte Untergang der spanischen Flotte hat einen empfindlichen Rückschlag auf Alsfeld, Homberg, Lauterbach usw. gebracht. Segeltuch und Linnen ging von Alsfeld nach Cadix zum Verbrauch der Marine und der transatlantischen Kolonien. Ein Verkehr, der seitdem gänzlich aufgehört hat.

Digitized by Google

Es gelang mir aber vorderhand nur, den Badenser v. Berstett und den Nassauer v. Marschall zu gewinnen.

Wir drei unterzeichneten im April 1820 in meiner Wohnung eine Punktation, besagend, daß, vorbehaltlich der künftigen Genehmigung der Regierungen, zwischen ihnen 1. alle Binnenzölle aufgehoben, 2. Weg- und Wasserzölle möglichst gleichgestellt, 3. Zollinien um die vereinten Gebiete gemeinschaftlich gezogen und besetzt, sowie 4. die Einnahmen nach Maßgabe der Bevölkerung geteilt werden sollten.

Dieses Aktenstück ist der erste, rohe Anfang aller deutschen Zollvereine. Es enthält aber bereits die Gedanken, die die Hauptzüge des jetzigen deutschen Zollvereins bilden. Als nun jene vorläufige Punktation in Wien bekannt ward, verlangte der weimarische Minister Fritsch sie nachträglich zu unterzeichnen, und zuletzt auch der bayerische v. Zentner.

(Der letzte gewiß weniger um der Sache willen, als um zu verhüten, daß in Süddeutschland nichts verhandelt werde, wobei Bayern nicht die Hände im Spiel habe.)

Im Mai 1820 kam man überein, daß in Darmstadt ein Kongreß eröffnet werden sollte, um über die Ausführung jener Hauptgrundsätze zu beraten, und auch Württemberg versprach, jenen Kongreß zu beschicken. — Wirklich trat auch dieser Kongreß am 13. September 1820 in Darmstadt zusammen und dauerte bis in das folgende Jahr, wo denn Kurhessen, Hohenzollern, Waldeck und Reuß sich entschlossen, gleichfalls Anteil daran zu nehmen. Diesseits ward natürlich ich zum Großherzoglichen Bevollmächtigten ernannt und der Ober-Appellationsgerichtsrat Herff, damals noch Kammerrat, zum Protokollführer.[1])

Vermöge des Partikularismus, von dem deutsche Regierungen sich so schwer lossagen, ja, ich möchte sagen, vermöge des Fluches, der auf deutschen Angelegenheiten ruht, brachte auch diese Konferenz keine gedeihlichen Früchte. Über die Sätze, die meine Wiener Punktation enthält, waren zwar alle Regierungen im allgemeinen einverstanden, sonst würden sie den Kongreß nicht beschickt haben. Es galt aber nun, jene Gedanken im Detail auszuführen, vor allem, die Frage zu erörtern, wie soll der Verein, der künftig ein Ganzes bildet, regiert werden? Mit anderen Worten, wie sollen bei der gemeinschaftlichen Verwaltung die Stimmen verteilt werden? Da trat nun Bayern auf und

---

[1]) Dieser Kongreß hat auch einen Beitrag zur Bestätigung des Vorurteils geliefert, das über die Zahl 13 an einem Tische herrscht. Bei einem Mittagessen, das ich den Konferenzmitgliedern gab, hatte ich auf 14 Personen gerechnet, nicht um meinetwillen, denn ich glaube nicht an jenes Gerücht. Gerade zur Essenszeit ließ einer der Geladenen absagen. Wir setzten uns zu 13 nieder. Herr Herff schien das zuerst zu bemerken; er schützte Unwohlsein vor und verließ den Tisch. Das muß jedoch zu spät geschehen sein, denn nach Verlauf von zwei Monaten starb einer der Gäste, der bayerische Bundestagsgesandte v. Aretin. Die Sache machte Aufsehen und es ward damals viel davon gesprochen.

Digitized by Google

nahm als selbstverständen an, daß die Verteilung nach Maßgabe der Bevölkerung eintreten müßte, etwa eine Stimme für 5000 Seelen. Dabei wäre die obere Verwaltungsbehörde nahebei ein bayerisches Kollegium geworden, indem dieser Regierung mehr Stimmen zugefallen wären, als den übrigen Teilnehmern zusammen. Das war ein allzu naiver Versuch.

Als man nun die Frage von der Organisation und dem Tarif verhandelte, waren die Ansichten so verschieden fast als die Personen, nach gewohnter deutscher Manier hielt jeder die seinige für die unfehlbare, und doch gründete sich diese oft nicht etwa auf allgemeine staatswissenschaftliche Wahrheiten, sondern auf das Privatinteresse irgendeines dem Wortführer befreundeten Krämers oder Kaufmanns oder auf die verkehrte Ansicht eines nur juridisch gebildeten Ministerialreferenten. Wieder andere spekulierten, gleich Bayern, auf zu erringende besondere Vorteile, so z. B. der badische Staatsrat Nebenius. Als nämlich die Sprache von Entrepots, Lagerhäusern für unversteuerte Waren war, verlangte Baden und beharrte darauf, daß Lagerhäuser nur an den Ufern der schiffbaren Grenzströme errichtet werden sollten. Das hieß mit anderen Worten, den Speditionshandel für ganz Süddeutschland in die Hände der badischen Kaufleute niederlegen. Wir würden dabei, wegen Mainz, etwa Gernsheim, aber auch Nassau, die Sache erträglich haben finden können, für alle rückwärts liegenden Staaten war der Vorschlag unannehmbar.[1])

Sodann kamen einige, die schon ein Zollsystem hatten, auf den Gedanken, ein Präzipuum in den Einnahmen insoweit anzusprechen, daß sie jedenfalls an den bisherigen Einnahmen nichts einbüßen würden.

Ich kann beteuern, daß Großherzog Ludewig I. die Angelegenheit von höherem Standpunkte aus aufgefaßt hatte, von dem der allgemeinen Wohlfahrt Deutschlands nämlich. Wollte Er Seinen Untertanen eine Wohltat (wahrlich eine sehr große) erzeigen, so war Ihm doch der Gedanke fern, dies auf Kosten eines anderen zu erkaufen, nur Gleichheit der Rechte aller erstrebte Er, und in diesem Sinne habe ich, Sein Bevollmächtigter, stets gehandelt. Aber wer schwingt sich in Deutschland mit Redlichkeit auf diesen Standpunkt? Das sind gescheite, einsichtsvolle Männer, die den Ausschlag geben, aber sie wollen sich nicht zu jener Anschauung erheben, sie halten sich für verpflichtet,

[1]) In jener Zeit kam der Großherzog von Weimar, der den Gedanken einer Zollvereinigung mit Wärme aufgenommen hatte, hierher, um sich näher mit der Sache bekannt zu machen. Dieser Herr war bei seinem Herrn Schwager, Landgraf Christian Durchlaucht abgestiegen und ließ mich rufen. Seine Königliche Hoheit eröffneten die Unterredung mit der Aufforderung, Ihnen begreiflich zu machen, wie man Ihnen zumuten könne, in den oben erwähnten Vorschlag der Lagerhäuser einzugehen? Ich erwiderte, zwar müßte ich bekennen, daß der Zollverein wegen dieses speziellen Punktes an uns in Hessen nicht scheitern werde, da wir aber nicht die Erfinder desselben seien, so sei ich nicht berufen, weder ihn zu verteidigen, noch zu dessen Annahme zu überreden. Wollten aber Seine Königliche Hoheit die Gründe, welche man für den Vorschlag anführe, aus sehr beredtem Munde vernehmen, so würden Sie wohl tun, Herrn Nebenius zu sich bescheiden zu lassen. „Mit dem will ich nichts zu tun haben," war die kurze Antwort.

Digitized by Google

stets das partikulare Interesse dem allgemeinen voranzustellen, und halten es für ein nicht zu rechtfertigendes Opfer, wenn auf einen kleinen Vorteil, ja auf ein Vorurteil oder ein Hergebrachtes verzichtet werden soll.

Ich spreche aus Erfahrung und werde, wenn von dem Wiener Kongresse von 1834 die Rede kommt, noch Gelegenheit finden, andere Belege für meine Behauptung, oder vielmehr Klage, beizubringen. Nun, bei allem guten Willen geht es doch nicht, sich mit offenen Augen düpieren zu lassen und den Imbezillen zu spielen. Der Kongreß trennte sich daher, d. h. er vertagte sich, um nach fünf Monaten, abermals in Darmstadt und abermals fruchtlos, zusammen zu treten.

*

Ich war inmittelst Finanzminister geworden. Schon zweimal habe ich erwähnt, daß das Großherzogtum unter dem unglücklichen physiokratischen System seufzte, unter der Methode, alle Staatsbedürfnisse neben dem Ertrage der Domäne durch direkte Steuern zu beschaffen. Ich hatte daher jenen Posten mit dem festen Entschlusse angetreten, dieses System umzustoßen und durch Herbeischaffung anderer Mittel eine Herabsetzung der Grundsteuer zu ermöglichen. Zu diesem Ende hatten nun seither die Versuche stattgefunden, zu einer Zollvereinigung zu gelangen, aber drei Jahre waren über solchen Versuchen verloren gegangen und die Aussicht auf Gelingen geschwunden. Nun galt es, einen neuen Entschluß zu fassen.

In dem Finanzministerio waren die Staatsräte Hofmann und Eigenbrodt angestellt. In einer Sitzung eröffnete ich diesen, daß ich nachgerade zu dem Entschluß gekommen sei, Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge eine allgemeine Verbrauchssteuer und zu deren Sicherung eine Zollinie an allen Grenzen in Vorschlag zu bringen. Beide Herren erschraken wahrhaft ob dieses Gedankens; sie setzten mir die Schwierigkeit einer wirksamen Grenzbewachung in einem geographisch so wie das Großherzogtum gestalteten Lande entgegen, und die Kostspieligkeit desselben, die jeden Ertrag verschlingen werde; dann ferner den üblen Eindruck, den die unausbleiblichen Plackereien in einem Lande, das überall aus Grenzbezirken zusammengesetzt sei, auf das Publikum machen würden usw. Ich entgegnete ihnen, daß sie mir über die großen Schwierigkeiten, die meinem Vorschlage entgegenstünden, nichts Neues sagen könnten, ich hätte sie wohl erwogen, sei aber dabei zu der Überzeugung gelangt, daß wir in unserer Lage notwendig in diesen sauren Apfel beißen müßten. Eine Veränderung unseres Steuersystems müßte herbeigeführt werden. Sie selbst, die Herren, hätten ja gegen erkleckliche Verbrauchssteuern bisher nichts eingewendet, da sie die Verhandlungen über Zollvereinigung mit Vergnügen gesehen; diese hätten aber zu keinem Ziele geführt und wir stünden nun offenbar gegen alle Nachbarn im Nachteile. Diese, Baden, Württemberg, Bayern, Preußen, hätten sich indessen geschlossene Zollsysteme gegeben, sie erhöben also Abgaben von allen Produkten des Großherzogtums, die bei ihnen eingingen, während die Produkte ihrer Länder unversteuert zu uns gelangten. Dies sei eine un-

Digitized by Google

erträgliche Stellung. Jene würden Toren sein, wenn sie mit uns in Handelsverträge eingingen, denn sie würden ja dadurch nur auf eine höchst günstige Stellung verzichten. Erst wenn wir ein Zollsystem geschaffen hätten, würden wir unseren Nachbarn gleichstehen. Wir würden dann etwas zu bieten haben, um für die Untertanen des Großherzogs diese oder jene Zollbegünstigung in fremdem Gebiete zu erringen.

Staatsrat Hofmann befreundete sich bald mit dieser Ansicht und trat meiner Meinung bei, nach langer Erörterung auch das andere Mitglied, und so kam ein entsprechender Antrag bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von seiten des Finanzministeriums zustande. Ich wiederhole dabei ganz ausdrücklich, daß ich nie einen Augenblick geglaubt habe, daß ein isoliertes Zollsystem zum Heile des Großherzogtums gereichen könne (wie mir vielleicht mancher zugetraut hat), aber ich wollte um jeden Preis ein Instrument schaffen, das, als Masse[1]) gegen andere benützt, zur Erreichung höherer Zwecke führen könne.

Bevor jedoch den Ständen jenes Projekt übergeben ward, erging von der hiesigen Regierung nochmals eine Erklärung an die übrigen Konferenzmitglieder, besagend, daß man nicht länger in Ungewißheit über den Erfolg der bisherigen Verhandlungen bleiben könne, indem man im Begriff stehe, selbständige Maßregeln zu ergreifen. Dies hatte, da zugleich ein württembergischer Vermittlungsvorschlag eintraf, einen abermaligen Zusammentritt, wenigstens der Hauptteilnehmer, in Frankfurt zur Folge. Das dort Verhandelte ward den Abwesenden mitgeteilt und blieb ohne Antwort; worauf die Großherzogliche Regierung in einer Zirkularnote vom 3. Juli 1823 erklärte, daß sie vorderhand an weiteren Verhandlungen keinen Anteil mehr nehmen werde, und legte darauf im August desselben Jahres den oben erwähnten Entwurf eines Zollgesetzes den Ständen vor.

Wie vorauszusehen war, fand dieses Gesetz heftigen Widerspruch, es war einleuchtend, daß bei der Gestaltung der Provinzen jedermann eine Maut ganz nahe vor sich haben, also in seinem Verkehr sehr beengt sein werde, und da die Menschen gewöhnlich mehr an sich als an Staatswohl denken, so war der Widerwille erklärlich. Indessen setzte die Regierung doch mittels einer geringen Majorität ihren Entwurf durch.[2])

---

[1]) So! Etwa Waffe.

[2]) Geheimrat Balser von Gießen, der wohl ein sehr gescheiter Mann sein mußte, da er eines großen Rufes als Arzt genoß, war einer der Hauptopponenten, und er ging in seiner Leidenschaftlichkeit so weit, daß — als ein anderes Ministerium, das des Innern, eine Vermehrung der Gendarmerie um 25 Mann verlangte, die Notwendigkeit derselben auf das evidenteste nachwies und erklärte, daß es ohne diese Bewilligung für die öffentliche Sicherheit nicht einstehen könnte — er dagegen gegen dieselben stimmte und als Grund angab, daß die Regierung, wenn man ihr die Gendarmerie verwillige, sie sogleich als Grenzzollwächter verwenden werde (um so lächerlicher, als das Finanzministerium über die Gendarmerie nicht verfügt).

Nun fand in dieser Zeit bei dem Minister v. Grolman eine große Gesellschaft statt, Herr Balser sprach mir von jener Opposition gegen Regierungsvorschläge und sagte, ich

Digitized by Google

Sobald das neue Gesetz, das zugleich die Aufhebung aller Binnenzölle, die im Lande zerstreut waren und nach Abzug der Kosten kaum 80 000 Gulden eintrugen, verfügte, verkündet war, richtete der diesseitige Kommissär eine Note an die bisherigen Konferenzbevollmächtigten, mittels deren er ihnen jenes Gesetz zur Kenntnisnahme mitteilte und hinzufügte, Seine Königliche Hoheit der Großherzog hätten zwar diese Maßregel im Interesse Ihrer Staaten erachtet, aber damit nicht den Wunsch verbunden, die Zollschranken in Deutschland abermals um eine zur vermehren, vielmehr seien Allerhöchst Dieselben stets bereit, in neue Verhandlungen einzugehen, die den Zweck hätten, den inneren Verkehr in Deutschland zu erleichtern.

Der erste, der die Sache wieder aufnahm, war König Wilhelm von Württemberg, der einen abermaligen Kongreß in Stuttgart einleitete, bei welchem Herr v. Hofmann das Großherzogtum vertrat. Auch diese Versammlung trennte sich ohne Resultat.

Unsere neue Ordnung trat mit dem 1. April 1824 ins Leben. Die Behauptung, daß die Zölle mehr kosten als einbringen würden, widerlegte sich sehr bald, aber für das Publikum war die nahe Zollwache unbequem, und der Gewinn, den der Schmuggelhandel bringen konnte, zog viele Taugenichtse von aller soliden Arbeit ab. Das waren die schlimmen Seiten! Indessen ging die Sache und man gewöhnte sich allmählich an den Zustand.

Daß ich hinsichtlich der Wirkung der Maßregel nicht falsch gerechnet hatte, schien sich alsbald zu bestätigen, denn kaum war die Einrichtung getroffen, so erbot sich die badische Regierung zu einem Zollerleichterungsvertrage, dessen Sinn der war, daß die eigenen Produkte jedes der beiden Staaten auf den Grund von Ursprungsscheinen zollfrei die Grenzen des anderen überschreiten dürften. Das war eine bedeutende Erleichterung für die beiderseitigen Untertanen und ward mit Dank aufgenommen.

Glücklicherweise hatten wir aber diesen Vertrag nur auf sechsmonatliche Aufkündigung geschlossen, denn wir fanden uns nach Ablauf der ersten Monate bewogen, ihn aufzukündigen, so daß er nur ein Jahr bestanden hat. Während nämlich die Großherzogliche Regierung ihren Beamten die äußerste Gewissen-

---

dürfe ihm das nicht übelnehmen, es gründe sich auf Überzeugung. „Wir andere (nämlich Deputierte) sind nun einmal die Schildwachen, welche das Land zu seiner Sicherheit ausstellt." — „Von Übelnehmen," erwiderte ich, „kann nicht die Rede sein, erlauben Sie mir aber, Herr Geheimrat, daß ich mit einem Gleichnis antworte: Gesetzt, es stehe vor einem Hause, z. B. eines Generals, eine Schildwache, die die Weisung habe, nach 11 Uhr nachts niemand mehr einzulassen. Nun wird der General krank, schickt nach dem Arzt. Dieser kommt, wird aber nicht eingelassen. Vergebens stellt er vor, der General habe ihn rufen lassen, habe ihn nötig. Die Schildwache sagt, sie habe sich an nichts als ihre Order zu halten. Mir will scheinen, daß auch Sie zuweilen in diesem Sinne Schildwache vor dem Lande stehen." Der Mann nahm die Sache so übel, daß wir auf jenem Landtage nichts mehr miteinander gesprochen haben.

Übrigens hatte der Darmstädter Volkswitz die grün uniformierte Grenzwache, die unter dem Finanzkammerpräsidenten v. Kopp stand, „das Regiment royal Kopp" betitelt.

Digitized by Google

haftigkeit bei Erteilung von Ursprungsscheinen zur strengen Pflicht gemacht hatte, sah dabei die badische Regierung auf wenig ehrenvolle Weise durch die Finger. Es kaufte z. B. ein Badenser Schlachtvieh in Württemberg und stellte es zwei oder drei Tage in seinen Stall, worauf sein Beamter, dem die Ochsen vorgezeigt wurden, es vermied, ihrem Ursprung näher nachzuforschen, sondern ein Attest ausstellte, daß sie bei dem N. N. erzogen und gemästet seien. So in anderen Fällen auch. Wir wurden dessen bald inne und beschwerten uns, natürlich erfolgte Mißbilligung und schöne Zusicherung, da wir aber sahen, daß die Attestaussteller nicht gestraft wurden, so kündigten wir den Vertrag auf. Einen ganz ähnlichen Vertrag schlossen damals Bayern und Württemberg unter sich ab, und es scheint dabei redlicher gehandelt worden zu sein.

(Schluß folgt)

Das Problem des sozialistischen Weltboykotts

Von

Dr. Heinrich Kanner (Wien)

Der vom internationalen Gewerkschaftsbund über Ungarn verhängte Weltboykott war von seinen Urhebern als eine neue gewaltige Waffe im internationalen politischen Kampf angekündigt worden. Er sollte gewissermaßen ein Ersatz für den Krieg werden, aber diesem technisch überlegen, weil er mit weniger Kraftaufwand mehr erreichen sollte. Denn der Weltboykott sollte ein Krieg mit unblutigen Mitteln sein und über die Wirkungen eines Krieges insofern hinausgehen, als er die innerpolitischen, die sozialen Verhältnisse des bekämpften Staates ändern und verbessern sollte, die der bisherigen Art von Kriegen weder Ursache noch Zweck waren. So urteilten die sozialdemokratischen Urheber des Krieges, und ihre hohe Einschätzung des Weltboykotts fand auch in pazifistischen Kreisen Anklang. Nun, da der Weltboykott nach siebenwöchentlicher Dauer zusammengebrochen ist, kann man an der Hand der Tatsachen den Wert dieses neuen internationalen Kampfmittels überprüfen.

Der Weltboykott hatte den Zweck, die ungarische Regierung zu zwingen, den Arbeiterorganisationen Ungarns Freiheit zu ihrer Betätigung zu gewähren. Der Zweck ist nicht erreicht worden. Der Boykott ist Ungarn und der ungarischen Regierung nicht empfindlich fühlbar geworden. Warum? Die Veranstalter des Boykotts geben uns eine Erklärung dafür. Die Idee des Boykotts war, daß die Verkehrsarbeiter der Welt den ganzen nach Ungarn bestimmten Waren-, Post-, Telephon- und Telegraphenverkehr zum Stillstand bringen, Ungarn so vom Verkehr mit der Welt vollständig abschneiden und dadurch dem Willen der Urheber des Boykotts gefügig machen

Digitized by Google

sollten. Die Arbeiter Österreichs haben sich streng an diese Vorschrift des Internationalen Gewerkschaftsbundes in Amsterdam gehalten, und die österreichische Regierung, die eigentlich über Eisenbahnen, Post, Telephon und Telegraph zu gebieten hätte, hat sie gewähren und den von der ungarischen Regierung über Österreich verhängten Gegenboykott über sich und über die auf ungarische Agrarprodukte angewiesenen Österreicher ergehen lassen. Aber die Arbeiter der anderen Nachbarländer haben ihr Wort nicht gehalten und den Boykott nicht mitgemacht. Deutschland hat sogar die Gelegenheit benützt, das infolge des Gegenboykotts von Österreich nicht bezogene Obst für sich zu erwerben und es über Österreich sich zuführen zu lassen — wobei es zu Konflikten mit der österreichischen Arbeiterschaft gekommen ist. Die jugoslawischen Arbeiter sind noch weiter gegangen, indem sie den Ungarn Getreide aus Triest, das für das hungernde Österreich bestimmt war, zugeführt haben.

Die Urheber des Boykotts sagen deswegen, die internationale Gewerkschaftsorganisation sei noch nicht stark genug, um einen solchen Boykott wirkungsvoll durchzuführen. Das hätten sie freilich schon vorher wissen müssen. Aber wäre, selbst wenn die Arbeiter der ganzen Welt ernstlich und ehrlich mitgetan hätten, der Boykott gelungen? Hat ein solcher Boykott auch nur in der Zukunft, wenn die internationale Gewerkschaftsorganisation genügend stark sein wird, Aussicht auf Erfolg? Diese prinzipielle Frage haben die Veranstalter des Weltboykotts nicht gestellt und nicht beantwortet, und gerade sie ist für die Beurteilung dieses neuen internationalen Kampfmittels von ausschlaggebender Bedeutung. Man muß da eine Unterscheidung machen, welche die Veranstalter des Weltboykotts übersehen haben, obzwar sie so primitiv ist, man muß zwischen Industrie- und Agrarstaaten unterscheiden. Einen Industriestaat kann man durch einen Weltboykott möglicherweise aushungern und so auf die Knie zwingen, einen Agrarstaat wie Ungarn aber nicht. Denn an Lebensmitteln hat er aus seiner eigenen Produktion genug, und die Unterbindung der Zufuhr von Industrieprodukten und Rohmaterialien kann man schließlich einige Wochen lang aushalten — und länger kann ein solcher Boykott gar nicht dauern, weil die Nachbarländer des boykottierten Staates, die ihrerseits auf dessen Agrarprodukte angewiesen sind, den Gegenboykott nicht länger aushalten, wie es sich im vorliegenden Fall an Österreich gezeigt hat. Was bezweckt nun aber der Weltboykott der Gewerkschaften? Die Verbesserung der Lebensbedingungen der industriellen Arbeiterschaft in Ländern, in denen diese noch nicht stark genug ist, um sich selbst zu helfen. Das sind die wirtschaftlich rückständigen, die ganz oder noch überwiegend agrarischen Länder wie Ungarn eines ist. Gerade gegen diese Länder erweist sich, wie gezeigt, der Weltboykott als unwirksam. Gegen die anderen, die Industrieländer, wäre er aber überflüssig, da deren Arbeiter ohnedies mächtiger sind und mehr Bewegungsfreiheit genießen als die anderer Länder, und unmöglich, da ja doch die Arbeiter der Industrieländer naturgemäß die boykottierenden sind und diese somit nicht auch die Objekte des Boykotts sein

Digitized by Google

können. Der Weltboykott der Gewerkschaftsorganisationen zu sozialpolitischen Zwecken ist also ein wirtschaftliches Unding, und deswegen sollte der internationale Gewerkschaftsbund auch für die Zukunft, wo die Gewerkschaftsorganisation stärker sein wird; an derartige Boykotts nicht denken, sondern sich an dem einen Mißerfolg in Ungarn genug sein lassen, den man auch leicht hätte voraussehen können, wenn man nicht nach dem falschen Satz gehandelt hätte: „Vor getan und nach bedacht".

Die Kaiser Franz Joseph I. und Wilhelm II.

Persönliche Erinnerungen

von

Feldmarschalleutnant a. D. Albert Freiherr v. Margutti

(Schluß)

Bis zu des Deutschen Kaisers nächstem Wiener Aufenthalte vergingen wieder nahezu drei Jahre; erst im Juni 1906 kehrte er neuerdings in der Hofburg ein.

Inzwischen hatte der Russisch-Japanische Krieg getobt und ungezählte aktuelle Fragen der Weltpolitik mittelbar aufgerollt. — Im August 1905 war König Eduard VII. in Ischl, um dort — wie ich aus der Königs Umgebung, mit welcher ich mich, dank meiner Beherrschung der englischen Sprache, in ungezwungener Weise öfters zu unterhalten vermochte, nahezu mit Bestimmtheit erfahren — dem Kaiser Franz Joseph schon greifbare Vorschläge zum Zwecke einer Loslösung von Deutschland zu machen. Begreiflich, weil Ende Oktober 1904 bei den Kaisern Wilhelm II. und Nikolaus II. der Gedanke einer Entente zwischen Rußland, Deutschland und Frankreich gegen etwaige Übergriffe und Anmaßungen Englands und Japans erwogen worden. Auf dieshin ließ Frankreich sogar den Verfechter der englisch-französischen Allianz, Delcassé, plötzlich fallen, wodurch der Deutsche Kaiser und der Zar das Projekt der Schließung eines kontinentalen Ringes gegen England bereits als weitgediehen anzusehen sich für befugt erachteten. Eduard VII. setzte jetzt seinerseits mit Bemühungen zur Einkreisung Deutschlands zielbewußt ein und begann dieserwegen wieder beim greisen Kaiser Franz Joseph den Hebel anzulegen. Ohne Erfolg; immerhin hatte andererseits der König im folgenden Winter Frankreich dazugebracht, den Eintritt in eine deutsch-russische Koalition abzulehnen, und damit zugleich Rußland bewogen, sich von Deutschland wegzuwenden und den Westmächten anzuschließen. Das gab in Wien zu denken. Naturgemäß erwartete nun Kaiser Franz Joseph ein Eingreifen Kaiser Wilhelms und damit eine Klärung der gewitterschwülen Luft. Der alte Beherrscher Österreich-Ungarns bedurfte überdies — sage man, was man wolle — der

Digitized by Google

direkten Stütze seines Bundesgenossen, um allenfallsigen weiteren Zumutungen Eduards VII. mit entsprechendem Nachdrucke zu begegnen.

Deshalb gab auch der Junibesuch 1906, bei welchem Wilhelm II. in Wien wieder ein glänzender Empfang bereitet wurde, vor allem der Öffentlichkeit in nicht mißzuverstehender Weise die Festigkeit des Bündnisses zwischen Deutschland und der Donaumonarchie kund.

Wie sehr Kaiser Franz Joseph das würdigte, geht aus einem Gespräche hervor, welches er kurz darauf bei einer Familientafel in Ischl mit seiner Tochter, der Prinzessin Gisela von Bayern, führte und wobei er unter anderem sagte: „Es hat mir wohlgetan, kürzlich dem Kaiser Wilhelm wieder einmal die Hand drücken zu können; in den gegenwärtigen scheinbar ruhigen, aber im Hintergrunde immer arg bewegten Zeiten vermag man gar nicht oft genug zusammenzukommen, um einander, Aug' im Auge, zu versichern, wie aufrichtig wir beide nur den Frieden wollen und nichts anderes als den Frieden! In diesem Bestreben dürfen wir gegenseitig fürwahr auf unsere Treue bauen. Er würde mich ebensowenig jemals im Stiche lassen wie ich ihn! Das ist für uns und unsere Völker ein großes Glück! Ich danke es dem Deutschen Kaiser aus ganzem Herzen!"

Kaiser Wilhelms Treue war es nun auch, die der greise Kaiser Franz Joseph an ihm so hoch schätzte.

Eine Woche nachher kam die hochbetagte ehemalige Kaiserin der Franzosen, Eugenie, nach Ischl, wo sie als des Kaisers Gast mehrere Tage weilte. Man raunte sich zu, daß sie von Eduard VII. instruiert sei, um seine Pläne durch unmittelbare Einflußnahme auf den Kaiser Franz Joseph zu fördern. Der die Kaiserin stets begleitende Haushofmeister Franceschini Pietri stellte zwar, von mir dieserhalb befragt, eine solche Zumutung aufs entschiedenste in Abrede; dessenungeachtet war es gewiß nur vom Vorteile, daß Kaiser Wilhelm kurz vorher den Kaiser Franz Joseph gesprochen. Letzterer vermochte deswegen, über Gedanken, Absichten und Zukunftsanschauungen seines Bundesfreundes vollkommen unterrichtet, eventuellen Insinuationen der Kaiserin Eugenie von vornherein jede Spitze abzubrechen.

Von den großen Manövern bei Teschen im September 1906 kehrte Kaiser Franz Joseph mit einem schweren Bronchialkatarrh heim, welcher, da mit bedenklichen Fiebererscheinungen verbunden, dem alten Monarchen die größte Schonung auferlegte und ihn sogar bewog — was bei ihm ansonst kaum denkbar gewesen wäre —, den zu Ende des gleichen Monats in Dalmatien stattfindenden Übungen des Heeres und der Flotte, bei denen seine Gegenwart vorausgesetzt gewesen, fernezubleiben. Es war dies die erste Erkrankung des Kaisers, die auch der Allgemeinheit zur Kenntnis gebracht werden mußte; der Begriff, daß der greise Herrscher aus Rücksichten für seine Gesundheit auch nur eine seiner vielfachen Pflichten hintanzustellen gezwungen sei, kam bisher noch niemand geläufig vor. Daher war allenthalben darob die Sorge eine ungeheure. — Auch da zeigte sich in beredtester Weise des Deutschen Kaisers

Digitized by Google

innige Anhänglichkeit an seinen alten Freund. Tagtäglich zog Kaiser Wilhelm telegraphisch — oft auch telephonisch — Erkundigungen nach des Kaisers Franz Joseph Befinden ein, stellte Ärzte und Medikamente zur Verfügung (welche Angebote zwar dankend abgelehnt wurden), und die Art, in welcher all das geschah, zeigte deutlich, daß der Deutsche Kaiser persönlich die Informationen mit gespanntestem Interesse einholte und daß dieselben durchaus nicht Sache der Form und Höflichkeit waren, sondern tatsächlich tiefen Gefühlen entsprangen. Das bezeugten auch die rührenden Wünsche für des alten Kaisers Genesung und die bezüglichen Fürbitten zum Allmächtigen, welche Kaiser Wilhelm gläubig seinen Anfragen beifügte. Als Kaiser Franz Joseph endlich des bedrohlichen Übels — welches sich in den folgenden Jahren leider hartnäckig wiederholte[1]) — endlich Herr geworden, da war Wilhelms II. Freude darüber so aufrichtig und echt, daß selbst der sonst ungemein zurückhaltende Kaiser Franz Joseph kaum die genügenden Worte fand, um seiner unbegrenzten Dankbarkeit hiefür gebührend Ausdruck zu verleihen. Auch des alten Kaisers Umgebung war von dieser Herzlichkeit des Deutschen Kaisers in solchen Tagen des Bangens unsäglich ergriffen, und Graf Paar, des Kaisers Franz Joseph langjährig bewährter Generaladjutant und wahrhaft ein Vorbild ritterlicher Gesinnung und vornehmer Denkungsart, sagte da einmal dieserhalb zu mir: „An Kaiser Wilhelm könnten sich viele von unseres Kaisers Familie ein Beispiel nehmen! Der Deutsche Kaiser hat faktisch Mitgefühl für unseren und erfleht von Gott seine Gesundung; möge er erhört werden!"

Im August 1907 kam Eduard VII. abermals zum Kaiser Franz Joseph nach Ischl; um diese Zeit war bereits der deutsch-britische Wettbewerb zur See zum Brennpunkte der englischen Politik geworden. Auch hatte sich Englands Lage im Sinne der Einkreisungsprojekte des Königs gegenüber dem Vorjahre grundlegend gebessert, weil die zentralasiatischen Gegensätze zwischen England und Rußland gerade durch das Augustabkommen von 1907 ausgeglichen erschienen. Und damit war die letzte Voraussetzung für Deutschlands Einkreisung geschaffen; zu deren vollständiger Verwirklichung fehlte nur mehr die Einbeziehung Österreich-Ungarns. Eduard VII. schlug jetzt in der Richtung wahrscheinlich schärfere Töne bei Kaiser Franz Joseph an. Der alte Kaiser sah während des königlichen Besuches auffallend niedergebrochen aus; ein Beweis für den schweren Stand, den er in den Wechselreden mit dem König, vielleicht dem gewiegtesten Politiker unserer Tage, hatte. Aber Franz Joseph hielt tapfer durch; er ließ sich von Deutschland nicht abwendig machen. Nach des Königs Abreise spielte unablässig der Telegraph zwischen Ischl, Wien und Berlin, und selbst der geringe Einblick, der mir da zu Gebote stand, ließ unzweifelhaft erkennen, welch vollstes Einvernehmen bei den verbündeten Mittelmächten in Allem und Jedem vorwaltete.

---

[1]) So insbesonders im September 1907 nach des Kaisers Franz Joseph Rückkunft von den Kärntner Manöver.

Digitized by Google

Und im Frühjahre 1908 brachte Wilhelm II. dem Kaiser Franz Joseph zum sechzigsten Regierungsjahre eine so sinnige und beredte Huldigung dar, wie sie ihresgleichen kaum je gefunden.

Am sonnigen Vormittage des 7. Mai 1908 erschien Wilhelm II. an der Spitze aller deutschen Bundesfürsten[1]) und des Hamburger Bürgermeisters im Schönbrunner Schlosse, um dem Kaiser Franz Joseph zum diamantenen Herrscherjubiläum Deutschlands Glückwünsche auszusprechen. — Es war das für Kaiser Franz Joseph einer der schönsten Augenblicke in seinem langen Leben; eine größere Freude hätte Wilhelm II. seinem bejahrten Bundesgenossen in vornehmerer Art wohl nicht bereiten können! Noch lange, viele Jahre nachher, gedachte Kaiser Franz Joseph dankerfüllt dieser erhebenden Stunde. Selbst mitten im Weltkriege, als Generalfeldmarschall v. Mackensen im September 1915, auf der Reise nach Serbien, in Wien weilte und ihm zu Ehren in Schönbrunn ein Frühstück stattfand, dem auch ich beigezogen war, erwähnte Kaiser Franz Joseph dieser Huldigung in Worten augenfälliger Rührung: „Es war ein herrlicher Moment, vielleicht der schönste meines Daseins! Jedenfalls der letzte glückliche! Denn nachher kam nur Schlimmes über uns! Verklärt in bleibender Erinnerung bewahre ich getreu die in leuchtenden Farben erglänzende Vorstellung dieser erhebenden Minuten, für welche ich dem Kaiser Wilhelm stets und immerdar aus ganzem Herzen erkenntlich bleiben werde."

Nach dieser von Wilhelm II. in vollendeter Weise angeregten und verwirklichten Glückwunschhuldigung der deutschen Fürsten, welche, wie einst die Kaiserproklamation in Versailles, der Deutschen festen Zusammenschluß unzweifelhaft der Welt kundtat, begannen für den Kaiser Franz Joseph jene schweren Tage, die ihn dann, beinahe ohne Unterbrechung, bis an sein Lebensende begleiteten.

Schon am 9. Juni 1908 kamen Eduard VII. und Nikolaus II. in Reval zusammen, um Englands und Rußlands Eintracht in den Balkanfragen festzulegen. Diese mußte zum Schlage gegen Deutschland führen; der um dieses vom Britenherrscher gelegte Ring war nun geschlossen. Ob Österreich-Ungarn ebenfalls in denselben einbezogen sein wollte, überließ der politisch weitdenkende Eduard VII. noch der Entscheidung des Kaisers Franz Joseph. — Im August 1908 kam er — zum letzten Male — neuerdings nach Ischl und stellte es nun kategorisch dem greisen Kaiser anheim, sich für oder gegen England zu erklären. Franz Joseph blieb dem Bunde mit Deutschland unbeirrt treu.

Was das bedeutete, fühlte man in der Donaumonarchie gleich darauf; die Annexion Bosniens und der Herzogowina beschwor im Herbste 1908 die erste jener ebenso schweren als gefährlichen Krisen herauf, deren letzte sechs Jahre nachher leider nur im Weltkriege eine gewaltsame Lösung zu finden vermochte.

Aber schon 1908 erwies sich der Rückhalt an Deutschland als des Habsburgerstaates festeste und einzig verläßliche Stütze. In ungezählten Beziehungen

[1]) Nur der Großherzog von Hessen fehlte.

Digitized by Google

zwischen den verbündeten Völkern offenbarte sie sich, während sie im gegenseitigen vorbehaltslosen Vertrauen, in der unverbrüchlichen Freundschaft der Kaiser Franz Joseph und Wilhelm kulminierte. Dies geht aus der umfangreichen Korrespondenz hervor, welche die beiden Herrscher im darauffolgenden Winter und Frühjahre miteinander führten und die im Mai 1909, als dank der Bemühungen der zwei Kaiser der politische Horizont Europas sich wieder einigermaßen erhellte, in einer persönlichen Aussprache zwischen ihnen gipfelte.

Wie dann Wilhelm II., von der Kaiserin Augusta Viktoria begleitet, in der Wiener Hofburg erschien, wurde er nicht nur wie immer von seinem bejahrten Freunde und Bundesgenossen, sondern auch von der gesamten Bevölkerung Wiens mit einer kaum je dagewesenen Herzlichkeit, ja geradezu mit Enthusiasmus willkommen geheißen.

Unsäglich schmerzte das Scheiden Kaiser Wilhelms den alten und jetzt auch ansonst recht einsam gewordenen Kaiser Franz Joseph; er fand nur einigen Trost in der Hoffnung, seines bewährten Bundesgenossen Hand bald wieder drücken zu dürfen, bei den großen Manövern in Mähren, an denen teilzunehmen der Deutsche Kaiser zugesagt hatte.

Und tatsächlich traf Wilhelm II. in den ersten Septembertagen 1909 mit glänzendem militärischem Gefolge im Harrachschen Schlosse zu Groß-Meseritsch, dem Manöverhauptquartiere, ein, wo Kaiser Franz Joseph seinen Gast freudigst bewegt erwartete. Einige Tage waren hier die beiden Kaiser beisammen, auf dem Manöverfelde, bei den Mahlzeiten und — zu längeren persönlichen Aussprachen — im Arbeitsraume des greisen Herrschers der Donaumonarchie.

Es waren das die letzten Manöver, denen Franz Joseph überhaupt anwohnte; der alte Kaiser mochte dies ahnen.

Auch die Übungen wurden nach einer neuen, nicht genügend erprobten und noch weniger eingelebten, etwas an geniale Zerfahrenheit erinnernden und in vielleicht allzu idealer Weise die Erzielung kriegsmäßiger Verhältnisse anstrebenden Weise durchgeführt und boten kaum besonders lehrreiche, hie und da sogar unerquickliche Bilder.

Das verstimmte den alten Kaiser, zumal auch das Zusammentreffen des Todestages der Kaiserin Elisabeth — 10. September — mit der kurzen Manöverepoche ebenfalls traurige Erinnerungen bei ihm zu erwecken geeignet schien.

So war seine Laune durchaus keine fröhliche, insbesonders nicht am obenerwähnten traurigen Gedenktage. In aller Frühe wurde im Schlosse zu Groß-Meseritsch, in Kaiser Franz Josephs Gegenwart, eine Seelenmesse gelesen; Kaiser Wilhelm hatte sich inzwischen mit seinem Stabe aufs Manöverfeld vorausbegeben, wohin Kaiser Franz Joseph ihm nach diesem Gottesdienste zu folgen hatte.

Nachdem die gemeinsame Mahlzeit im Hofspeisezelte erst für den späteren Nachmittag anberaumt war, wurde für den Kaiser Wilhelm und sein Gefolge im Übungsgelände ein ausgiebigeres warmes Frühstück von der Hof-

Digitized by Google

küche beigestellt. Dem Kaiser Franz Joseph, welcher bei seinen Truppen stets bloß als Souverän und Soldat, nie an sich denkend, erscheinen wollte, behagte diese Verfügung keineswegs und trug leider noch dazu bei, seine Mißstimmung zu verschärfen.

Die beiden Kaiser trafen einander im Manöverterrain und weilten lange beisammen, als auf einmal mehrere Fourgons der Hofküche in der Nähe erschienen und auszupacken begannen, ein Zelt aufgeschlagen und in diesem eine kleine wohlgedeckte Tafel hergerichtet wurde. Sobald Kaiser Franz Joseph dies bemerkte, verabschiedete er sich eiligst vom Kaiser Wilhelm und ritt mit seinem Stabe, dem auch ich angehörte, weg. Außer Hörweite der Umwelt gelangt, sagte der alte Kaiser, ganz gegen seine Gewohnheit, ziemlich unwirsch zu uns: „Schauen wir, daß wir weiterkommen; wir haben hier beim Gelage nichts zu suchen!" Und fort ging es im Galopp über Stoppelfelder und Sturzäcker.

An diesem Tage sahen sich die beiden Herrscher erst bei der Nachmittagstafel wieder; auch da saß Kaiser Franz Joseph wortkarg und ernst da und nahm an den Gesprächen beinahe gar nicht teil. Es tat mir leid, eine solche Dissonanz wegen einer eigentlich mehr als unschuldigen und für jedermann sonst harmlosen Sache beobachten zu müssen; aber tags darauf zeigte sich Kaiser Franz Joseph schon froheren Mutes, und als sich von ihm vor Manöverschluß Wilhelm II. verabschiedete, war auch die gewohnte Herzlichkeit wieder da und der alte Kaiser rief noch seinem schon wegfahrenden Freunde einige Male feuchten Auges nach: „Auf Wiedersehen bald, recht bald!"

Letzteres ergab sich auch in Jahresfrist, da Kaiser Franz Joseph am 18. August 1910 seinen achtzigsten Geburtstag feierte; um ihn hiezu zu beglückwünschen, traf Kaiser Wilhelm mit der Kaiserin und zweien seiner Söhne am 20. September 1910 in Schönbrunn ein. Zum letztenmal in offizieller Form. Da gab es der festlichen Kundgebungen gar viele und man sah es dem Kaiser Franz Joseph an, wie sehr es ihn glücklich machte, seinen Bundesgenossen neuerdings bei sich zu haben.

Eine der bemerkenswertesten Veranstaltungen aus diesem Anlasse war die dem Deutschen Kaiser im Wiener Rathause vom Gemeinderate der Hauptstadt bereitete feierliche Huldigung. Als dabei dem Kaiser ein Willkommentrunk kredenzt wurde, hielt Wilhelm II. jene berühmte Rede, in der er auf die allseits drohenden Gefahren durch die seither zum geflügelten Worte gewordene Anspielung auf die „schimmernde Wehr" hinwies. Ganz Wien war hiervon begeistert.

Nur Kaiser Franz Joseph teilte diese allgemeine beifällige Anschauung nicht; des Kaisers Wilhelm Ansprache war keineswegs nach seinem Sinne gewesen. Mehrere Monate später hörte ich ihn in kleinem Kreise sich dahin äußern: „Wenn nur dem Deutschen Kaiser nicht noch einmal sein Temperament durchgeht! Er ist zwar, genau so wie ich, einzig und allein auf die Erhaltung des Friedens bedacht, aber in dieser ostentativen Hervorhebung der Schärfe

Digitized by Google

des deutschen Schwertes erblicke ich eine Gefahr. Sie kann nur zu leicht dort, wo man uns nicht gut gesinnt ist — und das dürfte beinahe allüberall der Fall sein —, mißverstanden oder absichtlich falsch gedeutet werden. Das ganze Europa gleicht ja heute einem Pulverfasse; da heißt es vorsichtig sein und darf man nicht einmal unabsichtlich hie und da Funken sprühen lassen. Sie könnten doch irgendwo zünden, am Ende auch zur ungelegensten Zeit!"

Darin wurzelte eben der große Unterschied zwischen diesen zwei Monarchen. Franz Joseph vorsichtig, gemessen, nie aus sich heraustretend, einsam, von hoher, vielleicht gar zu weltentrückter Warte aus, den Lauf der Zeiten beobachtend und kaum je dessen Erscheinungen unmittelbar sich zunutze machend; Wilhelm II. impulsiv, initiativ, selbsttätig, vieles, möglicherweise zu vieles allein und aus sich selbst lenken wollend, stets seine eigene Persönlichkeit als vollwertigstes Gewicht ohne Vorbehalt in die Wagschale werfend. — Theoretisch genommen, käme man zu dem Schlusse, daß Franz Joseph I. und Wilhelm II. sich eigentlich in idealer Weise hätten ergänzen müssen, daß der feste, vertrauensvolle Zusammenschluß dieser zwei Regenten — wie er ja faktisch vorhanden — für den europäischen Kontinent die verläßlichste Gewähr ruhigen, von keinerlei gewaltsamen Erschütterungen getrübten Fortschrittes zu bieten geradezu berufen erschien. In der Praxis zeigten sich die Konsequenzen als diametral den eben angedeuteten Voraussetzungen entgegengesetzte: die Kaiser Franz Joseph und Wilhelm führten ihre Reiche in den gigantischen Weltkrieg hinein, aus welchem das eine bleibend niedergeworfen und gedemütigt, das andere überhaupt nicht mehr hervorging, sondern an seine Stelle nur eine Trümmerstätte zurückließ. Warum? — Über diese Frage legte ich mir mehr gefühlsmäßig als auf Grund forschender Erwägung die folgende Antwort zurecht: Franz Joseph I. hatte die habsburgische Monarchie stets als den in des vergangenen Jahrhunderts fünfziger Jahren oder in der Metternichschen Ära, Zentraleuropa beherrschenden deutschen Großstaat vor Augen, welcher sie nicht mehr war, während Wilhelm II. in Deutschland immer die gewaltige Vormacht des alten Kontinents, vielleicht sogar der Welt erblickte, welche es noch nicht sein konnte.

Franz Josephs lange und an ebenso schmerzlichen als vielseitigen Erfahrungen überreiche Regierungstätigkeit befähigte ihn jedoch zur Ahnung, daß möglicherweise Kaiser Wilhelm in seiner Auffassung zu weit gehen und damit jene Gefahr heraufbeschwören dürfte, welche nicht nur des letzteren, sondern auch seine, des alten Herrschers Fiktion in Brüche gehen lassen könnte. Daher auch Kaiser Franz Josephs ziemlich unverhüllte Mißbilligung von Wilhelms II. zündender Rede im Wiener Rathause, von der man, ebenso wie überhaupt vom glänzend verlaufenen Besuche des Deutschen Kaisers im September 1910, in der österreichischen Hauptstadt noch lange in freudigster Erregung sprach.

Darüber vergingen Herbst und Winter und im Frühjahre 1911 verfügte sich der alte Kaiser wieder einmal in sein ungarisches Schloß Gödöllö — sein

Digitized by Google

letzter Aufenthalt daselbst —, wo er abermals an einem Bronchialkatarrh ernstlich erkrankte. Diesmal verschlimmerte sich jedoch des Kaisers Befinden derart rasch, daß man schon sein Leben für gefährdet ansehen mußte; nur nach und nach gelang es den Bemühungen hervorragender Ärzte, des Herrschers Gesundheit langsam wieder herzustellen. Auch jetzt gab Kaiser Wilhelm seine innige Teilnahme für den Kaiser Franz Joseph in wahrhaft rührenden Beweisen treuester Liebe und Anhänglichkeit kund.

Nach dieser Krankheit, welche beim greisen Kaiser bleibende Spuren des Leidens zurückließ, begann man ihn endlich, soweit es nur irgendwie angängig war, mit schonenden Rücksichten zu umgeben, um sein für die Völker der Donaumonarchie kostbares Leben solange als möglich zu erhalten.

Kaiser Wilhelm war der erste, welcher spontan und bereitwillig diesem Standpunkte vollauf bei seinen nächsten Besuchen in Schönbrunn (1911 und 1912) Rechnung trug; mit allem Nachdruck drang er darauf, daß hiebei jedes offizielle Gepränge peinlichst vermieden werde, um den Kaiser Franz Joseph unter keiner Bedingung irgendwelcher Ermüdung oder gar einer Schädigung seiner Gesundheit auszusetzen. Des Deutschen Kaisers Aufenthalte in Wien waren dementsprechend nur mehr ganz kurz, trugen ausschließlich privaten Charakter und wurden von jeder Art prunkvollen Veranstaltung entkleidet. Dies auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Wilhelm, welcher denselben treffend dahin motivierte, daß er bloß nach Schönbrunn kommen wolle, um dem Kaiser Franz Joseph wieder einmal einen „Guten Morgen!" zu sagen, und sonst nichts begehre. Doppelt erfreute auf diese Art des Deutschen Kaisers Anwesenheit seinen alten Freund und Bundesgenossen, zumal sich ihm dadurch die für ihn immer willkommener werdende Gelegenheit zu längeren Aussprachen mit dem Kaiser Wilhelm bot. Deren bedurfte der Kaiser Franz Joseph um so mehr, als sich die politische Situation fortan stetig umdüsterte und von Jahr zu Jahr gefahrdrohender wurde; der tripolitanische Krieg Italiens hatte durch seine Ausstrahlungen im östlichen Mittelmeere alle bösen Gewalten entfesselt und zu den zwei Balkankriegen den Anstoß gegeben, deren riesenhaften Schlußakt das titanische Weltenringen bilden sollte.

In dieser immer schwerer werdenden Zeit ernstester Prüfungen standen die beiden Kaiser unentwegt und unerschrocken zueinander; ihr schriftlicher und telegraphischer Verkehr, ebenso rege als vertrauensvoll, bewies sozusagen mit jedem Worte, daß die „Nibelungentreue" doch kein leerer Wahn gewesen. Und als am 25. Juli 1914 die Schicksalsstunde für die Donaumonarchie schlug, da zeigte es sich vor aller Welt, wie sehr Kaiser Franz Joseph wohlgetan hatte, vorbehaltslos auf Wilhelm II. zu bauen. Rücken an Rücken schickten sich die zwei mitteleuropäischen Großmächte an, sich heldenhaft der auf sie von allen Seiten anstürmenden übergewaltigen Feinde zu erwehren.

Ende November 1915 eilte Wilhelm II. nach Schönbrunn, um seinem alten Bundesfreunde wieder einmal die Hand zu drücken.

Es war dies des Deutschen Kaisers erster Besuch in Wien während der

Digitized by Google

Kriegszeit, gleichzeitig aber auch seine letzte Begegnung mit dem ihm so aufrichtig zugetanen, wirklich väterlich gesinnten und anhänglichen Kaiser Franz Joseph.

Entsprechend dem schon in den früheren Jahren beobachteten Vorgange und dem Ernste der Zeit gemäß war dieser Aufenthalt des Kaisers Wilhelm in Schönbrunn ein ausschließlich privater, bei welchem jedwede zeremonielle Förmlichkeit und festliche Veranstaltung von vornherein ausgeschaltet erschien.

Nur flüchtig sah ich den Deutschen Kaiser bei diesem Anlasse; er kam mir lebhaft, aufgeräumt und guter Dinge vor, wenngleich auffallend gealtert. Gesprochen habe ich Wilhelm II. nicht.

Generaladjutant Graf Paar erzählte mir jedoch nach der zu Ehren Kaiser Wilhelms in kleinem Kreise stattgehabten Hoftafel, welcher bloß das engste Gefolge der beiden Monarchen beigezogen worden war, daß er den Deutschen Kaiser wesentlich verändert gefunden habe. „Schon so lange kenne ich den Kaiser Wilhelm," sagte Graf Paar; „aber diesmal war er nicht derselbe. Er befand sich nicht mehr in seinem Elemente; es kam mir vor — vielleicht irre ich mich, aber ich kann mir da nicht helfen —, daß all sein lebhaftes Reden, seine zeitweise Fröhlichkeit und sein zuversichtliches Gehaben nur gemacht seien und letzten Endes doch nur seine sorgenvoll nachdenkliche, um nicht zu sagen traurige Stimmung zu verbergen hätten. Beide Kaiser erweckten in mir, was sonst nie der Fall, den Eindruck einer gewissen Verlegenheit im gegenseitigen Verkehre; begreiflich, denn beide wollten immer und immer nur die Erhaltung des Friedens, traten jederzeit, unbeirrt durch alle Nebenumstände, voll und ganz dafür ein und nun trafen sie zusammen mit dem Gefühle des schrecklichsten Bankrotts aller ihrer ehrlichen Bestrebungen, mitten im greuelhaften Weltkriege, dem furchtbarsten, den je die Welt gesehen, und vielleicht mit dem peinigenden Bewußtsein, wenn auch ungewollt, doch die unseligen Anstifter dieses europäischen Brandes gewesen zu sein. Daraus vermag ich mir die Beklommenheit im Gespräche der zwei Kaiser miteinander zu erklären, welche erst allmählich der alten Vertraulichkeit wich." „Wenn mich nicht alles trügt," so fuhr der von mir hochverehrte Generaladjutant fort, „erscheint mir Kaiser Wilhelm seiner Sache durchaus nicht ganz sicher. Er sieht in der Zukunft doch bedeutende Gefahren; deswegen redet er nicht viel darüber und vermeidet es, über dieselbe nähere Ausblicke vorauszusagen. Das gefällt mir von ihm; auch da zeigt er sich als der ernste und gediegene Mann, der er immer gewesen. Ich bin überzeugt, daß der Deutsche Kaiser, ebenso wie unserer, dem Kriege je eher je lieber ein Ziel setzen und denselben raschestens beendigen möchte, selbst um den Preis etwaiger Opfer. Vielleicht bin ich da auf falscher Fährte, aber ich kann mich dieser Empfindung nicht erwehren." Die gleiche charakteristische Auffassung wiederholte Graf Paar auch späterhin einigemal; sie beruhte also zweifellos nicht auf subjektiven flüchtigen Wahrnehmungen, sondern stellte sich dar als das Ergebnis reiflichen Nachdenkens über die von ihm während des letzten Aufenthaltes des Deutschen Kaisers in Schönbrunn gesammelten Beobachtungen.

Digitized by Google

Kaiser Franz Joseph sah seinen treuen Freund und Verbündeten nicht wieder; der gewaltige Krieg nahm ungehemmt seinen Fortgang, und im Frühjahre 1916 reihten sich den bisherigen Erfolgen der Mittelmächte im Norden und Südosten auch solche des österreichisch-ungarischen Heeres im Südwesten an, die jedoch allzubald durch schwere Mißgeschicke an der russischen Front leider übertönt wurden. Auch da zeigte sich aber wieder Kaiser Wilhelms hilfsbereite Hand; deutsche Kräfte stellten mit der ihnen eigenen Tüchtigkeit und Energie das Gleichgewicht im Nordosten wieder her, und der greise Herrscher in Schönbrunn dankte zu wiederholten Malen neuerdings dem Kaiser Wilhelm für seinen stets zu Schirm und Abwehr bereiten wehrhaften Arm, auf welchen man unter allen Umständen in der Donaumonarchie zu rechnen befugt war. Und immer und immer wieder sann Kaiser Franz Joseph auf die Möglichkeit einer Erreichung des Friedens; in seiner unausgesetzt regen Korrespondenz mit dem Deutschen Kaiser gelangte dies ebenfalls zum Ausdrucke und fand sicherlich beim Kaiser Wilhelm verständnisvollen Widerhall. Daß hievon auch Kaiser Franz Joseph überzeugt war, bewies mir einmal eine leise bezügliche Andeutung aus seinem eigenen Munde.

Anfangs Juli 1916 wurde Wiener-Neustadt von einem furchtbaren Zyklon heimgesucht, welcher arge Verwüstungen anrichtete und dem beklagenswerterweise auch Menschen zum Opfer fielen. Sobald das der alte Kaiser erfuhr, sandte er mich dahin, um an Ort und Stelle Erhebungen über den Umfang des Unglückes zu pflegen und ihm darüber zu berichten. Von dieser Mission aus Wiener-Neustadt zurückgekehrt, erstattete ich dem Kaiser über meine dortigen Wahrnehmungen Meldung; daran knüpfte der Monarch einige Bemerkungen über die letzten ungünstigen Nachrichten vom östlichen Kriegsschauplatze, wo die Russen die österreichisch-ungarischen Kräfte in verlustreichen Kämpfen weit zurückgeworfen sowie einen Teil der Bukowina mit der Hauptstadt Czernowitz neuerdings erobert hatten. Über diese mißliche Wendung der Dinge zeigte sich der alte Kaiser außerordentlich betrübt und niedergeschlagen. Nach einer Pause in stiller Überlegung setzte er, tief aufseufzend, das Gespräch mit den Worten fort: „Wer weiß, wozu solche Fügung Gottes doch gut ist! Vielleicht bringt sie uns irgendwie dem Frieden näher! Diesen möchte ich noch erleben; das allein liegt mir am Herzen! Und ich weiß, daß der Deutsche Kaiser auch gar nicht anders denkt! Möge uns nur bald, recht bald die Vorsehung den Weg zum Kriegsabschlusse weisen!"

Die Erfüllung dieses seines sehnlichsten, einzigen Wunsches blieb dem Kaiser Franz Joseph versagt. Der Allmächtige hatte es anders gewollt und es dabei sicherlich mit ihm gut gemeint. Denn für die Donaumonarchie gab es keinen Frieden mehr; er bedeutete nur ihren Untergang.

Um die Oktobermitte trat beim greisen Souverän wieder ein starker, diesmal besonders heftiger Katarrh auf, dem sich dann eine Lungenentzündung hinzugesellte, die einen schleichenden Verlauf nahm, sich durch keinerlei Mittel mehr bannen ließ und gegen welche des Kaisers Franz Joseph eiserne, wirklich

Digitized by Google

bewundernswerte Körperkonstitution lange aufs hartnäckigste ankämpfte; vergebens! — Am 21. November 1916 schloß der allverehrte Herrscher Österreich-Ungarns, bis zum letzten Augenblicke in heroischer Selbstüberwindung seinen Regentenpflichten aufs gewissenhafteste nachkommend, die Augen für immer.

Nur selbstverständlich erscheint es, daß auch während der Todeskrankheit des Kaisers Franz Joseph jederzeit Kaiser Wilhelm im Geiste bei ihm weilte; nicht nur mittels Kundgebungen rührendster Teilnahme, sondern auch durch solche aufrichtenden tröstlichen Zuspruches. Letzterer bot dem alten Kaiser wirklich seelische Schmerzenslinderung, und noch an seinem Sterbetage gab er ausdrücklichen Auftrag, daß dem Deutschen Kaiser sein innigster Dank übermittelt werde für alles, was er in seiner Herzensgüte für den Kaiser Franz Joseph jetzt und früher getan und wofür ihn bloß der Himmel lohnen könne. Es war zugleich Franz Josephs Abschied vom treuesten seiner Freunde, sein letztes Lebewohl!

Der Leichenfeier für den altbewährten väterlichen Freund und Bundesgenossen blieb Kaiser Wilhelm II. ferne. Ein Unwohlsein verhinderte ihn, daran teilzunehmen; der Deutsche Kronprinz vertrat ihn hiebei. Die Wiener haben nie mehr Wilhelm II. in ihrer Kaiserstadt beherbergt ...

Die gegenseitigen Beziehungen der Kaiser Franz Joseph I. und Wilhelm II. habe ich, insoweit dieselben für mich überhaupt einigermaßen feststellbar gewesen, mit meiner schwachen Feder wiederzugeben versucht. Ich konnte nur ein mangelhaftes, unvollständiges und mehr als flüchtiges Bild entwerfen, dessen verschwommene Umrisse eine deutlichere Schärfe nur hinsichtlich der Bewertung von Kaiser Wilhelms Friedensliebe, Familiensinn, Gottesglauben und Treue durch seinen greisen Freund und Verbündeten aufweisen; da vermochte ich kräftigere Striche zu führen, weil ich selbst es hörte, wie Kaiser Franz Joseph gerade diese Eigenschaften des Deutschen Kaisers preisend hervorhob.

Welch' sonstige Meinung der alte Monarch vom Kaiser Wilhelm II. hatte, wie er über dessen Herrscherfähigkeiten, Geistesgaben und Vorgangsweise dachte, vermochte ich hingegen nie zu ergründen. Das gelang mir nicht; vielleicht anderen ebensowenig.

Denn in dem Bestreben, auch darüber einige Anhaltspunkte zu gewinnen, richtete ich einmal — es war dies Ende November 1915, unmittelbar nach des Deutschen Kaisers letztem Besuche in Wien — direkt an den Generaladjutanten Grafen Paar eine bezügliche Frage. Graf Paar kam seit mehr als einem Vierteljahrhundert tagtäglich mit dem Kaiser Franz Joseph zusammen, war verdientermaßen des Herrschers Vertrauter und mußte demnach dieserhalb wohl Bescheid wissen.

Nachdenklich antwortete mir der vortreffliche alte Generaladjutant: „Nicht zum ersten Male wird diese Frage an mich gestellt; oft und oft sah ich mich derselben gegenüber. Und stets mußte ich die Erwiderung darauf schuldig bleiben. So auch jetzt. Denn über die Wahrnehmung des Wohlgefallens unseres

Digitized by Google

Kaisers an des Kaisers Wilhelm Religiosität, Familienleben, Friedenswillen und Charakterfestigkeit bin ich ebenfalls nicht hinausgekommen. — Was sonst Kaiser Franz Joseph vom Deutschen Kaiser hält, blieb auch mir unbekannt. Denn er sprach sich niemals über Kaiser Wilhelms Tüchtigkeit, über dessen Denkweise, über seiner Pläne und Absichten Richtigkeit irgendwie aus. Hat man aber von unserem Herrscher je gehört, daß er sein Urteil über irgendeine Person offen kundgetan hätte? — Kaum; ich wenigstens vernahm nie ein solches aus Kaiser Franz Josephs Mund. — Diese absolute Zurückhaltung erachtet unser Kaiser als eine der vornehmsten Regentenpflichten und er setzt sich in keinem Falle und unter keiner Bedingung über sie hinweg. Am allerwenigsten, wenn es sich, wie hier, um des Kaisers Franz Joseph bewährtesten Bundesgenossen und — daran ist kein Zweifel — auch besten Freund handelt. — Eines steht jedoch fest: Kaiser Franz Joseph ist dem Kaiser Wilhelm viel, viel inniger zugetan, als jedem anderen Souverän, mit dem er je Verkehr gepflogen, und weiters kann ich mit allem Nachdrucke noch behaupten, daß unser Kaiser dem Deutschen Kaiser voll und ganz vertraut. Das will aber gerade beim Kaiser Franz Joseph genug, sogar sehr viel sagen!"

Daß Wilhelm II. diese Gefühle des alten Kaisers aufrichtigst und rückhaltslos erwiderte, bewies er der ganzen Welt, den Zeitgenossen und Nachfahren, durch Taten, welche die Geschichte mit ehernem Griffel für alle kommenden Jahrhunderte auf einem ihrer unvergänglichsten Blätter verzeichnete.

Und so glaube ich am sinnfälligsten das Verhältnis dieser zwei bedeutenden Herrscher zueinander mit dem altwürttembergischen Wappenspruche kurz kennzeichnen zu dürfen:

In Treue fest.

Der Wind und seine Bedeutung für das wirtschaftliche Leben

Von

Prof. Dr. Polis, Direktor des Meteorologischen Observatoriums Aachen

In dem letzten Jahrzehnt hat sich das Interesse für das Studium der Luftbewegung außerordentlich gesteigert, hat man doch bei allen Fragen der Luftfahrt Messungen der Richtung und Geschwindigkeit des Windes sowohl in den erdnahen Schichten als in der freien Atmosphäre notwendig. Daher wird auch die in Entwicklung begriffene Verkehrsluftfahrt sich die verschiedenen Methoden der meteorologischen Höhenforschung nutzbar machen müssen. So hat man bei der Luftfahrt bereits die Atmosphäredichtigkeit wie Bewegung

Digitized by Google

vollends ausgenutzt, in der Ausnutzung der Windkräfte zu technischen Zwecken befindet man sich noch im Anfangsstadium. Wohl wird in den windreicheren Gebieten Norddeutschlands durch Mühlen und Windmotoren Kraft gewonnen, aber im Vergleich zu der tatsächlichen Energie des Windes ist diese verschwindend; sie beträgt etwa im Durchschnitt kaum 5 Prozent des Möglichen. Hier verspricht eine eingehendere Ausnutzung der Windkräfte — die überall vorhanden sind — einen nicht zu unterschätzenden Nutzen für unser gesamtes Erwerbsleben, vor allem seine Übertragung in elektrische Energie eine bedeutende Ersparnis an Licht, Kohle und Kraft. Die Schwierigkeiten, die der Windverwertung sich entgegenstellen, liegen indes in der Unregelmäßigkeit der Windstärke, der sogenannten „Turbulenz".

In der nachfolgenden Niederschrift sollen nun einige Gesichtspunkte über Entstehung und Messung des Windes sowie die geographische Verteilung der Windstärke und ihre Ausnutzung gegeben werden.

1. Entstehung des Windes

Werden irgendwelche Stellen der Erdoberfläche stärker erwärmt, so nehmen die über diesem Gebiete liegenden Luftmassen an der Erwärmung teil; sie erhalten damit gegen ihre weitere Umgebung einen Wärmeüberschuß, werden leichter und steigen in die Höhe; in der Höhe fließen diese Luftmassen ab — der Luftdruck vermindert sich —, wodurch über der erwärmten Stelle eine Gleichgewichtsstörung entsteht. Um diese auszugleichen, setzen sich von allen Seiten Luftmassen gegen die erwärmte Stelle in Bewegung: so entstehen Strömungen, die man als Wind empfindet. Diese Luftströmungen verlaufen jedoch nicht gradlinig, sondern ablenkende Kräfte bewirken eine mehr oder weniger große Ablenkung der Luftströmungen von der geraden Richtung; es entstehen Wirbelbewegungen, und zwar fließt die Luft in spiralförmigen Linien um die Gebiete hohen und niederen Druckes (Fig. 1). Diese Windsysteme bestimmen nicht nur die Richtung des Windes, sondern auch seine Geschwindigkeit; denn je größer die Luftdruckgegensätze — gemessen durch die barometrischen Unterschiede —, um so schneller erfolgt auch die Bewegung der Luftmassen (Fig. 1).

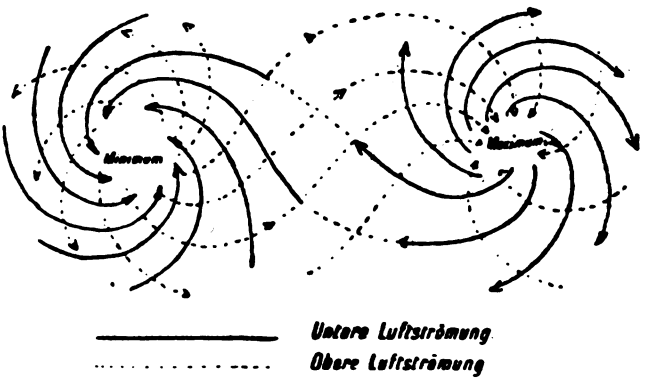


Fig. 1. Strömungen der Luft in den Tief- und Hochdruckgebieten

Außer diesen als Wind empfundenen, meist horizontal verlaufenden Bewegungen treten in der Atmosphäre Vertikalbewegungen auf. Schon beim

Digitized by Google

Überschreiten eines Gebirgszuges werden die Luftmassen gezwungen, auf- und abwärts gerichtete Bewegungen anzunehmen. In den größeren atmosphärischen Wirbeln kommen ebenfalls Vertikalbewegungen vor, und zwar

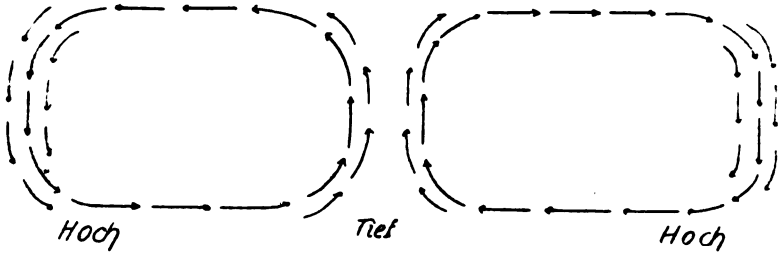


Fig. 2. Vertikalbewegung im Hoch- und Tiefdruckgebiet

im Tiefdruckgebiete aufsteigende, im Hochdruckgebiete niedersinkende Luftströmungen (Fig. 2). Diese Strömungen gehen meist sehr langsam vor sich, im Höchstfalle bis zu 4 Meter per Sekunde, rufen jedoch eine Reihe von Witterungserscheinungen hervor.

Aber auch neben- und übereinanderliegende Luftmassen von verschiedener Temperatur werden Strömungen und Wirbelbewegungen verursachen, da die ungleiche Erwärmung und damit das ungleiche Gewicht Veranlassung zu Gleichgewichtsstörungen geben. Im Gleichgewicht ist die Luft in der Atmosphäre nur dann, wenn die Wärmeabnahme den Wert von einem Grad für 101 Meter Höhenunterschied nicht überschreitet. Liegen indes kältere Luftmassen über wärmeren, so bilden sich Vertikalbewegungen, die kälteren und schweren stürzen herunter; beim Herunterstürzen der kälteren Luftmassen treten ebenfalls Wirbelbewegungen auf.

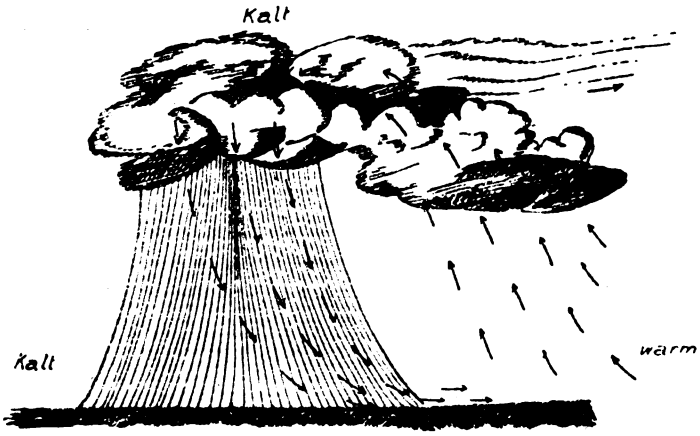


Fig. 8. Windbewegung in einer Böenwolke

Man unterscheidet Wirbelbewegungen, die sich um eine horizontale Achse — Böen, Gewitterböen — sowie solche, die sich um eine vertikale drehen, in welche Tornados, Tromben usw. einzureihen sind. Gewitter und Böen sind meteorologisch als die gleiche Störungsart zu bezeichnen, sie unterscheiden sich nur dadurch, daß erstere von elektrischen Entladungen begleitet sind. Böen ziehen

Digitized by Google

in großen Fronten von geringer Tiefe; eine Böenwolke hat das Aussehen einer langen Walze. Auf der Vorderseite steigen die wärmeren Luftmassen auf, wobei es zur Verdichtung des in der Atmosphäre enthaltenen Wasserdampfes kommt, während auf der Rückseite kältere Luftmassen heruntersteigen, so daß die ganze Erscheinung sich als eine fortschreitende Wirbelbewegung um eine horizontale Achse darstellt (Fig. 3). Dementsprechend zeichnen die Registrierungen von Luftdruck und Temperatur ganz typische Kurven auf, Druckstufe — Gewitternase — und Temperatursturz (Fig. 4). Aus der Wetterkarte erkennt man sie aus den schroffen Ausbuchtungen der Isobaren, die auf der Vorderseite von südlichen Winden, auf der Rückseite von westlichen und nordwestlichen Winden begleitet sind.

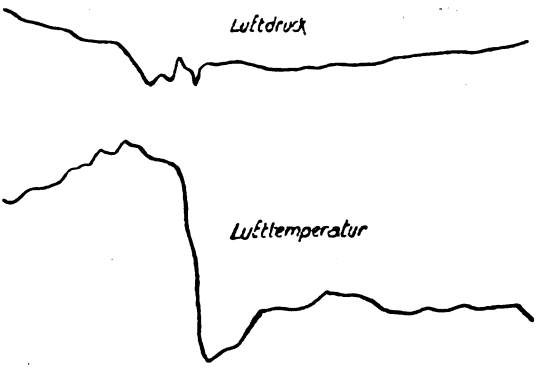


Fig. 4. Luftdruck und Temperatur-Registrierung bei einer Gewitterböe

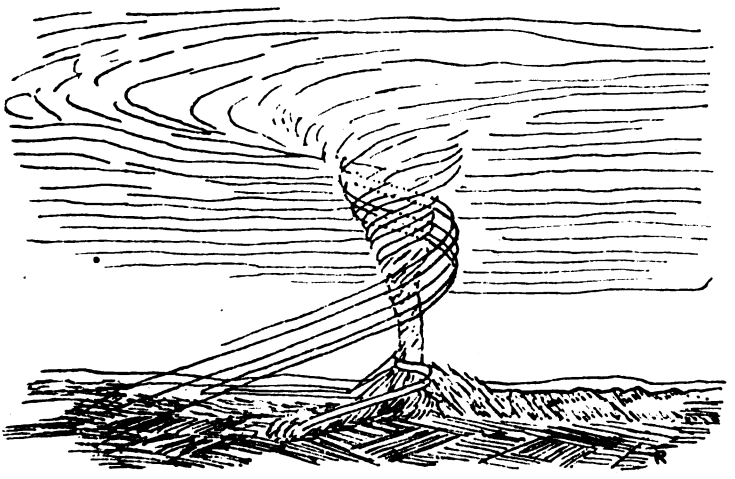


Fig. 5. Luftbewegung in einem Tornado

Ganz anders verhält sich die Mechanik bei „Tromben", „Tornados", die Wirbelbewegungen um eine vertikale Achse bilden mit einem intensiv aufsteigenden Luftstrome geringen Durchmessers, oft nur von hundert Meter, die jedoch in unseren Gegenden zu den größten Seltenheiten gehören (Fig. 5). Die Registrierung des Luftdrucks zeichnet alsdann einen nahezu senkrechten Strich (Fig. 6).

Fig. 6. Luftregistrierung bei Tromben

Außer den durch die Verteilung des Luftdrucks (und der Wärme) entstehenden Luftbewegungen werden auch durch die Gestaltung und Beschaffenheit des Erdbodens Strömungen hervorgerufen. Durch die Bodenbeschaffenheit deswegen, weil je nach der Wärmeaufnahmefähigkeit des Bodens die Luft

Digitized by Google

stärker aufsteigt und damit durch Störung des Gleichgewichtes wieder Luftbewegungen ausgelöst werden, durch die Bodengestaltung, indem den Luftbahnen Hindernisse in den Weg gelegt werden, welche sie zwingen, Vertikalbewegungen anzunehmen. In der Nähe der Erdoberfläche werden die Luftbahnen meist nicht geradlinig, sondern mehr oder weniger zur Erdoberfläche geneigt, in Wellenlinien verlaufen. So ist in der Nähe der Erdoberfläche die Luftbewegung besonders unstetig, ihrer Richtung und Stärke nach schnell wechselnd, die sogenannte „Turbulenz". Die Luftbewegung setzt sich aus vielen Einzelstößen zusammen, welche die mittlere Bewegung überlagern. Ferner werden diese pulsatorischen Bewegungen um so größer sein, je größer die Windgeschwindigkeit ist. Ungleichmäßige Verteilung von Wasser und Land, Berg und Tal, auch meteorologische Einflüsse, wie Sonnenstrahlung, stark wechselnde Bewölkung usw. werden diese Bewegungserscheinungen nur begünstigen. Die Höhe, bis zu welcher diese Unruhe der Luft hinaufreicht, hängt von der Bewegung selbst, den Geländeverhältnissen, den meteorologischen Einflüssen usw. ab; bei ruhiger Luft, glattem Boden ist sie am geringsten, vor Bergen hingegen infolge der Stauung der Luft, welche auch eine Vermehrung der Niederschläge hervorrufen, am größten, da hierdurch die Luft vor den Berggeländen zum Aufstieg gezwungen wird. Auch vor Wäldern, die ein starkes Hindernis bilden, wird eine Stauwirkung eintreten, damit ein aufsteigender, hinter dem Walde ein absteigender Luftstrom einsetzen.

Man kann folgende Bewegungsformen unterscheiden: 1. Windsprünge, größere Veränderungen in der Windgeschwindigkeit bei nahe übereinanderliegenden Schichten, die sogenannten Luftlöcher der Flieger; 2. Böen, thermische Fallböen und Gebirgsböen; diese stellen Vertikalbewegungen dar, welche durch Wärmeunterschiede in der Vertikalen oder durch die Bodengestaltung hervorgerufen werden.

Für die Entwicklung örtlicher thermischer Böen gewährt die Golzheimer Heide bei Düsseldorf ein treffendes Beispiel. Die größere Erwärmung der Luft über dem Sandboden der Golzheimer Heide in Verbindung mit den relativ kälteren Luftschichten über dem Rheinstrom (letzterer umfließt die Golzheimer Heide halbinselartig), bedingen Luftströmungen, welche in der Sommerzeit vom kälteren Rheinstrome nach der Golzheimer Heide wehen. Diese treten von der allgemeinen Wetterlage unabhängig auf und bedingen Strömungen mit stärkerer Bewegung in den wärmsten Tagesstunden, ähnlich dem Vorgange von Land- und Seewinden.

Bei horizontal und vertikal auftretenden größeren Wärmeunterschieden (also schneller Erwärmung der unteren Luftschichten, starker Wärmeabnahme nach oben) wird der Eintritt eines labilen Gleichgewichtszustandes begünstigt und damit die Neigung zu Vertikalbewegungen, welche Veranlassung zu plötzlich auftretenden Windstößen (Böen) geben.

Periodische Wechsel der Richtung und Stärke des Windes treten an den Küsten und in den Gebirgen auf; sie sind für die Küstengebiete auf die ungleiche

Digitized by Google

Erwärmung von Wasser und Land zurückzuführen. So entsteht infolge der stärkeren Erwärmung eine Windbewegung, die in den unteren Luftschichten vom kälteren zum wärmeren Gebiet führt, d. h. bei Tage Seewind, bei Nacht Landwind. Über den großen Kontinenten, wie Asien, Nordamerika, Australien, entwickelt sich hier eine periodische Änderung der Luftdruck- und Windverteilung zwischen warmer und kalter Jahreszeit. Im Winter entstehen Hochdruckgebiete, die aus dem Kontinent herauswehende, im Sommer hingegen Tiefdruckgebiete, die einströmende Winde erzeugen; diese bezeichnet man als Monsune (z. B. Südostküste Asiens Sommer Südwest-, Winter Nordostwinde). Eine ähnliche Erscheinung bedingen abgeschlossene Seebecken (Kaspisches Meer), nur daß hier der Monsum umgekehrt verläuft, da in der wärmeren Jahreszeit die See kälter — abfließende Luftmassen bedingt —, in der kälteren Jahreszeit hingegen wärmer — einströmende Luftmassen erzeugt — ist. Einen ähnlichen regelmäßigen Windwechsel findet man in Gebirgstälern, wo am Tage aufwärtsfließende, bei Nacht abwärtsströmende Luftmassen eintreten (z. B. im Oberengadin das Malojatal).

2. Messung des Windes

Die Beobachtung des Windes bezieht sich auf Richtung und Stärke sowie Messung der Geschwindigkeit ausgedrückt in Sekundenmetern. Als Richtung des Windes bezeichnet man diejenige, aus welcher der Wind weht; die Stärke wird meist schätzungsweise nach einer zwölfteiligen Skala (Beaufortskala) bestimmt. Zur absoluten Messung der Geschwindigkeit bedient man sich der Anemometer. Am verbreitetsten ist das Robinsonsche Schalenkreuz, Rotationsanemometer, welches gestattet, Richtung und Geschwindigkeit fortwährend aufzuzeichnen, indes nur Mittelwerte liefert, zur Ableitung mittlerer Werte für klimatische Zwecke daher besonders wichtig ist. Derartige Instrumente beruhen auf dem Prinzip, den Windweg zu ermitteln, der alsdann in Sekundenmeter ausgedrückt wird. In neuerer Zeit hat man indes, der Entwicklung der Luftfahrt entsprechend, auch Instrumente gebaut, welche es gestatten, die Einzelstöße des Windes aufzuzeichnen (sogenannte hydrostatische Windmesser, registrierende Böenmesser), um hierdurch auch plötzliche Änderungen der Windgeschwindigkeit zu ermitteln. Im wesentlichen beruhen derartige Apparate auf Druck- und Saugwirkung, indem man eine mit Wasser gefüllte, U-förmig gebogene Glasröhre in den Luftstrom bringt und das Absinken und Ansteigen der Wassersäule mißt; die Größe des Abstandes beider Flüssigkeitsspiegel ist abhängig von der Windgeschwindigkeit. Eine derartige Messung ergibt auf passend gewähltem Registrierpapier bei geeigneten Zeitintervallen für jeden einzelnen Windstoß seine Richtung und Geschwindigkeit.

Der Wind wird nicht allein in der Nähe der Erdoberfläche gemessen, sondern auch in der freien Atmosphäre, einmal indem Anemometer bei Fesselballonen und Drachenaufstiegen verwendet werden, um somit in den verschiedenen Höhen Richtung und Geschwindigkeit der Luftbewegung aufzuzeichnen.

Digitized by Google

Eine verhältnismäßig einfache Methode ist die mittels Pilotballone. Ein Kautschukballon mit Wasserstoffgas gefüllt, dehnt sich gleichmäßig aus und besitzt dadurch eine gleichmäßige Steiggeschwindigkeit; Voraussetzung ist dabei, daß keine stärkeren vertikalen Luftbewegungen vorhanden sind. Ein solcher Ballon, den Luftströmungen überlassen, wird mittelst Theodoliten angeschnitten, Höhen- und Seitenwinkel in bestimmten Zeitintervallen bestimmt, und hieraus unter Berücksichtigung seiner Höhe die Flugbahn ermittelt; und aus dieser Richtung und Geschwindigkeit des Windes in den einzelnen Höhen. Genauere Resultate gibt die Doppelvisierung mittels Theodoliten von zwei Standpunkten, aus dem Unterschied zwischen beiden Meßresultaten auch die Größe etwa auftretenden Vertikalbewegungen. Diese Methode hat sich besonders bei der Luftfahrt eingebürgert, und während des Weltkrieges sind von allen kriegsführenden Armeen bei ihrem Heereswetterdienst derartige Windmessungen in sehr großer Zahl angestellt worden.

3. Geographische Verteilung des Windes in Deutschland

Scheinbar regellos gehen die Veränderungen in der Luftdruckverteilung von Tag zu Tag vor sich, die meist durch den Vorüberzug der vom Atlantischen Ozean nach Europa ziehenden Tiefdruckgebiete bedingt werden. Indes ergeben sich bei tieferem Studium der täglichen Wetterkarten, namentlich bei eingehenderem Betrachten der Luftdruckverteilung über die Nordhemisphäre, allgemeine Richtlinien; denn Richtung und Stärke des Windes ist von der Verteilung des Luftdruckes abhängig. Drei große Aktionszentren wirken bestimmend auf die Luftdruckverteilung und damit auch auf die Windverhältnisse von Europa ein; nämlich die Hochdruckgebiete über dem Atlantischen Ozean (Azorenhoch) und dem asiatischen Kontinent sowie das große zwischen Grönland und Island über dem Nordatlantischen Ozean auftretende Tiefdruckgebiet. Je nach der Jahreszeit, dem Ausbreiten und Vorherrschen eines dieser Windsysteme entstehen auch für den mitteleuropäischen Kontinent große Veränderungen in der Windverteilung. In der wärmeren Jahreszeit, namentlich vom Mai bis September, übt das Azorenhoch einen bestimmenden Einfluß auf die Wind- und Witterungsverhältnisse des westlichen und mittleren Europa aus. Die von diesem Hoch abfließenden Luftmassen bedingen auch für Deutschland eine mehr westliche und nordwestliche Luftströmung, die in den Häufigkeitswerten der Windverteilung zum Ausdruck kommt. In den Herbstmonaten wölbt sich das asiatische Hochdruckgebiet mehr und mehr auf; es erreicht seine größte Mächtigkeit in den eigentlichen Wintermonaten, breitet sich alsdann nach dem östlichen Europa aus und damit beginnt das Auftreten kontinentaler, von diesem Hochdruckgebiet abfließenden Luftmassen, Winde aus nordöstlicher und östlicher Richtung. Das dritte große Aktionszentrum, das Tief bei Island, von welchem namentlich in der kälteren Jahreszeit stärkere Wirbel in östlicher und südöstlicher Richtung nach dem europäischen Kontinent ziehen, bedingt südwestliche und westliche Winde und vor allem eine regel-

Digitized by Google

mäßige Winddrehung. Hier machen sich in den Häufigkeitswerten die Höchstwerte der südwestlichen Luftströmungen besonders in der kälteren Jahreszeit bemerkbar. Je nach der Zugrichtung der Tiefdruckgebiete verlaufen die Windwechsel schneller oder langsamer, auch können bei südlich eingeschlagenen Bahnen der Gebiete niedrigen Druckes nördliche und nordöstliche Luftströmungen auftreten. So werden sich zwischen dem mehr ozeanischen Klima des westlichen — namentlich nordwestlichen — Deutschlands zu dem kontinentaleren des östlichen — besonders südöstlichen — Deutschlands auch größere Gegensätze der Windverteilung ausprägen müssen. Auch die Geschwindigkeit der Luftbewegung wird durch die Verteilung des Luftdrucks bedingt, indem je nach der Größe der Druckunterschiede (meist in Tiefdrucklagen) stärkere Luftbewegung eintritt. Ferner übt auch die Gliederung des Geländes auf Richtung und Geschwindigkeit der Luftströmungen einen großen Einfluß aus, was ebenfalls bei allen technischen Fragen besonders erörtert und beachtet werden muß.

Tabelle I enthält eine Übersicht der Windverteilung nach geographischen Gruppen in Prozenten, und zwar für das Jahr sowie für die Winter- und Sommermonate.

Das Gebiet ist nach folgenden geographischen Gruppen unter Berücksichtigung orographisch-hydrographischer Gesichtspunkte eingeteilt:

1. Nordseeküste.
2. Ostseeküste.
3. Nordwestdeutschland — Binnenland — zwischen Maas, Niederrhein und Weser.
4. Nördliches Mitteldeutschland, Niederung zwischen Weser und Oder.
5. Südliches Mitteldeutschland, Bergland und die zwischen den Zuflüssen von Weser und Oder begrenzten Niederungen; südliche Grenze bildet der Main.
6. Ostdeutschland — Binnenland — östlich der Oder in der Hauptsache das Weichselgebiet.
7. Nordostdeutschland, Ostpreußen.
2. Südostdeutschland, Schlesien.
9. Südwestdeutschland, das obere Mittelrheingebiet.
10. Süddeutschland in der Hauptsache Bayern, Württemberg sowie der östliche Teil des badischen Schwarzwaldes.

Diese Zusammenstellung zeigt vor allem eine größere Verschiedenheit zwischen den Stationen der Niederung und den Höhenstationen, bei welch letzteren die westliche Komponente bedeutend zunimmt. Ferner treten größere Gegensätze in der Windverteilung zwischen dem westlichen und östlichen, insbesondere zwischen dem nordwestlichen und südöstlichen Deutschland auf. So hat Westdeutschland und die Nordseeküste an 26,6 bzw. 19,6 Prozent Südwestwinde, Ostdeutschland hingegen 18,6 und Südostdeutschland 16,5 Prozent Südwestwinde. Dahingegen sind im östlichen Deutschland die Häufigkeits-

Digitized by Google

Tabelle I.

Windverteilung nach geographischen Gruppen in Prozenten:

		N	NO	O	SO	S	SW	W	NW
Nordseeküste	Winter	5,2	8,9	12,1	12,2	8,9	24,4	14,9	10,0
	Sommer	10,7	7,9	6,8	6,5	5,7	16,6	19,0	23,5
	Jahr	8,3	9,1	10,2	10,2	7,5	19,6	15,4	15,9
Ostseeküste	Winter	5,8	7,4	9,6	15,3	17,1	18,1	13,5	9,5
	Sommer	10,2	10,9	7,1	6,7	8,8	13,5	21,7	16,3
	Jahr	8,0	10,9	9,6	11,7	19,5	14,9	15,9	11,7
Westdeutsches Binnenland	Winter	6,4	9,8	8,6	6,3	9,4	30,5	14,4	7,8
	Sommer	9,0	8,2	5,2	4,5	6,5	24,7	18,6	17,6
	Jahr	8,0	10,3	7,1	5,8	8,7	26,6	15,5	12,2
Nördl. Mitteldeutschland	Winter	3,8	6,2	12,9	12,0	9,7	18,6	22,4	10,5
	Sommer	6,1	7,4	8,2	7,7	6,0	15,4	26,0	18,5
	Jahr	5,1	7,3	11,5	10,7	7,8	16,5	22,0	13,9
Südl. Mitteldeutschland	Winter	6,4	5,9	8,6	10,6	17,6	17,1	20,2	9,3
	Sommer	9,2	5,3	6,1	6,6	10,8	16,6	24,1	15,3
	Jahr	8,7	6,3	8,3	8,9	13,8	16,3	20,5	11,9
Ostdeutschland	Winter	5,6	10,7	14,0	8,4	6,3	21,7	21,4	8,8
	Sommer	8,9	10,2	8,0	4,7	5,1	17,0	25,6	15,3
	Jahr	7,3	11,6	11,8	7,3	6,0	18,6	21,8	11,1
Süddeutschland	Winter	4,5	19,3	6,1	6,1	3,5	27,1	19,6	7,2
	Sommer	4,7	19,4	5,9	4,7	3,1	22,0	23,0	11,5
	Jahr	4,9	20,3	6,6	5,6	3,5	23,3	20,7	9,3
Südostdeutschland	Winter	4,6	4,2	7,2	14,7	13,6	20,8	19,0	12,9
	Sommer	6,4	5,6	5,5	10,4	9,6	13,6	22,2	22,3
	Jahr	5,8	5,4	7,3	13,2	12,1	16,5	19,1	17,0
Südwestdeutschland	Winter	8,4	12,1	10,2	6,3	12,0	21,7	11,6	5,7
	Sommer	10,5	9,0	6,9	6,5	9,6	24,8	13,7	6,9
	Jahr	10,1	11,1	8,9	6,6	10,4	24,7	12,2	7,7

werte der östlichen Winde zahlreicher als im westlichen Deutschland. Die weiteren Einzelheiten sind aus der Tabelle selbst ersichtlich.

Tabelle II gibt eine Übersicht über die Geschwindigkeit des Windes; es sind in dieser die Jahresmittel der prozentarischen Häufigkeit nach Schwellenwerten geordnet, angegeben. Hierbei wurden folgende Gruppen der Windgeschwindigkeit gebildet. Die Werte beziehen sich auf Meter in der Sekunde.

1. Windstille und ganz schwache Winde, entsprechend den Windgeschwindigkeiten von 0 bis 2 Sekundenmeter.
2. Mäßige Winde von mehr als 2 bis 5 Sekundenmeter.
3. Frische Winde von mehr als 5 bis 10 Sekundenmeter.
4. Steife und starke Winde von 10 bis 15 Sekundenmeter.
5. Stürmische Winde von mehr als 15 Sekundenmeter Geschwindigkeit.

Digitized by Google

Die geringste mittlere Windgeschwindigkeit hat Süd- (78 Prozent) und Südostdeutschland (80 Prozent), von Norddeutschland ist Mitteldeutschland am meisten durch schwache Winde gekennzeichnet, und zwar der südliche Teil mit 76 Prozent, der nördliche mit 73 Prozent. Die wenigsten schwachen Winde weist Nordost- und Ostdeutschland auf.

Frische Winde von 5 bis 10 Meter per Sekunde finden sich am meisten in Nordostdeutschland mit 27 Prozent, an zweiter Stelle steht die Nordseeküste mit 26 Prozent, dann die Ostseeküste mit 25 Prozent; die wenigsten frischen Winde haben Süd- (17 Prozent) und Südwestdeutschland mit 16 Prozent. Die meisten frischen Winde hat Freiberg in Sachsen mit 51 Prozent, eine Folge des Auftretens von Berg- und Talwinden des Erzgebirges, die wenigsten Celle mit 5 Prozent. Starke und steife Winde (10 bis 15 Meter per Sekunde) treten am häufigsten auf in Nordost- (11 Prozent) und Ostdeutschland (9 Prozent), dann an der Ost- und Nordseeküste (8 Prozent), am wenigsten im nördlichen Mitteldeutschland (3,5 Prozent) und in Südostdeutschland (2,5 Prozent). Die meisten starken Winde haben Hela mit 14 Prozent und Altstadt mit 13 Prozent, die wenigsten Bad Elster und Leipzig mit 0,8 Prozent.

Die meisten stürmischen Winde (von mehr als 15 Meter per Sekunde) haben die Ostseeküste (2,8 Prozent) und Ostdeutschland; es folgen alsdann Westdeutschland mit 2,1 und die Nordseeküste mit 1,4, während die wenigsten in Mittel- (0,7) und Süddeutschland (0,2) vorkommen. Hela an der Ostseeküste hat 9,4, Leipzig hingegen 0 Prozent stürmische Winde.

Die letzte Spalte der Tabelle gibt den Windweg in Meter an, bezogen auf die Zeit von 100 Sekunden; man erhält diesen Wert durch Multiplikation der prozentarischen Häufigkeit mit dem mittleren Schwellenwert und Summierung der Produkte.

Ein Jahr von 365 Tagen hat 31 536 000 Sekunden, durch Multiplikation mit 315 360 erhält man den Windweg in Kilometer für das Jahr und durch Division durch 100 die mittlere Geschwindigkeit für eine Sekunde. So erhielte man beispielsweise für die Nordseeküste folgende Windwege:

In den Stufen:	unter 5 m (2,5)	5 bis 10 m (7,5)	10 bis 15 m (12,5)	über 15 m (17,5)	Summe
Für 100 Sekunden:	164,0	192,8	95,0	24,5	476,3 Meter
Jahr:	51 719	60 786	29 959	7726	150 190 Kilometer

Für allerlei technische Fragen kann man daher den mittleren Windweg für irgendein beliebiges Gebiet in einer gewissen Zeit, z. B. für die Sommermonate (Juni bis August = 92 Tage · 3600 + 24 = 7 948 800 Sekunden), berechnen, um hiermit beispielsweise die Nutzwirkung eines Windmotors in einer gewissen Zeit zu ermitteln. Die Einzelheiten über die Windwege in den verschiedenen Gebieten sind aus Tabelle II ersichtlich.

Während bei Anlagen von Luftschiffhäfen Orte mit schwachen Winden besonders zu berücksichtigen und solche mit starken bzw. stürmischen Winden zu vermeiden wären, wird man bei Ausnutzung der Windkräfte gerade die

Digitized by Google

Tabelle II.

Jahresmittel der prozentarischen Häufigkeit der Windgeschwindigkeit

Geographische Bezirke	mittl. Seehöhe	unter 5 m	5 bis 10 m	10 bis 15 m	über 15 m	Windweg für 100 Sek. in m
Nordseeküste	20	65,6	25,7	7,6	1,4	475,4
Ostseeküste	13	64,5	24,6	8,0	2,8	501,3
Westdeutschland	131	71,5	20,2	6,3	2,1	445,3
Nördliches Mitteldeutschland	43	73,1	22,7	3,5	0,7	408,2
Südliches Mitteldeutschland	268	76,0	19,2	4,1	0,7	397,2
Ostdeutschland	49	62,4	25,6	9,4	2,5	509,7
Nordostdeutschland	175	60,7	27,3	10,7	1,3	489,6
Südostdeutschland	168	80,2	16,5	2,5	0,2	360,0
Südwestdeutschland	232	76,0	17,6	4,8	1,5	410,4
Süddeutschland	493	77,7	16,6	5,0	0,9	395,7
Mittel aller Gruppen	186	71,8	21,0	5,8	1,4	433,7
Höhenstationen, Einzelwerte						
Brocken	1140	29,1	32,8	23,7	14,4	866,9
Schneekoppe	1603	36,2	24,7	23,0	16,1	696,4
Großer Belchen (Vogesen)	1394	57,3	26,7	11,1	4,7	489,3
Dobel	687	76,7	17,7	5,1	0,5	464,7
Höchenschwand (bad. Schwarzw.)	1005	81,6	14,5	2,5	1,4	364,5
Gesamtmittel der Höhenstationen	956	63,3	23,2	9,5	3,9	507,4

Die Tabellen und Zusammenstellung sind der Arbeit R. Aßmann: „Die Winde in Deutschland", entnommen. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg & Sohn.

windreichsten Gebiete in Betracht ziehen. Solche Gegenden werden sich besonders eignen, wo der Wind im mittleren Durchschnitt eine größere Geschwindigkeit und gleichmäßige Stärke besitzt. Gebiete, an denen öfters stürmische, namentlich böige Luftbewegungen auftreten, wie Teile der Ostseeküste, so die Umgebung der Danziger Bucht, wären nicht geeignet, auch Gegenden, in denen viele Flauten vorkommen, sind für die Aufstellung von Windmotoren unbrauchbar. Anbei einige Beispiele windreicher und windschwacher Orte.

Windreiche Orte

	Seehöhe	unter m	5 bis 10 m	10 bis 15 m	über 15 m p. Sek.	Windweg
Borkum	4	61,9	26,8	8,9	2,4	508,8
Schwerin	57	50,0	40,7	7,6	1,7	554,9
Hela	5	51,0	25,6	14,0	9,4	691,7
Posen	58	56,0	28,7	1,6	3,7	564,7
Altstadt	190	54,0	31,6	13,2	1,5	563,7

Digitized by Google

Windschwache Orte

	Seehöhe	unter m	5 bis 10 m	10 bis 15 m	über 15 m p. Sek.	Windweg
Celle	37	93,6	5,2	1,1	0,1	288,4
Kassel	202	88,9	8,7	2,2	0,2	318,5
Leipzig	117	88,8	10,4	0,8	0,0	310,3
Bad Elster	500	90,6	8,5	0,8	0,1	302,0
München	528	89,0	9,0	1,8	0,3	317,6

Die Windgeschwindigkeit nimmt mit der Höhe rasch zu, besonders in der freien Atmosphäre (s. später), aber auch in Berglagen herrscht eine größere Windgeschwindigkeit als in den Niederungen. Der untere Teil der Tabelle II enthält einige Werte der Windstärke in höheren Lagen. So haben Brocken und Schneekoppe wesentlich höhere Werte als die Niederungen, die Anzahl der schwachen Winde tritt ganz wesentlich zurück (Brocken nur 29 Prozent); dahingegen haben die Höhenlagen der süddeutschen Gebirge weit schwächere Luftbewegung und die Hochfläche des Schwarzwaldes (s. Höchenschwand, schwache Winde 82 Prozent) weist ähnliche Verhältnisse wie die Stationen der Niederungen in Süddeutschland auf. Wichtig ist auch die Windverteilung in den einzelnen Jahreszeiten. Es würde jedoch eine Betrachtung dieser Werte zu weit führen und muß daher auf die einzelnen Monographien, in denen solche niedergelegt sind, hingewiesen werden.

Der tägliche Gang der Windgeschwindigkeit kann nur durch registrierende Instrumente, sogenannte Anemometer, ermittelt werden. Die mittleren Stundenwerte für einen zehnjährigen Zeitraum, wie sie an dem Meteorologischen Observatorium Aachen ermittelt wurden, sind nachstehend angegebene:

12—1	1—2	2—3	3—4	4—5	5—6	6—7	7—8	8—9	9—10	10—11	11—12	
4,1	4,1	4,1	4,1	4,1	4,2	4,2	4,4	4,5	4,7	5,0	5,2	vorm.
5,2	5,2	5,1	5,0	4,8	4,6	4,4	4,3	4,2	4,2	4,1	4,1	nachm.

Sie zeigen, daß die windreichste Zeit bei Tage, und zwar 12 bis 4 Uhr nachmittags, die windschwächste auf die Nachtzeiten fällt. Die tägliche Periode des Windes kehrt sich allerdings schon in mäßigen Höhenlagen um, eine Folge von Vertikalbewegungen; namentlich in der freien Atmosphäre nimmt die Windstärke in den wärmsten Tagesstunden gerade ab.

4. Der Wind in der Vertikalen

Schon in dem vorausgegangenen Abschnitt sind einige Bemerkungen über die Verteilung der Windrichtung und Geschwindigkeit an Hand der Höhenstationen gemacht worden. Tabelle II enthält auch die Jahresmittel der prozentarischen Häufigkeit der Windgeschwindigkeit für einige Höhenorte. Indes gewähren diese Werte ohne weiteres kein Bild über die Windverhältnisse in der freien Atmosphäre, da diese durch die Unterlage beeinflußt werden. Erst durch die

Digitized by Google

Schaffung von geeigneten Methoden — die Messung des Windes bei Drachenaufstiegen sowie durch Pilotballone — war es möglich, auch Zahlenwerte für die einzelnen Höhengruppen in der freien Atmosphäre abzuleiten. Für technische Fragen der Windausnutzung kommen nur die untersten Schichten der freien Atmosphäre in Betracht; für die Forschung hingegen haben die gesamten, aus der freien Atmosphäre hergeleiteten Werte äußerst wichtige Resultate gezeitigt. So erreicht in einer Höhe von etwa 500 Meter die Windstärke bereits den doppelten Wert wie in der Nähe des Erdbodens, darüber hinaus nimmt die Windstärke hingegen nur sehr langsam zu. In einer Höhe von 2 bis 3 Kilometer verringert sich die Windgeschwindigkeit, da in diesen Schichten stärkere Vertikalbewegungen und damit Kondensationsprozesse, wie Bildung von Wolken und Niederschlägen auftreten. Eine Übersicht der bisherigen Ergebnisse über die mittlere Geschwindigkeit in der freien Atmosphäre in den einzelnen Höhen wie sie aus Drachenaufstiegen zu Lindenberg und Hamburg-Großborstel gewonnen wurden, ist in nachfolgender Zusammenstellung niedergelegt.

Mittlere Windgeschwindigkeit

Höhe	Boden	500	1000	2000	3000	4000
Lindenberg (Aeronautisches Observatorium)						
(122 m)	5,2	9,3	9,6	10,0	11,0	12,0
Großborstel-Hamburg (Drachenstation)						
(40 m)	5,2	10,9	11,7	12,6	14,9	
Derbyshire (England)						
(335 m)	5,0	8,5	11,8	13,6		

Diese Werte ergeben vor allem das eingangs erwähnte Resultat, die außerordentlich schnelle Zunahme der Windgeschwindigkeit in den untersten Höhenschichten; in der kälteren Jahreszeit ist die Zunahme der Windstärke in den unteren Schichten größer als in der wärmeren. In den letzten Jahren sind auf den Türmen der Großfunkenstationen in Nauen und Eilvese von Hellmann und Köppen Windmeßapparate in den verschiedensten Höhen (bis etwa 125 Meter) aufgestellt worden, um auf diese Weise die Windverhältnisse in den dem Erdboden nahen Schichten zu untersuchen. Aus diesen Ergebnissen lassen sich vor allem auch für die Aufstellung von Windturbinen und damit für die Ausnutzung der Windkräfte wertvolle Anhaltspunkte finden. Hieraus läßt sich die Frage klären, in welchen Höhen über der Erdoberfläche der erforderliche „Betriebswind" zum Betreiben der Windmotore erreicht wird. Die schlanken und hohen Stahlrohrtürme der modernen Großfunkenstationen eignen sich besonders zur Aufstellung von Windmeßapparaten. Auf Grund der zu Nauen und Eilvese gewonnenen Windmessungen konnte das Gesetz über die Windverteilung in den untersten Schichten abgeleitet werden. Die Ergebnisse für die Windbeobachtungen zu Eilvese und Nauen hat Peppler[1]) wie folgt zusammengestellt:

[1]) Peppler: „Das Gesetz der Windzunahme mit der Höhe und die Aufstellung von Windturbinen". Das Wetter 1920, Heft 5/6.

Digitized by Google

Windzunahme mit der Höhe in Zentimeter für 1 Meter Erhebung

Boden — 2	2—9	9—16	16—124 m
116	12	6	2 cm.

Diese Werte ergeben eine viermalige Abstufung; bis zu 2 Meter Höhe eine sehr große Windzunahme von 116 Zentimeter für 1 Meter Erhebung; eine zweite Schicht von 2 bis 10 Meter Höhe in der die Windzunahme für 1 Meter $^1/_{10}$, eine dritte von 10 bis 16 Meter in der dieselbe $^1/_{20}$, und eine vierte oberhalb 16 Meter, in welcher sie $^1/_{60}$ des Betrages der untersten Bodenschicht erreicht.

Dementsprechend ist also für Aufstellung der Windmotoren die günstigste Höhe etwa 16 Meter über dem Erdboden, da jede weitere Erhebung nur wenig Gewinn an Wind, hingegen für die Aufstellung der Motoren erhebliche Mehrkosten bringen würde.

Der Windgewinn mit zunehmender Erhebung wird durch nachstehende Zusammenstellung veranschaulicht.

Windgewinn mit zunehmender Höhe in Prozenten des Windes in 2 Meter Höhe

Höhe	5	10	15	20	30	40 m
Eilwese	18	29	35	40	46	50 %

Bis zu 15 Meter Höhe werden 17%, von 15 bis 40 Meter hingegen 15% Wind gewonnen. Dieses Gesetz über die Windzunahme ist indes nur für die norddeutsche Tiefebene gültig, kann daher auf das stark gegliederte und hügelige Gelände der deutschen Mittelgebirge sowie in Süddeutschland keine Anwendung finden; hier müssen weitere Untersuchungen noch Aufklärung bringen. Auch über die Luftbewegung der dem Erdboden unmittelbar aufruhenden Schichten sind eingehendere Versuche an einem eigens dazu eingerichteten Windmeßversuchsfeld auf den Nuthewiesen am Potsdamer Observatorium angestellt worden. Die Anemometer, die in verschiedenen Höhen von 5 Zentimeter bis zu 2 Meter über der Erdoberfläche aufgestellt wurden, zeigen vor allem eine Zunahme der Windstärke nach oben, die in 2 Meter Höhe zweieinhalbmal so groß ist wie am Erdboden in 5 Zentimeter Höhe. Die mittleren Geschwindigkeiten für die einzelnen Höhen verteilen sich wie folgt:

0,05	0,25	0,50	1,0	2,0 m
1,0	1,6	2,0	2,4	2,7 m p. Sek.

Hellmann: „Über die Bewegung der Luft in den untersten Schichten der Atmosphäre". Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften, 1919, XXII.

Die Ausnutzung der Windkräfte ist eine der ersten Forderungen, um der großen Kohlenknappheit zu begegnen; die Übertragung der Windkräfte in elektrische Energie zu Heizungs- und Beleuchtungszwecken wird man besonders in den windreicheren Gebieten anzustreben haben. Die Aufstellung von

Digitized by Google

Windmotoren würde nach den neuen Untersuchungen über die Windverhältnisse für die norddeutsche Tiefebene in einer Höhe von etwa 16 Meter zu erfolgen haben, da in dieser Höhe die Höchstwerte der Windzunahme bereits erreicht ist und die weitere Windverstärkung nach oben nur langsam erfolgt. In der kälteren Jahreszeit würden die Windräder zur Herstellung von Licht und Wärme, in der wärmeren zu anderen nützlichen Zwecken wie Betreibung von kleineren Motoren, zu industriellen und landwirtschaftlichen Zwecken benutzt werden, um somit die Betriebskosten einzubringen. Bei der Aufstellung von Windrädern wird man die Windverhältnisse in den verschiedenen Gebieten, ihre Richtung und Geschwindigkeit, bei ihrer Nutzwirkung für Heizzwecke auch die Wärmeverhältnisse in Betracht zu ziehen haben.

Literarische Berichte

Kurd von Schlözer. Jugendbriefe. 1841—1856. Herausgegeben von L. v. Schlözer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 25.—.

Als vor Jahren aus dem Nachlaß Kurd von Schlözers, des ehemaligen preußischen Gesandten am Vatikan, der von pietätvoller Hand zusammengestellte Band „Römische Briefe" erschien, war man sich einig, daß damit der reiche Schatz deutscher Briefliteratur um ein köstliches Kleinod reicher geworden sei, und die dann folgenden „Mexikanischen Briefe", die sich zeitlich an die „Römischen Briefe" anschließen, konnten das Urteil über den Briefschreiber Schlözer nur bestätigen. Nun liegt ein neuer Band Briefe aus Schlözers Feder vor, von denen eine Anzahl der interessantesten den Lesern der „Deutschen Revue" schon durch den Vorabdruck in unserer Zeitschrift bekannt sind; sie gewähren uns Einblick in den Familien- und Freundeskreis, in dem der feine, hochbegabte Mann wurzelte, in die Jahre seiner Entwicklung vom Historiker zum Diplomaten und in das gesellschaftliche Leben, wie die landschaftlichen und historischen Hintergründe all der schönen und berühmten Stätten, an die ihn seine Lehr- und Wanderjahre führten. Nicht in Sturm und Drang vollzieht sich der Werdegang des jungen, durch Abstammung aus einer alten geistig hochkultivierten Familie und durch eigene Anlage vornehmen Gelehrten und Weltmanns; dieser feine, immer regsame, für alles Echte empfängliche Geist bedurfte nicht gewaltsamer Aufrüttlungen und Stöße des Schicksals, um sich seiner inneren Bestimmung bewußt und über die Wege, die er gehen mußte, klar zu werden. Aber in den Briefen des Jünglings kündigen sich schon an und treten immer deutlicher hervor jene Eigenschaften, die das Lesen seiner späteren Briefe so genußreich machen: die Sicherheit des Blicks und Freiheit des Urteils, die lächelnde und doch innerlich oft recht ernsthafte Skepsis gegenüber allem, was sich selbst zu feierlich und wichtig nimmt, der geschichtliche Sinn, der sich gern in die Vergangenheit versenkt und zur Gegenwart schon historische Distanz zu nehmen versteht. Dazu kommt die pietätvolle Verehrung für die Eltern, die herzliche Anhänglichkeit an Geschwister und Freunde, wodurch die Briefe einen Ton menschlicher Wärme bekommen, der sie besonders anziehend macht. Das Buch umfaßt im wesentlichen die Jahre 1841—56 und führt uns unter anderem nach Göttingen, Bonn, Berlin, die großen belgischen Städte, Paris usw., endlich nach Petersburg, wo mit dem Antritt seiner ersten diplomatischen Stellung die Jugendbriefe abschließen. So sind es geschichtlich bedeutsame Zeiten, vielfach wechselnde, bald idyllische, bald glänzende Orte, die uns in den Briefen wieder lebendig werden, gesehen durch ein Temperament, das auf die Außenwelt in seiner eigensten Weise reagiert und die empfangenen Eindrücke lebensvoll gestaltet.

Die Technik des Altertums. Von Dr. Albert Neuburger. Mit 676 Abbildungen. Geh. M. 24.—, geb. M. 30.—. R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

So viel wir sonst über das Altertum wissen, so wenig ist uns über die Technik im Altertum bekannt, und doch ist dieses Gebiet für uns von großem Interesse. Der Grund liegt wohl darin, daß die Philologen, die sich mit der Erforschung des Altertums befaßten, nicht genügend vor-

Digitized by Google

gebildet waren, um das Gebiet der Technik erschöpfend zu behandeln, während den Technikern vielfach die nötigen Sprachkenntnisse mangelten oder die Gelegenheit, tiefer in die sprachwissenschaftliche Seite der alten technischen Fachausdrücke einzudringen. Erst in neuerer Zeit ist erst ein ziemlich umfassender Einblick in die technische Entwicklung des Altertums gewonnen worden. Aber ein zusammenfassendes Werk gab es bisher nicht. Da ist es dankbar zu begrüßen, daß Dr. Albert Neuburger, der sich durch lange Jahre eingehend mit der Technik des Altertums befaßte, es unternommen hat, das ganze Gebiet in möglichst weitem Umfange zusammenfassend zu behandeln. Das Werk, das er uns darbietet, ist in jeder Beziehung wundervoll, wir konnten gar nicht wieder von ihm loskommen, so hat es uns gefesselt, und wir machen unsere Leser dringend auf das auch in der Ausstattung schöne Buch aufmerksam. Es findet jeder etwas für ihn Interessantes darin. H.

Aus den Tagen von Bismarcks Kampf gegen Caprivi. Erinnerungen von Julius v. Eckardt. Leipzig, S. Hirzel. Preis M. 8.—, gebunden M. 14.—.

Im Jahre 1910 erschienen die „Lebenserinnerungen" J. v. Eckardts, des Deutschrussen, der durch vorzüglich orientierende Schriften über die Zustände seiner engeren Heimat, wie über Gesellschaft und Politik des offiziellen Rußland in Deutschland bekannt geworden, seit den siebziger Jahren, zuerst als hamburgischer Senatssekretär, dann auf verschiedenen Posten als deutscher Generalkonsul seine ebenso breit angelegte wie tiefe Bildung, seinen vornehmen, aufrechten Charakter in den Dienst des damals noch neuen, kraft- und ruhmvollen Reichs stellte. Seine Erinnerungen darf man kühnlich zu dem Allerbesten der neueren deutschen Memoirenliteratur zählen: vollendet in der literarischen Form, voll kluger, künstlerisch geformter Beobachtungen von Menschen und Zuständen, außer mit tief empfundenen, farbenreichen Naturschilderungen auch mit manch köstlichen anekdotischen Zügen die Darstellung belebend. An dies Buch werden wir erinnert durch die jetzt veröffentlichte Schrift, die eigentlich seinen Schlußteil bildete, der aber damals aus persönlichen und politischen Gründen zurückgestellt wurde. Man kann heute diese Gründe nachfühlen und würdigen, aber doch zugleich die Tatsache bedauern. Wir sehen aus diesen Kapiteln wieder, was schon seine Schrift „Berlin, Wien, Rom" (1892) erkennen ließ, daß Eckardt in dem Kampfe, der nach der Entlassung Bismarcks entbrannte, sich ganz auf die Seite des Kaisers und Caprivis stellte. Ohne der historischen Größe seiner Leistungen und seines Werks Bewunderung und Dank zu versagen, steht er dem Groll des zu Tatlosigkeit verdammten Genius der Tat kühl und verständnislos, der tiefen und freilich oft auch recht lauten Entrüstung und Erbitterung aller patriotisch empfindenden Deutschen, zu denen sich damals wohl auch manch zweifelhafte Persönlichkeiten gesellten, verurteilend gegenüber. Um diese Stellung ganz zu verstehen, muß man die Persönlichkeit Eckardts aus jenen beiden Bänden her lebhaft in Erinnerung und Anschauung haben; auch dann jedoch wird man z. B. das völlige Hinweggehen über den Wiener „Uriasbrief" nicht recht begreifen. Aber sicher scheint mir, daß Eckardt kaum mit derselben loyalen Wärme für den Kaiser eingetreten wäre, wenn er alles gewußt hätte, was wir seitdem erfahren haben. Und wenn er die schlimmen politischen Folgen der Entlassung Bismarcks damals gewiß viel zu niedrig einschätzte, so entgeht doch seinem klaren Blick und sittlich verfeinerten Empfinden nicht, wie Mittelmäßigkeit und Dilettantismus emporwucherten, als die große Eiche gefällt war. Allzu gläubig gegen allerlei Klatscherei und Nörgelei der Bureaux, die noch nachträglich gegen Bismarcks „Gewaltherrschaft" sich auflehnen, legt er doch durch sein richtiges Gefühl Zeugnis dafür ab, daß vieles anders gewesen sein muß: wie charakteristisch für beide Teile, daß derjenige Mann des Auswärtigen Amtes, mit dem er menschlich und beruflich am besten auskommt, der heutige Gesandte a. D. Raschdau, allezeit einer der treuesten Anhänger und verständnisvollsten Bewunderer Bismarcks gewesen und geblieben ist! Im übrigen kann hier eine sachliche Nachprüfung der einzelnen Beschwerden gegen den Fürsten und Herbert Bismarck nicht unternommen werden; es sei nur noch einmal der *positive* Gehalt auch dieser Nachtragskapitel hervorgehoben, der durch die schriftstellerischen und menschlichen Tugenden, die dem Verfasser der „Lebenserinnerungen" nachzurühmen sind, gegeben und verbürgt ist. Möge bald einmal eine neue Auflage der jetzt vergriffenen Erinnerungen erscheinen und dann der heute von ihnen getrennte Schluß mit ihnen vereinigt sich noch klarer so darstellen, wie er gesehen und beurteilt werden muß.

G. K.

Einige Gedanken zur Soziologie der Revolutionen. Von Prof. Lederer, Heidelberg. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. 40 Seiten. M. 1.20.

Verfasser geht in seiner Studie von dem Gedanken aus, die Revolution sei die Ueberwindung einer in sich widerspruchsvollen Lage, die erst möglich sei, wenn die Gewalt der herrschenden Mächte zwar noch

Digitized by Google

über einen vollständigen und ausreichenden Machtapparat verfüge, diese Gewalt aber nicht mehr innerlich anerkannt wurde. Revolution sei also der Durchbruch einer neuen Idee zur Wirklichkeit. Hieran anknüpfend untersucht Verfasser dann die soziologischen Grundlagen, die zur Verwirklichung vorhanden sein müssen. Sie hängt seiner Ansicht nach davon ab, daß zunächst die Intellektuellen für den neuen Gedanken gewonnen werden. Um aber zur Handlung zu werden, müssen die Massen die Träger des revolutionären Gedankens werden. Dazu muß aber die Idee sich mit konkreten Forderungen verbinden, die die Massen in Bewegung setzen können; dies sind aber in der Gegenwart die organischen gesellschaftlichen Klassen.

Auch über den Zusammenhang zwischen Revolution und Krieg weiß Verfasser manches zu sagen. Diese ungemein lehrreiche Schrift kann also jedem empfohlen werden, der sich von höheren Gesichtspunkten aus über die Möglichkeit einer Umwälzung unterrichten will. Schn.

Bewußtsein und Unsterblichkeit. Von Carl Ludwig Schleich. Vorträge, gehalten an der Lessing-Hochschule zu Berlin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 12.—.

C. L. Schleich gehört zu den eigenartigsten und ausgeprägtesten Gelehrtenpersönlichkeiten unserer Tage. In ihm vereinigen sich der Tatsachensinn und der Forschertrieb des Fachgelehrten mit der Abstraktionsfähigkeit des philosophischen Denkers und der formenden Phantasie des Künstlers. Dem Philosophen wuchsen lichtgebende Erkenntnisse aus den Erfahrungen des praktischen Mediziners zu, und das mikroskopisch Winzige, das unfaßbar Abstrakte wurde zu anschaulichen Bildern und plastischen Gestalten vor dem Auge des Dichters. Dieser Mannigfaltigkeit der Anlagen, die durch die strenge wissenschaftliche Schulung und die Disziplin der ärztlichen Praxis vor dem Zerflattern und Sichzersplittern bewahrt blieb, verdanken wir es, daß Schleich seine oft so völlig neuartigen und darum zunächst auch fremdartigen Anschauungen über das Wesen des Bewußtseins, des Ichs, der Seele usw. so überzeugend klar zum Ausdruck bringen konnte. Alles Wesentliche seiner wissenschaftlichen Forschungsresultate und philosophischen Erkenntnisse ist nun in den sechs Vorträgen zusammengefaßt, die in dem vorliegenden Band vereinigt sind. Die Form der Vorträge bedingte eine besonders klare, lebendige, allgemein verständliche Darstellungsweise, die der Verbreitung seiner Gedanken in hohem Maße zugute kommen wird. Und dem metaphysischen Bedürfnis, das heute besonders stark ist, wird hier Genüge getan nicht durch okkultistisch-obskurantistische Phantasmagorien, sondern auf der festen Grundlage wissenschaftlich erforschter Tatsachen, die aus einem großen, man darf sagen religiösen Weltgefühl heraus betrachtet sind.

Schleiermacher. Von Lic. theol. Muhlert. 1918. 64 Seiten. Tübingen, Mohr.

Ulrich Zwingli und die Reformation in der Schweiz. Von D. Dr. Köhler. 1919. 100 Seiten. Tübingen, Mohr.

Die kirchengeschichtliche Reihe der religionsgeschichtlichen Volksbücher ist durch die vorliegenden Hefte um zwei bedeutende Erscheinungen vermehrt worden. Seit Diltheys unvollendet gebliebener Lebensbeschreibung Schleiermachers ist kaum etwas getan, um der heutigen Generation diesen bedeutsamen Theologen, Philosophen und Pädagogen verständlich zu machen und nahezubringen, der in die Reihe der großen Deutschen vor hundert Jahren unbedingt mit hineingehört: D. F. Schleiermacher. Und es sollten nicht nur Theologen von ihm wissen, der durch seine „Glaubenslehre" der religiösen Entwicklung des vorigen Jahrhunderts neue Bahnen gewiesen hat: Religion ist nicht Wissen, Religion ist auch nicht Wollen. Religion ist das „Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit". Der Glaube hat sein eigenes Gebiet im Seelenleben, das ihm keine Wissenschaft rauben kann. Man sollte heute wieder seine „Monologen" lesen, das „Bekenntnis des Glaubens an ein höheres Leben inmitten des eitlen Treibens", in dem die meisten aufgehen. Wir müssen hören auf den Prediger, der 1807 darüber predigte, daß die Gegenwart nicht schlechter sei als die Vergangenheit, wenn aus dem Zusammenbruch dessen, was morsch war, gesundes neues Leben hervorgehe. Seine Reden über die Religion haben jetzt wieder Gebildeten und Ungebildeten unter ihren Verächtern etwas zu sagen. Es ist schwer, in Schleiermachers Gedanken einzudringen, und auch das vorliegende Heft ist zum Teil noch schwierig zu lesen; aber für jeden lohnt sich die Mühe eines Durcharbeitens reichlich.

Zwingli war in letzter Zeit hinter der Calvin- und Lutherforschung etwas zurückgetreten. Da hat sich der Züricher Kirchenhistoriker ein Verdienst mit seiner gründlichen Arbeit erworben, die sowohl ein vorzügliches Volksbuch als ein wissenschaftlich gründliches Werk geworden ist. Seine Werdezeit, die Durchführung der Reformation in Zürich und ihre innerpolitischen Gegner, die Gegensätze auf dem Gebiet der äußeren Politik und die Katastrophe werden abgehandelt, das Verhältnis zu Erasmus und Luther wird besonders klar

Digitized by Google

herausgearbeitet. Und zwar ist nicht nur der geläufige Stoff dargestellt, sondern manches neue Ergebnis wird beigebracht, manches Ereignis ganz neu beleuchtet. Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlage ein Vortrag „Die deutsche Reformation und die Studenten" erschienen. Wie lohnend ist eine Betrachtung der Reformationszeit unter diesem Gesichtswinkel: Jugend und Genie. „Wenn sie sich finden, hebt das Köstlichste an, was es für die Geistesarbeit gibt: Geben und Nehmen. Die Jugend empfängt und trägt und stützt doch wieder, das Genie spendet und wird doch wieder befruchtet von jugendlichem Heischen.

Lic. Dr. Werdermann.

Friedrich Engels. Eine Biographie. Von Gustav Mayer. 1. Band: Friedrich Engels in seiner Frühzeit 1820—1851. Mit einem Bildnis. Dazu der Ergänzungsband:

Friedrich Engels. Schriften der Frühzeit. Aufsätze, Korrespondenzen, Briefe, Dichtungen aus den Jahren 1838 bis 1844, nebst einigen Karikaturen und einem unbekannten Jugendbildnis des Verfassers. Gesammelt und herausgegeben von Gustav Mayer. Berlin, J. Springer.

Im Anschluß an die Jugendbriefe von Friedrich Engels, die der Leser in dem vorliegenden Hefte der „Deutschen Revue" als eine Gabe zu Engels' hundertstem Geburtstag findet, sei heute nur kurz, aber nachdrücklich auf die nach Anlage des Werks und Auffassung des Gegenstands monumental zu nennende Biographie von Gustav Mayer hingewiesen, deren erster Band vor kurzem erschienen ist und zu dem jetzt eine wertvolle dokumentarische Illustrierung und Ergänzung hinzukommt in Gestalt des Bandes, der die Schriften aus Engels' Frühzeit enthält. Mayers Biographie ist aus langer, gründlicher Forscherarbeit hervorgegangen, die, woran der Ergänzungsband in manchen seiner wertvollsten Stücke erinnert, durch wohlverdientes Finderglück begünstigt wurde. Wie Engels, der spätere Kommunist und Verbündete von Karl Marx, aus einer durchaus konservativ gerichteten, wohlhabenden bergischen Familie hervor- und hinauswuchs, das ist ein menschlich und sozialpsychologisch gleich bedeutsamer Vorgang, der in seiner seelischen Kompliziertheit und in seinen geschichtlichen Folgen die Ausführlichkeit vollauf rechtfertigt, mit der G. Mayer in diesem ersten Band die Frühzeit, die Lehr- und Wanderjahre seines Helden darstellt. Auch wirkt diese Ausführlichkeit nie ermüdend, denn einerseits schreibt der Verfasser ebenso würdig und vornehm wie fesselnd, andererseits ist das Dargestellte selbst alles andere als langweilig. Zeigen die Briefe an die Schwester, die der Leser in unserer Zeitschrift findet, den Schreibenden noch im ersten Jünglingsalter und fast knabenhafter Ungebundenheit, so ist ihm die Frische dieser Zeit auch weiterhin treu geblieben, aber durch die rasch und reich sich entfaltende Entwicklung seiner Geistesgaben und seiner Bildung vertieft und gehaltvoller geworden. Die menschlichen und die literarisch-politischen Urkunden der Frühzeit sind die farbige Illustration und bestätigende Dokumentierung der Mayerschen Darstellung; beides zusammen wird den Mitbegründer der deutschen Sozialdemokratie auch demjenigen menschlich näher bringen und geschichtlich noch bedeutsamer erscheinen lassen, der über die letzten Folgen der sozialdemokratischen Bewegung für Gegenwart und Zukunft unseres von äußeren Feinden und inneren Kämpfen dem Untergang nahe gebrachten Vaterlands sehr skeptisch und pessimistisch denkt. — Wir werden auf das hochbedeutsame Werk, in seiner Art (die eine ganz andere ist) ein würdiges Gegenstück zu der klassischen Lassalle-Biographie von Oncken, bei seinem weiteren Fortgang noch ausführlicher zurückkommen. — r.

Minnelieder. Von Walther von der Vogelweide. In der Urschrift und in der Nachdichtung Adalbert Schröters. C. F. Amelangs Verlag in Leipzig. Geb. M. 3.—.

Walthers Gedichte sind dem deutschen Volke lange nicht so bekannt, wie sie es sein sollten und auch verdienen. Mit der vorliegenden Auswahl und Ausgabe wird ein neuer Versuch gemacht, den Dichter seinem Volke wieder näher zu bringen. Es wird in dieser Ausgabe der Urschrift die im Jahre 1881 erschienene Nachdichtung Schröters gegenübergestellt. Schröter hatte sich für seine Nachdichtung folgendes Ziel gestellt: Volle Aufnahme des dichterischen Gehaltes der geschilderten Situation in Anschauung und Gemüt, dann aber freie Wiedergabe dieses Empfindens in den Formen und in der Sprache, in denen wir die analoge Stimmung heute ausgedrückt zu finden gewohnt sind. Dieses Ziel hat Schröter erreicht, und wir können deshalb die vorliegende Auswahl warm empfehlen. Deutschland darf den alten deutschen Dichter nicht vergessen! H.

Kindheitserinnerungen. Von Karl Lamprecht. Perthes, Gotha. M. 3.—.

Die als Beginn einer Darstellung seines ganzen Lebens gedachten Kindheitserinnerungen des verstorbenen Historikers wurden von seinen Töchtern herausgegeben. In liebevoller Kleinmalerei werden das Leben und die Zustände des Städtchens Jessen

Digitized by Google

an der Schwarzen Elster geschildert. Es war Lamprechts Absicht, gerade an der Darstellung des Kleinsten die wahren Grundsätze historischen Denkens und geschichtlicher Vergegenwärtigung zu erproben.

W. W.

Abenteurer. Wunderliche Lebensläufe und Charaktere. Von Valerian Tornius. Mit 10 Künstlersteinzeichnungen. Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig. Geb. M. 15.—.

Das Buch, aus dessen Inhalt wir die Kapitel über Don Quichotte, Cagliostro, Münchhausen, von der Trenck und Rasputin nennen, handelt von Menschen, die von der Torheit ihrer Zeitgenossen lebten, oder die aus ihrer Tollkühnheit ein Geschäft machten. Diese Menschen haben alle irgendeinen moralischen Defekt, aber gerade um dieses Fehlers willen schenken wir ihnen unser Interesse. Scheinen sie in dem Triebe, der ihr Dasein beherrscht, auffallend einander zu ähneln, so sind sie im Wesen doch grundverschieden, je nachdem, ob sie die Rolle eines Landfahrers, Glücksritters, Schwindlers, Wundertäters oder politischen Waghalses spielten. H.

Die russische Mobilmachung und der Kriegsausbruch. Beiträge zur Schuldfrage am Weltkriege. Von Oberstleutnant v. Eggeling. Oldenburg, G. Stalling. 54 Seiten. M. 2.—.

Etwa gleichzeitig mit der Schrift des deutschen Botschafters in St. Petersburg Grafen Pourtalès: „Am Scheideweg zwischen Krieg und Frieden" ist diese Schrift des deutschen Militärattachés erschienen, die einen anschaulichen Bericht über die letzten Tage in Petersburg vor dem Kriegsausbruch gibt. Da der Verfasser die Ereignisse auf dem wichtigsten Posten miterlebte — war er es doch, dem der russische Generalstabschef Januschkewitsch sein Ehrenwort gab, daß noch keine Mobilmachung befohlen sei —, so vermag er besonders deutlich den Anteil darzulegen, den die russische Militärpartei an dem tatsächlichen Ausbruch des Krieges gehabt hat.

Schn.

Das Bildnis. Eine Novelle von Nikolai Gogol. Deutsch von Alexander Eliasberg. Mit Zeichnungen von W. Masjutin. Stuttgart, Julius Hoffmann. Geh. M. 12.—, geb. M. 16.—, Halbl. M. 20.—.

Auf dem Büchermarkt, Abteilung für Belletristik, ist heute „Übersinnliches" sehr gefragt, und der Nachfrage entspricht das Angebot. Die Produktion in Gespenstergeschichten hat einen Umfang angenommen, wie etwa vor dem Krieg die Schuhindustrie, und es haben sich, dank der Hausse des Grausigen, in dieser Literaturbranche Regeln und Rezepte herausgebildet, die auch den Minderbegabten instand setzen, eine handfeste, haarsträubende Schauermär im kalten Verfahren herzustellen. Von diesem fabrikmäßigen Großbetrieb wendet sich der, der ihn durchschaut hat, gerne zu den großen Schriftstellern zurück, denen es mit dem Dichten und dem Grausen noch ernst war, zu den E. Th. A. Hoffmann, E. A. Poe, Gogol; er läßt sich gerne durch einen äußeren Anlaß, wie das Erscheinen einer neuen illustrierten Ausgabe, dazu verführen, etwa Gogols wahrhaft dämonische Novelle „Das Bildnis" wieder zu lesen, und um so lieber, wenn die Uebersetzung so lesbar (wenn auch nicht gerade ideal) wie die von Eliasberg ist und die Illustrationen Masjutins, im Jahre 1918 entstanden, die Möglichkeit geben, einen Einblick in die russische Kunst zu gewinnen, wie sie heute unter dem neuen Zartum, Bolschewismus genannt, in dem Lande blüht, dem der Dichter des „Bildnisses" einst die furchtbar prophetischen Worte zugerufen: „O mein russisches Volk, du liebst es nicht, eines natürlichen Todes zu sterben!" Masjutins Zeichnungen wirken, für sich betrachtet, infolge von allerlei „expressionistischen" Aeußerlichkeiten, wie den unmotiviert in der Luft herumhängenden Strichlagen, zunächst etwas fragwürdig; aber im Zusammenhang mit dem Text gewinnen sie großenteils ein starkes inneres Leben, vermehren das Grausen und damit die tiefe ethische Erschütterung, die noch heute die Geschichte vom Bild des Bösen im Leser hervorbringt. —y—

Von freiem Hochlandwilde. Acht Tiergeschichten. Von Fritz Bley. Mit photographischen Abbildungen. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—.

Es liegt ja nahe, Fritz Bley mit Hermann Löns zu vergleichen, aber das wäre müßig. Jeder der beiden hat seine Eigenart und jeder ist auf seinem Gebiete ein ganzer Mann. Das heißt, Löns hat ja bekanntlich sein Leben dem Vaterlande zum Opfer gebracht. Bley ist uns geblieben, freuen wir uns, daß wir ihn haben! — Bley hat die Jagdlust hinausgezogen ins Weite, er kennt alle vier Weltteile — vom fünften, wo die Säugetiere Schnäbel haben, will er nichts wissen — aber unser Hochgebirge scheint er doch am besten zu kennen und jedenfalls am meisten zu lieben. Wie er es schildert, das ist meisterhaft, es geht uns bei seinen Geschichten das Herz auf. Man lese nur die drei Kapitel seines neuen Buches „Bartgams", „Orko" und „Adler, Tiroler Adler". In diesen dreien hat man Bley schon in seiner ganzen Eigenart als

Digitized by Google

Jäger und als Mensch. Wie der bei den Scharfschützen im Felde stehende Lahnhofer in dem letztgenannten Kapitel, nachdem er die Nachricht erhalten hat, daß sein Sohn gefallen ist, um seinen Schmerz niederzukämpfen, auf die Wand hinaufsteigt und angesichts der Feinde, der „Katzelmacher", und von diesen beschossen, einen Gamsbock erlegt und glücklich mit seiner Beute zu seinen Leuten zurückkehrt, das ist erschütternd! Man soll diese ausgezeichneten Geschichten lesen. H. H.

Freiheit. Roman von Hans Wilhelm. Verlag der „Täglichen Rundschau" in Berlin. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.50.

Der Roman ist ein Heroldsruf jungdeutschen Sturms und Dranges. Mit entseeltem Literatentum und vertrockneter Wissenschaft kämpfend, schafft sich der Held ein eigenes Weltbild, das der Zukunft, und wird zu einem Führer der Erwachenden. Das Buch ist ein Werk der Jugend, von einem Vierundzwanzigjährigen geschrieben, und verrät das auf jeder Seite. Wer sich in seinem Glauben an unser Volk kräftigen will, der versenke sich in diesen Freiheitsroman.

Glückhafft Schiff. Jahrbuch lübeckischer Dichter, herausgegeben von Kurt Ziesenitz. Erster Jahrgang. Bad Nassau (Lahn), Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur. Brosch. M. 4.50.

Vierzehn lübeckische Dichter, unter ihnen Ida Boy-Ed, J. Havemann und Joh. Wilda, haben sich hier zu einem Bande Novellen, Skizzen und Gedichte vereinigt. Ihre Stoffe sind nicht auf die alte Hansestadt und ihre engere Umgebung beschränkt, sondern sie greifen sogar bis zum Baltenland und nach Schweden über. Sie bieten gar manches Treffliche in Poesie und Prosa und verdienen als Ausfluß der Heimatkunst volle Beachtung. E. M.

Der Völkerbundsgedanke. Materialiensammlung zusammengestellt im Auftrage des Vereins „Auslandkunde" von Professor Rühlmann. Berlin, H. K. Engelmann. 230 Seiten.

Trotzdem der Völkerbund, so wie er den deutschen Idealisten vorschwebte, vorläufig nicht zustande kommen wird und auch die geplante Vereinigung, besser G. m. b. H. zur Unterdrückung Deutschlands genannt, ein totgeborenes Kind zu sein scheint, so ist der Gedanke selbst doch „des Schweißes der Edeln wert". Deshalb hat der Herausgeber in überaus dankenswerter Weise die wichtigsten Abhandlungen, Reden und Presseäußerungen zusammengestellt, eine Arbeit, aus der sich nicht nur ein Bild der geschichtlichen Entwicklung des Gedankens und der Stellung der Haager Konferenzen dazu, sondern auch des gegenwärtigen Standes der Frage gewinnen läßt. Von Kant an, der schon 1795 als erster in seiner Schrift: „Zum ewigen Frieden" die hauptsächlichsten Satzungen eines Völkerbundes aufgestellt hat, sind bis Ende 1918 alle beachtenswerten Aeußerungen in Europa und Amerika, soweit sie sich mit der geschichtlichen, völkerrechtlichen, wirtschaftlichen und politischen Seite dieser Angelegenheit befassen, wiedergegeben, so daß der Leser sich über jede einzelne Frage und den bedeutsamsten Aeußerungen darüber unterrichten kann. Der Zweck dieser wertvollen Arbeit ist denn auch nicht der, systematisches und fertiges Urteil zu geben, sondern Anstöße zum selbständigen Durchdenken dieses so bedeutenden Gegenstandes. Und dafür sei dem Herausgeber hier nochmals gedankt. Schn.

Geschichte der deutschen Musik. Von Hans Joachim Moser. In zwei Bänden. Bd. I. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Stuttgart und Berlin 1920. XVI und 519 Seiten Großoktav. Viele Notenbeispiele. Geh. M. 50.—, geb. M. 60.—.

Der erste Band dieses bedeutenden Unternehmens umfaßt die deutsche Musik von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Der Verfasser, Privatdozent in Halle, glaubt mit Recht, ein Gegenstück zu Dietrich Schäfers Deutscher Geschichte, oder zu Dehios Geschichte der deutschen Kunst geschaffen zu haben. Die Kenntnisnahme des angenehm ausgestatteten Werkes (einladend ist schon die deutsche Schrift!) bestätigt den beabsichtigten hohen Wert der ungemein fleißigen Arbeit. Sie ist aber nicht bloß für die Forscher oder die Wissenden bestimmt, sondern endlich einmal wieder für die gebildeten, d. h. suchenden Kreise, denen Musik weit mehr als ein Mittel zur Befriedigung der Eitelkeit ist. Wenn man das, was über entlegene Zeiten (bis etwa 1500) von Vertretern der Wissenschaft sonst geboten wird, mit dem vergleicht, was Hans Joachim Moser hier zuweggebracht, so meint man, aus Dämmer und Dunkel in helles Licht zu treten und die Gegenstände, die man betasten mußte, erst richtig zu sehen. Zugleich lehrt sie der Verfasser aneignen als kostbares Gut deutschen Geistes, dessen Vorhandensein und Wirken er von allem Anfang an aufzuzeigen weiß. Er beginnt mit der Tonkunst der Wälder (bis 800), der Klöster (500—1500), geht dann zu den Schlössern und Burgen über (1150—1420), vergißt nicht die deutschen Dörfer (1350 bis 1550), die mittelalterliche Stadt (1400 bis 1520), betrachtet die Tonkunst im

Digitized by Google

Kirche, Schule und Haus und schließt mit der Musik an Fürstenhöfen (beides 1517 bis 1618). Man sieht schon aus dieser Einteilung, wie das Kulturgeschichtliche in den Vordergrund tritt. Möge der zweite Band bald nachfolgen!

Dr. Karl Grunsky.

Deutsches Volk und Christusglaube. Vorträge. Von A. Worlitscheck. Freiburg. 284 Seiten. M. 4.—.

Der bekannte Münchener Stadtpfarrprediger veröffentlicht hier dreiundzwanzig Vorträge, deren Grundgedanke die enge Verbindung von Deutschtum und Christentum ist. Jedoch handelt es sich keineswegs um historische Untersuchungen, sondern um Gegenwartsbetrachtungen, die in klarer, packender Sprache dargeboten werden. Deutsche Selbstprüfung und deutsche Ehre, deutsche Schule und deutscher Familiensinn, deutscher Lebenswille und deutsche Ziele sind einige der Themata. Ein Schlußabschnitt gilt Bayerns Schutzfrau. Ein starker, reiner Geist spricht aus allem und überträgt sich auf den Leser. Seit Erscheinen des Buches ist der Krieg verloren worden und eine andere Stimmung lagert über unseren Seelen. Aber des Verfassers Grundgedanke ist doch zugleich ein Zukunftsprogramm. Denn die deutsche Eiche wird nur dann wieder grünen können, wenn beide Wurzeln, Deutschtum und Christentum, sie tragen und nähren. Und darin finden die meisten Vorträge ihre beste Bewährung, daß sie trotz allem noch gelten und wirken. „Das deutsche Volk ist nicht gewillt, vor dem Tod zu kapitulieren", so heißt es einmal; und wir fahren fort: „Und ob die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr; es muß uns doch gelingen." Denn: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Dr. W.

Der Dom. Bücher der deutschen Mystik. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Dr. Hans Kayser. Band 1.: Der Frankfurter. Eine deutsche Theologie. Übertragen und eingeleitet von Joseph Bernhart. Band 2.: G. Th. Fechner, Zend-Avesta. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgegeben von Max Fischer. Leipzig, Insel-Verlag. Preis: Band 1 geheftet M. 6.50, in Halbleinen M. 12.—, in Halbpergament M. 42.—. Band 2 M. 8.—, bzw. M. 14.— und M. 46.—.

Eine starke Strömung reißt in unsern Tagen die Geister von der wissenschaftlichen Weltbetrachtung, von Kritizismus und Skeptizismus, von der „Tagseite" hinüber nach der „Nachtseite", der Romantik, dem Glaubensbedürfnis, dem Reich der Ahnungen und Wunder. Wäre die Strömung so rein, wie sie stark ist, sie müßte auf die angewandte Ethik des täglichen Lebens, auf den ganzen sittlichen und geistigen Zustand unsers Volkes fördernder und heilsamer wirken, als es tatsächlich der Fall ist. Wer aber mit dem Geistes- und Seelenleben der Gegenwart in Zusammenhang bleiben will, wird sich der Strömung nicht schlechthin ablehnend entgegenstemmen, noch sich widerstandslos von ihr forttreiben lassen. Unda fert nec regitur — dieser Grundsatz Bismarckscher Staatsweisheit gilt auch hier; wir können nicht die Wellen lenken, sondern nur unser Schiff. Die Sammlung „Der Dom" bedeutet, nach dem Prospekt und den vorliegenden beiden ersten Bänden zu urteilen, einen Versuch, der religiösen Renaissance, dem Drange zur Mystik entgegenzukommen und sie zu positiven Zielen zu leiten, indem sie die besten Schätze echter, deutscher Mystik der Gegenwart nahebringen und lebendig machen will. Kein Paktieren mit dem oft so klug vermummten Obskurantentum von heute, kein Kokettieren mit Spiritismus oder Anthroposophie, mit Alchimie und Astrologie, mit Kabbala und Rosenkreuzerei! Die Stimmen, die sich in diesem Dom erheben sollen, gehören nicht wirren Schwarmgeistern oder betrogenen Betrügern an, sondern kommen aus reinem Herzen und tiefem Erleben. In den beiden ersten Bänden liegt ein Programm, wie die Einleitung zum ersten, der „Deutschen Theologie" ein wissenschaftlich orientierendes und seelische Stimmung vorbereitendes Präludium zur ganzen Sammlung gibt, indem sie in großen Umrissen, von Namen, Begriff und Zeugnissen, außerchristlichen und christlichen, der Mystik ausgehend, ein klares Bild der Mystik des Mittelalters gibt und so die „Deutsche Theologie" in ihre geschichtlichen Zusammenhänge stellt. Ausklang und Zusammenfassung der mittelalterlichen Mystik, Übergang zu Luther, dem in entscheidenden Entwicklungsjahren das kleine Buch des Frankfurter Deutschherren tröstliches Erlebnis und befreiende Erhebung wurde, ist die „Deutsche Theologie" eine unbeabsichtigte und darum löbliche Popularisierung der oft schweren und dunkeln Sprache und Gedanken der großen deutschen Mystiker, in ihrer Innigkeit und ihrer von krankhaftem Überschwang freien Gefühlstiefe doch das Problematische der Mystik (wie den Quietismus und sittlichen Indifferentismus) nicht verhehlend. Auch in Fechner steckt ein stark problematisches Element: der exakt beobachtende, streng logisch folgernde Gelehrte und der von tiefer Religiosität und innigstem

Digitized by Google

Naturgefühl beseelte dichterische Mensch sind wohl in seiner Persönlichkeit, nicht aber in seiner Gedankenwelt eine volle, harmonische Einheit geworden. Aber gerade weil in „Zend-Avesta" der Gelehrte dem religiösen Seher nicht so unbedingt die Zügel überläßt wie etwa in dem bisher viel bekannteren „Büchlein vom Leben nach dem Tod", eben darum wirkt der Fechnersche Panpsychismus in „Zend-Avesta" noch viel reiner, dichterisch erhebender, auch auf den nicht an diese Allbeseelung Glaubenden. Das Vorwort und die stark, aber mit Überlegung und Pietät kürzende Bearbeitung M. Fischers wird sicher der Wirkung und Verbreitung dieser neuen Ausgabe des „Zend-Avesta" zugute kommen wie die vornehm einfache Ausstattung der ganzen Sammlung, deren weiteren Bänden wir mit freudiger Erwartung entgegensehen. —y—

Hundert Briefe Goethes. Briefe der Weisheit und Schönheit. Ausgewählt von Karl Heinemann. C. F. Amelangs Verlag in Leipzig. Geb. M. 3.—.

Es gibt viele Ausgaben von Goethes Briefen, aber die vorliegende hat einen besonderen Vorzug, wegen dessen sie hier besonders empfohlen werden soll. Nicht jeder ist in der Lage, die 16000 Briefe zu lesen, die Goethe uns hinterlassen hat, und auch Auszüge, die sechs oder acht Bände umfassen, sind zu umfangreich. Da war es ein verdienstliches Unternehmen des bekannten Goetheforschers, diejenigen Briefe Goethes auszuwählen, die nach Inhalt und Form Juwelen der Weisheit und Schönheit darstellen und von Ewigkeitswert sind. Sie sind in dem vorliegenden Bande zusammengefaßt, mögen sie recht viele dankbare Leser finden. H. H.

Das Religionsbekenntnis der Beamten Preußens. Bd. II. Die höheren Gemeindebeamten. Heft 1. Rheinprovinz. Von Dr. A. Grunenberg. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 164 S.

Die vorliegende Arbeit ist eine Fortsetzung des 1914 im gleichen Verlage herausgegebenen ersten Bandes über das Religionsbekenntnis der höheren staatlichen Beamten. Mit großem Fleiß ist ein reichhaltiges Zahlenmaterial zusammengetragen und statistisch-wissenschaftlich verarbeitet. Tatsächlich handelt es sich um ein kulturhistorisch interessantes Problem, dessen Bedeutung durch die Umwälzungen seit Abfassung des Buches nicht herabgemindert ist, wenn sich auch die Fragestellung seither wesentlich verschoben haben dürfte. Das objektive Ergebnis ist ein starkes Zurücktreten des katholischen und ein starkes Hervortreten des evangelischen Elementes in den höheren kommunalen, besoldeten wie unbesoldeten Stellen, besonders bei Heranziehung der prozentualen Verteilung der Gesamtbevölkerung. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Nur bedürfte die Frage, wie die an sich auffällige Tatsache zu erklären ist, einer gründlicheren und ausführlicheren Untersuchung, als in dem ersten Band und dem kurzen Schlußwort des zweiten geschehen ist, ob es sich nämlich um bewußtes äußeres Zurücksetzen handelt und nicht vielmehr um tiefere, innere kulturgeschichtliche Begründungen und Zusammenhänge. Dr. W.

Neuland. Die Lieder von Gott, die Lieder vom Tode, die Lieder von der Welt und die Lieder vom Vaterland. Von August Sturm. C. F. Amelangs Verlag in Leipzig. Geb. M. 3.—.

August Sturm, der Sohn des bekannten geistlichen Liedersängers Julius Sturm, hat sich als Lyriker schon längst einen guten Namen gemacht. Sein neuester Band „Neuland" birgt wieder eine Fülle von tiefempfundenen, formvollendeten Dichtungen, er wird bei den vielen Freunden des Dichters warme Aufnahme finden.

Theodor Storm. Ausgewählte Novellen. Mit einer Einführung und Anmerkungen herausgegeben von Professor D. Otto Hellinghaus. Zwei Bände. Geb. M. 16.—. Herdersche Verlagshandlung in Freiburg i. B.

Theodor Storm gehört zu unseren hervorragendsten Erzählern, und seine Novellen verdienen deshalb ebenso wie seine Gedichte, Eigentum des deutschen Volkes zu werden, weit mehr, als dies bis jetzt der Fall ist. Die vorliegende Ausgabe enthält fünfzehn Novellen und ist eine Auswahl des Besten, was Storm geschrieben hat. Wer es nicht vorzieht, sich den ganzen Storm anzuschaffen, der mag nach dieser Auswahl greifen, die namentlich für breitere Kreise geeignet ist. Die Einführung unterrichtet über das Leben, die Persönlichkeit und die Bedeutung des Dichters. H.

Zur Geschichte der k. k. österreichischen Ministerien 1861 bis 1916. Nach den Erinnerungen von Alois (Freiherrn von) Czedik. III. und IV. Band, 438 und 588 Seiten. Teschen, Wien, Leipzig, Karl Prochaska.

Das umfangreiche, vier Folianten umfassende Werk Czediks ist nun vollendet, und man kann den bald neunzigjährigen Verfasser nur aufrichtig hierzu beglückwünschen; nicht nur, daß ihm diese gewaltige Arbeitsleistung überhaupt gelungen ist, zumal in so hohem Alter, sondern daß er damit ein historisches Handbuch geschaffen hat, das in seiner Reichhaltigkeit, Personal-

Digitized by Google

und Sachkenntnis ein literarisches Unikum und für Historiker und Staatsmänner einen verläßlichen, gediegenen Wegweiser und Ratgeber darstellt. Die beliebte „Waschzettel"-Phrase „dieses Buch sollte in keinem deutschen Hause fehlen" trifft, entsprechend angepaßt, bei diesem Werke ausnahmsweise wirklich zu: es sollte jedem zur Hand sein, der über österreichische Politik und Geschichte mitsprechen will. Es ist nur ein Hand- und Nachschlagewerk, kein Buch zum Lesen, und darum kann, schon mit Rücksicht auf den eng beschränkten Raum, der uns zur Verfügung steht, auch nicht entfernt an eine Erörterung seines reichen Inhalts gedacht werden, den von A bis Z zu lesen allein schon einige Monate in Anspruch nehmen würde, wofern man nicht in der beneidenswerten Lage wäre, seine ganze Zeit dem Studium dieses Werkes widmen zu können. Was diesem einen besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß der Verfasser fast alle die darin vorkommenden Persönlichkeiten selber mehr oder weniger gut gekannt hat und daß er, den größten Teil seines langen Lebens mitten im politischen Treiben stehend, zu den erörterten Dingen ein persönliches Verhältnis hat, das ihm ein viel sichereres Urteil ermöglicht als dem Historiker, der seinen Stoff bloß sachlich kennt. Die reiche Erfahrung eines ungewöhnlich langen Lebens und die von leidenschaftlichen Schlacken gereinigte Abgeklärtheit des hohen Alters bürgen anderseits für die Objektivität des Werkes. Schade ist, daß dieses so unvermittelt abbricht, was gerade in Anbetracht seines gewaltigen Umfangs peinlich fühlbar wird. Ein abwägender und resümierender Rückblick auf diese 55 Jahre österreichischer Ministerialgeschichte wäre sehr angezeigt gewesen. Th. v. S.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Amend, Kurt, Das alte System. Ein politisches Volksbuch. Karlsruhe i. B., Kommissionsverlag G. Braunsche Hofbuchdruckerei.

Avenarius, Ferd., Baal. Ein Spiel. München, Georg D. W. Callwey.

Asanger, Florian und Karl d'Ester. Um Main und Donau. Ein Heimatbuch. Mit Zeichnungen von Hans Oertle. Geb. M. 12.—. Leipzig, Verlag von Friedrich Brandstetter.

Beetz, Max, Baue Dir selbst. Der billigste Weg zum eigenen Heim. Mit Abbildungen. M. 3.50. Wiesbaden, Heimkulturverlag G. m. b. H.

Belgische Landesverteidigung und Bürgerwacht (garde civique) 1914. Im amtlichen Auftrage bearbeitet von Bernhard Oberst Schwertfeger. Berlin SW 48, Verlag von Reimar Hobbing. M. 5.—.

Berichte, Die politischen des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris. (1859—1862.) Mit 8 Bildtafeln. Herausgegeben von L. Raschdau, Gesandter a. D. 2 Bde. Berlin, Reimar Hobbing. Geb. M. 50.—.

Bettauer, Hugo, Faustrecht. Roman. Wien-Prag-Leipzig, Verlag Ed. Strache. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Bolschewikt, Die Gesetzgebung der. Uebersetzt und bearbeitet von Klibanski. (Osteuropa-Institut in Breslau: „Quellen und Studien". 2. Heft.) Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 6.—.

Braun, Fritz, Die Ostmark. Ein Heimatbuch. Mit Zeichnungen und Buchschmuck. Leipzig, Friedrich Brandstetter. Geb. M. 12.—.

Das Tagebuch. Jahrgang 1, Heft 1, 2, 4 und 9. Herausgeber Stephan Großmann. Einzelheft M. 1.50. Vierteljährl. M. 18.—. Berlin W 35, Verlag Ernst Rowohlt.

Der Schwäbische Bund, Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland. 1. Jahrgang, 8. Heft. Mai 1920. Herausgeber: Hans Heinrich Ehrler, Hermann Missenharter, Dr. Georg Schmückle. Stuttgart, Verlag Der Schwäbische Bund (Strecker & Schröder) G. m. b. H.

Deutsches Leben. Bd. 3: Friedr. Stromer-Reichenbach, Was wird? Vorausberechnung der deutschen Revolutions-Entwickelung. Bd. 4: Friedr. Stromer-Reichenbach, Was ist Weltgeschichte? Zukunftsgedanken. Ludwigshafen am Bodensee, Hans Lhotzky Verlag.

Deutsche Liga für Völkerbund. Heft 11: Wehberg, Dr. Hans, Der Völkerbund-Vorschlag der deutschen Regierung. Heft 12: Manes, Prof. Dr. Alfred, Der deutsche Regierungsentwurf für ein Welt-Arbeiterrecht. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Die Meister. Herausgegeben vom Deutsch-Meister-Bunde. 1. Jahrgang. Heft 1. Mai 1920. Einzelheft im Buchhandel M. 1.50. Barmen und München, Deutsch-Meister-Verlag.

Digitized by Google

Eberl, O. S. B., Hartmann. Im Klostergarten. Friedliche Religionsgespräche. Geh. M. 3.80, geb. M. 5.—. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Ecclesia Orans. Herausgegeben von Dr. Ildefons Herwegen, Abt von Maria Laach. 1. Bändchen: Vom Geist der Liturgie von Dr. Romano Guardini. M. 2.80. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung, 1920.

Fell, Hauptmann Hans Wilhelm, Soldatenräte oder Vertrauensleute? Ein Beitrag zum Aufbau unseres neuen Heeres. Leipzig, K. F. Koehler Verlag. M. 2.50.

Festgabe für Dr. jur. h. c. Otto Liebmann, den Begründer, Verleger, Schriftleiter und Herausgeber der Deutschen Juristen-Zeitung. Zum 25. Jahrgange gewidmet von Freunden des Blattes. Sonderausgabe der I. Abteilung: Kriegsrecht — Friedensvertrag. Berlin, Verlag von Otto Liebmann. Brosch. M. 11.—, Preis des vollständigen Werkes geh. M. 25.—, geb. M. 30.—.

Finnland im Anfang des XX. Jahrhunderts. Herausgegeben im Auftrag des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Mit 102 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Otto Harrassowitz, Druckerei der Finnischen Literaturgesellschaft Helsingfors. Brosch. M. 36.—.

Fischer, Dr. Otto, o. Professor der Rechte in Breslau, Einführung in die Wissenschaft von Recht und Staat. Für Gebildete aller Berufe. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. Geh. M. 17.—, geb. M. 24.—.

Flugschriften der „Stimmen der Zeit". 16. Heft: Hugger, Viktor, S. J., Die Seele der Schularbeit. Brosch. M. 1.—. 17. Heft: Kreitmaier, Josef, S. J., Der Kampf um die neue Kunst. Brosch. M. 1.50. 18. Heft: Pribilla, Max, S. J., Wirkungen und Lehren der Revolution. Brosch. M. 1.50. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Flake, Otto, Die fünf Hefte. Erstes Heft. Ein Heft M. 3.—, fünf Hefte M. 12.50. München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt.

Gegenseite, Die. Stimmen des Auslandes zu Krieg und Frieden. Heft 1: Der Irrtum des Marschall Foch. Mit Vor- und Nachwort von Oberst B. Schwertfeger. Berlin, Reimar Hobbing. Kart. M. 3.—.

Groos, Karl, Bismarck im eigenen Urteil. Psychologische Studien. Stuttgart und Berlin, Verlag J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 12.—, Halbleinen M. 20.—.

Hörmann, Georg, Alldeutscher Narrenspiegel. Ein Vademekum für zukünftige Wahlen. Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann.

Howald, Ernst, Professor an der Universität Zürich. Friedrich Nietzsche und die klassische Philologie. M. 3.—. Gotha, Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Jentsch, Karl, Volkswirtschaftslehre. Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft. Leipzig, Verlag Fr. Wilh. Grunow.

Küntzel, G., und M. Haß, Die politischen Testamente der Hohenzollern. Bd. 1 und 2 (Quellensammlung zur Deutschen Geschichte). Leipzig, B. G. Teubner. Bd. 1 M. 2.20, Bd. 2 M. 4.—.

Literarischer Handweiser, Nr. 4, 5, 6. Herausgegeben von Dr. Gustav Keckeis. Jährlich 12 Nummern M. 12.—. Freiburg i. Br., Herder & Co.

Litt, Theodor, Individuum und Gemeinschaft. Grundfragen der sozialen Theorie und Ethik. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 9.—.

Lueders, Marie-Elisabeth, M. d. R., Dr., Die Entwicklung der gewerblichen Frauenarbeit im Kriege. Geh. M. 3.—. München und Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

Lukas, Joseph, Dr., Professor an der Universität Münster, Die organisatorischen Grundgedanken der neuen Reichsverfassung. M. 3.—, zuzüglich 50% Verlagsteuerungszuschlag. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Mitteilungen des Vereins zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften. Herausgeber Direktor W. Scheffen, Berlin W 35. Nummer 3. Mai 1920. Berlin W 35. Verlag der Feierstunden G. m. b. H.

Moos, Paul, Die deutsche Aesthetik der Gegenwart. Geh. M. 43.75, geb. M. 56.25. Berlin und Leipzig, Verlag Schuster & Löffler.

Müller, Friedrich, Konstitution und Individualität. Rektorat-Antrittsrede, gehalten im Wintersemester 1919 an der Universität München. München, J. Lindauersche Univ.-Buchhandlung (Schöpping). M. 1.20.

Pohle, Ludwig, Prof. Dr., Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Kart. M. 2.80, geb. M. 3.50. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. Herausgegeben von Geh. Reg.-Rat G. Lambeck u. a. Reihe II, Heft 4: „Demosthenes und Philipp" von Dr. W. Kranz. Heft 58: „Anfänge des modernen Staates im ausgehenden Mittelalter" von Dr. Denzer. Heft 61: „Der Große Kurfürst" von

Digitized by Google

Direktor Dr. F. Reinhold. Heft 73: „Die nationale Bewegung von 1815/1849“ von Paul Joachimsen. Heft 75: „Der Krieg von 1866 und der Norddeutsche Bund“ von Dr. Julius Koch. Heft 80: „Moltke und Roon“ von W. Ede. Heft 84: „Das deutsche Handwerk“ von Dr. Siegfried Sieber. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. je M. —.60.

Ramm, Dr. E., Dr. N. Caro, Dr. F. Haber und E. Sohn, Aus Luft durch Kohle zum Stickstoffdünger; vom Stickstoffdünger zu Brot und reichlicher Nahrung. M. 2.— und 20% Teuerungszuschlag. Oldenburg i. O. und Berlin, Verlag von Gerhard Stalling.

Rauecker, Dr. Bruno, Versittlichung des Arbeitslebens. Wege zur Wiedererweckung der Berufsfreude und der Arbeitsluft. Geh. M. 2.—. München und Leipzig, Verlag Duncker & Humblot.

Reimers, Franz, Aus Rucksack und Mappe. Buchschmuck von Professor Fr. Kallmorgen. M. 3.60. Bad Nassau (Lahn) und Winnenden-Stuttgart, Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur.

Rosenthal, Friedrich, Schauspieler aus deutscher Vergangenheit. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.50. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verlag.

Rosenzweig, Franz, Hegel und der Staat. 1. Band: Lebensstationen (1770—1906). Geh. M. 20.—, geb. M. 24.—. München und Berlin, Verlagsbuchhandlung R. Oldenbourg.

Schneider, Arnold, Rache! Drama. Schwerin i. M., Druck der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.

Schrempf, Christoph, Prof. Dr., Vom öffentlichen Geheimnis des Lebens. Brosch. M. 11.—, geb. M. 14.—, zuzüglich 20% Sortimentszuschlag. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz).

Seelenleben des Soldaten an der Front. Hinterlassene Aufzeichnungen des im Kriege gefallenen Nervenarztes Dr. Ludwig Scholz. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.50, zuzüglich 50% Teuerungszuschlag. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr, (Paul Siebeck).

Tappen, Generalleutnant z. D., Bis zur Marne 1914. Beiträge zur Beurteilung der Kriegführung bis zum Abschluß der Marneschlacht. M. 3.80. Oldenburg i. O. und Berlin, Verlag von Gerhard Stalling.

Tönnies, Prof. Dr. Ferdinand, Die Entwicklung der sozialen Frage bis zum Weltkriege. M. 1.60, zuzüglich 50% Teuerungszuschlag. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co.

Trendelenburg, Adolf, Zu Goethes Faust. Vorarbeiten für eine erklärende Ausgabe. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.

Verkade O. S. B., Willibrord, Die Unruhe zu Gott. Erinnerungen eines Maler-Mönches. Mit einem Bildnis. Kart. M. 5.80 und Zuschläge. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Weber, Simon, Doktor der Theologie, Domkapitular und Wirklicher Geistlicher Rat zu Freiburg i. Br., Evangelium und Arbeit. Eine Apologie der Arbeitslehre des Neuen Testaments. Geh. M. 12.80, geb. M. 15.80 und Zuschläge. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Wissen und Wehr, Zweimonatschrift, Jahrgang 1920, 2. und 3. Heft. Jährl. M. 25.—, Einzelheft M. 5.—. Berlin SW 68, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Wolpert, Leo, Die einzige Seele. Sonntagslesungen. Geh. M. 7.20, geb. M. 9.50 und Zuschläge. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Zeitschrift für Buddhismus, 2. Jahrgang, Heft 1, 2, 3/4. Jährlich M. 12.—. München-Neubiberg, Verlag Oskar Schloß.

Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins. Heft 60. M. 12.—. Danzig, Kommissionsverlag von A. W. Kafemann G. m. b. H.

Ziesché, K., Univ.-Prof., Vom Expressionismus. Eine Gewissenserforschung. M. 2.—. Leipzig, Vier-Quellen-Verlag, G. m. b. H.

Zimmermann, Paul, Lieder eines Erwachten. M. 1.—. Berlin N 4, Verlag von Waltenberg & Graetz.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Zur elsaß-lothringischen Frage im Weltkrieg

Von

C. v. Weizsäcker.

Reichsfinanzminister a. D. Erzberger hat in seiner Schilderung von Erlebnissen im Weltkrieg auch die elsaß-lothringische Frage besprochen, dabei die damalige württembergische Haltung erwähnt. Wenn Erzberger in diesem Zusammenhang sagt, ich habe ihm wiederholt bei Erörterung der betreffenden bekannten bayerischen territorialen Wünsche erklärt, nur über meine Leiche gehe der Weg zur Aufteilung der Reichslande, so mögen derartige Äußerungen gefallen sein. Nur wäre mitten im Weltkrieg eine Ministerleiche keine sehr tragische Sache gewesen. Es wird mir zweckmäßig erschienen sein, den einflußreichen Zentrumsabgeordneten, der für Bayern eintrat, über meine Stellungnahme rechtzeitig offen zu orientieren. Was ich vor allem verhüten wollte, war der Versuch einer Lösung der Teilungsfrage in einem Moment, der mir absolut ungeeignet erschien. Im Jahr 1871 ist bekanntlich die Teilung der Reichslande zwischen Preußen, Bayern und Baden an den Bedenken des Großherzogs von Baden gescheitert. In späterer Zeit, zwei Jahre vor dem Weltkrieg, ist der Teilungsplan in der Wilhelmsstraße wieder aufgenommen, aber in den ersten Stadien wieder zurückgestellt worden, da man seine Ausführung in „normalen Zeiten" als nicht möglich erkannte. Damals, im April 1912, hat mir der bayerische Ministerpräsident gesagt, eine Teilung zwischen Preußen, Bayern und Baden werde nun wohl nicht mehr tunlich sein, so daß ich erstmals auf diese zarte Andeutung hin für alle Fälle zugunsten Württembergs eine Reserve aussprechen mußte. Als Frankreich um den Besitz des deutschen Grenzlandes Europa in Flammen gesetzt hatte, waren meines Erachtens zwar anormale, aber auch keine geeigneten Zeiten eingetreten, der Frieden war abzuwarten. Nun hat das Schicksal gegen uns entschieden. Es handelt sich um eine abgeschlossene Angelegenheit des alten Deutschen Reichs im Weltkrieg von inner- und außenpolitischer Bedeutung. Ein kurzer einschlägiger Beitrag vom schwäbischen, wesentlich innerpolitischen Gesichtspunkt aus wird, wie ich annehme, eines gewissen Interesses nicht entbehren. Daß ich bei amtlichem Eingreifen in der Sache stets nur nach Einholen der Stellungnahme und im Einverständnisse meines Landesherrn gehandelt, versteht sich von selbst.

Copyright 1920 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Elsaß-Lothringen war bei Ausbruch des Krieges ein dem Kaiser zu landesherrlicher Obhut als Reichsland überlassenes, im gemeinsamen Besitz der verbündeten Regierungen stehendes Gebiet. Seine Teilung mußte dahin führen, daß mindestens ein Hauptteil dem preußischen Staat zufiel, es war dies selbstverständlich. Der Gedanke der Einverleibung des ganzen Reichslands in Preußen hat in der Kriegszeit manche Köpfe beschäftigt. Aber war der Gedanke durchführbar? Der Reichskanzler v. Bethmann hat gelegentlich ausgesprochen, die deutschen Bundesstaaten müßten, wenn er auf diese Idee eingehen solle, zusammen Preußen dazu auffordern. Daß es dazu nicht kommen werde, war sehr bald klar. Denn Graf Hertling hat als bayerischer Ministerpräsident im April 1915 bei einer Besprechung mit den mittelstaatlichen leitenden Ministern sich dagegen aufs Entschiedenste erklärt. Meines Erinnerns ging seine amtliche Äußerung kurz und rund dahin, der Überlassung des ganzen Reichslands an Preußen würde Bayern starken Widerstand leisten. Das war für den, der die bayerische Gesamtpolitik ins Auge faßte, nicht überraschend. Und daß der Reichskanzler v. Bethmann diesen Widerstand nicht hervorrufen wollte, mußte einleuchtend erscheinen, wenngleich militärischerseits eine solche einfache Lösung gerne gesehen worden wäre. Der Reichskanzler hatte die politische Pflicht, einen tiefen Gegensatz zu dem zweitgrößten Bundesstaat zu vermeiden. So war er auch, um diese Variante der verschiedenen aufgetauchten Pläne vorauszunehmen, der Idee nicht zugeneigt: Lothringen an Preußen, das Elsaß an einen preußischen Prinzen. Das wäre eine verkappte, aus mancherlei Gründen unzweckmäßige Gesamtüberlassung an die deutsche Vormacht gewesen. Es war erklärlich, daß, nachdem die elsaß-lothringische Frage aufgetaucht, der Reichskanzler ihre eingehende Prüfung nicht von sich wies. Schon in den Jahren vor dem Krieg hatte ihm das Grenzland viele Schwierigkeiten bereitet. Die Folgen des Kriegs- und Belagerungszustands sollen hier nicht weiter geschildert werden; sie mußten von den verschiedensten Seiten aus bedauert werden. Aber das ist doch zu sagen: ein Irland war Elsaß-Lothringen ganz und gar nicht, vielmehr ein zum weitaus größten Teil deutsches, unter deutscher Leitung wie nie zuvor aufblühendes, freilich von den früheren Fremdherrschern, zumal in seinen oberen Schichten, zum Teil schwer verhetztes Land. Der in diesem Jahrhundert eingetretene schlechte Gang der deutschen Außenpolitik verfehlte seine besondere ungünstige Wirkung in unserem Grenzland nicht. Noch im Jahr 1904 schilderte mir, um eine meiner Erinnerungen herauszugreifen, der so zuverlässige Statthalter Fürst von Hohenlohe-Langenburg den sehr zufriedenstellenden Gang der Dinge — trotz seines ihm mit nicht seltenem Berliner Ungeschick aufgenötigten politischen Adlatus, des für den Süden so wenig passenden Staatssekretärs. Und im Jahr 1915 hörte ich aus besonders zuverlässiger militärischer Quelle, daß weitaus der größte Teil der elsaß-lothringischen Soldaten sich sehr tapfer gegen Deutschlands Feinde geschlagen. Die Erkundigung, die ich über Tausende in Württemberg untergebrachte, vor den

Digitized by Google

Franzosen geflüchtete Elsässer einzog, lautete überwiegend sehr gut. Mit voller Überzeugung habe ich die These bestritten, „es kann so nicht bleiben," vielmehr dem Reichskanzler und meinen Kollegen aus den Mittelstaaten gegenüber die Ansicht vertreten: die Besorgnisse werden nach dem Krieg, nach einem die Revancheaussichten zerstörenden Krieg unter einer gerechten, aber zugleich im Bedürfnisfall strengen Verwaltung sich zerstreuen. Ich erachtete alsdann im Blick auf die reichsländische Bevölkerung selbst ihr künftiges völliges Aufgehen im Deutschen Reich für gesichert. Es hat mir zur Genugtuung gereicht, daß sich im Laufe der Zeit aus genauester Kenntnis der Verhältnisse heraus von Parteianschauungen nicht beeinflußte deutsche Beurteiler ersten Rangs gegen die Änderung der staatsrechtlichen Grundlagen im Reichsland erhoben, so vor allem Laband. Er votierte: Elsaß-Lothringen bleibt Reichsland, und gab ein weises Zukunftsprogramm künftiger Verwaltung mit der Devise „suaviter in modo, fortiter in re." Wichtig war mir nicht minder, daß der aus Württemberg stammende, durch seine langjährige Straßburger Gelehrtentätigkeit gleichfalls rühmlich bekannte Theobald Ziegler, dessen Ansicht ich mir in jenen Zeiten verschiedentlich erbeten habe, schließlich alle anderen Pläne, als die Belassung des Reichslands als solches für nicht empfehlenswert erachtete. So war ich persönlich beruhigt, wenn ich während des Krieges stets in erster Linie für Zurückstellung aussichtsloser Teilungspläne gearbeitet habe.

Der Ausgangspunkt der innerdeutschen Erörterungen über die reichsländische Frage im Weltkrieg lag in den alten bayerischen territorialen Wünschen, die im August 1914 dem Deutschen Kaiser gegenüber von neuem zum Ausdruck gekommen sind. Ich habe, nachdem sich aus der Sache inzwischen für Württemberg eine unbequeme Lage ergeben, zwei Jahre später dem Kaiser gesagt, meines Erachtens führe Deutschland keinen Koalitionskrieg der deutschen Bundesfürsten zum Zweck von Landesverteilung, sondern Gesamtdeutschland führe einen Krieg zur Verteidigung seiner Existenz. Der Kaiser war damit einverstanden. Er hatte sich wohl zu früh, in den ersten Kriegsmonaten auf die Teilungsfrage eingelassen und empfand das aufgetauchte Problem als eine lästige Sache. Im Grunde hat er sich als völliger Landesherr der Reichslande gefühlt. Man versuchte übrigens in Berlin zu jener Zeit den dem zweitgrößten Bundesstaat zugedachten Anteil wesentlich zu beschneiden.

Nach einmal aufgeworfener Teilungsfrage meldeten sich noch andere Liebhaber von territorialen, auch außerhalb der Reichslande gelegenen Vergrößerungen, Vertreter von wirtschaftlichen, konfessionellen, militärischen Interessen, kurz es war Gefahr vorhanden, daß alle Welt sich meldete, weil niemand zu kurz kommen wollte. Daß Württemberg beiseite stand, wurde bald bekannt. Wir erhielten Kompensationsvorschläge aller Art, Vorschläge zur Milderung unserer Eisenbahn- und sonstigen Verkehrsbeschwerden, unserer Kohlennot, in München sprach man uns Hohenzollern-Sigmaringen zu, ein hoher, übrigens dazu nicht legitimierter Beamter der reichsländischen Verwaltung empfahl mir ebenfalls die Zollernschen Lande, weil durch ihren Besitz

Digitized by Google

Württemberg Grenznachbar der Schweiz werde! Ich hielt mich zurück. Denn der Standpunkt Württembergs, der auch im Interesse des innern Friedens die Teilungsfrage nach Tunlichkeit ablehnte, wäre mir gefährdet erschienen, hätte Württemberg alsbald Zeichen eigener Begehren gegeben. Allerdings hat mir Herr v. Bethmann einmal, im Jahr 1915, gesprächsweise gesagt: „Was würden Sie von einer schwäbischen Pfalz halten?" Ich antwortete scherzend: eine Pfalz so schön wie die bayerische wäre nicht übel. Näher ist diese Seite des Themas nicht erörtert worden. Aus den vielfachen Aussprachen mit Herrn v. Bethmann möchte ich eine aus dem Mai 1916 besonders hervorheben. Ich habe durch Jahre hindurch in so manchen Fragen die Ehre gehabt, mich mit diesem Staatsmann so offen auseinandersetzen zu dürfen, wie es nur das gemeinsame Bestreben einer unbedingt sachlichen vaterländischen Überlegung politischer Angelegenheiten mit sich bringen konnte. Er wird auch durchgefühlt haben, daß ich die Schwierigkeiten der ihm vom Schicksal auferlegten ganz außerordentlichen Aufgabe stets gerecht zu würdigen bestrebt war. Er hat mir bei so mancher Gelegenheit den nicht zurückhaltenden Ausdruck meiner Anschauungen, wie mir schien, nicht verübelt. Ich sagte ihm im Jahre 1916: an der etwas verfahrenen Lage der reichsländischen Frage, wie sie sich vor und nun während des Krieges entwickelt habe, sei Württemberg unschuldig wie ein Kind und könne dafür nicht büßen. Einen einseitigen Machtzuwachs der Nachbarn können wir nicht ertragen. Ich glaube, es gebe kaum einen Politiker im Lande, der sich damit abfinden würde. Auf Landvergrößerungen gehen wir an sich durchaus nicht aus. Die Kompensationspolitik würde uns aber eventuell geradezu aufgedrungen werden. Wenn uns Graf Hertling vor Jahresfrist einen zudem nicht zu Bayern, sondern zu Preußen gehörigen Landesteil vorgeschlagen, so sei meines Erachtens die Vertauschung deutscher Gebiete nach Art der Politik vor hundert Jahren nicht mehr angängig. Übrigens sei Württemberg ein ausreichender Ersatz überhaupt nicht proponiert worden. Ich sehe nicht ein, warum das Kräfteverhältnis unter den süddeutschen Mittelstaaten verschoben und Württemberg in seiner ohnedem schwierigen Lage als kleineres Land zum Dank für seine Leistungen im Krieg geschädigt werden sollte. Der schwäbische Stamm, der württembergische Einzelstaat haben eine besondere Mission in Deutschland, die ihm nicht genommen werden dürfe. Ob das Zerfallen Deutschlands in zwei Hälften, in eine unter Preußen stehende Nord-, eine unter Bayern stehende Südhälfte gefördert werden wolle? Die Zukunft sei ungewiß, jedenfalls sei sie sehr ernst. Niemals möchte ich für den Abschluß meiner Laufbahn die Verantwortung dafür mit übernehmen, an einer solchen die deutsche Zukunft gefährdenden Entwicklung mit beteiligt zu sein. Läge jetzt der Aufteilungsplan amtlich im Bundesrat vor, so würde ich mich für eine Instruktion der württembergischen Stimmen dahin einsetzen: 1. Im Interesse des Burgfriedens, im Interesse Bayerns selbst die Angelegenheit bis nach dem Frieden zu vertagen. 2. Im Falle der Ablehnung der Vertagung aber gegen die Aufteilung zu stimmen. Dabei bin ich aus staatsrechtlichen Gründen davon

Digitized by Google

ausgegangen, daß Württemberg eventuell ein Vetorecht gegen einen Aufteilungsplan zustände, eine Ansicht, die mir für Württemberg weder Bethmann noch Michaelis noch Hertling bestritten haben. Unter dem vierten Kriegsreichskanzler, dem Prinzen Max, war zur Erörterung einer solchen Rechtsfrage kein Anlaß mehr vorhanden. Herr v. Bethmann würdigte meine Ausführungen. Ohne Zweifel sind auch ihm, wie es in der Politik so häufig geht, bei der Untersuchung der Verwirklichung des Teilungsplans im Detail so mancherlei Bedenken erst recht nahegetreten. Hier sollen die betreffenden Bedenken, wie sie mir vorschwebten, nur ganz kurz angedeutet werden. Schwierigkeit eines mehrköpfigen Regiments im bisherigen Reichsland, namentlich aber im Elsaß. Schwierigkeit der parlamentarischen Kontrolle der Verwaltung durch verschiedene Landtage, finanzielle Schwierigkeiten. Schwierigkeiten der Auseinandersetzung mit der auch im Frieden wünschenswerten einheitlichen militärischen Kommandogewalt. Schwierigkeiten in bezug auf das Verkehrswesen. Vor allem das Bedenken, ob nicht der Widerstand des Deutschland abgeneigten Teils der Reichslande durch die Zersplitterung, ohne eine einheitliche Überwachung, statt abgeschwächt, verstärkt würde.

Ende Mai 1917 hat mir der Reichskanzler geschrieben: Seit ich ihm vor einem Jahr als meinen mindesten Wunsch eine dilatorische Behandlung der Sache bezeichnet, habe er nichts mehr in der Frage getan, freilich in der Zwischenzeit bei interner Überdenkung derselben eine andere Lösung nicht ausfindig machen können. An gewissenhafter Erwägung des Problems hat es Bethmann sicher nicht fehlen lassen. Wenn ihm seine Gegner vorwerfen, er habe in dieser Angelegenheit wechselnd und unsicher gehandelt, so ist nach meiner Kenntnis der Dinge der Vorwurf gegen den Staatsmann unbegründet. Was hätte er tun sollen? Mit seinem Rücktritt im Sommer trat die reichsländische Angelegenheit in ein anderes Stadium, die Aufteilungsfrage bis auf weiteres in den Hintergrund. Es wurde mir wohl bekannt, daß da und dort gesagt wurde, der Widerstand gegen einen Teilungsentschluß der größeren Bundesstaaten sei in Stuttgart bei Weizsäcker zu suchen. Allein ich vermochte es nicht als ein nationales Unglück zu betrachten, wenn — wie damals gesagt wurde — „der Knochen liegen blieb". Allerdings hatte die Politik der württembergischen Regierung die Teilungsfrage auf ein totes Geleise gebracht. Es sollte sich später zeigen, daß sie von diesem Geleise nicht zu entfernen war. Aber während beispielsweise auf dem Gebiet der inneren Parteipolitik die gewiß an sich wohlbegründete, aber so schwierig gewordene Frage der Einführung eines moderneren preußischen Wahlrechts, die der Linken am Herzen liegende Frage der Parlamentarisierung trotz des zur Einigkeit der Nation drängenden Gebots der Stunde von der Tagesordnung nicht verschwanden, haben die verbündeten Regierungen ihrerseits die in angebrochener Zeit sie immer von neuem verschiedenartig bewegende reichsländische Angelegenheit, soweit immer möglich, im stillen unter sich verhandelt. Das Zusammenstehen der Bundesregierungen in den großen Aufgaben der Zeit ist durch die reichsländische

Digitized by Google

causa nicht gestört worden. Die zum Teil im Ausland noch bis zum Kriegsausbruch verbreiteten Ansichten, als ob der bundesstaatliche Charakter unseres Reichs in ernster Stunde gelockert werden könnte, hat sich als gänzlich falsch erwiesen — meines Erachtens wesentlich infolge der monarchischen Gestaltung der Staatsgewalt im alten Deutschen Reich. Die verbündeten Fürsten haben in der andauernden Not des Vaterlands das Wesentliche, den Zusammenhalt, gegenüber Fragen zweiten und dritten Rangs, stets und mit Festigkeit festgehalten. Auch das freundnachbarliche Verhältnis Württembergs zu seinem östlichen Nachbarn durfte nicht gestört werden, darüber war man sich beiderseits klar, und ich darf hier persönlich anführen, daß ich, obgleich als Hindernis anderweiter Wünsche geltend, im Vorsommer 1918 am bayerischen Hofe als Minister meines Königs freundlichst empfangen worden bin.

Der neue Reichskanzler Michaelis ließ für seine Person den Aufteilungsplan alsbald fallen. Nun hatte der Gedanke der Autonomie der Reichslande die erste Stelle der Erwägungen der zuständigen Kreise eingenommen. Über eine bereits am 9. September 1917 mit Reichskanzler Michaelis auf der Solitüde bei Stuttgart stattgehabte Besprechung habe ich den Eindruck festgehalten, daß damals der neue Reichskanzler zwischen der Schaffung eines autonomen monarchischen Bundesstaats in Elsaß-Lothringen und der dilatorischen Behandlung der reichsländischen Frage noch schwankte. Übrigens sei, wie Michaelis meinte, die Aufteilungsfrage noch nicht zu den Akten geschrieben, denn München habe noch nicht verzichtet; aber er anerkenne mir gegenüber, daß die Schwierigkeiten nicht zu überwinden seien. Dafür, daß der Autonomieplan im Vordergrund stand, sprach übrigens, wenn der Reichskanzler schon die Person des künftigen Fürsten in dem zu schaffenden neuen Bundesstaat zur Sprache brachte und hierbei in erster Linie von einem bayerischen Prinzen sprach. Ich konnte mich immer noch nicht von meiner Vorliebe für die Politik des Beruhenlassens trennen, erhob aber gegen die Autonomielösung als solche keinen Widerspruch. Der Reichsleiter war wohl beeinflußt durch den Reichstag, in dem die Mehrheitsparteien damals die Angelegenheit nachdrücklicher mit in die Hand zu nehmen begannen. Das Problem einer Änderung der Verfassung der Reichslande. wurde damals mehr und mehr mit dem Problem der Erreichung baldigen Friedens in Verbindung gebracht. War ich von rein innerpolitischem Standpunkt aus kein grundsätzlicher Gegner des Autonomiegedankens in seiner damaligen Prägung, so konnte ich nach meiner Auffassung der Gesamtlage noch weniger widersprechen, wenn es sich um Auffindung irgendeines erträglich scheinenden Hilfsmittels auf dem Weg zu baldigem Frieden handelte. Ob das in Frage stehende Mittel in irgendeinem Stadium des Kampfes wirksam sein werde, war freilich zweifelhaft. Ich habe nicht geglaubt, daß auf dem Weg der Autonomiegewährung — in irgendeinem Stadium des Kampfes vor Niederlage der Entente — der französische Kriegswille hätte erschüttert werden können. Er ging nun einmal auf Wiedereroberung, auf désannexion, wie man damals erfinderisch das Kind taufte,

Digitized by Google

er war so imperialistisch als er nur sein konnte, weil ihn seine so zahlreichen Bundesgenossen auch darin unterstützten. Blieb Elsaß-Lothringen deutsch — und v. Kühlmann hat am 9. Oktober mit Zustimmung des Reichstags bezüglich der Herausgabe des Reichslands sein bekanntes „Niemals" gerufen —, so war nach französischer Auffassung der Krieg für Frankreich verloren, die innere staatsrechtliche Gestaltung des Landes war den Franzosen von keinem Belang, sobald es mit dem Revanchegedanken sein Ende hatte. Jene innerstaatliche Gestaltung der Autonomie wäre dem nicht als Sieger hervorgegangenen Paris wirklich eine question allemande geworden. Aber vielleicht kam doch ein Moment, in dem die Autonomie für die Entscheidung von einigem Gewicht gewesen? Der Moment kam nicht. Es hat, wie im folgenden Jahr bekannt wurde, schon im Februar 1917 insgeheim Prinz Sixtus von Parma für Kaiser Karl den Franzosen Elsaß-Lothringen angeboten und dafür von Poincaré, dem Friedensfreund, als Antwort die Hinzuforderung des Saargebiets nebst einem linksrheinischen Pufferstaat erhalten, womit sich das sterbende Rußland einverstanden erklärte. Im April 1917 hatte Czernin der deutschen Leitung selbst offen die Abtretung der Reichslande vorgeschlagen, auch — nach der Juli-Friedensresolution des Reichstags — im August eine erneute Anregung in diesem Sinne gegeben. Das päpstliche Friedensrundschreiben vom 1. August 1917 behandelte Elsaß-Lothringen als eine strittige territoriale Frage. Der Vatikan hatte von der deutschen Antwort kein Eingehen auf Einzelheiten seines Rundschreibens erwartet, wie man wußte. Ribot verlangte aber am 30. Juli 1917 öffentlich die Rückgabe von Elsaß-Lothringen als Antwort auf die Resolution des Deutschen Reichstags vom 19. Juli. Es war klar, damals wenigstens war außenpolitisch mit der Autonomie nichts zu machen. Auch nicht im kommenden Winter, als während der deutsch-russischen Friedensverhandlungen der französische auswärtige Minister eben wieder: „erst siegen" rief. Michaelis war während seiner kurzen Amtszeit zur Inszenierung des Autonomiegedankens begreiflicherweise nicht gekommen.

Sein Nachfolger, der erste parlamentarische Reichskanzler, Graf Hertling, geriet bald in eine eigenartige Lage hinsichtlich der reichsländischen Frage. Der Reichstag ging in seinem Verlangen der Mitbehandlung der Angelegenheit weiter noch als bisher. Vor der Amtsübernahme hat sich Hertling von der Reichstagsmehrheit gewisse Zusicherungen in der Richtung der Autonomielösung abringen lassen, ohne zuvor die verbündeten Regierungen zu befragen. Ich fürchtete meinerseits, die bayerischen Wünsche könnten trotzdem wieder aus der Versenkung erstehen — in der einen oder andern Form. Die im Winter eintretenden Verhältnisse, auch Punkt 8 des so verhängnisvoll gewordenen Wilsonschen Programms, der Frankreich, wenn auch in der von ihm beliebten unklaren Weise, Elsaß-Lothringen in Aussicht stellte, ermutigte nicht zur Wiederaufnahme des Problems im Sinne des Reichstags. Wenn dies schließlich im allerletzten Moment noch einmal von Prinz Max geschehen ist, so verhallte dieser letzte Akkord in dem reichsländischen Drama wirkungslos.

Digitized by Google

Inzwischen hatte ich noch um die Jahreswende 1917/18 Anlaß, den alten Standpunkt in der Aufteilungsfrage persönlich im Großen Hauptquartier darzulegen. Es wurde bekannt, daß dort die Frage, ob die Reichslande preußisch oder aber geteilt werden sollen, von neuem lebhaft ventiliert werde. Ich begab mich an diese nach Lage der Dinge besonders wichtige Stelle. Die militärische Situation wurde im Großen Hauptquartier günstig beurteilt; man rüstete sich für den Frieden im Jahr 1918 und verwarf die Autonomie durchaus. General Ludendorff erwies sich als sehr vertraut mit den einzelnen in Betracht kommenden Gesichtspunkten. Er vertrat natürlich vor allem die militärische Seite der Sache, hob aber wiederholt hervor, wie eben die außerordentliche Lage im Weltkrieg ihn auch zu den politischen Betrachtungen nötige. Meinem deutsch-württembergischen Standpunkt brachte er Verständnis entgegen. Ich wußte nun, daß die Angelegenheit auf die Tagesordnung gesetzt war. Hertling hüllte sich in Schweigen. Zunächst hat General v. Graevenitz nochmals bei den Militärs gründliche Vorstellungen gemacht. Ich hörte damals, unter schmeichelhaften Anerkennungen der Leistungen der württembergischen Herzoge, von in Betracht kommenden dynastischen Stellungen im Osten. Die Württemberger blieben Württemberger und richteten ihre Blicke nicht in den Osten. Am 23. Mai suchte ich den Reichskanzler auf, und nun wiederholte sich das oben skizzierte Gespräch, das ich zwei Jahre zuvor mit Herrn v. Bethmann gepflogen, unter denjenigen Modifikationen, welche die nunmehrige Zeit, wie die Person des nunmehrigen Reichskanzlers nahelegten. Gegen den Gedanken der Berücksichtigung von Preußen, von Bayern unter Zuziehung von Baden, wo man sich mehr als bisher für das gegenüberliegende Oberrheinufer interessierte, aber mit Weglassung von Württemberg mußte ich mich gebührend deutlichst aussprechen. Zum Schlusse der Unterredung, die sich in beiderseitiger vollkommener Gelassenheit vollzog, meinte Graf Hertling: Während seiner Kanzlerschaft komme die reichsländische Frage nicht zur Erledigung wie keinenfalls während des Kriegs. Daran knüpfte sich die Bitte, er möge als Reichskanzler verhüten, daß sich nicht inzwischen einzelstaatliche Gruppen in der Sache im voraus festlegen, wie er auch dahin wirken möge, daß gewisse Agitationen in der reichsländischen Sache nach Kräften verhindert werden.

Der König von Württemberg hat einige Zeit darauf in einem überaus freundlichen Briefwechsel mit dem Kaiser die Grundlage der württembergischen Politik in der Sache zusammengefaßt.

Der König, von jeher fern von dem Reich schädlichen partikularistischen Strömungen, hat aus Anlaß des Weltkriegs das Bedürfnis einer Vergrößerung seines Landes nicht empfunden. Sein Haus hatte viele Jahrhunderte lang schöne und ausgedehnte, mit Württemberg durch Personalunion verbundene Besitzungen nicht nur in Mömpelgard und Hochburgund, sondern auch im reichsländischen Elsaß, im Kolmarer Land, die Herrschaften Reichenweiher und Horburg gehabt. Aber er war auch in der reichsländischen Frage von dynastischen Bestrebungen frei, nur von Sorge für das Wohl Deutschlands

Digitized by Google

und den Schutz der berechtigten Stellung und Interessen seines geliebten Landes im Rahmen Gesamtdeutschlands beseelt.

Die von der württembergischen Regierung eingeschlagene Haltung hat in ihrer Grundrichtung auch die feste Zustimmung der Stände des Landes gefunden.

Selbst wenn der Krieg das erhoffte gute Ende genommen, es wäre besser gewesen, Deutschland hätte unter dem Getöse der Waffen auf die innerdeutsche anderweitige Gestaltung des Reichslands weniger Zeit und Kraft verwendet. Auch in das Ausland drangen natürlicherweise Nachrichten über die Verhandlungen. Das mußte falsche Vorstellungen erwecken. In Paris sind neuerdings, wie beiläufig bemerkt sein mag, nach dem Waffenstillstand in französische Hände geratene Protokolle über deutsche Verhandlungen aus dem Jahr 1918 veröffentlicht worden. Es sind dies keine Protokolle einer für die Frage zuständigen Instanz.

Zum Schluß mag konstatiert werden: die Reichsleitung, die einzelnen deutschen Regierungen haben kein anderes Ziel verfolgt als eine glückliche Entwicklung von Elsaß-Lothringen zum Wohl der reichsländischen Bevölkerung. Daß über die einzuschlagenden Wege die Ansichten gelegentlich auseinander gingen, wen sollte es wundern?

Nun erweckt die Betrachtung der Vogesen und des Straßburger Münsters bei dem, der mit tiefer innerer Freude seit Jahrzehnten die Schönheit des Blicks geschätzt hat, schmerzliche Empfindung. Noch erinnere ich mich, wie im Jahr 1868 der würdige Theologe Reuß in Straßburg meinem Vater sagte, es ist Zeit, daß wir Elsässer wieder in das deutsche Vaterland zurückkehren. Die bald darauf erfolgte Heimkehr hat keine fünfzig Jahre gedauert. Aber die Elsässer werden nicht vergessen, was ihnen in fast fünfzig Jahren blühendsten Lebens die Mitarbeit Deutschlands gebracht. Der bekannte französische Sozialist G. Hervé hat mitten im Krieg die deutschen Genossen zwar als töricht bezeichnet, weil sie für das Verbleiben der Reichslande bei Deutschland eintraten, aber selbst er hat es ehrlich nicht unterlassen, damals zu preisen, was die deutsche Verwaltung den Reichslanden von 1871 bis 1914 in so vielen wichtigen Kulturfragen an in Frankreich nicht gebotenen Segnungen gebracht hat. Nun erfährt man drüben über den neu geschaffenen Grenzen wieder, was das französische Regiment für den elsaß-lothringischen Bürger bedeutet. In Schwaben aber wird man nicht vergessen, daß auf dem linken Rheinufer eine stammverwandte deutsche Bevölkerung wohnt, der wir unser tiefes Mitempfinden widmen.

Digitized by Google

Der Achtstundenarbeitstag

Vom wissenschaftlich-ärztlichen Standpunkt aus betrachtet[1])

Von

Prof. Dr. Ch. Bäumler, Wirkl. Geh. Rat.

Als ich in den sechziger Jahren in London als Arzt tätig war, hörte und las man oft als eine Gesundheitsregel den Wahlspruch: „Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Spiel, acht Stunden Schlaf." In mancherlei, die öffentliche und namentlich auch die persönliche Gesundheitspflege betreffenden Fragen waren die Engländer uns damals voraus: so in Hauseinrichtungen, Wasserversorgung, Ernährungsweise, Hautpflege, Zahnpflege und Seifenverbrauch. Von den drei Tagesabschnitten, in die nach obiger Regel der Tag eingeteilt werden sollte, ist für den Körper der dem Schlaf gewidmete der wichtigste. Ist der Schlaf doch die vollkommenste, den Ausgleich im ganzen Körper besorgende Einrichtung. Er verscheucht das Ermüdungsgefühl, läßt die ihm zugrunde liegenden Ursachen verschwinden, regelt die Tätigkeit der auch im wachen Zustand unbewußt vor sich gehenden Aufgaben der in wichtigsten Lebensvorgängen tätigen Abschnitte des Nervensystems, denen man deshalb den Namen des „autonomen" Systems gegeben hat. Nach dem Erwachen sind Kraftgefühl und Stimmung aufgelebt.

Wer waren es nun damals, die in England vorwiegend von jener Gesundheitsregel nach Möglichkeit und gewohnheitsmäßig Gebrauch machten? Es waren vor allen die mehr oder weniger Unabhängigen, also Glieder der höheren Stände, Studierende und Schüler, junge Kaufleute und Gewerbetreibende mit geregelter Arbeitszeit, am wenigsten die dem Arbeiterstand Angehörigen.

Wie wurde die freie Zeit verwendet? Von jungen, zum Teil auch von älteren Leuten größtenteils zu Spielen verschiedener Art im Freien. Jede größere Privatschule, jede Universität in Großbritannien hatte ihren Spielplatz, auf welchem die seit Jahrhunderten gepflegten Spiele, Fußball und Kricket, von beiden Geschlechtern auch Tennis gespielt wurde. Wo die Möglichkeit dazu vorhanden war, spielte das Rudern eine große Rolle. Weltbekannt ist ja der seit 1864 alljährlich im Frühjahr stattfindende Ruderwettkampf zwischen den Universitäten Oxford und Cambridge. Schwimmen wurde besonders in den Schulen gepflegt, Reiten von einzelnen, Turnen in unserem Sinne gar nicht. In der von den Deutschen gegründeten großen Turnhalle in London haben jedoch auch einzelne Engländer am Turnen teilgenommen. Wer nicht auf diese Weise oder durch Gänge im Freien seine freie Zeit ganz oder teilweise verbrachte, beschäftigte sich zu Hause, im Garten oder sonstwie

[1]) Nach einem für die Akademische Gesellschaft in Freiburg i. Br. am 8. Juli 1920 gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

mit den Seinigen. Namentlich traf dies damals zu für die Arbeiter, von denen die besseren dort in der Regel ein kleines Haus in Miete hatten. Erst nach Einführung des ganz freien Sonnabendnachmittags hatten sie die zum Spielen im Freien nötige Zeit bekommen. An Sonntagen wurde nirgends gespielt, nach altpuritanischer Weise war in ganz Großbritannien an Sonntagen jede Art von Arbeit, auch Handarbeit der Frauen, durch allgemeines freiwilliges Übereinkommen verboten.

Wirtshäuser und Kaffeehäuser in unserem Sinne oder Wirtschaftsgärten in den Vorstädten, in denen man, wie in Deutschland, in Nachmittags- oder Abendstunden bei Musik sich von der Tagesarbeit erholen kann, gab es damals in England nicht. Die zahlreichen, durch große, mit in die Augen fallenden farbigen Flüssigkeiten gefüllte Glaskrüge hinter den Fenstern sich kundgebenden Schenken für geistige Getränke verschiedener Art hatten keine Zimmer zum Zusammensitzen der Gäste, vielfach nur eine kleine Bank in dem Schankraum, in dem die ihn Besuchenden meist stehend das Verlangte zu sich nahmen. Kinos gab es damals noch nicht. Musikhallen waren in London nur sehr spärlich vorhanden und wenig besucht.

Für Lohnarbeiter wurden in mehreren Ländern schon längst, so in England bereits unter der Regierung der Königin Elisabeth im Jahre 1562, gesetzliche Regelungen der Arbeitszeit eingeführt und allmählich, den Verhältnissen entsprechend, verbessert. Aber selbst in England wurde erst im Jahre 1841 der Versuch einer Schutzgesetzgebung im Bergbau gemacht, erst 1842 wurden Frauen und Kinder von Arbeit in Bergwerken unter Grund befreit. Mit der raschen Entwicklung der Industrie in England und auf dem Kontinent von Europa wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika kamen dann auch diese, vor allem für die Arbeiter so wichtigen Fragen in Fluß.

Von einem „Normalarbeitstag" war aber zuerst nicht in Arbeiterkreisen, die damals noch nicht organisiert waren, die Rede. Ein deutscher Volkswirtschafter Dr. Rodbertus war es, der 1850 zuerst, nicht vom gesundheitlichen, sondern vom wirtschaftlichen Standpunkte aus als einen Maßstab zur Berechnung der Arbeitsleistung, als „Arbeitswerktag", ihn aufstellte. Er war dazu veranlaßt worden durch die Erwägung, daß bei der steigenden Produktivität der Arbeit der Lohn der arbeitenden Klassen eine immer kleinere Quote des Nationalproduktes wird. Der bloße normale Zeitarbeitstag entbehre aller sozialen Gerechtigkeit, da er den guten und schlechten Arbeiter gleich behandle und auch die berechtigten Ansprüche der Arbeitgeber unberücksichtigt lasse.

Erst unter dem Einfluß von Karl Marx wurde von der sich mehr und mehr organisierenden Arbeiterschaft der Zeitarbeitstag angestrebt.

Im deutschen Reichstag wurde 1892 ein den achtstündigen Arbeitstag betreffender Antrag zur Erwägung überwiesen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika war auch erst in der zweiten Hälfte des vorigen

Digitized by Google

Jahrhunderts mit Arbeitergesetzgebung begonnen worden, 1874 das Zehnstundensystem eingeführt. Die internationale Arbeitsorganisation, die auf verschiedenen Gebieten des Arbeitsschutzes bereits Großes geleistet, hat auch die Arbeitszeit in ihr Programm aufgenommen. Aber nach dem für uns so niederschmetternden Ausgang des Weltkriegs, der nicht nur bei den direkt an ihm beteiligten Völkern, sondern bei allen auf dem ganzen Erdenrund schwere wirtschaftliche Erschütterungen zur Folge hatte, war allenthalben der sehnsüchtige Wunsch nach Frieden und das dringende Bedürfnis nach Wiederherstellung geordneter wirtschaftlicher Verhältnisse aufgetreten. Allerwärts erschallte da der Ruf: Arbeit! Arbeit! als das wichtigste und Hauptmittel zur Förderung des Wiederaufbaus. Mußte es da nicht seltsam anmuten, daß mit den Friedensverhandlungen in Paris, bei denen es an Mannigfaltigkeit der zu beratenden Aufgaben doch wahrhaftig nicht fehlte, auch dieses doch ferner liegende Gebiet des Arbeiterschutzes zur Verhandlung gebracht und sogar in den Friedensvertrag von Versailles aufgenommen wurde? Die Konferenz der alliierten Mächte hatte sich allerdings unter Wilsons Führung sehr viel weitere Ziele als den bloßen Frieden unter den am Kriege selbst Beteiligten gesteckt. Sollte doch nach ihren von geschichtsunkundigen Harmlosen gläubig aufgenommenen Verheißungen ein dauernder Weltfriede geschaffen und durch den Völkerbund die Mittel und Wege zu dessen Erhaltung festgelegt werden. Als ein Anhängsel an diesen und als eine seiner Aufgaben sollte die schon bestehende internationale Arbeitsorganisation die Interessen der in allen Ländern die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachenden Arbeiter wahrnehmen. Die erste Konferenz derselben, zu welcher auch das vom Völkerbund ausgeschlossene Deutschland eingeladen worden war, fand im November 1919 in Washington statt, Deutschland konnte jedoch auf derselben nicht vertreten sein, da das Schiff, auf welchem seine Abgesandten Plätze genommen hatten, zu spät auslief, um noch rechtzeitig in Amerika anzukommen. In Washington, wo 41 Staaten, von den größten (China, Britisch-Indien) bis zu den kleinsten vertreten waren, sollte über den Achtstundenarbeitstag und die 48-Stundenarbeitswoche sowie über andere Arbeiterfragen, wie Frauen- und Kinderarbeit, verhandelt werden. Aus den Verhandlungsprotokollen, die mir auf mein Ansuchen in freundlichster Weise vom Londoner internationalen Arbeitsamt zur Verfügung gestellt wurden, sei als besonders bemerkenswert die Eröffnungsrede des englischen Arbeiterdelegierten, ehemaligen Ministers Barnes erwähnt. Er schloß dieselbe mit der Forderung, daß der Arbeiter Zeit haben müsse zur Erholung, zu seiner Fortbildung, zu einem gedeihlichen Familienleben, daß aber bei der gesetzlichen Festlegung eines Normalarbeitstags auch die besonderen Verhältnisse eines Landes, nach Klima, nach der Art der Arbeit, ob landwirtschaftlich oder in der Industrie, nach der Bevölkerung und deren Gewohnheiten zu berücksichtigen seien. Dies hatte auch schon die Pariser Friedenskonferenz im § 427 des Vertrages von Versailles anerkannt.

Digitized by Google

Auf einen wichtigen Punkt, der beweist, wie schwerwiegend die Rücksichtnahme auf örtliche Verhältnisse ist, machte der Abgeordnete der Regierung von Kanada, Parsons, aufmerksam. Die Ausschließung der Landarbeiter in Kanada vom Achtstundenarbeitstag würde dazu führen, daß dieselben durch die Vergünstigung, welche die Arbeiter in den Städten durch denselben hätten, wie durch einen Magnet in die Städte gezogen würden. Dadurch würde der Betrieb der in Kanada so wichtigen und bedeutenden Holzwirtschaft auf dem Lande, in den Wäldern und auf den Flüssen lahmgelegt. Er sagte auch noch: „Meine Freunde, die Welt leidet heute nicht an zu langen Arbeitsstunden, sondern an Mangel an Nahrung und Kleidung." Der Vizepräsident der Vereinigten Staaten Marshall, der den erkrankten Präsidenten Wilson vertrat, mahnte in seiner mit amerikanischem Humor gewürzten Begrüßungsrede zur Geduld in der Durchführung der von der Konferenz zu fassenden Beschlüsse.

Von der gesundheitlichen Seite und vom Standpunkte des Arztes aus soll hier der Achtstundenarbeitstag betrachtet werden. Die körperliche Beschaffenheit, das Alter, der Gesundheitszustand und die Anlage des Arbeitenden, die Art der Arbeit, die Art und Weise ihrer Ausführung, die Zeitdauer derselben sind die Punkte, welche für den einzelnen dabei in Betracht zu ziehen und die bei der Gesetzgebung zum Arbeiterschutz zu berücksichtigen sind. Vor allem handelt es sich bei der Arbeitszeit um Arbeit anstrengenderer Art oder unter für die Gesundheit ungünstigen äußeren Verhältnissen, wie im Bergbau, an Hochöfen u. dgl., in großen Fabrik- und anderen Betrieben, in welchem oft viele Tausende von Arbeitern tätig sind. Ungemein vielseitig sind dabei die Verhältnisse. Der große Bedarf, den die fortschreitende Kultur auf den zahllosen Gebieten verschiedenster Art mit sich bringt, ruft immer neue, sich von größeren bisherigen Zusammenfassungen abspaltende Fabrikationsbetriebe hervor, wodurch die Art der Arbeit und deren Einwirkung auf den Arbeiter beeinflußt wird. Auch wenn die Räume und die äußeren Verhältnisse im Freien so beschaffen sind, daß sie allen Anforderungen der Gesundheitspflege nach Möglichkeit entsprechen, wird die Gesundheit des einzelnen doch noch sehr wesentlich durch das beeinflußt, was er zu tun hat und wie er seine Arbeit verrichtet. Sein ganzer Körper kommt dabei in Betracht, nicht bloß die Glieder desselben, mit denen er seine Arbeit verrichtet, nicht bloß die Muskeln, mit denen er diese in Bewegung setzt, wobei auch der Blutkreislauf und die Atembewegungen in gesteigertem Maße teilnehmen, sondern auch das gesamte Nervensystem, aktiv sowohl wie passiv durch die Eindrücke, die der Arbeiter vom Fortgang seiner Arbeit empfängt und die auf sein Gemüt anregend und aufmunternd oder verstimmend und herabdrückend wirken können. Es ist also durchaus falsch, Muskelarbeit und Kopfarbeit so zu trennen, wie dies vielfach geschieht. Gradweise sind dieselben ja sehr verschieden, je nachdem eine Arbeit vorwiegend durch Muskeltätigkeit verrichtet oder rein geistige Arbeit der verschiedensten Art geleistet wird.

Digitized by Google

Jederlei Arbeit wird nur geleistet durch Verbrauch gewisser, genau abgemessener, im Körper aufgespeicherter Stoffe, wie eine mechanische Arbeitsmaschine nur durch von außen eingeführte kraftspendende Dinge, sei es, daß sie in der Maschine durch Verbrennung oder anderweitige chemische Zersetzung erzeugt oder als bewegende Kraft, durch bewegte Luft (Wind), elektrische oder Wasserkräfte gewonnen, ihr zugeführt werden.

Was entspricht nun im Körper des Menschen, wie aller Lebewesen, zur Entfaltung ihrer Tätigkeit der Kohle, welche die Maschine in Gang setzt und in demselben erhält oder den sonstigen dafür notwendigen Dingen? Es ist die Nahrung, die der lebende Körper zu seiner Erhaltung wie schon zu seinem Aufbau und zu seiner nach außen wirkenden Tätigkeit, zu seiner Arbeit, bedarf. Die Nahrungsmittel werden, um vergleichbare Zahlen für ihren Verbrauch zu den verschiedensten Zwecken zur Verfügung zu haben, mit der Kohle in bezug auf ihren bei der Verbrennung zutage tretenden Kraftwert verglichen. Durch Verbrennung der einzelnen Nahrungsstoffe hat man Zahlen erhalten, die, mit der Kohle verglichen, bestimmte Werte ergeben. Das Zahlenmaß, das man dabei verwendet, wird Kalorie (Wärmeeinheit) genannt, und als solche die durch Verbrennung erzeugte Wärmemenge bezeichnet, welche notwendig ist, um 1 Kilogramm, also 1 Liter, Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen. Wie von der Kohle hat man auch von den einzelnen Nahrungsstoffen berechnet, wieviel Wärmeeinheiten sie liefern, wenn sie mit dem Sauerstoff der eingeatmeten Luft sich verbinden, wobei genau bestimmbare Mengen von Kohlensäure neben anderen Verbrennungsprodukten entstehen. Die Nahrungsstoffe, welche bei der Muskeltätigkeit, also bei der Arbeit, verbraucht werden, sind besonders die Kohlenhydrate, Stärkemehl und Zucker enthaltende Körper und die Fette, wie dies zuerst von Wislicenus und Fick, dann durch Mosso in Italien, durch Zuntz und seine Schüler in Berlin festgestellt wurde.

Während die Kohle bei ihrer Verbrennung nur Wärme erzeugt, die dann in andere Energieformen durch die Maschine umgewandelt werden muß, wird im Muskel durch die Verbrennung der ihm vom Blute zugeführten besonderen Nahrungsbestandteile aus den in ihnen enthaltenen chemischen Spannkräften durch seine Zusammenziehung mechanische Kraft, daneben auch elektrische, und Wärme entwickelt, von ersterer bei anstrengender Arbeit wie Bergsteigen (Zuntz) 35 Prozent, bei leichterer 25 Prozent. Er leistet mehr als eine Gaskraftmaschine, die von den chemischen Spannkräften des Leuchtgases nur 10,82 Prozent mechanisch verwertbare Kraft, also Arbeit, den Rest aber an Wärme zu liefern imstande ist.

Wieviel an Nahrungsstoff ist nun in Form der durch sie im Körper zu erzeugenden Wärmeeinheiten für ein bestimmtes Maß von Arbeit erforderlich? Dies ergibt sich, unter Zugrundelegung der von den Hauptnahrungsstoffen bei ihrer Verbrennung wie bei ihrer Zersetzung im Körper gelieferten Kalorienzahl und der von je 1 Wärmeeinheit geleisteten Arbeit, die aus-

Digitized by Google

gedrückt wird durch die Kraft, die erforderlich ist zur Emporhebung eines Gewichtes von 1 Kilogramm auf 1 Meter Höhe (1 Kilogrammeter); 427 Kilogrammeter entsprechen der Leistung einer Wärmeeinheit. Die Leistung einer Maschine wird gewöhnlich in Pferdekräften ausgedrückt, wobei 1 Pferdekraft gleichgesetzt wird einer Arbeit von 75 Kilogrammeter in 1 Sekunde.

Die den drei Hauptnahrungsstoffen entsprechenden Wärmeeinheiten sind für Eiweiß 4,1, Fett 9,5, Kohlenhydrate 4,18 Kalorien.

Solche Berechnungen des Nahrungsbedarfes sind in verschiedener Weise vielfach und mit großer Sorgfalt von Pettenkofer und Voit, von Rubner und seinen Schülern, von Zuntz und seinen Mitarbeitern, von Atwater und Benedict in Nordamerika und anderen an Tieren und Menschen ausgeführt worden. Dabei wurde in besonders dafür eingerichteten Apparaten entweder die vom Körper in der Zeiteinheit erzeugte und abgegebene Wärme oder die bei Ruhe und Arbeit im Körper gebildete Kohlensäure als das Hauptverbrennungsprodukt zahlenmäßig festgestellt. Es ergab sich, daß ein Mann von 70 Kilo Körpergewicht in absoluter Ruhe (im Bett liegend) in 24 Stunden rund 1700 Kalorien verbrauchte, bei ruhiger Zimmerbeschäftigung je nach seiner Lebhaftigkeit 30 bis 50 Prozent mehr, also 2200 bis 2550 Kalorien. Versuche mit leichterer und schwererer Arbeit in verschiedenen Handwerken sind von den genannten und anderen Forschern an Arbeitern und Arbeiterinnen, an Soldaten mit oder ohne Gepäck bei Gehen auf ebenen Wegen oder auf ansteigenden, bei Bergsteigen (Zuntz), bei gewöhnlicher Hausarbeit angestellt worden; sie haben ergeben, daß der Kalorienverbrauch von 3000 bis zu 6000 (bei Holzfällern) schwankte. Als Mittelwert für achtstündige Arbeit eines Mannes werden 6 bis 10, höchstens 10,5 bis 11 Kilogrammeter in der Sekunde, in 8 Stunden also im Durchschnitt etwa 300 000 Kilogrammeter anzusehen sein.

Bekanntermaßen haben alle Völker der Erde durch jahrtausendelange Erfahrungen die für ihr Gedeihen notwendige Ernährungsweise nach den ihnen zu Gebote stehenden Naturerzeugnissen in sehr vollkommener Weise herausgefunden. Mit fortschreitender Kultur und erleichtertem Verkehrswesen haben die an der Spitze der Zivilisation sich befindenden Völker die Möglichkeit bekommen, über das im eigenen Lande ihnen an Nahrungs- und Genußmitteln sich Bietende hinaus, alles, was sie nur wünschten, sich zu verschaffen. Mit Eintritt des Krieges und insbesondere infolge der von England ausgeübten Hungerblockade, welche vor allem eine strenge Rationierung der Ernährung notwendig machte, wurde dies bei uns anders. Die große Mehrzahl der Bevölkerung, ganz besonders der Städtebewohner, dann die auf dem Lande Zuhausegebliebenen, die viel von der Arbeit, die sonst von den jetzt im Felde stehenden getan wurde, übernehmen mußten und sich überanstrengten, wurden schwach, Schwächliche und Alte starben frühzeitig dahin, auch die Kindersterblichkeit in den Städten nahm zu. In den letzten beiden Kriegsjahren und mehr noch jetzt bei der Fortdauer der ungenügenden Ernährung großer

Digitized by Google

Volksteile treten die Erscheinungen der Blutarmut, Abmagerung, die sogenannte Ödemkrankheit, Erkrankungen der Verdauungsorgane, wie die Ruhr, überhaupt die Anfälligkeit gegenüber krankmachenden Ursachen, namentlich in der Ausbreitung der Tuberkulose, ganz besonders bei Kindern, mehr und mehr zutage.

Bei der fortdauernd noch notwendigen Rationierung der Nahrungsmittel und ihrer Knappheit kommen außer der vielfach zu geringen Kalorienzahl des Zugeführten noch andere mit den Nahrungsmitteln in Verbindung stehende Dinge in Betracht, „Imponderabilien", auf deren Bedeutung hinsichtlich ihrer allgemeinen Wichtigkeit man auch erst in den Kriegsjahren mehr aufmerksam geworden ist. In gewissen tierischen wie pflanzlichen Nahrungsmitteln befinden sich in geringen Mengen Stoffe, die zu gesundem Leben, zum Aufbau des Körpers und zu seiner Erhaltung unumgänglich notwendig sind und die man deshalb als „Vitamine" oder „Nutramine" bezeichnet hat. Voit hatte seinerzeit als durchschnittliche notwendige Verbrauchsmenge in 24 Stunden für einen arbeitenden Mann bei gewöhnlicher Tätigkeit 118 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlenhydrate angenommen. Neuerdings ist, insbesondere angeregt durch Erfahrungen, die an sogenannten Vegetariern gemacht wurden, die Frage nach dem Mindesteiweißbedarf, als dem des teuersten und wichtigsten Nahrungsstoffes, vielfach erörtert und durch Untersuchungen geprüft worden. Dabei hat sich herausgestellt, daß 70 Gramm Eiweiß unter Umständen, je nach der Individualität auch noch weniger, unter gewöhnlichen Verhältnissen ausreichend, daß aber bei größeren Anstrengungen, namentlich dauernder Art, nur eine etwas größere Bedarfsmenge, etwa 80 bis 100 Gramm, die Ernährung und die Erhaltung der wichtigsten Organgewebe sichere.

Wie bereits erwähnt, sind es für den Muskel vor allem die Kohlenhydrate und Fette, die er bei seiner Tätigkeit verbraucht. Daß es auch Abbaubestandteile des Eiweißes geben müsse, die dafür vom Muskel für seine Arbeit verwendet werden können, beweisen fleischfressende Tiere. Ein Hund kann bei vollkommen fettfreier Fleischnahrung allen Ansprüchen, auch solchen anstrengender Muskeltätigkeit volles Genüge leisten.

Für das Nervensystem ist vor allem der Sauerstoff, für das Gehirn sowohl als für das Rückenmark notwendig, außerdem Wasser und von Salzen Kochsalz und wahrscheinlich auch Kalzium neben den anderen vom Blute ihm zugeführten Stoffe. Die Nervenfasern, welche, Telegraphendrähten vergleichbar, die Leitungsbahnen für die Erregung zum und vom Gehirn zu den Muskeln und allen sonstigen Körperteilen darstellen, haben bei geringem Blutgefäßreichtum auch nur einen sehr geringen Stoffwechsel und damit auch eine vielleicht fast fehlende Ermüdbarkeit. Das Gesamtnervensystem wird vor allem durch mangelnde Sauerstoffzufuhr und durch Wasserverlust erschöpft, während dies bei den Muskeln durch Aufbrauch besonders der Kohlenhydrate und Fette neben Wasser, Sauerstoff und Salzen der Fall ist.

Digitized by Google

Bei jeder körperlichen wie bei geistiger Arbeit spielt die Ermüdung eine sehr wichtige Rolle. Das Ermüdungsgefühl ist für den Arbeitenden das Zeichen, daß die Arbeit für eine gewisse Zeit ausgesetzt werden sollte. Worauf beruht dieses Ermüdungsgefühl und die damit verbundene Verminderung der Arbeitsfähigkeit und Arbeitslust? Es sind die in den Muskeln und im Nervensystem sich anhäufenden, also nicht vollständig zur Ausscheidung gekommenen bei der Tätigkeit sich bildenden Stoffwechselprodukte, im Muskel Säuren, die Kohlensäure und Milchsäure, welche dies bewirken. In der Ruhe kommen sie zur Ausscheidung. Wird die Arbeit in ermüdetem Zustand fortgesetzt, wie dies ja unter verschiedenen Umständen, Gefahr, Arbeitsdrang u. a., notwendig werden kann, so tritt Erschöpfung ein, die nur durch Nahrungszufuhr und länger dauernde Ruhe wieder behoben wird.

In ermüdeten Tiermuskeln hat man auch ein besonderes bei ihrer Tätigkeit entstehendes Ermüdungsgift gefunden, das, einem frischen Tiere eingespritzt, Ermüdungserscheinungen bei demselben hervorruft.

Durch kräftigen Willenseinfluß, wie er durch die Verhältnisse gefordert werden kann, wird das Ermüdungsgefühl vermindert oder vorübergehend ganz aufgehoben, so daß noch für längere Zeit ersprießliche Arbeit geleistet werden kann.

Die Muskeln entnehmen die zu ihrer Tätigkeit notwendigen Betriebsstoffe nicht bloß dem aus dem Nahrungskanal (Magen und Darm) direkt auf dem Wege durch das Herz und die Lungen, die Lymphbahn und das Herz und die zu ihnen führenden Schlagadern ihnen zuströmenden Blut, vielmehr mengt sich diesem je nach Bedarf Kohlenhydrat bei aus dem besonderen Aufspeicherungsorgan für solches, der Leber. Die in der Nahrung aufgenommenen Kohlenhydrate des Brotes und anderer Speisen werden im Verdauungskanal in Traubenzucker umgewandelt, der, zur Leber auf kürzestem Wege durch die Pfortader gelangend, in den dafür besonders eingerichteten Leberzellen in ein anderes Kohlenhydrat, das Glykogen, umgewandelt, in ihnen aufgespeichert wird.

Vergleichen wir den tierischen und menschlichen Körper mit einer Dampfmaschine, einer Eisenbahnlokomotive z. B., so stellt die Leber für den Körper das dar, was für die Lokomotive der Tender, der Kohlenvorratswagen, ist, aus welchem durch den Heizer, vom Lokomotivführer beauftragt, Kohlen dem Feuerungsraum zugeführt werden. Wer vertritt nun im Tierkörper des Heizers Stelle? Es ist dies das Blut, das dem Glykogenspeicher, der Leber, Glykogen entnimmt, das sofort durch ein sogenanntes Enzym wieder in Traubenzucker zurückverwandelt, nun in der erforderlichen Menge den Muskeln zugeführt wird. Und wer hat die Aufgabe des Lokomotivführers? Diese hat das Nervensystem, das die von den tätigen Muskeln ihm gemeldeten Bedarf als Befehl an die Leber übermittelt. So fein sind diese verschiedenen Vorgänge aufeinander eingestellt, daß, wenn ein Muskel Glykogenzufuhr bedarf, die nötige Menge sofort an das aus der Leber nach dem Herzen

Digitized by Google

strömende Blut abgegeben wird, welchem dann der Muskel das, was er davon braucht, entnimmt. Tritt der Muskel wieder in Ruhe, so vermittelt wiederum das Nervensystem durch seine Leitungsbahnen den Stillstand der Glykogenabgabe aus der Leber.

Der gesunde, genügende Nahrung erhaltende in irgendeinem Betriebe oder Berufe Arbeitende, der mit aufmerksamer Hingabe tätig ist, bedarf aber nicht nur Nahrung und guten Willen zur Arbeit, er wird durch Freude an seiner Arbeit und an dem Erreichten auch in frohe, anspornende Stimmung versetzt. Je nach seiner Veranlagung findet er auch bald allerlei Vorteile durch veränderte Arbeitsweise heraus, die ihm die Arbeit erleichtern, Zeit sparen und damit seine Leistungen in der Zeiteinheit und seinen Verdienst erhöhen. Wie groß ist nicht die Zahl solcher, die, aus kleinsten Verhältnissen stammend, mit einfachster Arbeit beginnend, durch ernste völlige Hingabe an dieselbe Verbesserungen im Arbeiten und an den Arbeitsgeräten ersannen und, auf diesem Wege weiter fortschreitend, immer größere Erfolge erzielten und allmählich eine Weltstellung erreichten! Nur die Namen Krupp und Carnegie seien genannt, aber in Europa wie in Nordamerika ist die Zahl solcher Heroen der Arbeit eine sehr große.

Die Vervollkommnung der Art und Weise, wie eine bestimmte, sich fortwährend wiederholende Arbeitsleistung ausgeführt wird, vereinfacht und erleichtert die Ausführung und führt bei mancherlei Arten von Arbeit dazu, daß die Tätigkeit der Finger oder ganzer Gliedmaßen, die zuerst durch gespannte Aufmerksamkeit geregelt werden muß, allmählich so geübt und sozusagen zur anderen Natur wird, daß sie, einer Maschine ähnlich, das Erforderliche vollbringt. Wer hätte es nicht schon mit Staunen beobachtet, wie an einem Tisch, an welchem zahlreiche Arbeiterinnen Briefumschläge zu falten haben oder Zigaretten wickeln, diese Hände- und Fingerarbeit schnell vor sich geht, ohne daß die Mädchen darauf zu achten scheinen und sich lebhaft dabei unterhalten können? Oder Frauen die den Faden durch die am Boden kreisende Spindel sich aufwickeln lassen, während sie dabei spazieren gehen und sich mit Begleitenden unterhalten?

Durch einen ähnlichen Vorgang, wie er bei der Zuführung des erforderlichen Kohlenhydrates aus der Leber zu den Muskeln geschildert wurde, durch Vermittlung des Nervensystems, kommt auch diese merkwürdige Vereinfachung der Arbeitstätigkeit zustande. Das Gefühlsvermögen der Haut, der Finger und Glieder, der Muskeln selbst bei ihrer Zusammenziehung und Erschlaffung, der Gelenke in bezug auf die Gliedabschnitte, die sie verbinden, ist es, wodurch Erregungen nach den Umschalteorganen des Zentralnervensystems geleitet und in diesen auf die betreffenden Muskeln, ganz genau nach Bedarf, übertragen und umgeschaltet werden. Das Bewußtsein spielt dabei mit der Zeit kaum mehr eine Rolle. Nur eine Störung in dem eingewöhnten Rhythmus kommt zur Wahrnehmung und diese fordert zum Ausgleich auf. Welch große Wirkung überhaupt bei allen in regelmäßiger

Digitized by Google

Art fortzuführenden Arbeiten der Rhythmus spielt, dafür haben wir bei feineren wie bei gröberen Arbeiten, beim Drehen einer Kurbel, beim Mähen, beim Dreschen, beim Emporziehen und Fallenlassen eines schweren Gewichtes zum Einrammen von Pfählen in den Boden und allerlei anderen ähnlichen Tätigkeiten viele Beispiele. Der Rhythmus derartiger zum Teil sehr viele Muskelgruppen in Anspruch nehmender Arbeit schaltet bis zu einem gewissen Grade das Bewußtsein aus. Die Aufmerksamkeit wird nur durch die durch das Ohr oder das Auge, bei rhythmisch sich wiederholenden Bewegungen der Finger und Hände oder auch der Füße, wie bei einem am Webstuhl arbeitenden Weber, durch die Gefühlsnerven der Haut, der Muskeln und Gelenke dem Gehirn zugeführten Erregungen mitbeteiligt, soweit dies notwendig wird. Bei ganz gleichmäßigem und ungestörtem Fortgang einer solchen Arbeit braucht dies nicht der Fall zu sein. Sofort aber wird die kleinste Störung bewußt und dadurch dann die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Ist dies nicht notwendig, so spielt sich die Arbeit wie ein unbewußt bleibender Reflexvorgang ab, der aufs feinste durch in den dabei in Betracht kommenden Nervenbahnen und im Gehirn und Rückenmark befindlichen Ganglienzellengruppen reguliert und durch die Übung vervollkommnet ist. Der Vorgang schließt sich also anderen im Unterbewußtsein, wie man sagt, sich abspielenden Vorgängen an.

Das, was bei feiner Finger- und Händearbeit zu beobachten ist, erinnert an die bei Tieren vorhandenen, so wunderbaren Instinkte. Doch geht es bei diesen noch viel weiter. Gibt es doch bekanntlich, besonders bei den Insekten, Instinkte, für welche in der gleichen Tierart die Instinkte für bestimmte Tätigkeiten verteilt sind, so daß bei Bienen und Wespen ein Teil der gleichen Familie nur mit dem Arbeitsinstinkt, ein anderer für den zur Aufsuchung und Einbringung der Nahrung, bei manchen ein Teil zum Füttern der im Wohnbau Bleibenden, ein anderer zur Abwehr und zum Schutz der Gemeinde oder des sogenannten Tierstaates die erforderliche Einrichtung und Ausrüstung besitzt. Hier ist der Instinkt auch vielfach an deutlich erkennbare Unterschiede im Bau des ganzen Körpers oder einzelner Körperteile gebunden.

Über eine derartige Festlegung in seiner Organisation ist der Mensch erhaben, ihm ist eine weitgehende Freiheit in seinen den Erfordernissen der Umgebung, zu welcher er in irgendeiner Beziehung steht, zu fassenden Willensentschließungen und deren Ausführung verliehen.

Durch die großen Fortschritte, welche in England und in den Vereinigten Staaten erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die Erfindung maschineller Einrichtungen und deren Ausgestaltung und Verbesserung gemacht worden sind, ist für viele Arbeiten dem Arbeiter viel abgenommen oder erleichtert worden. Mancherlei Arbeit ist auch so umgestaltet worden, daß der Arbeiter dem zu Leistenden gegenüber eine ganz andere Aufgabe als ehedem bekommen hat. Da außerdem für die Herstellung eines

Digitized by Google

Ergebnisses zahlreiche Arbeiter durch eine Maschine ersetzt werden, empfinden die Arbeiter vielfach nur die Nachteile, die ihnen daraus vorübergehend erwachsen, ohne den großen Vorteil, den die Menschenarbeit als solche dadurch erfährt, gebührend zu berücksichtigen. Es ist daher eine vielfach gemachte und sich immer wiederholende Erfahrung, daß das Aufgeben gewohnter Tätigkeit und eingebürgerter Verhältnisse in einem Arbeitsbetrieb oder in sonstigen wirtschaftlichen oder Verkehrsverhältnissen die zunächst daran Beteiligten in Mißstimmung versetzt, ja hier und da zum Widerstand und selbst zur Zerstörung neu eingerichteter Betriebe geführt hat. So hat auch die von Taylor in den Vereinigten Staaten auf Grund sorgfältiger Untersuchungen über die Art, wie eine bestimmte Arbeit am besten mit geringster Anstrengung des Arbeiters und in kürzester Zeit ausgeführt werden kann, empfohlene Arbeitsmethode zunächst vielfache Anfeindung erfahren. Aber der Weg, den Taylor dabei verfolgt hat, ist der richtige. Die physiologische und psychologische Wissenschaft ist jetzt schon weit genug fortgeschritten, um durch Versuche an einzelnen Menschen festzustellen, wie sich ihr Aufmerksamkeitsvermögen, ihr Gedankenablauf, ihr Gedächtnis, ihre geistige oder körperliche Ermüdung bei der Tätigkeit verhält. Durch die Methoden der experimentellen Psychologie, wie sie durch Wundt, Kraepelin, Hugo Münsterberg und andere ausgearbeitet und erprobt worden sind und wie sie auch während des Krieges zur Prüfung der Fliegerkandidaten bezüglich ihrer Verwendbarkeit angewendet wurden, können auch die verschiedenartigsten Arbeiten in ihrer Erfüllbarkeit und ihrer Beeinflussung des Arbeiters untersucht werden. Mit ihnen hat Münsterberg in Amerika bei Arbeitern in verschiedenen Betrieben Versuche angestellt und in seinem Buche „Psychologie und Wirtschaftsleben" und in dem besonders abgedruckten Auszug aus demselben („Arbeit und Ermüdung") Ergebnisse derselben mitgeteilt.

In ähnlicher Weise wie Taylor hatte schon im Jahre 1900 Abbé, der Leiter der Zeißwerke in Jena, Versuche über Verminderung des neunstündigen auf einen achtstündigen Arbeitstag mit 233 aus 1200 ausgewählten, mindestens vier Jahre im Betriebe tätigen über 22 Jahre alten Arbeitern angestellt. Dieselben haben mit einem Achtstundenarbeitstag die gleiche Akkordarbeit mit den gleichen Lohnsätzen geleistet, wie im vorausgegangenen Jahre mit neunstündiger Tagesarbeit. Der Stundenverdienst im Durchschnitt hatte sich bei der neunstündigen Arbeit auf 62 Pfennig berechnet, bei der achtstündigen war er auf 72 Pfennig gestiegen. Zur Deckung des Ausfalles für die Betriebsleitung würden 8 Pfennig Lohnsteigerung für die Stunde genügend gewesen sein, die Arbeiter erhielten aber 10 Pfennig. Das Ergebnis hatte sich unabhängig vom Willen der Arbeiter allmählich ganz von selbst eingestellt. Erkennbar am erhöhten Stromverbrauch in der Kilowattstunde hatten im Anfang die Arbeiter sich sehr angestrengt, bald aber waren sie zu dem gewöhnlichen Arbeitstempo zurückgekehrt. Für den Betrieb ergab die Ersparnis an Heizung und Licht einen erheblichen Betrag. Abbé hebt auch die durch die Entlastung

Digitized by Google

und das Freiwerden der in den Arbeitern schlummernden Intelligenz für die Volkswirtschaft zu gewinnenden Werte hervor.

Durch die stets fortschreitende Zerteilung einzelner Arbeiten in zum Teil immer einfachere und damit gleichmäßigere Tätigkeiten, sollte man meinen, würde der Geistesanteil an der Arbeit, selbst die bloße Aufmerksamkeit, mehr und mehr ausgeschaltet, so daß dadurch die Arbeit langweilig und ermüdend würde. Zu seinem Erstaunen hat Münsterberg, der viele große Fabriken in Nordamerika mit Rücksicht auf diesen Punkt besuchte, gefunden, daß dies nicht der Fall ist. In einem großen Werke mit 10 000 Angestellten traf er eine Frau, die seit zwölf Jahren Tag für Tag Glühlampen in Reklamezettel einzuwickeln hatte und die Einzelarbeit durchschnittlich 13 000 mal im Tag wiederholte, dabei 25 Glühlampen in 42 bis 44 Sekunden einpackte. Sie war eine Deutsche und versicherte Münsterberg in der Unterhaltung, daß sie die Arbeit interessant fände und dabei fortwährend in Spannung sei, wie viele Schachteln sie mit den Lampen bis zur nächsten Pause füllen könne. Also eine zeitweise wohl etwas stärkere Anteilnahme des Gehirns bei dieser ganz gleichmäßigen Arbeit. Es gäbe, sagte sie, dabei immer etwas zu bedenken. Ähnliches erfuhr Münsterberg auch in anderen großen Fabriken.

Eingehenderes Studium der Natur läßt uns wichtige und sehr lehrreiche Kenntnisse und Erfahrungen sammeln, die anregend und leitend auch auf unser Verhalten untereinander, einzelne wie Völker und Staatswesen, wirken können. Es ist daher nur als ein erfreuliches Zeichen zu betrachten, daß auch in dem Industriearbeiterstand das Bedürfnis und der Wunsch zum Ausdruck gebracht wird, sein Wissen auch auf höheren wissenschaftlichen Gebieten zu vervollkommnen. An allen Universitäten sind sogenannte Volkshochschulkurse eingerichtet worden. Wieviel in bezug auf naturgeschichtliches und historisches Gebiet kann da nicht in Zukunft durch Verwendung der Lichtbilder- und kinematographischen Vorführung von Ereignissen und pflanzlichen und tierischen Lebensvorgängen geleistet werden! Kinos, die jetzt vielfach als die Moral und den Geschmack der Volksmassen schädigende Einrichtungen angesehen werden müssen, könnten im wahren Sinn des Wortes erzieherisch wirken und den Schulunterricht in Erd- und Völkerkunde, wie auf den verschiedensten naturwissenschaftlichen Gebieten ergänzen.

Wie in der Tätigkeit der Tiere und der Menschen von den ersten und einfachsten Bemühungen, die zum Unterhalt des Lebens notwendigen Nahrungs- und Schutzmittel sich zu verschaffen, eine mit der Zeit immer weitergehende Verteilung der Einzeltätigkeiten der Individuen und bei der Familien- und Staatenbildung von kleineren und größeren Gruppen je nach den Erfordernissen des Daseins, zur Entwicklung und Ausbildung gekommen ist, so finden wir das gleiche auch in bezug auf die Organisation aller Lebewesen überhaupt. Von niedrig organisierten Pflanzen und Tieren an bis hinauf zum Menschen können wir das Bild des Staates mit seinen vielerlei für seine Existenz und sein tätiges Leben notwendigen Einrichtungen verfolgen: von

Digitized by Google

der scheinbar einfachen, schon ein sehr vieltätiges Gebilde darstellenden Zelle, die im Verlauf ihrer Entwicklung zuerst nur eine durch Teilung sich vermehrende, ganz gleichartig aussehende Masse darstellt, zu der nach ganz kurzer Zeit erfolgenden bestimmten Gruppierung der durch Teilung sich vergrößernde Zellenmasse in mehrere Schichten, die eine bestimmte Form annehmen und bei genügender und geeigneter Nahrungszufuhr zu der Entwicklung einzelner Zellgruppen nach ihnen innewohnenden strengen Gesetzen zu Organen mit verschiedener Form und Tätigkeit der sie bildenden Zellen, bis zum fertigen Körper. In diesem sind alle Einzelteile durch das Nervensystem und durch die Leitungskanäle für die Ernährungsflüssigkeiten wie für die Ausscheidung des nicht mehr Brauchbaren in geordneter Verbindung miteinander. So stellt sich uns eine im Laufe von vielen Jahrtausenden zur Entwicklung gekommene Lebewelt dar, in welcher unter den Einzelgruppen ein fortwährender Kampf ums Dasein vor sich geht, im Einzelwesen aber ein wunderbares, für seine Erhaltung und für seine Tätigkeit geordnetes Aufeinander- und Miteinanderwirken der verschiedenen Organe vorhanden ist.

Wie verschieden davon stellt sich ein Staatswesen der Menschheit dar, in welchem durch Wirkungen von außen oder durch Vorgänge im Innern das zweckmäßige Zusammenwirken der einzelnen Organe so leicht eine Störung erfährt! Auch im pflanzlichen und tierischen Zellenstaat können solche Störungen auftreten: nicht bloß durch von außen in den Körper von Pflanzen oder Tieren eindringende Feinde können das normale Gefüge und geordnetes Zusammenarbeiten aller Organe gestört und eine Art Aufruhr in ihm hervorgerufen werden. In ihnen selbst aus meist unerkannt bleibenden Ursachen entstehende Störungen, einer in einem Völkerstaate auftretenden Unruhe und Umwälzung vergleichbar, können sie in Gefahr, ja zur Auflösung bringen. Dies ist der Fall bei Tieren wie beim Menschen, wenn bösartige Geschwülste, wie ganz besonders krebsartige, sich entwickeln. Dabei können aus frühesten Entwicklungszeiten stammende, nicht in der gesetzmäßigen Weise an der nach ganz bestimmter Richtung sich fortentwickelnden Zellenmasse einzelne zunächst in ihrem Urzustande zurückbleibende Zellen, die, jahre- und jahrzehntelang schlummernd, zwischen ihren weiter zu Organen zusammengefügten Genossen liegen bleiben, auf einmal sich in der ihnen ursprünglich zukommenden Weise vermehren und zu ihre Umgebung verdrängenden oder anderweitig schädigenden Geschwülsten heranwachsen. Nicht immer auf ihren Stammsitz beschränkt bleibend, breiten sie sich auch auf Nachbarorgane aus oder werden durch Vermittlung von Gefäßbahnen auf entfernte Körperteile übertragen.

Dem Zellenstaat der Tiere und des Menschen stehen neben den Schutz- und Abwehrkräften, die in jeder Einzelzelle, wie in dem alle untereinander verbindenden Säfte- und Nervensystem vorhanden sind, auch organisierte körperliche Elemente zu Gebote, die wie im Staate eine Militär-

Digitized by Google

macht bei Gefährdung von außen, bei Verletzungen oder bei Eindringen von Kleinlebewesen sofort zur Abwehr in Tätigkeit treten. Als Schutz- und Verteidigungswehr aufgeboten, werden sie in ihren Bildungsstätten nach Bedarf zu unzähligen Mengen vermehrt und auf den Blutbahnen und durch die Vorgänge, die sich an der gefährdeten Stelle abspielen, an diese hingebracht, um die Heilung einer Wunde zu fördern oder Eindringlinge zu vernichten oder sonstwie unschädlich zu machen. Es sind dies die sogenannten weißen Blutkörperchen, die im Knochenmark und in dem Lymphdrüsensystem ihre Ursprungsstätte haben.

In den letzten zwei Jahrhunderten, insbesondere aber im letzten Jahrhundert, hat sich die Arbeitstätigkeit bei allen Kulturvölkern so außerordentlich vervielfältigt, sie ist teilweise so umgestaltet worden nicht bloß für die hauptsächlich mit Muskeltätigkeit Arbeitenden, sondern zum Teil auch für die sogenannten Geistesarbeiter, daß eine Verallgemeinerung des Grundsatzes eines achtstündigen Arbeitstages zu den größten Schwierigkeiten führen müßte, wenn er, wie gewisse Parteien wollen, zwangsweise, also unter Beaufsichtigung, ganzen Bevölkerungsklassen zugemutet werden sollte, auch vom rein gesundheitlichen Standpunkte aus, ganz abgesehen vom Einfluß auf die persönliche Freiheit des einzelnen.

Etwas ganz anderes ist es ja, die Arbeitszeit gesetzlich zu beschränken in Betrieben, in welchen Tausende von Arbeitern in selbst tadellos in bezug auf gesundheitliche Bedingungen eingerichteten Räumen verschiedenartige Arbeiten zu verrichten haben, als diese Beschränkung auch den auf dem Lande im Freien oder im Walde Beschäftigten aufzuerlegen. In erster Linie sind selbstverständlich die zu berücksichtigen, welche unter der Erde in teilweise wegen der Tiefe der Bergwerke sehr warmen und engen Gängen, oder die, welche in Fabriken verschiedenster Art der Hitze der Öfen oder glühender Metalle ausgesetzt, schwere Arbeit verrichten müssen. Für solche ist eine Beschränkung der Arbeitszeit auf teilweise viel weniger als acht, vielleicht auf sechs oder noch weniger Stunden zu wünschen. Das zu Leistende muß bei nicht zu unterbrechendem Betriebe in Arbeiterschichten, die sich ablösen, geleistet werden. Nicht bloß die Ermüdung, die bei jeglicher Art Arbeit nach gewisser, bei verschiedenen Menschen je nach Alter und Körperzustand verschiedener Zeit auftritt, ist hier für das Einhalten einer beschränkten Arbeitszeit maßgebend, sondern auch der mit dem Betrieb unvermeidliche Einfluß auf die Gesundheit.

So ist schon jetzt die große und so wichtige Frage der Arbeitszeit in industriellen Betrieben der verschiedensten Art in sehr weitgehendem Maße geklärt und in ihrer wirtschaftlichen wie auch in gesundheitlichen Beziehungen zu durchführbaren Normen gelangt.

Etwas sehr Verschiedenes aber ist es, einen Achtstundenarbeitstag, wie er seit dem Ende des Völkerkrieges, soweit er als solcher mit den Waffen geführt wurde, auf allen möglichen Gebieten, im Beamtentum, in der Landwirtschaft,

Digitized by Google

im Seewesen, ja im Hauswesen der Familien in verschiedenen Kulturländern versucht und da und dort eingeführt wurde, zum Gesetz zu erheben. Kommen dabei doch eine Menge anderer Faktoren in Betracht, die sich mehr oder weniger in den Vordergrund drängen und als ausschlaggebend zu betrachten sind. So hat ja schon im Seewesen auf der internationalen Arbeitskonferenz, die kürzlich in Genua abgehalten wurde, eine Einigung über den Achtstundenarbeitstag nicht erzielt werden können. Wo Klima, Wind und Wetter, die Arbeitsbetriebe und deren Ergebnisse so mächtig und für das Leben nicht bloß einzelner, sondern ganzer Volksmassen so eingreifend mitspielen, wird je nach dem Bedarf und der Lebensnotwendigkeit von Fall zu Fall länger oder kürzer oder mit häufigerer Unterbrechung und Abwechslung gearbeitet werden müssen. So haben englische Ärzte in letzter Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß die Tätigkeit der Maschinenschreiberinnen große gesundheitliche Gefahren mit sich bringe durch das andauernde Sitzen in vorgebeugter Stellung, die ermüdenden raschen Bewegungen der Finger, Hände und Arme und die angespannte Aufmerksamkeit. In einem in London von einer Anzahl führender Industrieller zu begründenden Nationalinstitut für praktische Psychologie solle diese Berufstätigkeit besonders berücksichtigt werden.

Demgegenüber ist häusliche Arbeit, wie tätige Hausfrauen oder häusliche Dienstboten sie zu verrichten haben, durch die dabei notwendige Abwechslung und die mancherlei Inanspruchnahme verschiedenster Muskelgruppen ebenso wie der Gehirntätigkeit für die Gesundheit sehr förderlich. Und wie im häuslichen Familienleben, so auch in jedem Berufsleben, in welchem das Bewußtsein der Verantwortlichkeit eine hervorragende Rolle spielt, kommen ja noch auch auf ganz anderem Gebiet liegende Einflüsse zur Geltung, vor allem die Pflichten, welche Eltern und Kinder sich gegenseitig, dienende Hausgenossen ihren Vorgesetzten, der Beruf einem Beamten, welche Kranke und Gebrechliche ihren Ärzten und Pflegern auferlegen. Wie viele dieser großen Gruppen von Arbeitenden, die nicht nur mit ihrer Hände Arbeit, sondern mit geistiger, oft das Gemüt erschütternder, nicht selten auch sehr gefahrvoller Tätigkeit ihr Tagewerk vollbringen, gelangen bei weitem nicht einmal zu einer vier- bis sechsstündigen Nachtruhe, geschweige denn zu einem nur achtstündigen Arbeitstag!

Viel häufiger wie im Pflanzen- oder Tierstaate versagen aber Schutz- und Abwehrkräfte in den menschlichen Staatswesen. Die dem Menschen zustehende Freiheit der Entschließungen, die größere Beeinflußbarkeit derselben durch seelische Vorgänge und äußere Einwirkungen auf sie bringen es mit sich, daß das Zusammenhalten zur Abwehr versagt und die den Zusammenhang auflösenden Mächte das Übergewicht gewinnen, wie wir dies ja leider an unserem Staatskörper haben erleben müssen. Auch jetzt wieder, wie schon so oft, erschallt auch der Ruf, dessen Idee ja viel älter ist als Jean Jacques Rousseau, der ihn zuerst im Jahre 1753 durch seinen „Discours sur l'inégalite" wieder wachgerufen hat, Gleichheit aller Men-

Digitized by Google

schen als vornehmstes Menschenrecht. Die fortschreitende Ungleichheit, die Vielseitigkeit und immer weitergehende Verteilung der Organisationen und Fähigkeiten beim einzelnen wie in den Staatswesen als Weg des Fortschrittes zu Höherem und Besserem hat diesen Ruf nie gebührend berücksichtigt. Eine ideale Gleichheit, aber auch dann nur kleiner Menschengruppen, würden wir uns in den allerersten Stadien der Kultur, etwa in der Steinzeit, vorstellen können. Daß auch in der Jetztzeit der Lockruf „Gleichheit" auf große Volksteile mächtig, wenn auch vorübergehend wirken kann, haben wir in den letzten Jahren erlebt. Aber der Versuch, der in größtem Stil in Rußland gemacht ist, sie mit Gewaltmitteln, wie sie nie zuvor in Anwendung gebracht worden sind, ins Leben zu rufen, hat in seinen Wirkungen schon bald dazu geführt, daß das Prinzip alles Lebens, das der Verteilung der Kräfte, sich geltend machte, daß immer wieder einzelne die Herrschaft über die Masse erlangten.

Schon im Pflanzenreich sehen wir ja, wie diejenigen Einzelwesen oder Gruppen, die vermöge ihrer Organisation den sie umgebenden Einflüssen am besten angepaßt, den weniger Begünstigten den Boden wegnehmen; bei den Tieren mit ihrer freien Bewegungsfähigkeit und durch Bewußtsein geleiteten Betätigungen kommt es dann zu einem Kampf auf Leben und Tod um ihre Daseinsbedingungen. Nicht anders beim Menschen. So traurige und schmerzvolle Seiten diese Erkenntnis auch hat, sie zeigt uns doch andererseits, daß nur auf diesem Wege ein Fortschreiten zu höheren Zielen möglich ist. Aber ein Kampf im gewöhnlichen Sinn des Wortes braucht es ja nicht unter allen Umständen zu sein. Durch Verständigung und Übereinkommen lassen unter Einzelmenschen und unter Völkern Zwistigkeiten sich schlichten, wobei der eine viel, der andere weniger nachgeben muß, aber die Gesamtheit den Vorteil friedlichen Lebens und Arbeitens behält. So wird auch im Wirtschaftsleben zwischen Arbeitern und Unternehmern, welche den ersteren die Arbeitsmöglichkeit schaffen, das Ziel mit allen Mitteln verfolgt werden müssen, daß beide durch gegenseitige Rücksichtnahme auf ihre Interessen in friedlicher Zusammenarbeit sich gegenseitig fördern. Daß „gleiches Recht für alle" nicht gilt in bezug auf die ja an sich schon so verschiedenen Lebensgüter und Betätigungen im Leben, daß der in einer Tätigkeit Ausgebildete und Erfahrene eine bessere Bewertung seiner Tätigkeit beanspruchen darf als der Ungelernte, und eine leitende Stellung in einem Arbeitsbetriebe einnehmen muß, um diesen in geordnetem Gang zu erhalten, das sind Erfahrungen, die so vielfältig zu allen Zeiten festgelegt worden sind, daß man nur mit Staunen es miterlebt, wenn immer wieder aufs neue große Volksteile erst durch eigene Erfahrungen, wie sie jetzt in Rußland gemacht werden, auf den richtigen Weg zurückgeführt werden.

Ein Recht aber, das alle Menschen beanspruchen können, ist das, daß jeder einzelne die ihm überkommenen Gaben in körperlicher wie in geistiger Beziehung zu möglichster Entwicklung bringen darf und soll. Er

Digitized by Google

wird sich dabei den Umständen anzupassen, auf seine das gleiche Recht für sich in Anspruch nehmenden Nebenmenschen Rücksicht nehmen müssen, sich auf diese Weise zu einer Persönlichkeit zu entwickeln die Aufgabe haben. Nur in dem natürlichen Wettkampf mit anderen ist dies möglich, und wie in den Spielen, in denen unsere Jugend sich zu tüchtigen kräftigen Männern und Frauen auszubilden bestrebt ist, nur die Unterordnung des einzelnen an der Stelle, in welche er durch die Spielleitung eingefügt ist, unter den oder die Vorgesetzten zum Erfolg und zum Siege erforderlich ist, so muß auch in jeder Lebensstellung, welcher der einzelne angehört, von jedem dazu Gehörigen die durch die Organisation derselben und deren Aufgaben bestimmte und geforderte Gliederung streng beachtet werden. Je nach den in seiner Tätigkeit für das Ganze zutage tretenden Fähigkeiten wird er unter seinen Mitarbeitern emporrücken und allmählich oder auch rasch in eine leitende Stellung gelangen. Der Wahrspruch, welchem das Prinzip, daß nur im Wettstreit ein Fortschreiten zu Höherem und Vollkommenerem gewährleistet ist, zugrunde liegt und den in Homers Ilias Hippolochus seinem Sohne Glaukos auf seinen Lebensweg mitgab, gilt auch heute noch für jung und alt, insbesondere für die, denen unsere Zukunft und der Wiederaufbau unseres so schwer daniederliegenden Vaterlandes als Erbe anvertraut ist:

„*αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων.*" „Immer der Beste zu sein und vor den anderen sich hervorzutun."

Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister

Mitgeteilt von

Gustav Mayer

(Schluß)

Bremen, 6. Dezember 1840.

Alleruntertänigstes Danksagungsschreiben des mit dem gelben Kuvertorden allergnädigst begnadigten F. Engels.

Wohlgebornes, hochzuverehrendes Fräulein!

Der alleruntertänigst Unterzeichnete, den Ew. Wohlgeboren unverdientest mit dem gelben Kuvertorden zu beleihen allergnädigst geruhten, verfehlt nicht, allergehorsamst seinen allerergebensten Dank zu allerhöchst dero erhabenen Füßen niederzulegen.

Alleruntertänigster selber hat auch nicht umhin können, die hohe Gnade zu bewundern, nach welcher Allerhöchstdieselben das begleitende Handbillett dero dienstwilligstem Knechte offen und aller Welt zugänglich zugehen ließen, so daß jedermann sich von der hohen Gnade überzeugen konnte, welche Dero erhabene Milde und umfassende Weisheit mir geruhten zuteil werden zu lassen.

Digitized by Google

Schließlich empfiehlt sich Dero gnädigstem Andenken Allerhöchstdero in tiefster Ehrfurcht ersterbender alleruntertänigster

Fr. Engels.

Ich habe Deinen Brief offen bekommen. Die elende Oblate war abgesprungen.

Liebe Marie!

Um aus der Form zu fallen, die ich für die erste Seite dieses Briefes gewählt hatte, bin ich Dir gar nicht dankbar für die schlechten Oblaten, mit denen Du Deine Briefe versiegelst, und die halbwegs aufspringen. Mit welchem Couvertorden Du mich beglücken willst, ist mir einerlei, aber hau' ein reelles Petschaft drauf in des Kuckucks Namen, daß die Geschichten nicht schon in Mainz auseinanderfallen. Vorgestern war der Anna[1]) ihr Geburtstag oder gestern, das weiß ich nicht, ich hab' ihn gestern gefeiert in Schwachhausen mit einer Portion Kaffee, kost' mich 6 Grote, ist das nicht brüderliche Liebe? Sonnabend vor 8 Tagen, als ich 20 Jahr' wurde, feiert' ich meinen Geburtstag mit Zahnschmerzen und einer dicken Backe, welches mir infame Pein machte. Auch wirst Du gehört haben, daß Napoleons Leiche in Frankreich angekommen ist, hei, das wird ein Skandal werden! Ich wollt', ich wäre jetzt in Paris, das ist ein Witz! Liest Du auch die Zeitung? Hast Du an Krieg geglaubt? Was denkst Du vom Ministerium Guizot und Soult? Singst Du auch das schlechte Lied: Sie sollen ihn nicht haben?,[2]) während Du, wenn Du weit gucken kannst, die französische Grenze jenseits des Rheins sehen kannst. Wir haben jetzt Fechtstunde, ich schlage alle Woche viermal, heut mittag auch wieder. Auf der anderen Seite kannst Du mich beschauen, wie ich haue. [Hier folgt die große Zeichnung einer Fechtstunde.]

den 8. Dezember.

Gestern hatte ich höllisch viel zu tun und heut morgen auch. Jetzt will ich diesen Brief an Dich schließen und dann werd' ich wohl zum Kaffeetrinken kommen. Hörst Du, zu Weihnachten machst Du mir eine neue Zigarrentasche, und zwar schwarz, rot und gold, das sind die einzigen Farben, die ich leiden mag.

„Rot wie die Liebe sei der Brüder Zeichen,
Rein wie das Gold der Sinn, der uns durchglüht,
Und daß wir auch im Tode nimmer weichen,
Sei schwarz das Band, das unsre Brust umzieht."

Aus einem verbotenen Studentenliede. Hier haben einige Schafsköpfe einen Verein gestiftet, wo sie Reden halten, und da soll ich einmal hospitieren

[1]) Anna Engels, später vermählt mit Adolf Friedrich v. Griesheim, Friedrich Engels vierte Schwester, wurde geboren am 5. Dezember 1825, sie starb schon 1853.

[2]) Für Engels Stellung zu dem europäischen Konflikt von 1840 vgl. Gustav Mayer, Friedrich Engels. Eine Biographie. Bd. I. Berlin 1920, S. 51 ff.

Digitized by Google

und nolens volens auch eine Rede halten. O weh, das wird schönes Zeug werden. Übrigens kann ich sehr gut predigen, auch ohne vorher drauf studiert zu haben. Und wenn's aufs Lügen ankommt, da bin ich gar nicht still zu kriegen, das geht in einem fort. Wenn ich auf dem Landtag wäre, so ließe ich keinen zu Worte kommen. — Ich habe mich jetzt in meinem Schnurrbart malen lassen und damit Du siehst, wie ich aussehe, kopiere ich das Bild. [Hier folgt eine Zeichnung seines Kopfes mit einer Zigarre im Mund.] Du siehst, daß ich gemalt bin, als ich wütend war. Die Zigarre wollte nämlich nicht ziehen. In diesem Augenblick erschien ich so geistreich, daß der Maler mich beschwor, ich sollte mich in dieser Situation malen lassen. Ich legte mir alle schlechten Zigarren zurück, und jedesmal, wenn ich wieder saß, rauchte ich ein solches gräßliches Ding. Das war mir die größte Pein.

Freue Dich, daß Du nichts mit Musterkisten zu tun hast! Das ist ein Unsinn und eine Konfusion erster Klasse, da kann man den ganzen Tag auf dem Packhausboden am offnen Fenster stehen in dieser Kälte und Leinen packen, das ist das Fürchterlichste, und zuletzt kommt doch nur Unsinn dabei heraus.

Meine teure Schwester, ich bin Dein ergebner. [Hier zeichnet er sich im Frack mit Zylinder in der Hand.]

Friedrich.

*

[Bremen], den 21. Dezember 40.

Liebe Marie!

Ich kann mich nicht enthalten, Dir meinen Dank für die schöne Zigarrentasche zu sagen, an der nichts fehlt, als daß sie nicht schwarzrotgold ist. Sie ist zufällig schon heute in meinen Besitz gekommen und gleich in Tätigkeit gesetzt worden. — Es ist hier ungeheuer kalt gewesen, den ganzen Dezember hat's in einem fort gefroren und friert noch, die Weser ist zu bis Vegesack, vier Stunden von hier, was äußerst merkwürdig aussieht. Dieser Tage waren ein paar Barmer hier, da haben wir ein famos fideles Leben geführt, alle Kneipen visitiert, stets das Glas gerührt und zuweilen einen kleinen Spitz verspürt. Inliegend findest Du einen Mahnbrief von meinem ehemaligen spanischen Lehrer, wenn Du ihn verstehst, so will ich Dir einen neuen Hut schenken. Vielleicht ist doch jemand in Eurer Pension, der so viel Spanisch versteht, und mir liegt das Ding hier im Wege. — Übrigens weiß ich kaum, was ich Dir schreiben soll, eine Zuckerfabrik ist hier abgebrannt, und der Alte will nicht aus dem Comptoir gehen, obwohl ich wirklich schmachte nach einer Zigarre. —

den 23.

Gestern abend hatten wir Paukstunde, als die saubere Nachricht kam, es sei schon wieder Feuer, und zwar in der Neustadt. Aus Pflichtgefühl gingen wir hin, und als wir hinkamen, war es schon aus. Das hat man davon. Man soll immer hübsch zu Hause bleiben, bis es einem auf die Nase brennt. Die Mutter hat mir zu Weihnachten eine Anweisung auf Goethes sämtliche Werke

Digitized by Google

geschickt, ich habe mir gestern gleich die zuerst erschienenen Bände geholt und gestern abend bis 12 mit dem größten Genuß in den Wahlverwandtschaften gelesen. Das ist ein Kerl, der Goethe! Wenn Du noch so ein Deutsch schriebst wie der, so wollt' ich Dir alle fremden Sprachen gern erlassen. Übrigens ist es sehr überflüssig, daß Du einen Rand läßt, wenn Du an mich schreibst, die Oktavseiten sind schmal genug, und von dieser bequemen Manier, viele Seiten vollzuschreiben, ohne viel zu schreiben, mag ich nichts hören. Wonach zu achten! sagt Professor Hantschke.[1]) —

den 24.

Du wirst jetzt in einer ungeheuren Aufregung sein, das kann ich mir denken, und großartige Hoffnungen. Ich bin begierig, was da herauskommen wird. Du wirst mich doch mit erster Post von diesem wichtigen Vorgange in Kenntnis setzen? Ich werde dafür sorgen, daß es gleich hier in die Zeitung kommt . . .

Hier nebenbei sind einige Züge, Schwänke und Unterschriften, wodurch ich meinem auf seine vierkantigen Züge stolzen Jüngsten die Gewandtheit meiner Hand bewies.

den 28. Dezember.

Die Weser ist jetzt ganz zugefroren, so daß man mit Wagen darauf spazieren fährt. Ich glaube, daß man bis Vegesack, was auf der Weser fünf Stunden sind, Schlittschuh laufen könnte. Nachmittags geht der ganze beau monde darauf spazieren, und die Damen schlagen Bahn, um sich von den Herren absetzen zu lassen, was ihnen immer ein großes Pläsier macht. Die Bäume sehen aus, als wären sie von Schnee, so dicht sind sie mit einer weißen Kruste überzogen. — Die Pastorin hat mir zu Weihnachten einen schwarzrotgoldenen Geldbeutel gestickt, und Marie eine schwarzrotgoldene Pfeifentrottel, die sich ganz ungeheuer macht. Heute ist es 9 Grad kalt, das ist ein Leben! Ich mag nichts lieber, als diese kalte wirkungslose Sonne, die über der winterharten Erde aufgeht. Keine Wolke am Himmel, kein Dreck auf der Erde, alles hart und fest wie Stahl und Diamant. Die Luft ist nicht so schlaff und schwindsüchtig wie im Sommer, man fühlt sie jetzt doch, wenn man herausgeht. Die ganze Stadt ist voll Gletscher, die Leute gehen nicht mehr, sie fallen von einer Straße in die andere. Jetzt merkt man doch einmal wieder, daß es Winter ist. Ich hoffe, Ihr lernt in Mannheim unter anderen ersprießlichen Kunststücken auch das Schlittschuhlaufen, damit Du mir nicht als ein frostiges, ofenhockerisches, nicht aus der Stube zu kriegendes Dämlein nach Hause kommst, was ich mir bestens verbeten haben will. Wo Du mir aber so frostscheu ankommst, so werde ich Dich auf einen Schlitten binden, den Pferden brennenden Schwamm ins Ohr legen und Dich so in die weite Welt jagen oder ich binde Dir Schlittschuhe unter und trage Dich mitten auf den Teich und laß Dich da allein krabbeln.

[1]) Professor Hantschke war Engels Lehrer und Pensionsvater in Elberfeld gewesen.

Digitized by Google

Meine sehr liebe Schwester!

Diesen Brief bekommst Du, wenn meine Berechnungen sich nicht schneiden, am Neujahrstage. Ich wünsche Dir zu diesem mir und wohl auch Dir sehr erwünscht kommenden Festtage alles, was Du verlangst, da dieser Wunsch mich nichts kostet, und hoffe, daß Deine Wünsche für mich wenigstens ebenso christlich sein werden. Möge es Dir in dem neuen Jahre ebensogut in Mannheim gefallen, wie es Dir im alten, Deinen Briefen nach, gefallen hat. (Dies schreibe ich für den Fall, daß dieser Brief vorher eine Zensur zu bestehen hat, ehe er in Deine Hände kommt.)

Dein Friedrich.

B. 28. 12. 40.

*

Br.[emen], 18. Februar 1841.

Liebe Marie!

Diesmal sollst Du einen recht schweren Brief bekommen. Ich wollte Dir erst sogar auf Pappdeckel schreiben, damit Du recht viel Porto zu blechen hättest, konnte aber leider kein planiertes Stück bekommen und muß nun auf das schwerste Papier schreiben, das in unsrem Papiermagazin aufzufinden war. Wenn Du nicht weißt, was Paukstunde ist, so zeugt das, daß Du in der Kultur schmählich zurückgeblieben bist; daß Du es aber aus der beigefügten Zeichnung nicht gesehen hast, zeugt auch von natürlicher Beschränktheit, und man sieht, daß nicht nur der Hopfen der Bildung, sondern auch das Malz des Mutterwitzes an Dir verloren ist. In Eurem schlechten Deutsch bedeutet Paukstunde so viel wie Fechtstunde. Ich habe mir jetzt auch ein paar Schläger und Handschuhe angestiegen, die einzigen Handschuhe, die ich habe, denn mit Glacé und dergleichen gebe ich mich nicht ab.

Bei dem Stabat mater dolorosa usw. fällt mir ein, sieh doch einmal zu, ob dieses Ding von Pergolese komponiert ist. Ist es das, so schaffe mir womöglich eine Abschrift der Partitur, wenn Instrumente dabei sind, die brauch' ich nicht, bloß die Singstimmen. Ist es aber von Palestrina oder von einem andern, so brauch' ich's nicht. Übermorgen führen wir den Paulus von Mendelssohn auf, das beste Oratorium, das seit Händels Tode geschrieben worden ist. Du wirst es kennen. Ins Theater geh' ich sehr selten, da das hiesige schändlich schlecht ist, und nur, wenn ein neues Stück oder eine gute Oper, die ich noch nicht kenne, gegeben wird, gehe ich zuweilen hin. —

Seit meinem letzten Briefe haben wir hier eine schöne Überschwemmung gehabt. Das Wasser stand bei Treviranus 12 bis 14 Zoll hoch in meiner Stube, und ich mußte zum Alten flüchten, der mich mit gewohnter Güte beinahe 14 Tage beherbergte. Da aber ging der Tanz erst recht los. Das Wasser stand anderthalb Fuß vor dem Hause, und damit es nicht in den Keller käme, der eine Luke hat, mauerten wir diese mit Kuhmist zu. Aber das maliziöse Wasser lief nun aus dem Keller des Nachbars in unsren durch die Wand, und damit unsere schönen Rumfässer und Kartoffeln und vor allem der wohl-

Digitized by Google

assortierte Weinkeller des Alten nicht ersoff, mußten wir Tag und Nacht pumpen, vier Nächte hintereinander, die ich alle vier durchgepumpt habe. Wilhelm Leupold und ich blieben gewöhnlich zusammen auf, setzten uns hinter den Tisch aufs Sofa, auf dem Tisch einige Flaschen Wein, Wurst und ein großes Stück vom edelsten Hamburger Rauchfleisch. Dabei wurde geraucht, geschwatzt und alle halbe Stunden gepumpt. Es war sehr ergötzlich. Um 5 Uhr morgens kam dann der Alte und löste einen von uns ab. Bei dieser Überschwemmung sind rührende Dinge vorgefallen. In einem Hause vor der Stadt, das bis an die Fenster des untersten Stocks voll Wasser stand, sahen die Leute plötzlich eine ungeheure Masse Ratten anschwimmen, die durch die Fenster hineinkamen und das ganze Haus besetzten. In diesem Hause waren außerdem lauter rattenscheue Frauenzimmer, gar kein Mann, so daß die zarten Damen sich trotz ihrer Angst entschließen mußten, mit Säbeln, Stöcken usw. auf die wilde Horde loszugehen. In einem Hause, das ganz an der Weser liegt, saßen eben die Comptoiristen beim Frühstück, als eine große Eisscholle herabgetrieben kam, die Wand durchstieß und den unbescheidenen Kopf ins Zimmer steckte, worauf denn gleich eine gute Portion Wasser nachfolgte. Jetzt will ich Dir auch eine Neuigkeit mitteilen. Du erinnerst Dich, daß ich Dir einmal sehr geheimnisvoll von einem großen Mittagessen schrieb, welches im Kgl. sächsischen Konsulat gegeben wurde und wobei große Geheimnisse vorfielen. Jetzt kann ich Dir sagen, daß die Person, welcher dieses Mittagessen zu Ehren gegeben wurde, die dame souveraine des pensées, die donna amada mais que la vida von meinem zweiten Prinzipal, dem obenerwähnten Wilhelm Leupold war. Er hat mir während der Überschwemmung seine Ostern erfolgende öffentliche Verlobung offiziell angezeigt, und ich will, im Glauben an Deine Verschwiegenheit, Dir dieses mitteilen, schwatzen aber darfst Du noch nicht davon, denn es wird erst mit Ostern publik. Du siehst, wie sehr ich Dir vertraue, denn wenn Du davon sprichst, so könnte es in drei Tagen sich bis hieher nach Bremen fortgepflanzt haben, da es überall schwatzhafte Frauenzimmer gibt. Und dann käme ich in eine schöne Patsche. — Die Braut W. L.'s heißt Therese Meyer, Tochter vom Stockmeyer in Hamburg. Stockmeyer heißt dieser aber, weil er eine Fabrik von Spazierstöcken hat, wodurch er sich schweres Geld erworben hat. Sie trägt, d. h. nicht die Fabrik, sondern Therese, einen blauen Spenzer und ein helles Kleid, ist 17 Jahre alt und so mager wie Du, wenn Du indessen in Mannheim nicht zugenommen hast. Sie ist noch nicht einmal konfirmiert, ist das nicht schrecklich?

Heute habe ich mir meinen Schnurrbart wieder abgeschnitten und die jugendliche Leiche unter schweren Klagen begraben. Ich sehe aus wie ein Weib, es ist schändlich. Und wenn ich gewußt hätte, daß ich ohne Bart so schändlich aussehe, so hätte ich ihn gewiß nicht heruntergehauen. Als ich mit der Schere vor dem Spiegel stand und die rechte Seite fortgesäbelt hatte, kam der Alte aufs Comptoir und mußte laut lachen, als er mich mit dem halben Schnurrbart sah. Jetzt lasse ich ihn aber wieder wachsen, denn ich kann mich ja nirgends

Digitized by Google

sehen lassen. In der Singakademie war ich der einzige mit einem Schnurrbart und hab' mich immer über die Philister amüsiert, die sich gar nicht genug wunderten, daß ich die Frechheit haben konnte, so unrasiert in anständige Gesellschaft zu gehen. Den Damen hat's übrigens doch sehr gefallen und meinem Alten auch. Gestern abend noch im Konzert standen sechs jugendliche Stutzer um mich herum, alle im Frack mit Glacéhandschuhen, ich stellte mich zwischen sie im gewöhnlichen Rock, ohne Handschuh. Die Kerls haben den ganzen Abend über mich und meine borstige Oberlippe glossiert. Das Schönste ist, vor einem Vierteljahr kannte mich kein Mensch hier, und jetzt kennt mich alle Welt, bloß wegen dem Schnurrbart. O über die Philister!

Dein Friedrich.

*

Berlin, 5. Januar 1842.

Meine liebe Marie!

Mit der ungeheuersten Beschämung mußte ich mich durch Deinen Brief an die lang versäumte Pflicht, Dir zu schreiben, mahnen lassen. Es ist wirklich schändlich von mir gewesen, und das Verbrechen ist gar nicht zu entschuldigen. Darum will ich mich nur gleich dran setzen und Dein vorgestern empfangenes liebes Schreiben beantworten. Gestern hab' ich das Kanonenfieber bekommen.[1]) Ich war nämlich den Morgen über sehr unwohl und schwachmatisch, wurde dann zum Exerzieren bestellt, und wäre bei der Kanone beinah flau geworden, worauf ich mich entfernte und den Nachmittag über ein schändliches Fieber genoß. Heut' morgen war mir besser zumut, aber das Exerzieren wollt' noch nicht recht gehen, doch bin ich jetzt so ziemlich wieder auf dem Schick und habe mir zwei Tage krank geben lassen, wegen katarrhalischen Kanonenfiebers, worauf ich wieder so weit zu sein hoffe, daß ich den Wischer gehörig in den Lauf bringen kann. Übrigens schreib' mir davon nichts nach Haus, das kann zu nichts dienen. Weißt Du, was mir der Doktor fürs Kanonenfieber verordnet hat? Ein Glas Punsch vor Schlafengehen, ist das nicht gute Medizin? Daraus siehst Du, daß ein Kompagniechirurgus weit mehr wert ist, als z. B. ein Dr. Reinhold mit allen seinen Pflastern und spanischen Fliegen, Blutigeln usw., obwohl er lange nicht so viel zu wissen braucht. Aber bei uns werden nur kräftige Mittel angewandt, lauter medizinisches schweres Geschütz, Bomben und Granaten und Vierundzwanzigpfünder. Unsre Rezepte sind sehr einfach, und ich habe mich in Bremen fortwährend damit kuriert. Zuerst Bier, hilft das nicht, Punsch, hilft das auch nicht, ein Schluck Rum, das muß helfen. Das ist Artilleriedoktorei. Ich glaube übrigens, Du lachtest Dich krank, wenn Du mich in der Jacke und den dicken langen Wischer in der Faust am Sechspfünder stehen sähst und um das Rad springen. Meine Uniform ist übrigens sehr schön, blau mit schwarzem Kragen, an dem zwei breite gelbe Streifen sind,

[1]) Engels diente seit dem Oktober 1841 bei dem Garde-Fußartillerieregiment sein Jahr ab.

Digitized by Google

und mit schwarzen, gelbstreifigen Aufschlägen nebst rot ausgeschlagenen Schößen. Dazu die roten Achselklappen mit weißen Rändern, ich sage Dir, das macht einen pompösen Effekt, und ich könnte mich auf der Ausstellung sehen lassen. Neulich habe ich den Poet Rückert, der jetzt hier ist, schändlich dadurch verbiestert gemacht. Ich setzte mich nämlich, als er Vorlesung hielt, dicht vor ihn, und nun sah der arme Kerl fortwährend auf meine blanken Knöpfe und kam ganz aus dem Konzept. Außerdem hab' ich als Soldat den Vorzug, daß ich nirgends anzuklopfen brauche, wenn ich zu jemand komme, auch nicht guten Tag zu sagen oder sonst Komplimente zu schneiden. Es kam einmal einer zum Kapitän und klopfte mit der Säbelscheide unwillkürlich an die Türe; dafür kam er acht Tage in Arrest, weil der Kapitän behauptete, er hätte angeklopft. Du siehst, was ich für ein Mordskerl bin, außerdem werd' ich jetzt bald Bombardier, das ist so eine Art Unteroffizier und kriege goldene Tressen an die Aufschläge; also hab' nur gehörigen Respekt vor mir. Denn wenn ich Bombardier bin, so habe ich allen Gemeinen in der ganzen preußischen Armee zu befehlen, und alle Gemeine müssen vor mir an die Mütze greifen. —

Was schwatzt Du mir in Deinem Brief so viel vom alten Fritz Wilm und vom jungen Fritzchen Wilmchen? Ihr Frauleute sollt Euch nicht in die Politik mischen, davon versteht Ihr nichts. Da Du aber so gern von Deiner teuren Majestät etwas wissen willst, so will ich Dir erzählen, daß Allerhöchstdieselben am 16. dieses Monats nach London abreisen, um Seine königliche Hoheit, den kleinen englischen Prinzen, über die Taufe zu halten, auf der Rückreise vielleicht nach Paris, gewiß aber nach Köln gehen werden, im Frühjahr die silberne Hochzeit Allerhöchst Ihres erhabenen Schwagers, des Kaisers von Rußland, in Petersburg feiern werden, sodann im Sommer sich in Potsdam amüsieren und den Herbst am Rhein zubringen werden, um sich sodann den Winter in Charlottenburg zu amüsieren. Jetzt muß ich ins Kolleg.

den 6. Januar 1842.

Heut' morgen bin ich ausgezogen aus dem vorderen Zimmer in das hintere, weil das vordere an einen Landsmann von mir, einen Juristen aus der Gegend von Köln vermietet ist und sich außerdem schlecht heizt. Das ist kurios. Dies hintere Zimmer ist doch größer als das vordere und doch ist es immer von etwas Feuer warm, während das vordere eiskalt ist. Ich konnt es da vorn mit aller Mühe nicht dahin bringen, daß die Eisblumen von den Fenstern schmolzen, aber hier hinten ist es ein Plaisier, anzusehen, wie das seit acht Tagen gefrorene, fingerdicke Eis wie im Frühling zerfließt und der klare blaue Himmel lustig hereinsieht, nachdem ich ihn solange aus der Stube nicht hatte sehen können. Auch die Kaserne vom zweiten Garderegiment Schwammklöpper (so nennen wir die Infanteristen), der ganze Tierarzneischulenplatz und was dazu gehört, läßt sich wieder sehen.

Wir haben hier eine rheinische Restauration, in der alle unsere heimischen Leibgerichte, die hier sonst kein Mensch kennt, gemacht werden. Jeden Sonn-

Digitized by Google

abend abend wird Reibkuchen gegessen und ein Köpken Kosse dazu getrunken. Gestern hab' ich Äpfel und Erdäpfel gegessen. Unsere alte Erpelssupp, die Du auch wohl noch kennst, spielt eine bedeutende Rolle. So noch eine Masse, das mir jetzt nur nicht einfällt. Heut' mittag gibt's Sauerkraut und Schweinefleisch, worauf ich mich schon freue. Neulich wollt' er uns auch auf Pannhas traktieren, aber der geriet nicht, weil hier kein Buchweizenmehl zu haben ist, und also auch keine Pufferskuchen gebacken werden können, wonach wir schon lange Zeit schmachten.

Sehr schön! Da fängt die Sonne recht an zu scheinen, was mir sehr erbaulich vorkommt. Denn nun werd' ich nach Tisch spazieren gehen, und da Schelling heut' abend nicht liest, den ganzen Abend für mich haben, wo ich dann bedeutend und ungestört arbeiten kann.

Das hiesige Theater ist sehr schön, ausgezeichnete Dekorationen, vortreffliche Schauspieler, aber meist schlechte Sänger. Deswegen geh' ich auch selten in die Oper. Morgen wird ein neues Stück gegeben, Kolumbus von Werder. Der Kolumbus ist derselbe, der Amerika entdeckt hat, und der Werder ist Professor hier an der Universität, derselbe, der die Tiefe der Negation entdeckt hat. Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir, das wird morgen voll im Theater werden und ich werde auch zu dieser Vollheit beitragen. Zwei Akte spielen auf der See, auf einem Schiffe, das soll sehr kurios zu sehen sein. [Hier zeichnet sich Engels in Uniform.] Hier siehst Du mich in Uniform, wie ich meinen Mantel sehr romantisch und malerisch, aber ungeheuer vorschriftswidrig umgehängt habe. Würde ich so über die Straße gehen, so wäre ich jeden Augenblick in Gefahr, in Arrest geschickt zu werden, was doch eben nicht angenehm ist. Denn wenn ich schon auf der Straße nur einen Knopf an der Uniform oder eine Krempe am Kragen offen habe, so kann mich jeder Offizier oder Unteroffizier in Arrest schicken. Du siehst, es ist gefährlich, Soldat zu sein, auch im Frieden. Das Schönste ist, daß wir alle vier Wochen in die Kirche müssen, ich hab' mich aber immer dran vorbeigefudelt, nur einmal nicht; denn da muß man eine Stunde vorher im schweren dekorierten Tschako mit Federbusch auf dem Hofe stehen und dann kommt man nachher recht durchgefroren in die eiskalte Kirche, wo man von der Predigt wieder nichts zu hören bekommt, so schlecht klingt es. Ist das nicht schön? Schreib bald wieder Deinem Bruder

Friedrich.

*

Berlin, 15./16. April 1842.

Liebe Marie!

Dieses zarte Blättchen, welches ich, nachdem es ein halbes Jahr in meiner Mappe gelegen hat, herausziehe und Dir dediziere, wird Dich hoffentlich für die lange Zeit entschädigen, die ich, mit Reue bekenn' ich es, Dich habe warten lassen. Der Herr Hösterey haben mir Dein Brieflein richtig überbracht, nachdem Hochdieselben es vor den Augen der österreichischen Zöllner in der Hosentasche verborgen hatten, wofür Höchst-Sie mich um Verzeihung baten,

Digitized by Google

und zwar in einem sehr schönem Deutsche. Ich kann es nun nicht vor meinem Gewissen rechtfertigen, Dich noch länger warten zu lassen, und schreibe also. Was? Ja, das weiß ich noch nicht. Daß ich heute morgen von 8 bis 1/2 12 Parademarsch geübt habe? Daß ich dabei eine sehr bedeutende Nase vom Herrn Oberstleutnant besehen habe? Daß wir am Sonntag Kirchenparade haben werden? Daß meine guten Zigarren auf sind und das Bier bei Wallmüller seit einigen Tagen sehr schlecht ist? Daß ich jetzt ausgehen muß wegen ein paar Töpfe Ingwer, die ich für Snethlages bestellt habe? Ja, das ist's. Also bis morgen.

Heute als Freitag, 15. April, fahre ich fort. Wir haben ein weit schöneres Wetter bekommen. Vor meinem Hause liegen eine Menge Droschken und halten ihr Standquartier daselbst. Die Droschkiers sind gewöhnlich besoffen und amüsieren mich sehr. Wenn ich also einmal ausfahren sollte, so habe ich das sehr bequem. Ich wohne überhaupt ganz angenehm, eine Treppe hoch, ein elegant möbliertes Zimmer, dessen vordere Wand aus drei Fenstern besteht, zwischen denen nur schmale Pfeiler sind, so daß es sehr hell und freundlich ist.

Gestern, als ich dies geschrieben hatte, wurde ich gestört. Heute kann ich Dir die erfreuliche Nachricht melden, daß wir morgen wohl keine Parade haben werden, weil Seine Majestät der König Allerhöchstdieselben nach Potsdam und Brandenburg zu gehen geruht haben. Welches mir sehr angenehm ist, da ich doch keine Lust habe, mich morgen auf dem verfluchten Schloßplatz herumzutreiben. Hoffentlich kommen wir auf diese Weise ganz an der Parade vorbei. Auch haben wir jetzt ein sehr anmutiges Exerzieren auf dem sogenannten Grützmacher, welcher ein sehr großer Platz ist, wo man bis über die Knie in den Sand versinkt und welcher die schöne Eigenschaft hat, daß er elektrisch ist. Wenn nun die zwölfte Gardefußartillerie-Kompagnie, bei welcher ich stehe und welche auch elektrisch ist, aber negativ, dahin kommt, so stoßen positive und negative Elektrizität zusammen, machen Skandal und Verwirrung in der Luft und ziehen die Wolken an. Anders weiß ich es mir wenigstens nicht zu erklären, daß es immer regnet oder schneit, wenn unsere Kompagnie auf den Grützmacher geht. Übrigens bin ich seit vier Wochen Bombardier, wenn Du dies noch nicht wissen solltest, trage die Tressen und Litzen und den blauen Kragen mit roter Paspelierung. Das verstehst Du nun zwar nicht, aber das ist auch nicht nötig, wenn Du nur weißt, daß ich Bombardier bin, so ist das genug.

Daß der Herr Liszt hier gewesen ist und durch sein Klavierspielen alle Damen entzückt hat, wirst Du wohl noch nicht gehört haben. Die Berliner Damen sind aber so verrarrt gewesen, daß sie sich im Konzert um einen Handschuh von Liszt, den er hatte fallen lassen, komplett geprügelt haben, und zwei Schwestern, deren eine ihn der andern abnahm, deshalb in ewige Feindschaft gerieten. Den Tee, den der große Liszt in einer Tasse stehen ließ, goß sich die Gräfin Schlippenbach in ihr Eau de Cologne-Flakon, nachdem sie die Eau de Cologne auf die Erde gegossen hatte; seitdem hat sie dies Flakon versiegelt und auf ihrem Sekretär zum ewigen Andenken hingestellt und entzückt sich jeden Morgen daran, wie auf einer deshalb erschienenen Karikatur zu sehen ist. Es

Digitized by Google

ist ein Skandal gewesen wie noch nie. Die jungen Damen haben sich um ihn gerissen, und dabei hat er sie alle ganz entsetzlich links liegen gelassen und lieber mit ein paar Studenten Champagner getrunken. Aber in jedem Hause sind ein paar Bilder von dem großen, liebenswürdigen, himmlischen, genialen, göttlichen Liszt zu sehen. Ich will Dir doch auch ein Konterfei davon machen. [Hier zeichnet Engels Franz Liszts Kopf.] Das ist der Mann mit der kamtschadalischen Frisur. Übrigens hat er hier 10 000 Taler verdient, und seine Rechnung im Wirtshause betrug 3000 Taler. Ungerechnet, was er sonst noch verkneipt hat. Ja, ich sage Dir, das ist ein Mann. Der trinkt täglich zwanzig Tassen Kaffee, auf jede Tasse vier Lot, [und] zehn Flaschen Champagner, woraus mit ziemlicher Sicherheit geschlossen werden kann, daß er in einem fortwährenden gewissen Trane lebt, wie sich dies auch bestätigt. Jetzt ist er nach Rußland gegangen und es fragt sich, ob die Damen dort auch so verrückt werden können.

Übrigens muß ich jetzt ausgehen und schließe deshalb. Lebewohl und antworte bald

Deinem Bruder

Friedrich

* Dorotheenstraße 56.

Brüssel, Samstag, 31. Mai 45.

Liebe Marie!

Ich muß Dir heute zu meinem Bedauern mitteilen, daß es mir nicht möglich ist, bei Deiner Hochzeit gegenwärtig zu sein, und zwar wegen Schwierigkeiten, die man mir wegen eines Passes gemacht hat. Vorigen Mittwoch ging ich auf die Administration de la sûreté publique und forderte einen Paß nach Preußen. Nach einigem Warten und langen Verhandlungen wegen meiner Auswanderung und darüber, daß ich vom preußischen Gesandten keinen Paß bekommen könne, erhielt ich endlich den Bescheid, daß ich ja erst eben angekommen sei und deshalb von ihm keinen Paß erhalten könne. Wenn ich einige Zeit länger hier gewohnt hätte, so sei er bevollmächtigt — nämlich Herr Haudy, der Direktor der sûreté publique — mir Pässe zu geben, so aber könne er es nicht. Ohnehin kämen die Fremden, die sich hier etablierten, gewöhnlich mit Pässen an, die auf ein Jahr oder ein halbes Jahr noch gültig seien, und so sei er instruiert, zwar zu visieren, aber nicht, eben angekommenen Fremden Pässe auszustellen. Übrigens, wenn ich einige Konnexionen hätte, so würde ich ohne Zweifel einen Paß im Ministerium des Auswärtigen bekommen. Diese Konnexionen habe ich allerdings, und zwar in der Person eines deutschen Arztes, der mir auch versprochen hatte, falls man mir Schwierigkeiten mache, mir einen Paß zu verschaffen. Aber dieser Doktor hat selbst erst vor 14 Tagen geheiratet und war zu seiner Hochzeitsreise in die wallonischen Bäder gereist. Er kam Donnerstag wieder, und es gelang mir erst gestern abend, ihn zu treffen; er war auch sehr bereitwillig, sagte mir aber gleich, da er erst heute morgen aufs Ministerium gehen könne, so werde ich meinen Paß keinenfalls vor über-

Digitized by Google

morgen — Montag bekommen können und müsse also meine Reise bis Montag abend oder Dienstag morgen aufschieben. Ich sagte ihm, ich könne so lange nicht warten, aber er erklärte nochmals, früher sei es nicht möglich, mir dazu zu verhelfen; er wolle übrigens doch nochmals sich bemühen. Heute morgen schickte er mir nun ein Billett, daß er sich selbst erkundigt hat, und mir den Paß nicht vor Montag, vielleicht erst Montag abend verschaffen kann. Ich hab' ihm gleich geantwortet, er möge sich dann nicht weiter bemühen, da ich dann meine ganze Reise aufgeben müsse.

Da ich nun bei meinen sonstigen Verhältnissen, wie Du und die andern auch, leicht begreifen wirst, mich nur Unannehmlichkeiten aussetzen würde, wenn ich ohne Paß über die Grenze zu kommen versuchte, was mir auch Herr Haudy abriet, weil mein Auswanderungsschein gut sei pour sortir de la Prusse, mais pas pour y rentrer — so bin ich wohl genötigt, hier zu bleiben und Deine Hochzeit hier allein und in Gedanken zu feiern — so leid es mir tut. Du kannst Dich übrigens darauf verlassen, daß ich den ganzen Tag an Dich und Emil denken werde, und daß meine besten Wünsche Euch in die Ehe und auf die Reise begleiten, wenn es mir auch nicht vergönnt ist, sie Euch mündlich auszusprechen. Was ich Euch vor allem wünsche, ist, daß die Liebe, die Euch zusammengeführt und die Euer Verhältnis zu einem so schönen, menschlichen und sittlichen gemacht hat, wie ich nicht viele kenne, Euch durch Euer ganzes Leben begleiten, Euch über alle Widerwärtigkeiten leicht hinweghelfen, Euer Glück ausmachen möge. Ich kann mich Eurer Hochzeit von ganzem Herzen freuen, weil ich weiß, daß Ihr nur glücklich zusammen leben könnt, und daß — nachdem Ihr verbunden seid — keiner von Euch beiden sich enttäuscht finden wird. Verlaß Dich drauf, von den vielen Glückwünschen, die man Euch darbringen wird, ist keiner treuer gemeint, keiner herzlicher und wärmer als der meinige! Du weißt, daß ich Dich immer am liebsten gehabt habe von allen meinen Geschwistern, daß ich immer zu Dir am meisten Vertrauen hatte. Du wirst mir also glauben, ohne daß ich Dir hoch und teuer versichere, ohne daß ich Dir viele Worte mache. Ich wünsche Euch nochmals, daß Eure Liebe stets dieselbe bleibe, ich wünsche Euch auch noch manches, was — Du erraten wirst. Seid glücklich!

Ich hoffe nun bald einmal einen Brief von Mrs. Blank zu erhalten, denn ich erwarte, daß Mrs. Blank sich ebensosehr für mich interessieren wird wie Fräulein Engels. Jedenfalls hoffe ich, Euch beide nach glücklicher Hochzeit und glücklicher Reise diesen Sommer in Ostende oder in England zu sehen, und bis dahin lebt also nochmals wohl!

Herzliche Grüße an Alle Dein treuer

Friedrich. [1])

[1]) Ein späterer netter, aber sachlich inhaltloser Glückwunsch an die Schwester zur Geburt des ersten Sohnes ist datiert: 7 Rue de l'Alliance, Saint-Josse-ten-Noode, Bruxelles le 7 Mars 1846.

Digitized by Google

Von König Humbert zu Viktor Emanuel III.

Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers

Von

Fried. Noack

(Schluß)

Der Bankskandal und Giolittis Ende

Während der Festtage der Silberhochzeit des Königspaares 1893 waren die Finanznöte und sonstigen politischen Leiden in den Bann der Vergessenheit getan worden, die Deputiertenkammer, in der sonst alles Weh an das Tageslicht gebracht zu werden pflegte, hatte Ferien. Kaum aber hatten die fürstlichen Gäste das Land verlassen, so brach das mühsam zurückgehaltene politische Elend von neuem aus und bedrohte in rasch zunehmender Heftigkeit das Dasein des Kabinetts Giolitti. Das meiste trug dazu der berüchtigte Skandal der Banca Romana bei, der für die Widersacher Giolittis zu einer willkommenen machine de guerre wurde, um ihn zu stürzen. Wie so oft im politischen Kampf war dieser Skandal mehr ein Vorwand als ein Grund, und der Ministerpräsident wurde dabei zum Sündenbock für andere Übeltäter. Gewiß ist Giolitti in der Angelegenheit der Banca Romana nicht von Fehlern freizusprechen, aber schwerere Schuld lastet auf anderen Politikern, die vor ihm das Staatsruder in Händen gehabt hatten und die durch ihr Glück und die Beihilfe von guten Freunden davor bewahrt wurden, für ihre Schuld zu büßen. Ich erhebe nicht den Anspruch, im folgenden die einzig richtige und unanfechtbare Darstellung der Vorgänge zu geben, was vielleicht heute überhaupt noch nicht oder nicht mehr möglich ist, da manche Einzelheiten davon schwer aufzuklären sind und die Mitteilungen darüber voller Widersprüche. Aber ich darf wenigstens beanspruchen, daß ich ohne Haß oder Gunst die Tatsachen wiedergebe und daß mein Urteil über Dinge und Personen auf ehrlich erworbener Überzeugung beruht. Ich bemerke das ausdrücklich, weil die Auffassung, die ich damals in der „Kölnischen Zeitung" vertrat, von der in Deutschland ziemlich allgemein verbreiteten abweicht und mich sogar zeitweilig in einen Gegensatz zur Redaktion meiner Zeitung gebracht hat. Meine Auffassung war nämlich, soweit die beiden politischen Hauptpersonen in Betracht kommen, günstig für Giolitti und ungünstig für den in Deutschland blindlings verehrten Crispi. Weil ich in dieser das öffentliche Leben Italiens ein paar Jahre hindurch beherrschenden und vergiftenden Angelegenheit ungescheut so urteilte und berichtete, wie es mir meine ehrliche Überzeugung gebot, wurde ich von manchen mit dem Vorwurf nicht verschont, daß ich italienische und nicht deutsche Politik machte.

Der Skandal der Banca Romana ist eine der zahlreichen üblen Begleiterscheinungen der Wirtschafts- und Finanzkrise Italiens sowie des entarteten parlamentarischen Treibens. Er war wie eine schleichende innere Krankheit

Digitized by Google

schon seit Jahren in Vorbereitung und kam offen zum Ausbruch im Winter 1892—93, als das Ministerium Giolitti dem Parlament eine Erneuerung des Gesetzes über die Zettelbanken vorschlug. Da die sechs italienischen Zettelbanken unter der Aufsicht der Regierung und unter einem Gesetz standen, das jeweilig der Erneuerung bzw. Abänderung durch das Parlament unterlag, so fanden Politiker mit weitem Gewissen dort immer weitgehendes Entgegenkommen bei ihren Geldbedürfnissen, da die Leiter der Banken ihren Vorteil darin sahen, einflußreiche Mitglieder der Regierung und der Volksvertretung bei guter Stimmung gegen sich zu erhalten. Seit Jahren hatten Minister und Geschäftspolitiker unbedenklich und mit vollen Händen aus diesen bequemen Bankquellen geschöpft und standen als faule Schuldner in deren Büchern. In der Banca Romana, die unter der Verwaltung Bernardo Tanlongos stand, war besonders skrupellos gewirtschaftet worden, und der Direktor hatte sich nicht gescheut, das nie versiegende Geldbedürfnis dadurch zu befriedigen, daß er über das gesetzlich zulässige Maß hinaus Noten ausgab; auf 65 Millionen belief sich schließlich der betrügerische Umlauf der Banca-Romana-Noten. Über diese Schwindelwirtschaft gingen seit mehreren Jahren Gerüchte, die im Spätherbst 1892, als das Kabinett Giolitti die Erneuerung des Zettelbankengesetzes im Parlament vorlegte, ihren Widerhall auf der Tribüne der Volksvertretung fanden. Giolitti zog infolgedessen die Zettelbankenvorlage zurück und ließ gegen die Banca Romana eine Untersuchung eröffnen. Von der Opposition, die durch die Neuwahlen des vergangenen Novembers aufs äußerste gegen den Ministerpräsidenten erbittert war, wurde der Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er die Schäden der Banca Romana gekannt und gleichwohl ihren Direktor Tanlongo zum Senator ernannt und die unveränderte Erneuerung des Bankgesetzes vorgeschlagen habe. Als Giolitti Schatzminister im Kabinett Crispi gewesen war, hatte nämlich eine Prüfung der Lage der Bank von Regierungs wegen stattgefunden, und der Bericht darüber, nach seinen Verfassern Alvisi und Biagini genannt, enthielt schlimme Enthüllungen. Damals standen die Zettelbanken unter der Aufsicht des Handelsministers; es war 1889 Miceli. Dieser und der Ministerpräsident Crispi haben zugestandenermaßen den Bericht gekannt, aber die schlimmen Entdeckungen vertuscht, um den italienischen Kredit nicht zu schädigen. Giolitti hat wiederholt erklärt, daß er den Bericht Alvisi-Biagini nicht gekannt habe, wohl habe er allgemein von den schlimmen Entdeckungen gehört, jedoch habe nach einiger Zeit Miceli versichert, die Sache sei doch in Ordnung. Es liegt kein Grund vor, an dieser Darstellung Giolittis zu zweifeln, denn es erscheint sehr glaublich, daß Crispi wie Miceli geflissentlich ihren Kollegen vom Schatzamt, der als ein sehr genauer Herr bekannt war, nicht in die wahre Lage einweihen wollten, damit er ihre Absicht der Vertuschung nicht vereitelte. Da Giolitti nicht der zuständige Ressortminister für die Zettelbanken war, so konnte er ohne Schwierigkeiten umgangen werden. Wenn er drei Jahre danach den Direktor Tanlongo zum Senator vorschlug, so konnte das auch mehr oder weniger in gutem Glauben

Digitized by Google

geschehen; auch scheint diese Ernennung auf besonderen Wunsch des damaligen Ministers des königlichen Hauses, Rattazzi, geschehen zu sein, der beim König Humbert großen Einfluß hatte und seinen engeren Landsmann Giolitti gegen den Sizilianer Crispi begünstigte. So kann sehr wohl Giolitti in der Angelegenheit der Ernennung Tanlongos mehr ein unschuldiges Werkzeug anderer Einflüsse gewesen sein, was ihn allerdings nicht von jeglichem Vorwurf freispricht. Immerhin hat Giolitti als Ministerpräsident sofort, nachdem der Stein durch die parlamentarischen Angriffe der äußersten Linken ins Rollen gebracht war, in das Wespennest gegriffen und die gerichtliche Untersuchung gegen die Schuldigen der Banca Romana einleiten lassen. Um Mitte Januar 1893 erfolgte die Verhaftung der „Commendatori", die in ganz Rom und Italien das ungeheuerste Aufsehen erregte; der Senator Tanlongo und verschiedene andere Bankgrößen mußten in Untersuchungshaft wandern und verschwanden hinter den Mauern von Regina Coeli. Bald folgte ihnen auch der Abgeordnete Dezerbi, der im Gefängnis seinen Tod fand. Eine unruhige und verdachtschwangere Zeit brach an; mehr als ein Volksvertreter fühlte das Damoklesschwert einer Anklage wegen Bankschwindeleien über seinem Haupte. Aber Giolitti, der anfänglich offenbar die Absicht gehabt hatte, rücksichtslos der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, sah bald ein, daß seine Kräfte zu einer durchgreifenden Reinigung des Augiasstalls nicht ausreichten, und blieb auf halbem Wege stehen. Das war vielleicht sein schwerster Fehler, wenigstens der, welcher sich am härtesten an ihm gerächt hat. Er hatte sich durch sein Vorgehen überhaupt alle die Geschäftspolitiker verfeindet, die unreine Wäsche hatten, und zog sich durch sein Innehalten in der Verfolgung des Skandals die Gegnerschaft aller derer zu, die entweder redlich die Wahrheit und Gerechtigkeit wollten oder das Verlangen nach Bestrafung aller Schuldigen nur zum Vorwand für ihre parlamentarischen Machenschaften nahmen. Von da an war Giolittis Sturz nur noch eine Frage der Zeit; er mußte fallen, denn er hatte zu viele Interessen verletzt, wie mir der kluge Vertreter der „Frankfurter Zeitung" damals sagte. Wenn man von manchen Mitgliedern der äußersten Linken, die noch nie an der Regierungskrippe gesessen hatten, vielleicht auch annehmen kann, daß es ihnen bei ihrer scharfen Opposition gegen Giolittis Kabinett wirklich auch um die Beseitigung jeglicher Verderbnis im öffentlichen Leben zu tun war, so läßt sich dasselbe jedenfalls nicht von allen sagen, die sich nun an der Hetzjagd gegen den Ministerpräsidenten beteiligten. Von Crispi, der 1889 die Vertuschung der in der Banca Romana entdeckten Mißbräuche gewollt und damit das Übel vergrößert hatte, statt es zu heilen, hätte man erwarten sollen, daß er mindestens sich in Schweigen gehüllt hätte. Aber er tat gerade das Gegenteil und trat mit der eisernen Stirn eines scheinbar Unbeteiligten gegen Giolitti auf, obgleich er selbst seit langen Jahren mit beinahe einer halben Million Lire im Schuldbuch der Banca Nazionale stand und mit deren Direktor Grillo, als er die Ministerpräsidentschaft 1887 übernahm, den seltsamen Pakt geschlossen hatte, daß er während seiner Ministertätigkeit nicht an die Schuld

Digitized by Google

erinnert und von der Zahlung der Zinsen befreit würde, auf deutsch: solange er an der Spitze der mit der Aufsicht über die Zettelbanken betrauten Regierung stünde! Alles das hielt den kühnen Sizilianer nicht ab, sich schon im Januar an dem scharfen Vorgehen gegen Giolitti kräftig zu beteiligen. Seine Zeitung „Riforma" war von dem Regierungsantritt Giolittis an bis in den Januar 1893 für diesen eingetreten und wurde durch einen Ausschuß von Anhängern Crispis geleitet. Der hierauf bezügliche Vertrag erlosch mit Ende Januar, und Crispi wurde so wieder Alleinherr über sein altes Leibblatt. Sofort trat dasselbe der Opposition gegen Giolitti bei; dieser wußte nun, daß Crispi ihm Fehde ansagte, und es dauerte nicht lange, so trat der Gegner persönlich auf den Plan. Im Februar erschien nämlich in einem Blatt der Rechten, welches Crispi vordem bekämpft hatte, im „Fanfulla", ein Artikel über eine Unterredung mit Crispi, worin dieser mit herausfordernder Geringschätzung von Giolitti redete und geradezu behauptete, derselbe habe den Bericht Alvisi-Biagini gekannt. Das war der offene und sehr gewagte Angriff auf den Ministerpräsidenten, der von da an Crispi gegenüber in die Verteidigung gedrängt wurde. Wie auf Verabredung brachte infolge der Veröffentlichung im „Fanfulla" der Republikaner Colajanni eine Anfrage an den Ministerpräsidenten ein, auf die Giolitti am 22. Februar antwortete, er habe den Bericht Alvisi-Biagini nicht gekannt, aber aus Andeutungen seines damaligen Kollegen Miceli Bedenken gegen die Verwaltung der Banca Romana geschöpft, die ihn wohl auch zu Äußerungen veranlaßt haben könnten, wie Crispi sie ihm zuschreibe; nach kurzer Zeit habe jedoch Miceli erklärt, man habe sich geirrt, es sei bei der Bank alles in Ordnung. Crispi konnte diesen Erklärungen Giolittis nicht widersprechen, zog aber ein Blatt aus der Tasche und verlas aus seinem Tagebuch, wie er sagte, daß sein damaliger Kollege im Ministerium, der Schatzminister Giolitti, im Juni und November 1889 davon geredet habe, gegen die Banca Romana müsse wohl der Staatsanwalt einschreiten. Merkwürdigerweise fand sich darauf niemand, der Herrn Crispi fragte, warum er als damaliger Ministerpräsident und Minister des Innern nicht selbst für das Einschreiten des Staatsanwalts gesorgt habe, da ihm doch der Bericht Alvisi-Biagini bekannt gewesen war. Quod licet Jovi, non licet bovi, dachten wohl die Herren Sittenwächter in Montecitorio. Es blieb auch nicht bei diesem unmittelbaren Angriff Crispis auf seinen ehemaligen Kollegen, sondern zugleich haben er und seine Freunde sich Schriftstücke aus dem Besitz Tanlongos verschafft, die den Verdacht auf Giolitti werfen sollten, er habe von jenem Geld für Wahlzwecke geborgt, eine Beschuldigung, von der später der parlamentarische Untersuchungsausschuß erklärte, daß sie nicht erwiesen sei. Um dieselbe Zeit verbreitete sich das Gerücht, welches insbesondere von den Verteidigern Tanlongos in dessen Prozeß geflissentlich genährt wurde, Giolitti habe einen gewissen Teil der bei Tanlongo aufgefundenen Papiere an sich genommen und dadurch der Prüfung durch den Richter entzogen. Über diesen Punkt ist volle Klarheit nie geschaffen worden. Die Fama wollte wissen, es seien in Tanlongos Händen Papiere gewesen,

Digitized by Google

die für Mitglieder des königlichen Hofes belastend waren, sie hätten sich auf Spielschulden des Kronprinzen bezogen, auch von Aktenstücken war die Rede, deren Inhalt dem Minister des königlichen Hauses, Rattazzi, unangenehm war. Jedenfalls lassen sich gewisse Fälle denken, die es einem Ministerpräsidenten zur politischen Pflicht machen konnten, durch Beseitigung von schriftlichen Beweismitteln hohe Stellen vor Verwicklung in den gerichtlichen Skandal zu schützen, ebenso wie Crispi seinerzeit die Vertuschung der Banca-Romana-Mißwirtschaft mit der Fürsorge für den Kredit Italiens gerechtfertigt hat, ohne daß irgend jemand etwas dagegen einzuwenden gefunden hätte. So ist es auch durchaus begreiflich, daß Giolitti sich so lange wie möglich gegen eine parlamentarische Untersuchung des Bankskandals sträubte, wie sie sofort und wiederholt durch die äußerste Linke gefordert wurde. Zweimal hat die Mehrheit der Kammer auf Wunsch der Regierung dahingehende Anträge abgelehnt, bis endlich am 21. März Giolitti zustimmte, daß ein Siebenerausschuß die politischen und moralischen Verantwortlichkeiten der Parlamentarier und Minister im Bankskandal prüfte und feststellte. Dieser Ausschuß begann alsbald unter dem Vorsitz des Abgeordneten Mordini, eines Anhängers und Logenbruders Crispis, seine Tätigkeit, von der man nicht sagen kann, daß sie ganz unparteilich gewesen wäre. Doch davon später.

Vom Glück ist jedenfalls das erste Ministerium Giolitti nicht begünstigt gewesen; im Gegenteil. Zufälliges Mißgeschick häufte sich während seiner Regierungszeit derart, daß die öffentliche Meinung ihn bald unter die „jettatori", die Unglücksbringer, zählte. Außer dem Tod verschiedener Mitarbeiter nötigte ihn auch das Mißgeschick bei der geheimen Abstimmung über das Justizbudget zu Personenwechseln in seinem Kabinett. Der letztere Fall erregte großes Aufsehen und schadete dem Ansehen des Ministeriums sehr, obschon auch hier der böse Zufall nicht unwesentlich mitspielte. Wegen des Verdachts, daß die Untersuchung des Tanlongoprozesses durch den Minister des Innern in ungesetzlicher Weise beeinflußt sei, wollten manche Abgeordnete ihren Unmut den Justizminister fühlen lassen. Dessen Budget wurde im Mai durchberaten, ohne daß in der Erörterung irgend etwas Erhebliches gegen ihn zum Ausdruck gekommen wäre. Die sämtlichen Artikel waren genehmigt und es fehlte nur die geheime Abstimmung darüber, die gewöhnlich bei Budgetvorlagen als eine reine Förmlichkeit angesehen wurde. Daß die grundsätzlich opponierende äußerste Linke auch hierbei schwarze Kugeln abgab, war man gewohnt; dazu kamen diesmal manche, die im stillen dem Justizminister aus obigem Grund einen kleinen Ärger bereiten wollten, und andere, die durch die etwas derbe Beredsamkeit des Ministers gereizt waren. Bonacci hatte nämlich in seiner Budgetrede auf einige unfreundliche Kritiken allzu kräftig geantwortet, indem er in Erinnerung an einen Vers des Dichters Giusti gewisse Budgetreden mit dem „störrischen Sinn des Maultiers verglich, dem die Natur einen festen Huf und einen noch härteren Schädel gegeben hat". Auch der große Crispi hat es im Januar 1891 erfahren müssen, daß rednerische Entgleisungen zu Ministerkrisen führen können.

Digitized by Google

Ebenso erging es jetzt dem Justizminister Bonacci; die Maultiere rächten sich insgeheim mit schwarzen Kugeln, und als man die Stimmen in den Urnen zählte, war das Justizbudget mit 139 gegen 138 abgelehnt, zur größten Überraschung aller, auch derer, welche die schwarzen Kugeln gespendet hatten. Aber eine Ministerkrise, wenn sie auch nicht beabsichtigt gewesen war, erfolgte doch daraus, Bonacci trat zurück und Giolitti stellte sich mit einem neuen Justizminister eine Woche später wieder vor die Kammer, die ihm ein Vertrauensvotum mit 227 gegen 72 Stimmen gab. Aber die Erschütterung des Vertrauens auf die Regierung war doch durch diesen Wechsel begonnen und mehrte sich durch weitere Unglücksfälle: der neue Justizminister Eula starb schon zu Anfang Juli, sein Nachfolger Santamaria desgleichen im Oktober, und bei Wiedereröffnung des Parlaments im Spätherbst erschien das Kabinett mit dem vierten Justizminister binnen eines halben Jahres. In parlamentarisch regierten Ländern, und zumal in romanischen, wirken dergleichen Zufälligkeiten immer etwas mit auf den Wechsel der Dinge. Im Sommer gelang es jedoch dem Ministerium, sein neues Gesetz über die Zettelbanken nach heftigen Erörterungen zur Annahme in der Kammer mit 222 gegen 135 Stimmen zu bringen; auch der Senat gab ihm trotz Tanlongo seine Billigung. Auffallend war mir die im Lauf der Kammerverhandlung über das erneuerte Zettelbankengesetz mit großer Heftigkeit hervorbrechende regional-partikularistische Gesinnung der Meridionalen; der Unmut über die vermeintliche Benachteiligung des Südens durch diese Neuordnung fand z. B. in dem Zuruf an die Regierung Ausdruck: „Geht doch wieder in eure sardischen Staaten!" Die Form des Angriffs auf den piemontesischen Ministerpräsidenten läßt deutlich erkennen, wie wenig fest doch noch die italienische Einheit im Gefühl der Bevölkerung wurzelte. Man hat das auch weiterhin an manchen Erscheinungen anderer Art beobachten können, daß eine ähnliche, vielleicht stärkere Abneigung zwischen dem Norden und Süden Italiens bestand, wie zwischen Preußen und Stockbayern.

Jegliche Unzufriedenheit und Verdrossenheit des Volkes wegen vorhandener Übel pflegt sich gegen die jeweilige Regierung zu richten und zu entladen, auch wenn dieselbe an den Übeln selber ganz und gar unschuldig ist. Und an triftigen Gründen zum Mißbehagen fehlte es damals in Italien nicht, es verschärften sich in jener Zeit mancherlei althergebrachte chronische Leiden und trübten den politischen Himmel. Der Berichterstatter aus Rom hatte von recht vielen schlimmen Dingen zu reden, die er zugunsten des verbündeten Landes am liebsten verschwiegen hätte. In jenen Jahren lieferte die öffentliche Unsicherheit, der Brigantaggio in Sizilien, Sardinien, Kalabrien und sogar in der Provinz Rom ständig unerfreulichen Stoff für die Zeitungsberichte. Wenige Stunden nördlich von der Hauptstadt, zwischen Viterbo und dem Meere, herrschte der Wegelagerer Tiburzi mit seinem Kollegen Fioravanti so unumschränkt, daß die Tagespresse dem Gebiet den Spitznamen „Regno di Tiburzi" beilegte. Die tatsächlich sehr bedrängte Lage der ländlichen Arbeiter in Sizilien brachte bedrohliche Gärungen hervor und erleichterte den Sozialisten

Digitized by Google

dort eine aufreizende Agitation. Zwei in der Ministerpräsidentschaft aufeinanderfolgende Sizilianer hatten nichts für die Hebung der Mißstände ihrer Heimatinsel getan. Ausstände, oft mit Straßentumulten und Gewalttaten verbunden, häuften sich in allen Teilen des Landes. In verschiedenen Verwaltungszweigen, staatlichen wie städtischen, kamen widerliche Fälle von Verderbnis zutage; die Stadtverwaltung von Neapel ist Jahre hindurch ein abschreckendes Musterbeispiel dieser Art gewesen. Der sogenannte Reisprozeß, in den Chauvet vom „Popolo Romano" als Mittelsperson für Zollhinterziehungen verwickelt war, warf auf die Finanzverwaltung des Staates ein übles Licht. Unter Giolitti wurde die gerichtliche Untersuchung gegen die Schuldigen eröffnet, obgleich Chauvet seit Jahren ein bei allen Ministerien sehr angesehener und unentbehrlicher journalistischer Helfer gewesen war. Von Vertrauen auf die Staatsorgane, auf Verwaltung wie auf Rechtspflege, war kaum noch ein Fünkchen vorhanden; es herrschte eine allgemeine Mutlosigkeit und Zerfahrenheit, auch das Vertrauen auf die Krone wie auf die Volksvertretung schwand immer mehr. Es verging kaum ein Tag, der nicht irgendwelche alteingefressene Schäden am Staatskörper bloßlegte. Auch der vielbesprochene Prozeß gegen den Fürsten Maffeo Sciarra, der seine fideikommissarisch gebundene berühmte Gemäldesammlung heimlich nach Paris verkauft hatte, weil er durch fehlgeschlagene Schwindelspekulationen in Verlegenheit geraten war, enthüllte mit der erstmaligen Verurteilung zu drei Monaten Haft, 5000 Lire Geldbuße und einem Schadenersatz an den Staat von ein und einer Viertelmillion, sowie mit der in der höchsten Instanz erfolgten Freisprechung die Verworrenheit der gesetzlichen Zustände in Italien. Die Unterlassungssünden der Vergangenheit rächten sich an allen Ecken und Enden. Beunruhigend wuchs die Geldnot an; das Goldaufgeld stieg unaufhaltsam und erreichte um Mitte Juli bereits 6 bis 7 v. H.; infolge gewissenloser Spekulation Privater auf Metallgeld wanderte die Scheidemünze in die Länder der lateinischen Münzunion aus und rief einen wahren Notstand im Kleinverkehr hervor. Die Verdrossenheit und gereizte Stimmung brach dann bei jedem äußeren Anlaß in heftigen, lärmenden Presseerörterungen aus, die zum Teil die auswärtige Politik des Landes in Mißkredit brachten. So lieferte die deutsche Einladung an den Kronprinzen zu den Kaisermanövern in Lothringen zunächst der Pariser und dann als Rückwirkung der italienischen Tagespresse reichlichen Stoff zu sehr unangemessenen Kritiken, bei denen selbst Organe Crispis sich ungehalten darüber äußerten, daß die Manöver nun gerade in dem von Frankreich zurückersehnten Lothringen vor sich gehen sollten. Nur einzelne Blätter, wie der Genueser „Secolo XIX" hatten den Mut, ein energisches Wort im Sinn der Bundestreue gegen die französische Anmaßung zu richten. Es war ja begreiflich, daß es den Franzosen keine Freude bereitete, den italienischen Kronprinzen im deutschen Manöverfeld und ein paar Wochen vorher den Prinzen Heinrich von Preußen als Gast bei den italienischen Flottenmanövern im Golf von Neapel und an der gegen Korsika gerichteten Seefestung Maddalena zu sehen. Die gereizte Stim-

Digitized by Google

mung der Franzosen gegen die lateinische Schwesternation fand zur gleichen Zeit einen rohen Ausbruch in den blutigen Schlägereien zwischen französischen und italienischen Arbeitern in den Salinen von Aigues Mortes, wobei viele Italiener von der feindlichen Übermacht erschlagen wurden. Empörend für das italienische Nationalgefühl war außer dem Morden an sich die gleichgültige Haltung der französischen Behörden während und nach den Zusammenstößen, und es blieb daher nicht aus, daß in verschiedenen großen Städten Italiens, namentlich in Neapel, Entrüstungskundgebungen gegen Frankreich mit der in romanischen Ländern fast unvermeidlichen Begleitung von Gewalttaten und Ausschreitungen mannigfacher Art stattfanden. Die Ausschreitungen in Neapel vom 24. August boten den willkommenen Anlaß, um gegen das Ministerium Giolitti einen wüsten Pressefeldzug zu eröffnen. Es beteiligte sich daran die Rechte unter Rudinis Führung ebensogut wie die Crispiner und die äußerste Linke mit Cavallotti an der Spitze. Die äußerste Linke sah endlich die günstige Gelegenheit gekommen, um Rache für ihre Wahlniederlage vom Vorjahre zu üben. Zu bemerken war dabei eine lebhafte Beteiligung der Pariser Presse an der Hetze gegen die italienische Regierung im Sinne einer deutschfeindlichen Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Italien. Ich will nicht vergessen, daran zu erinnern, daß ich schon damals auf diese Beherrschung der italienischen Presse durch Paris warnend hinwies, die sich im Laufe der Jahre bequem auswachsen konnte, da die deutsche Diplomatie nichts gegen diesen unheilvollen Einfluß unternahm.

So lagen die Dinge, als der Ministerpräsident Giolitti am 18. Oktober vor seinen Wählern in Dronero die berühmte Programmrede hielt, in der er ankündigte, daß keine neuen Staatsschulden mehr gemacht werden dürften, und daß er den Fehlbetrag im Staatshaushalt durch Einführung einer progressiven Einkommensteuer zu beseitigen gedenke, die hauptsächlich von den bisher geschonten Besitzenden getragen werden sollte. Zugleich kündigte er die von dem Handelsstand heftig bekämpfte Zollzahlung in Gold an. Seit dieser mutigen Programmrede gab ihm die Opposition zu den übrigen Spottnamen, die er schon hatte, auch den des „Uomo funesto di Dronero", des unheilvollen Mannes von Dronero. In der Tat drohte jetzt den Wohlhabenden das Unheil, mehr als bisher zu den Staatslasten herangezogen zu werden. Wenn man bedenkt, daß in der Deputiertenkammer die Selbstsucht der besitzenden Klassen ausschlaggebend war, so begreift man, daß die Ankündigung einer solchen demokratischen Steuerreform genügte, um dem Urheber derselben die bisherige Mehrheit unwiderruflich zu Gegnern zu machen. Rudini hatte nichts eiligeres zu tun, als sich gegen Giolittis neues Steuerprogramm auszusprechen und sein alleinseligmachendes Programm der Ersparnisse von neuem zu verkünden, und der als Finanzkritiker ebenso geachtete wie gefürchtete Sidney Sonnino begründete sofort eine eigene parlamentarische Gruppe von 25 bis 30 Genossen, die lange in der politischen Witzpresse als die Trentapepi aufgeführt wurden, da die beiden Abgeordneten Tripepi ihr angehörten. Der tiefere Sinn des Witzes lag in

Digitized by Google

der wörtlichen Bedeutung des Wortes Trentapepi, welches soviel heißt wie 30 Pfefferkörner, eine glückliche Anspielung auf die scharfe Kritik des Herrn Sonnino. Noch ehe die Kammer zu ihrer Wintertagung zusammenkam, ertönte die gesamte Presse von wütenden Angriffen auf Giolitti, und man redete bereits von seinem unvermeidlichen Sturz und von einer Nachfolge Zanardellis. Die Anhänger Crispis wagten sich mit dem Namen ihres Meisters noch nicht hervor, und sie wußten wohl auch warum.

Als am 23. November die Kammer ihre Tätigkeit wieder aufnahm, war alles schön vorbereitet. Die Ouvertüre spielte der Republikaner und Irredentist Imbriani, der nach seiner Wiederwahl in der Eröffnungssitzung den üblichen Eid auf die Verfassung zu leisten hatte und nach den Worten „Ich schwöre" unmittelbar in einem Atem verlangte, daß das Kabinett Giolitti in Anklagezustand versetzt werde. Nachdem die Regierung die verhaßte Einkommensteuervorlage eingebracht hatte, legte der Abgeordnete Mordini den Bericht des Siebenerausschusses vor, auf den alle wie auf den Todesstoß für das Kabinett warteten. Der in seinen Urteilen sehr ruhige und nüchterne „Popolo Romano" redete in seinen Betrachtungen über diese Kammersitzung von einem „geheim vorbereiteten Angriff des Ausschußberichts". Der Bericht schonte in der Tat nach Möglichkeit Crispi und belastete geflissentlich Giolitti, soviel nur eben anging. Zwar mußte der Bericht zugeben, daß alle Ministerien seit 1880 durch ihre „systematische Sorglosigkeit" eine gemeinsame Schuld an dem Skandal der Banca Romana trugen, ebenso mußte er erklären, es sei nicht erwiesen, daß Giolitti die von der Bank entliehenen und richtig zurückgezahlten 60 000 Lire zu politischen Zwecken verwandt habe, aber man warf ihm vor, daß er Tanlongo zum Senator gemacht und daß er aus den bei Tanlongo beschlagnahmten Papieren einen Teil zurückgehalten habe. Notleidende Wechsel und sonstige faule Geschäfte mit den Zettelbanken, wie sie von einer ganzen Reihe angesehener Parlamentarier und ehemaliger Minister ans Licht kamen, konnte man Giolitti nicht vorwerfen. Der Gesamtbetrag der notleidenden Wechsel von politischen Persönlichkeiten bei der Banca Romana wurde auf 7 750 875 Lire festgestellt; Crispi hatte gegen die Banca Nazionale seit Jahren eine unbeglichene Schuld von etwa 450 000 Lire und sich für die Zeit seines Ministeramts die Befreiung von der Zinszahlung ausbedungen! Aber darum kümmerte sich die Kammer nicht, es war im voraus beschlossene Sache, daß mit dem Bericht des Siebenerausschusses das Kabinett Giolitti ums Leben gebracht werden sollte; für alle, bei denen Giolitti etwas auf dem Kerbholz hatte, war der Tag der Rache angebrochen. Ich habe selbst dieser Kammersitzung angewohnt und werde den widerlichen Eindruck nie vergessen, den die auf die Verlesung des Berichts folgenden wüsten Lärmauftritte machten. Es rast der See und will sein Opfer haben, kann man auch von dieser Sitzung sagen. Ein Gebrüll von einigen hundert Stimmen erfüllte den Saal, die äußerste Linke schleuderte die ungeheuerlichsten Beschimpfungen gegen Giolitti; auch ohne eine Abstimmung fühlte man, daß für das Ministerium keine Rettung mehr war. Am folgenden

Digitized by Google

Tag reichte das Kabinett Giolitti seine Entlassung ein, und der König nahm sie an. Crispi und die Seinen hatten zwar von Beginn des Jahres an mächtig auf den Sturz Giolittis hingearbeitet und gewiß mit dem Hintergedanken, den Platz für sich selber freizumachen; dennoch dachte zunächst niemand ernstlich daran, daß der schwer bloßgestellte alte Staatsmann nun die Nachfolge übernehmen könnte. Ebensowenig kam der Marchese Di Rudini in Frage, da er mit seinen Kollegen wissentlich die Übelstände in der Banca Romana während ihrer Amtszeit unberührt gelassen hatte. Der König übertrug daher die Kabinettsbildung einem, der nicht „deplorato" war (so bezeichnete der Siebenerbericht selbst die von ihm getadelten Politiker), und Zanardelli, ehemaliger Justizminister in Crispis letztem Kabinett, suchte die neue Regierung zu bilden. Er stellte sich merkwürdig ungeschickt dazu an, trat am 3. Dezember mit einem Ministerium hervor, in welchem der Finanzministerposten nicht besetzt war, obgleich die Ordnung der Staatsfinanzen die dringendste Aufgabe der Regierung war, und das Auswärtige dem General Oreste Baratieri zugeteilt wurde. Baratieri hatte nie in der Diplomatie gearbeitet, besaß aber Eigenschaften, die ihn überhaupt zur Übernahme eines Ministeramtes in dem mit Österreich-Ungarn verbündeten Italien völlig unfähig machten. Es ist unbegreiflich, daß ein so kluger Mann wie Zanardelli das nicht selber bemerkte und erst vom König darauf aufmerksam gemacht werden mußte. Baratieri war nämlich als österreichischer Untertan geboren, Trientiner, war als junger Bursche vom Gymnasium Meran verwiesen worden, weil er 1858 in der Kirche die revolutionären Gedichte Giustis gelesen hatte, war darauf mit 500 anderen Welschtirolern zu den Italienern übergegangen, um 1859 gegen sein österreichisches Heimatland die Waffen zu führen, und hatte dann mit Garibaldi am Zug der Tausend nach Marsala teilgenommen. Daß er durch diese Taten den Italienern als ein Held erschien, ist begreiflich, aber ebenso klar ist es, daß dieser Mann die auswärtige Politik Italiens nicht leiten konnte, solange das Land mit Österreich verbündet war. Daß Baratieri das auch selbst nicht empfand, beweist wieder, wie leichtherzig die Italiener über ihre Bundespflichten dachten. Nachdem der König als ehrlicher Verbündeter der habsburgischen Monarchie ein solches Ministerium abgelehnt hatte, verzichtete Zanardelli auf weitere Versuche zur Kabinettsbildung, und Crispi wurde als letzte Rettung gerufen. Am 7. Dezember zahlte er seine alte Schuld an die Banca Nazionale (jetzt d'Italia) zurück, wie es hieß, hat ihm der König das Geld dazu gegeben, und am 15. Dezember hatte er sein Kabinett fertig, welches von der Presse mit ungeheurer Reklame als das große Kabinett gepriesen wurde. Am 20. Dezember stellte er sich mit seinen Kollegen dem Parlament vor und bat, da er wohl wußte, wie angreifbar er war, die Kammer um einen Gottesfrieden.

Die Wendung der Dinge in Italien kostete den deutschen Botschafter Grafen Solms-Sonnenwalde seinen Posten, ihm zum lebhaften Schmerz, der deutschen Politik zum Nutzen. In Berlin war man offenbar durch den Sturz Giolittis sehr unangenehm überrascht worden; man ärgerte sich, wie mir ein Mitglied der

Digitized by Google

Redaktion der „Kölnischen Zeitung“ ein Jahr später sagte, daß man diesen Herren alle die schwarzen und roten Adler umgehängt hatte. Das ging hauptsächlich auf Giolitti, der bei Gelegenheit des Kaiserbesuchs im April 1893 die höchste preußische Auszeichnung erhalten hatte, und den man nach dem ziemlich allgemein verbreiteten Urteil nun für eine schimpflich gefallene Größe hielt. Offenbar hatte Graf Solms versäumt, die deutsche Regierung zeitig und ausreichend über die Hergänge zu unterrichten, und er sollte nun dafür büßen. Am 26. Dezember bereits übergab Solms dem König sein Abberufungsschreiben, und am 12. Januar 1894 verließ er Rom auf Nimmerwiedersehen. Er lebte dann als Pensionär in Berlin bis zu seinem 87. Lebensjahre. So folgte auf den Sturz des Ministeriums Giolitti der erzwungene Rücktritt des deutschen Botschafters, wie auf die Tragödie das Satirspiel.

Der Luftverkehr

Von

Alexander Baumann

Professor an der Technischen Hochschule, Stuttgart

Die Mehrzahl der menschlichen Erfindungen entsteht aus dem Bedürfnis heraus. Ihnen ist von vornherein der Erfolg sicher, vorausgesetzt, daß sie gut sind; ihre Einführung bereitet, nachdem die technischen Schwierigkeiten überwunden sind, weder Mühe noch Opfer an Geld und Arbeitskraft. Von jeher gab es neben solchen Erfindungen andere, für die zunächst kein Bedürfnis vorhanden war, und die sich deshalb, da ein neues Bedürfnis erst zu schaffen war, nur schwer und im Laufe von Jahren und Jahrzehnten durchsetzen konnten.

So war, um ein Beispiel zu nennen, bei seiner Erfindung für den Kraftwagen ein Bedürfnis nicht vorhanden. und es hat Jahre gedauert, bis er sich ein so ausgedehntes Anwendungsgebiet erobert hatte, daß sich auf Grund der herrschenden Nachfrage eine Industrie entwickeln konnte. Erst in diesem Augenblick konnte aber eine technische Vervollkommnung und Höherentwicklung beginnen, die den Kraftwagen zu der heutigen Güte und Zuverlässigkeit führte, und ihn befähigte, das Lebensbild in so weitgehendem Maße zu beeinflussen und umzugestalten, wie er es getan hat und noch täglich mehr tut.

Man kann im Zweifel sein, ob die Losung „Bedürfnisse schaffen, um sie danach mit eigenem Nutzen befriedigen zu können“, eine Losung, nach der im kleinen und großen Kaufleute und Industrielle jederzeit gehandelt haben, eine innere Berechtigung hat und ob sie einen Fortschritt der Menschheit herbeizuführen vermag, da es sich in der Regel um rein äußerliche Bedürfnisse handelt. Sicher wird das Leben und werden die Lebensumstände auf diesem Weg immer vielgestaltiger, abwechslungsreicher und verwickelter, aber auch die Befrie-

Digitized by Google

digung des Einzelnen immer schwieriger, sie setzt immer mehr Anstrengungen voraus, ist aber gleichzeitig die Quelle zu Unzufriedenheit, Neid, Mißgunst. Das Leben und Streben jedes Einzelnen wird immer mehr nach außen gerichtet und der Gefahr der Verflachung ausgesetzt.

Da der, der Bedürfnisse schafft, weniger nach dem moralischen oder ethischen Wert des Bedürfnisses fragt, als nach der Möglichkeit, durch Befriedigung des Bedürfnisses Geld zu verdienen, werden auf diesem Weg nicht wenige Bedürfnisse großgezogen, deren sittlicher Einfluß verwerflich; es sei nur an die Kinoindustrie und die angebliche Filmkunst erinnert.

Sei dem wie ihm wolle, der Gang der Dinge ist und wird bleiben, daß ein beträchtlicher Teil der schaffenden Menschheit sich damit abgibt, neue Bedürfnisse ihren Mitmenschen anzugewöhnen und damit für neue Erwerbsmöglichkeiten Raum zu schaffen.

Diese Aufgabe lag auch, nachdem die Kunst des Fliegens gelungen war, für den Kreis derer, die ihre Kräfte in den Dienst der neuen Sache stellten, vor. Es ist im Grunde genommen eine eigentümliche Erscheinung, daß, nachdem den Gebrüdern Wright eine Aufgabe gelungen war, von der in müßigen Stunden zumeist die Menschheit seit Jahrhunderten träumte und an deren Lösung immer neue, allerdings meist mehr phantasiebegabte als wirklich einsichtige Köpfe arbeiteten, sie niemand fanden, der ihnen für diese Großtat Geldeswert geboten hätte. Infolgedessen hüteten sie ihr Geheimnis durch Jahre und warteten darauf, daß sich das Bedürfnis einstellen würde. So konnten ihnen die Franzosen zuvorkommen um halb Erlauschtes und halb Erratenes als französische Errungenschaft der Welt zu zeigen. Aber auch dort vergingen Jahre, ehe eine nennenswerte Industrie Nutzen hatte und damit Vervollkommnung und Fortschritt ermöglichte. Gleiches wie vom Flugwesen gilt von der Luftschiffahrt, die ohne die zähe Ausdauer des Grafen Zeppelin nie durch alle Schwierigkeiten hindurch zum Erfolg hätte geführt werden können.

Für beide lag nicht ein Bedürfnis, wohl aber eine Verwendungsmöglichkeit auf militärischem Gebiet vor. Die treibende Kraft war Frankreich, das unverkennbar nach militärischer Überlegenheit strebte, während die anderen Staaten mit Einschluß von Deutschland nur gezwungen und zögernd folgten. Dementsprechend entstand eine bescheidene Flugzeugindustrie in allen maßgebenden Kulturstaaten, die nur durch Lieferungen für das Heer leben konnte. Am ausgedehntesten war diese Industrie in Frankreich, weil sie hier von seiten des Heeres durch großzügige Bestellungen mächtig gefördert wurde, während die Güte des Fabrikates schon vor dem Krieg in Frankreich vieles zu wünschen übrig ließ.

Der Krieg änderte die Verhältnisse von Grund aus. Die militärischen Bedürfnisse brachten einen ungeahnten Aufschwung der Flugzeugindustrie in allen in den Krieg verwickelten Ländern, soweit sie überhaupt eine nennenswerte Industrie besaßen. Die schon vor dem Krieg bestehenden Werke ver-

Digitized by Google

größerten sich gewaltig, neue Werke entstanden, dementsprechend große Geldsummen sind heute in diesen Unternehmungen festgelegt.

Dabei muß festgestellt werden, daß trotzdem der Kreis derer, die sich mit dem Bau und der Verbesserung der Flugzeuge und Luftschiffe in der ganzen Welt befaßten, sich ungemein erweitert hatte und der größte Anreiz zur Vervollkommnung vorlag, der wirkliche Fortschritt im Verlauf des Krieges nicht sehr bedeutend ist. Man kann selbst bei größter Zurückhaltung und mißtrauischer Einschätzung der eigenen deutschen Leistungen füglich behaupten, daß noch am ehesten von einem Fortschritt auf deutscher Seite gesprochen werden kann. Wohl haben sich überall ebenso wie bei uns die Fabrikationsmethoden vervollkommnet und sind die Einzelteile, aus denen sich das Flugzeug aufbaut, verbessert und verfeinert worden, es sind die Festigkeiten gleichmäßiger geworden und die schädlichen Luftwiderstände, die den Flug hemmen, herabgesetzt, ohne daß grundsätzlich Neues von Bedeutung zutage getreten wäre. Was dem Fernerstehenden als Fortschritt erscheinen mag, die erreichte Erhöhung von Geschwindigkeit und Steighöhe, ist im großen und ganzen mit rohen Mitteln, nämlich durch Verwendung um vieles stärkerer Motoren, gelungen, eine Maßnahme, die so naheliegend und einfach ist, daß sie jederzeit auch vor Jahren möglich gewesen wäre, wenn ein entsprechender geldlicher Anreiz für den Bau entsprechend starker Motoren vorgelegen hätte. Bei dem allem erscheint der Bau von Flugmotoren weit mehr als der der Flugzeuge im Laufe des Krieges im Aufschwung begriffen.

Ist damit die allgemeine Entwicklung des Flugzeugs in der Welt während des Kriegs kurz gekennzeichnet, so geht die Entwicklung in Deutschland doch über das damit angedeutete hinaus. Was Größe und Tragkraft der Flugzeuge anlangt, so ist in Deutschland während des Krieges alles erprobt und erreicht worden, was in dieser Hinsicht auch für die Zukunft als wünschenswert und zweckmäßig erscheint, wobei Abmessungen und Leistungen weit über das früher für möglich gehaltene hinausgingen. Konnte man vor dem Krieg annehmen, daß ein übliches Flugzeug durchschnittlich etwa 1000 Kilogramm Gesamtgewicht durch die Luft befördere, so sind auf deutscher Seite während des Kriegs bis 15 000 Kilogramm erreicht worden. Kurzum das Thema ist in Hinsicht der Entwicklung ins Große sozusagen erschöpfend studiert und behandelt worden.

Der Metallflugzeugbau, für den vor dem Krieg nur vereinzelte Ansätze vorhanden waren und der in den feindlichen Ländern überhaupt keine sichtbaren Fortschritte machte, ist von verschiedenen Seiten in Deutschland versucht, erprobt und in vielversprechender Weise durchgebildet worden. Von allem anderen abgesehen, stellt das Metallflugzeug das einzige in den Tropen auf die Dauer verwendbare Flugzeug dar, weil das Holzflugzeug den dortigen klimatischen Einflüssen nicht auf die Dauer gewachsen ist. Dementsprechend wird auch bei uns seine Lebensdauer von gewaltsamen Zerstörungen durch Bruch abgesehen, der des Holzflugzeuges überlegen sein.

Digitized by Google

Es waren vorhin die flughemmenden schädlichen Luftwiderstände erwähnt, sie sind bei den Flugzeugen üblicher Bauart recht beträchtlich und sind bedingt durch das Strebenwerk, das den Flügeln ihre Festigkeit gibt. Das Ziel in dieser Hinsicht wäre ein Flugzeug, dessen Flügel, ähnlich den Vogelflügeln, kein solches Strebenwerk nötig hätten, das „verspannungslose" Flugzeug. Auf feindlicher Seite ist in dieser Hinsicht während des Krieges nichts erstrebt und nichts erreicht worden. Bei uns war dieses Flugzeug bei Kriegsende von verschiedener Seite verwirklicht. Also auch hier ein zielbewußter Fortschritt von weittragender grundsätzlicher Bedeutung.

So viel vom Flugzeug. Ähnlich liegen die Verhältnisse beim Luftschiff. Während bis 1914 Luftschiffe mit Nutzlasten bis etwa 10 000 Kilogramm bei 500 bis 600 Pferdestärkeleistung gebaut wurden, die eine Geschwindigkeit von einigen 70 Kilometer in der Stunde erreichten, stieg im Verlauf des Krieges die Nutzlast bis auf 44500 Kilogramm bei etwa 2000 Pferdestärkeleistung und einer Geschwindigkeit von etwa 135 Kilometer in der Stunde. Es ist also die Tragkraft in bezug auf die Nutzlast um mehr als 300 Prozent gesteigert worden bei einer Geschwindigkeitssteigerung von etwa 100 Prozent. Dabei wurde gleichzeitig erreicht, daß das Verhältnis von Eigengewicht zu Nutzlast sich verbesserte. Dem haben die Franzosen nichts in Betracht kommendes an die Seite zu setzen, obwohl sie bemüht waren, starre Luftschiffe zu bauen, während in England starre Luftschiffe gebaut wurden, die den deutschen in jeder Richtung weit unterlegen waren.[1]) Die Fortschritte des deutschen Luftschiffbaus in den fünf Kriegsjahren sind in jeder Hinsicht als bedeutend anzusehen und stellen eine Leistung dar, auf die wir, ganz abgesehen von den durch den Krieg bedingten Schwierigkeiten, stolz sein können.

Nichts veranschaulicht den Vorsprung deutschen Könnens gegenüber dem der feindlichen Koalition mehr als die Bedingungen des Friedensvertrags und die Handhabung der Ausführungsbestimmungen von seiten unserer „ehemaligen" Feinde. Es liegt nicht im Rahmen dieser Abhandlung, darauf näher einzugehen und auf den Sinn der Schutzfrist, die sich das Ausland im Friedensvertrag ausbedungen hat, in der es hofft, den deutschen Vorsprung einzuholen, die Gründe und Mittel, die nunmehr hervorgesucht werden, diese Schutzfrist zu verlängern. Es sei nur gesagt, daß solche deutsche Flugzeuge, die nur in einer Ausführung vorhanden, einen Markstein der überlegenen deutschen Ent-

[1]) Man kann hier der Meinung sein, daß es nicht anders sein könne, als daß die Engländer als Anfänger im Luftschiffbau nicht gleichwertige Leistungen hervorbringen könnten. Wenn auch hierin bis zu einem gewissen Grad der Schlüssel der Entwicklung liegt, so ist doch nicht zu vergessen, daß in England schon vor dem Krieg — allerdings mit negativem Erfolg — starre Luftschiffe gebaut wurden, daß den Engländern ihre ausgedehnte Spionage, in der sie hervorragend waren, vielerlei Material zuführte, daß die zahlreichen Trümmer abgeschossener Luftschiffe für sie ein umfangreiches Studienmaterial darstellten; der Übelstand war nur, daß sie auf diesem Weg immer einen Schritt hinter der deutschen Entwicklung zurückwaren und sein mußten und daß sie zu dem deutschen Vorbild aus eigenem nichts hinzuzufügen wußten.

Digitized by Google

wicklung darstellen — sie müssen ja alle abgeliefert werden —, in vier einzelne Teile auseinander gesägt werden und an die vier Brüder England, Frankreich, Italien, Japan verteilt werden. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Es bleibt uns folgender Trost, der uns immer noch von der Zukunft manches erhoffen läßt: Wir haben an jeder unserer Konstruktionen gelernt; was, kann uns der Feind nicht ansehen. Er besitzt das letzte Erzeugnis unseres Könnens und Fleißes, das er nachbaut, an dem wir aber weiterbauen auf Grund der Erfahrungen, die wir haben und die er nicht kennt. Es bleibt uns so der Vorsprung, wenigstens noch für einige Zeit. Es fragt sich nur, wann die Schutzfrist schließlich ihr Ende erreicht.

Unsere Feinde sind eifrig am Werk, die ihnen gebotene Frist nach Kräften auszunützen. Wir lesen fast täglich von ihren Anstrengungen, unsere Leistungen zu erreichen und zu überbieten, unter Verschweigen des von deutscher Seite Gebotenen, diese ihre Epigonenleistungen der Umwelt mitzuteilen zur Vergrößerung ihres Ruhms. Die deutschen Zeitungen, stets in dieser Hinsicht schlecht beraten und geführt, beeilen sich, um mühelos trotz Papiernot ihre Spalten zu füllen, durch Abdruck ohne Randbemerkungen ihnen bei Verbreitung solcher Nachrichten behilflich zu sein.

Abgesehen von den Fortschritten in Herstellung und Bau von Luftfahrzeugen sind aber während des Krieges vor allem Fortschritte erzielt worden in der erfahrenen Handhabung der Luftfahrzeuge, in ihrer Betriebssicherheit sowie der Betriebssicherheit der Motoren. Es sind Fortschritte erzielt worden in der Konstruktion und Anwendung der für eine betriebssichere Luftfahrt erforderlichen Instrumente.

Die Umstände sind heute so, daß man in der ganzen Welt einerseits über Flugzeuge und Luftschiffe verfügt, die Aussicht geben, einen regelmäßigen Luftverkehr mit der unerläßlichen Betriebssicherheit durchführen zu können, daß andererseits eine große Industrie vorhanden ist, für die nach Ausfall der Kriegslieferungen Absatzmöglichkeiten geschaffen werden müssen. Die einzige Möglichkeit bietet der Luftverkehr und dementsprechend entsteht die Aufgabe, wie seinerzeit beim Kraftwagen, nur viel gebieterischer und zwingender, in Rücksicht auf die interessierten Kapitalien, die Erwerbsnotwendigkeit vieler tausend in dieser Industrie Beschäftigter, das Bedürfnis des Luftverkehrs zu schaffen und ihn als neuen Faktor in das Weltbild einzufügen. Es fragt sich, was die Technik heute zu bieten vermag und mit welchen Leistungen in bezug auf Schnelligkeit und Tragkraft zu rechnen ist.

Es besteht die Möglichkeit, eine Personenbeförderung und die Beförderung kleinerer Lasten mit Flugzeugen über Strecken von etwa 100 bis 500 Kilometer, im Bedarfsfall auch bis 1000 und 1500 Kilometer mit Geschwindigkeiten von 120 bis 180 Kilometer in der Stunde zu bewerkstelligen. Da mit der Fluggeschwindigkeit die Gefahren der Landung zunehmen, wird man vorläufig für Personenverkehr mit etwa 150 Kilometer Stundengeschwindigkeit zu rechnen haben. Man ist in der Lage, für diese Zwecke Flugzeuge zur Verfügung

Digitized by Google

zu stellen, die einen Fahrgast aufnehmen können, man kann aber auch etwa 30 Personen in einem einzelnen entsprechend großen Flugzeug befördern, je nachdem schließlich die eine oder andere Beförderungsart in Rücksicht auf Bequemlichkeit, Beliebtheit oder aus Rücksichten auf Verbilligung der Fahrt vorgezogen wird. Man ist in der Lage, solche Fahrten so ziemlich bei jedem Wetter vorzunehmen bzw. es ist höchstens damit zu rechnen, daß 5 Prozent der Fahrten wegen Ungunst der Witterung verschoben werden müssen. Ebenso kann durchschnittlich damit gerechnet werden, daß solche Fahrten mit großer Betriebssicherheit durchgeführt werden und daß weniger als 1 Prozent der Mitreisenden Beschädigungen infolge von Unfällen zu gewärtigen haben; näheres hierüber folgt noch. Nicht mit gleich großer Sicherheit kann die Dauer der Fahrt angegeben werden, weil sie von der Stärke des Gegenwindes oder Mitwindes abhängt. Die Zeiten können in einzelnen Fällen je nach dem Wetter und der Länge der Flugstrecke um Stunden gegenüber dem mutmaßlichen Mittelwert schwanken. Aber nur in ganz unwahrscheinlichen Ausnahmefällen werden sich Flugzeiten ergeben, die so groß sind als die entsprechenden Zeiten der Eisenbahnfahrt.

Das Luftschiff vermag jede wünschenswerte und praktisch vorkommende Strecke in ununterbrochener Fahrt zu bewältigen, wenn es nötig ist 10 000 Kilometer, es vermag Geschwindigkeiten von 130 Kilometerstunden und mehr zu erreichen, und auch in bezug auf die Zahl der mitzunehmenden Personen ist es jeder im Luftverkehr zu erwartenden Forderung gewachsen. Die Sicherheit der Fahrgäste dürfte im Luftschiff noch wesentlich größer sein als im Flugzeug, während im großen und ganzen die Einhaltung des Fahrplans nicht ganz so leicht möglich sein, aber doch praktischen Bedürfnissen noch genügen wird. Die Schwankungen der Reisedauer sind der Ursache nach dieselben wie beim Flugzeug, infolge der kleineren Reisegeschwindigkeit aber größer als dort.

Diese Beförderungsmittel mit den angegebenen Leistungen stehen zur Verfügung; es fragt sich, welche Vorteile man den Fahrgästen gegenüber anderen Beförderungsmitteln damit versprechen kann, und ob diese Vorteile so beschaffen sein werden, daß der Luftverkehr ein Bedürfnis werden wird.

Als naheliegendste Annehmlichkeit könnte man die Bequemlichkeiten der Fahrt nennen, die ohne die Erschütterungen der Fahrt auf der Erdoberfläche vor sich geht und die Annehmlichkeiten eines weiten Fernblicks, kurz die Schönheiten der Fahrt. Diese naheliegenden Besonderheiten dürften aber auf die Dauer nicht zugkräftig genug sein. Einmal sind die Erschütterungen der üblichen Erdfahrten nicht unerträglich, wir alle sind sie gewöhnt, zum anderen treten bei der Luftfahrt bei schlechtem Wetter auch Unannehmlichkeiten für den empfindlichen Fahrgast auf. Die schöne Aussicht aber wirkt bei stundenlangen Fahrten oder bei häufigen Fahrten schließlich doch auch einförmig.

Erschwerend kommt hinzu, daß der Preis der Fahrt recht hoch wird, ein Punkt, der noch ausführlich zu behandeln ist.

Digitized by Google

Der wichtigste und ausschlaggebendste Vorteil ist die Schnelligkeit der Fahrt und die damit gebotene Möglichkeit der Zeitersparnis. Es ist näher festzustellen, wie hier die Dinge liegen. Dabei muß natürlich von den heutigen in Deutschland und anderwärts vielfach außergewöhnlichen Verkehrsverhältnissen abgesehen werden. Dementsprechend sollen Reisezeiten, wie sie im Sommer 1914 vor Kriegsausbruch fahrplanmäßig gegeben waren, mit dem verglichen werden, was der Luftverkehr zu bieten imstande wäre.

Es sollen einige Beispiele weiteres Licht verbreiten.

Es handle sich um eine Reise von Frankfurt a. M. nach Berlin, entsprechend einer Entfernung in der Luftlinie von 420 Kilometer und einem Eisenbahnweg von 500 bis 550 Kilometer je nach der gewählten Linie. Vor dem Krieg konnte die Strecke bei Tag mit den besten Zügen in 7 Stunden zurückgelegt werden. Nachtzüge mit Schlafwagen fuhren sie in 8 bis 9 Stunden, d. h. also man konnte z. B. um 8^{37} früh Frankfurt verlassen und um 3^{34} nachmittags in Berlin eintreffen. Oder man konnte in Frankfurt um 11^{35} nachts abfahren und um 8^{01} früh in Berlin ankommen. Rechnet man die Reisezeit vom Augenblick des Verlassens der Wohnung bis zum Eintreffen an der Bestimmungsstelle, zu deren schließlicher Erreichung die Fahrt unternommen wurde, so wird man durchschnittlich in Frankfurt und Berlin je eine halbe Stunde zugeben können, so daß der Reisende entweder von etwa 8 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags, oder von 11 Uhr abends bis 1/2 9 Uhr früh unterwegs ist. Würde die Fahrt in einem Flugzeug gemacht, das die Strecke in der Luftlinie mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 120 Kilometerstunden zurücklegt, so würde die Flugdauer 3 1/2 Stunden betragen. Der Zeitverlust für Abgang von zu Hause, Erreichung des Flugplatzes, der ja immer ziemlich weit außerhalb der Stadt liegen wird, wo aber Kraftwagen zur Weiterbeförderung bereit stehen mögen, Besteigen des Flugzeugs, das den Gast startbereit erwartet, sei mit 1 Stunde, ebenso der Zeitverlust vom Augenblick der Landung bis zur Erreichung des engeren Bestimmungsorts in Berlin mit 1 Stunde in Rechnung gesetzt. Es ergibt sich so eine Gesamtreisedauer von 5 1/2 Stunden gegenüber 8 Stunden mit der Bahn bei Tage bzw. 9 1/2 bei Nacht. Die Zeitersparnis beträgt also 2 1/2 bzw. 4 Stunden. Es könnte bemängelt werden, daß die Fluggeschwindigkeit von 120 Kilometerstunden zu gering angesetzt sei. Demgegenüber ist darauf hinzuweisen, daß wenn das Flugzeug auch eine Geschwindigkeit von 150 Kilometerstunden hat, es diese Geschwindigkeit erst entwickeln kann, nachdem es die Höhe von etwa 2000 Meter erreicht hat, in der die Reise in Rücksicht auf die Flugsicherheit zurückgelegt werden muß,[1]) daß ebenso der Abstieg mit Geschwindigkeits- bzw. Zeitverlust verbunden ist und daß schließlich ein mittlerer Gegenwind für die Reise in

[1]) Würde man in geringerer Höhe fliegen, so würde das Flugzeug den durch die Gestaltung des Erdbodens bedingten Böen unangenehm ausgesetzt sein. Außerdem aber würde, im Falle daß eine Notlandung nötig sein sollte, eine geringere Höhe nicht genügen, um mit der nötigen Ruhe einen geeigneten und gefahrlosen Landungsplatz auszusuchen.

Digitized by Google

Rechnung gesetzt werden muß. In Berücksichtigung dieser Umstände dürfte die mittlere Reisegeschwindigkeit von 120 Kilometerstunden nicht zu nieder getroffen sein.

Geht der Reisende in beiden Fällen zur selben Zeit von seiner Wohnung fort, d. h. also um 8 Uhr früh bzw. um 11 Uhr nachts, so wird er in Berlin um $^1/_2$2 Uhr nachmittags bzw. $^1/_2$5 Uhr früh am Bestimmungsort ankommen können, während er daselbst erst um 4 Uhr bzw. $^1/_2$9 Uhr vormittags bei Benutzung der Bahn anlangen würde. Von ganz besonders gearteten Fällen abgesehen, würde er also bei der Nachtreise überhaupt keinen Vorteil durch Benutzung des Flugzeugs erreichen, denn die Ankunft um 4 Uhr früh wird ihn wenig nützen, weil er ankommt, wenn Berlin schläft. Er hätte aber den Nachteil einer unzulänglichen Nachtruhe in Kauf zu nehmen. Die Tagesreise kann von Vorteil sein, aber gleichfalls nur in einzelnen Fällen, weil der Zeitgewinn nicht gerade beträchtlich ist. Ja, man kann sagen, daß in den allermeisten Fällen derjenige, der um 8 Uhr früh seine Wohnung verläßt, um nach Berlin zu reisen, die Notwendigkeit der Reise schon am Abend vorher kannte. Er hätte also ohne Zeit einzubüßen schließlich ebensogut am Abend vorher um 11 Uhr fortgehen können, um den Nachtschnellzug zu benützen und wäre dann am anderen Morgen ausgeschlafen in Berlin eingetroffen. Unter diesen Umständen wäre, wie gesagt, von besonders gearteten Fällen abgesehen, eine Reise im Flugzeug überhaupt zwecklos.

Einer der besonders gearteten Fälle bedarf noch der weiteren Erörterung. Es kann unter Umständen von Vorteil, für die bestmögliche und kürzeste Abwicklung von Geschäften sogar notwendig sein, daß man an ein und demselben Tag Besprechungen, Konferenzen oder sonstige geschäftliche Maßnahmen an dem einen Ort vornimmt und das Ergebnis dieser geschäftlichen Tätigkeit an dem anderen Ort, dem Wohnsitz, in den Geschäftslauf gibt. Nimmt man an, daß das geschäftliche Leben, von den täglichen Vorbereitungen für die eigentliche Arbeit abgesehen, frühestens um 9 Uhr beginnt und spätestens um 5 Uhr zu Ende geht, nimmt man ferner an, daß für die angedeuteten geschäftlichen Maßnahmen eine durchschnittliche Zeit von 3 bis 4 Stunden mit Einschluß einer Erfrischungspause nötig ist und daß schließlich eine Ankunft im Geschäft um 4 Uhr abends erfolgen muß, wenn noch geschäftliche Anordnungen sollen getroffen werden, die sich am gleichen Tag im Geschäftsgang auswirken, so darf die Luftreise mit Einschluß von Zu- und Abgang nicht mehr als 3 bis 4 Stunden dauern. Unter diesen Umständen könnte also ein Luftverkehr Vorteile bringen. Da aber im Fall des Beispiels die Luftreise von Ziel zu Ziel $5^1/_2$ Stunden beträgt, so würde hier auch dieser Vorteil nicht in Rechnung zu setzen sein.

Würde es sich nicht um Frankfurt, sondern um eine noch näher bei Berlin liegende Stadt handeln, von der die Reise ausgeht, so wird die Zeitersparnis noch geringer, erstens weil die Fahr- und Flugzeiten kleiner werden, zweitens weil der Zeitverlust, der durch die Fahrt zum und vom Flugplatz entsteht, immer

Digitized by Google

mehr in den Vordergrund tritt. Wenn die Zeiten als feststehend angesehen werden, so ergibt sich, daß bei einer Entfernung des Reiseziels von 125 bis 200 Kilometer je nach den Verhältnissen der Zeitgewinn Null wird, und daß sogar bei noch kleineren Entfernungen die Benützung des Flugzeugs einen Zeitverlust bedingt.

Das eine angeführte Beispiel erlaubt schon folgende allgemeine Folgerungen zu ziehen.

1. Entfernungen unter etwa 150 Kilometer scheiden für den regelmäßigen Luftverkehr aus, weil sie statt Ersparnis Zeitverlust bedingen.

2. Bei vorhandenem Schlafwagenverkehr wird nur in Ausnahmefällen der Luftverkehr auf Strecken unter 600 Kilometer Vorteile bieten können.

3. Gewisse Vorteile können unter Umständen erzielt werden bei Entfernungen, die zwischen etwa 150 und 350 Kilometer liegen.

Voraussetzung ist, daß es sich um Festlandsreisen handelt und daß der Eisenbahnverkehr im Umfang und in der Schnelligkeit der Vorkriegszeit besteht.

Anders wird das Bild, wenn es sich um ausgesprochen weite Festlandsreisen handelt. Die Reise von Paris nach Konstantinopel z. B. konnte bei einer Länge von zirka 2360 Kilometer mit dem Orientexpreßzug in 65 Stunden zurückgelegt werden. Sie zerfällt in Teilstrecken von Paris—Stuttgart 12 Stunden, 480 Kilometer Luftlinie, Stuttgart—Wien 12 Stunden, 560 Kilometer, Wien—Belgrad 12 Stunden, 480 Kilometer, Belgrad—Sofia 10 Stunden, 300 Kilometer, Sofia—Konstantinopel 19 Stunden, 540 Kilometer. Denkt man sich diese Strecke im Flugzeug derart zurückgelegt, daß am Ende jeder der genannten Teilstrecken ein Umsteigen in ein flugfertiges abfahrbereites Flugzeug stattfindet und rechnet mit einer mittleren Fluggeschwindigkeit von 120 Kilometer, so ergeben sich die reinen Flugzeiten:

Paris—Stuttgart	4	Stunden	40	Minuten
Stuttgart—Wien	4	„	40	„
Wien—Belgrad	4	„	—	„
Belgrad—Sofia	2	„	30	„
Sofia—Konstantinopel	4	„	30	„
Das sind in Summa	19	Stunden	40	Minuten.

Rechnet man als Aufenthalt für das Umsteigen je 15 Minuten, so ergeben sich rund 21 Stunden Gesamtreisedauer, die sich mit dem Zu- und Abgang zum und vom Flugplatz auf etwa 23 bis 24 Stunden erhöhen. Verläßt man demnach Paris früh um 6 Uhr, so kann man den andern Morgen zur selben Zeit etwa in Konstantinopel sein.

Fährt nach dem Vorkriegsfahrplan am Montag abend ein Reisender in Paris um 6 Uhr von zu Hause weg, um den 6^{30} abends abfahrenden Orientexpreß zu besteigen, so kommt er am Donnerstag um 11 Uhr vormittags in Konstantinopel an.

Digitized by Google

Benützt der Reisende das Flugzeug und reist zur gleichen Zeit ab, so trifft er am Dienstag abend in Konstantinopel ein, er hat also $1^1/_2$ Tage gegenüber der Bahnreise gespart, er kann unter Umständen nach Erledigung seiner Geschäfte schon wieder in Paris sein, wenn der Zug, der zur gleichen Zeit wie er selbst in Paris abfuhr, Konstantinopel erreicht. Dabei ist angenommen, daß der Flugverkehr bei Nacht wie bei Tag stattfindet. Wäre das nicht der Fall, so würde die Abreise in Paris am Dienstag früh erfolgen. Am Dienstag abend würde Belgrad oder Sofia erreicht sein, wo am Mittwoch früh die Weiterreise nach Konstantinopel erfolgen würde, um zwischen 10 und 11 Uhr vormittags in Konstantinopel zu enden. In beiden Fällen könnte der größte Teil des Mittwochs nutzbringend in Konstantinopel verbracht werden.

Für solche große Strecken ist der Vorteil des Luftverkehrs in die Augen springend und man kann nur im Zweifel sein, ob das Luftschiff oder das Flugzeug das geeignetere Verkehrsmittel sei.

Es fragt sich, inwieweit auch für Teilstrecken dieser Luftverkehrslinie ein Vorteil vorhanden wäre. Für die Teilstrecke Paris—Stuttgart wäre ein Vorteil nicht vorhanden. Die Luftreise von Ziel zu Ziel würde etwa 6 Stunden beanspruchen. Bei gleichem Weggang um 6 Uhr abends träfe der Reisende um Mitternacht in Stuttgart am Ziel ein, bei Bahnfahrt um 7 Uhr früh, was praktisch das gleiche bedeutet, in München um $^1/_2$11 Uhr vormittags anstatt 2 Uhr nachts, in Wien mit der Bahn um 6 Uhr abends, mit dem Flugzeug um 5 Uhr früh. Hier zuerst tritt eine praktische Überlegenheit des Flugzeugs ein nach Zurücklegung von etwas mehr als 1000 Kilometer.

Einen Vorteil bietet aber auch der Luftverkehr in allen solchen Fällen, wo Meeresstrecken in der Route der Reisestrecke liegen selbst dann, wenn es sich um verhältnismäßig kurze Entfernungen handelt. So erfordert die Strecke Paris—London mit der Eisenbahn mindestens 7 bis 8 Stunden Fahrt, mit dem Flugzeug 2 bis 3 Stunden, denn die Entfernung beträgt nur zirka 330 Kilometer. Bei ähnlichen Entfernungen und Flugzeiten benötigen die Strecken London—Brüssel, London—Amsterdam 9 bis 10 Stunden Eisenbahnfahrt. Gleiches gilt von den Strecken Berlin—Kopenhagen mit zirka 10 Stunden Eisenbahnfahrt bei 360 Kilometer Entfernung oder Berlin—Stockholm mit 24 Stunden Eisenbahnfahrt bei 800 Kilometer Entfernung in der Luftlinie, so daß der Weg als Luftreise in 6 Stunden zurückgelegt werden könnte.

Mit Ausnahme der zuletzt genannten Strecke handelt es sich hier um Strecken, die bei Benutzung des Luftwegs eine geschäftliche Tätigkeit an zwei Orten innerhalb eines Tags ermöglichen, sie sind also als besonders günstige Verkehrslinien anzusehen.

Aus den angeführten Beispielen können zu den drei angeführten Folgerungen die weiteren folgenden hinzugefügt werden:

4. Bei Strecken über 600 Kilometer fängt der Luftverkehr im großen an, seine Überlegenheit zu zeigen.

Digitized by Google

5. Praktisch fühlbar wird die Überlegenheit aber erst bei Reisewegen von mehr als 1000 Kilometer.

6. Bei Strecken, auf denen Meeresteile oder größere Gewässer zu überqueren sind, liegen für den Luftverkehr die Verhältnisse günstiger, es sind hier praktisch bedeutungsvolle Vorteile schon bei geringeren gradlinigen Entfernungen erzielbar.

Geht man schließlich dazu über, zu prüfen, wie die Dinge liegen, wenn es sich um ausgesprochen große Seereisen handelt, so ergibt sich folgendes:

Es geht beispielsweise die Fahrt Hamburg—Neuyork über etwa 6200 Kilometer, sie wurde vor dem Krieg von den schnellsten Dampfern in 5 1/8 Tagen zurückgelegt. Im Luftverkehr wäre diese Strecke in 52 Stunden, das ist in 2 1/6 Tagen zu bewältigen. Die Fahrt nach Rio de Janeiro geht über zirka 10 000 Kilometer und erforderte einige 20 Tage Seereise, sie erfordert im Luftverkehr zirka 80 Stunden oder etwas mehr als 3 Tage, das ergibt, vorausgesetzt, daß entsprechende Luftverkehrsmittel vorhanden sind, Ersparnisse an Zeit, die Beachtung verdienen. Es folgt daraus:

7. Bei größeren Seereisen sind die Vorteile des Luftverkehrs bedeutend.

Die in den sieben Folgerungen gemachten Zahlenangaben gelten, wie klar, nur soweit die angenommenen mittleren Reisegeschwindigkeiten zutreffen. Werden sie größer, so vergrößern sich die betreffenden Strecken gleichfalls.

Betrachtet man im Hinblick auf die Folgerungen die Karte von Europa, so erkennt man als nichtlohnende Verkehrsstrecken z. B. die Strecken:

Von Berlin nach Dresden, Stettin, Halle, Leipzig.

Von Hamburg nach Bremen, Lübeck, Hannover, Kiel.

Von Frankfurt nach Köln, Stuttgart, Nürnberg.

Von Dresden nach Berlin, Prag.

Von München nach Nürnberg, Augsburg.

Von Zürich nach Straßburg, Stuttgart.

Von Paris nach Le Havre und Lille.

Von Brüssel nach Lille, Antwerpen, Rotterdam.

Von Genua nach Mailand.

Sehr groß ist hingegen die Zahl der Städte, für die ein Luftverkehr in der Art vorteilhaft ist, daß der Hin- und Rückflug am gleichen Tag bewerkstelligt werden kann. Solche Reiselinien sind:

Von London nach Paris, Brüssel, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, Liverpool, Manchester.

Von Paris nach London, Antwerpen, Brüssel, Rotterdam, Aachen.

Von Berlin nach Hamburg, Breslau, Posen, Bremen, Kassel, Kopenhagen, Prag.

Von Frankfurt nach Brüssel, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, Hamburg, Hannover, Dresden, München, Zürich.

Von München nach Frankfurt, Dresden, Prag, Wien, Venedig, Mailand, Zürich, Straßburg.

Digitized by Google

Von Leipzig nach Bremen, Hamburg, Lübeck, Stettin, Posen, Breslau, Prag, Brünn, München, Stuttgart, Mannheim, Köln, Essen.

Von Breslau nach Berlin, Stettin, Warschau, Wien, Prag, Chemnitz, Dresden.

Von Zürich nach Genf, Lyon, Frankfurt, Nürnberg, München, Venedig, Mailand.

Die Zusammenstellung ließe sich beliebig vergrößern.

Schließlich wäre die Krönung des ganzen Luftverkehrs die Errichtung großer durchgehender Linien von Nord nach Süd und von Ost nach West sowie der Überseelinien. Die Verlegung und der Ausbau solcher Linien wird mancherlei Kämpfe und manchen Wettstreit hervorrufen, denn sie sind nur durchführbar durch Übereinkommen einer großen Zahl verschiedener Staaten. Es wäre zu wünschen, daß dann sachliche Gründe und Überlegungen den Ausschlag geben. Freilich von heute auf morgen wird in dieser Hinsicht nichts geschehen, denn an den Ausbau solcher Linien ist nur zu denken, wenn Europa weithin befriedet ist, Ruhe und Ordnung in West und Ost, Süd und Nord herrschen. Davon scheint die Zeit noch weit entfernt.

Es war im vorausgegangenen gesagt, daß der Verkehr auf diesen großen Linien sich so abspielen müsse, daß in den Zwischenstationen jeweils Umsteigen in startbereite neue Flugzeuge stattfinde und so die Reise ohne längeren Aufenthalt von einem Ende zum anderen durchgeführt würde. Die Möglichkeit des Umsteigens ist auch in Rücksicht auf die Rentabilität nötig, denn es ist nicht anzunehmen, daß sich bei den ganz großen Linien immer genügend Reisende finden, die beispielsweise von Lissabon nach Petersburg wollen. Wohl aber werden, abgesehen von den wenigen, die die ganze Reise machen, andere vorhanden sein, die nach Paris, andere, die nach Köln und Berlin wollen. Andererseits werden in Paris und Köln Reisende zusteigen, die nach Königsberg oder Petersburg wollen usf. Kurzum es wird sich das Bild ergeben, das wir von den Bahnfahrten her kennen, mit dem einzigen Unterschied, daß es keine durchgehenden Wagen geben wird. Darin liegt zweifelsohne eine große Unbequemlichkeit und man wird bestrebt sein müssen, die Zahl der Umsteigestellen möglichst herabzusetzen. Das gilt ganz besonders für Nachtfahrten. Es müßten also die Haltestellen mindestens 400 bis 500 Kilometer auseinanderliegen, damit wenigstens nur alle $3^1/_2$ bis 4 Stunden ein Umsteigen nötig würde. Wenn man dann bedenkt, daß sich der Luftverkehr bei der gleichmäßig zu 120 Kilometer angenommenen Reisegeschwindigkeit zwischen Orten abspielen wird, die 150 bis 350 Kilometer auseinanderliegen, so liegt der Wunsch nahe, daß dieser Nahverkehr mit etwas größerer Geschwindigkeit vonstatten ginge, so daß an Stelle von Entfernungen von 150 bis 350 Kilometer solche von 200 bis 500 treten würden. Wäre das der Fall, so könnte an den Umsteigestellen die Reise von den großen Linien in beliebiger Richtung abgezweigt werden. Es würde dann der Fernverkehr mit großen, verhältnismäßig langsamen, der Nahverkehr mit kleineren und schnelleren

Digitized by Google

Maschinen oder doch zum mindesten schnelleren Maschinen durchgeführt werden müssen.

Das ist ein Mißverhältnis und steht im Gegensatz zu dem, was bei sonstigem Verkehr zu Wasser und zu Land üblich ist. Es drängt sich da die Frage auf, ob eine andere Art der Verkehrsabwicklung, die ein fortwährendes Umsteigen unnötig macht, nicht vorzuziehen wäre. Das ist aber nur mit Maschinen möglich, die eine entsprechende Nutzlast über Strecken von Tausenden von Kilometern tragen können, denn um solche Strecken würde es sich ja bei den großen Linien handeln. Dazu sind aber Flugzeuge auf absehbare Zeiten nicht befähigt. Wohl sind das aber die Luftschiffe. Daraus ergibt sich ein anderes Bild als bisher angenommen.

Der Luftverkehr würde sich in zwei Gruppen teilen: in den Nahverkehr, der durch Flugzeuge über Strecken von 200 bis 500 Kilometer vermittelt wird und in den Fernverkehr, den Luftschiffe über Strecken von 1000 und mehr Kilometer übernehmen unter Einschaltung von Zwischenlandungen nach Zurücklegung von Strecken von etwa 500 bis 1000 Kilometer. Damit kommt man zu einer Lösung, die durchaus der Eigenart von Flugzeug und Luftschiff angepaßt ist.

Für das Luftschiff wird eine Reise um so teurer, je kürzer die Reisestrecke ist, je öfter Zwischenlandungen eingeschaltet werden müssen. Jede Zwischenlandung bedingt erstens einen Gasverlust, zweitens sind an den Landungsstellen, um die Landung sachgemäß durchführen zu können, 50 bis 100 Mann zum Halten des Luftschiffs nötig. Das Luftschiff ist eben infolge seiner Größe und Eigenart am Boden schwerfälliger als das Flugzeug.

Die Reise Paris—Konstantinopel des früheren Beispiels würde sich damit etwa wie folgt abspielen: Das Luftschiff verläßt Paris, um erstmals nach 680 Kilometer Fahrt in München zu landen. Es landet sodann in Budapest nach weiteren 620 Kilometer. Die Strecke Budapest—Sofia beträgt 650 Kilometer, die Strecke Sofia—Konstantinopel 530. Derjenige, der von Paris nach Wien reisen will, wird in München aussteigen und die Strecke München—Wien im Flugzeug in 2 bis 3 Stunden zurücklegen. Der Reisende von Wien nach Konstantinopel wird von Wien nach Budapest im Flugzeug in kaum 2 Stunden gelangen. Es könnte scheinen, als ob dadurch die Verwendungsmöglichkeit von Flugzeugen sehr eingeschränkt wäre, man muß aber bedenken, daß der Ausbau des Nahverkehrs bei der großen Menge der Verbindungsmöglichkeiten weitmehr Flugzeuge beanspruchen wird, als der stets nur auf wenigen Linien durchführbare Fernverkehr. Bei ihm spricht eben alles zugunsten des Luftschiffs, für den Überseeverkehr kommt erst recht nur das Luftschiff in Frage.

Das Naheliegende ist zunächst, das Luftverkehrsnetz für den Nahverkehr auszubauen und die Verkehrslinien, von denen eine große Zahl im vorstehenden angegeben ist, einzurichten. Dabei hätte man, wie dargetan, an Verbindung zwischen verkehrsreichen Orten, die 200 bis 350 Kilometer auseinanderliegen,

Digitized by Google

zu denken. Diese Art des Luftverkehrsausbaus wird auch vor allem von England aus gepflegt. Zeitungsnachrichten zufolge sind alle derartigen Linien, die im vorstehenden als lohnend von London aus angegeben sind, im Betrieb. Die Reisemöglichkeit wird angeblich mehr und mehr benützt, so daß man mehr und mehr damit rechnet, nur noch große Flugzeuge für 20 bis 30 Personen in Dienst zu stellen. Diese starke Inanspruchnahme, die sich ja bei den im Grunde geringen Entfernungen, wie ausgeführt, nur lohnt, wo geschäftliche Belange größte Geschwindigkeit und tägliche Tätigkeit an zwei Orten erfordern, hängt ja wohl zum Teil mit den unruhigen und ungewissen Zeiten zusammen, wo für den Geschäftsmann mehr als sonst schnelles Handeln und Verhandeln nötig ist und weit größere Gewinnmöglichkeiten als in ruhigen Zeiten in sich schließt. Aber die damit bedingte Gewohnheit wird die Zeiten überdauern und diesen Verkehr auch in ruhigeren Zeiten allgemach zum Bedürfnis machen.

In Deutschland ist bis jetzt in dieser Hinsicht fast nur Vorarbeit geleistet, mehr zu tun, verbot der Friedensvertrag.

Der Umfang der zu leistenden Vorarbeiten ist groß. Zwar kann man auch den Weg einschlagen, ohne Vorarbeiten unter den gegebenen äußeren Verhältnissen einfach einmal mit dem praktischen Luftverkehr zu beginnen und alles weitere der zukünftigen Entwicklung zu überlassen; wenn aber, wie für uns, dieser Weg nicht gangbar ist, bleibt nur der andere übrig, wenn nicht auch in Zukunft unser Luftverkehrswesen hinter dem ausländischen zurückstehen soll.

Solche Vorarbeiten erstrecken sich auf folgende Gebiete: gute und zweckmäßige Verteilung der in Aussicht zu nehmenden Verkehrslinien, Schaffung der nötigen Landungsplätze bzw. Flugplätze, soweit solche nicht schon vorhanden sind, Organisation der Flugplatzverwaltungen und Einrichtungen, Schaffung eines Wettermeldedienstes und sonstigen Nachrichtendienstes für diese Plätze und für die Flugstrecke selbst, d. h. drahtloser Melde- und Signaldienst vom Flugplatz zum Flugzeug und zurück, Ausbau der Streckenorientierung.

Um über den Umfang dieser Arbeiten ein Bild zu bekommen, muß erörtert werden, wie in idealem Ausbau der Flugverkehr sich abwickeln sollte und welche Einrichtungen ihm zur Verfügung stehen müßten.

Wir beginnen mit dem Flugplatz. Er muß in erster Linie die nötige Größe und Lage haben, um Abflug und Landung selbst größter Flugzeuge gefahrlos zu ermöglichen. Er muß vergrößerungsfähig sein, damit er in Zukunft auch einem starken Luftverkehr gewachsen ist. Auf dem Flugplatz muß die Möglichkeit der Unterbringung einer der Stärke des Luftverkehrs entsprechenden Anzahl von Flugzeugen sein. Hierfür sind Hallen nötig, in denen die Flugzeuge nachgesehen, gereinigt und unter Umständen repariert, die Motoren instand gesetzt und wenn nötig ausgewechselt werden können. Es muß auch Platz für Einstellung von Ersatzflugzeugen sein. Es sind im Zusammenhang mit den Hallen Werkstätten und Werftanlagen nötig. Eine entsprechend große Mannschaft zur Verrichtung dieser Arbeiten sowie zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Brauchbarkeit des Platzes muß vorhanden sein. Es müssen Ein-

Digitized by Google

richtungen getroffen sein, die dem landenden Flugzeug die in Rücksicht auf Stärke und Richtung des Bodenwinds einzuhaltende Landungsrichtung angeben sowie sonstigen optischen Signaldienst zwischen Flugzeug und Flugplatz ermöglichen. Irgendwelche Merkmale müssen von oben erkennen lassen, welches der Name des Flugplatzes ist. Weiterhin müssen die Einrichtungen vorhanden sein, die eine Landung bei Nacht nötig macht. Der Flugplatz muß bei Nebel und tiefgehender Bewölkung über den Wolken, sei es bei Nacht durch Lichtkegel mittels Scheinwerfer, die durch die Wolkendecke hindurchscheinen, sei es am Tag durch Fesselballon oder Raketenzeichen namentlich kenntlich gemacht sein. Alle Vorkehrungen müssen getroffen sein, die entweder vor einer Landung bei herrschendem Bodennebel das ankommende Flugzeug warnen oder eine solche nach Möglichkeit gefahrlos machen. Hier ins einzelne zu gehen, würde zu weit führen. Die Andeutungen genügen schon um zu zeigen, daß nicht unbedeutende technische Einrichtungen nötig sein werden und ein Signal- und Meldedienst, der entsprechend seiner Bedeutung für die Sicherheit der Fluggäste gut durchdacht und in die Hände zuverlässiger Personen, die sich ihrer Verantwortung bewußt sind, gelegt sein muß.

Soll der Flugplatz auch Haltepunkt für Luftschiffe sein, so muß neben den genannten Einrichtungen eine entsprechende Anzahl von geschulten Haltemannschaften zur Verfügung stehen. Es muß eine Anlage zum Nachfüllen von Traggas vorhanden sein. In gewissen Abständen auf der Verkehrslinie sind Flugplätze mit Hallen für Unterbringung von Luftschiffen nötig.

Soweit die maschinentechnische Seite! Aber auch der Annehmlichkeit und Bequemlichkeit der Fahrgäste ist Sorge zu tragen und den Anforderungen, die sie an eine schnelle Beförderung stellen. Dementsprechend muß dafür gesorgt sein, daß ankommende Reisende sofort einen Kraftwagen vorfinden, der sie an ein gewünschtes nahes Ziel bringt. Es wird sich mit der Zeit als notwendig erweisen, am Rande des Flugplatzes ein Hotel zu erstellen, damit in der Frühe abfahrende Reisende schon am Abend auf dem Platz eintreffen können und übernachten, anstatt zu Hause unbequem früh aufstehen zu müssen usw.

Man sieht, eine solche Flugplatzanlage mit allem, was dazu gehört, wenn sie auf der Höhe stehen soll, wird recht weitläufig und kostspielig.

Aber auch an die Flugstrecke selbst sind mancherlei Anforderungen zu stellen. Sie sollte am Boden und vor allem über den Wolken markiert sein derart, daß der Flugzeugführer nie über die einzuschlagende Richtung im Zweifel ist. Es ist auf der Flugstrecke eine solche Zahl von Notlandungsplätzen vorzusehen und kenntlich zu machen, daß von jedem Punkt der Flugbahn ein solcher Flugplatz erreichbar ist. Das würde heißen, daß je nach der Flughöhe alle 40 bis 50 Kilometer ein solcher Notlandungsplatz vorzusehen wäre. Auf solchen Notlandungsplätzen — das wären im übrigen Wiesen oder ähnliche Plätze, die durch eine Notlandung nicht allzusehr schaden nehmen — müßte eine gewisse technische Hilfe erlangbar sein, auch die einfachsten Hilfsmittel für Unglücksfälle und ähnliches müßte zur Verfügung stehen. Am Rande

Digitized by Google

dieses Geländes müßte sich demnach eine Hütte zur Unterbringung dieser Erfordernisse befinden. Erwünscht wäre auch an solchen Stellen eine Person, die Signale zu empfangen und zu geben in der Lage wäre. Diese Person könnte im Nebendienst beschäftigt sein. Schließlich müßte während der ganzen Fahrt drahtlose Verbindung zwischen Erdboden und Luftfahrzeug vorhanden sein und die Möglichkeit drahtloser Ortsbestimmung im Flugzeug.

Diese kurzen Andeutungen zeigen schon, daß die Anlagen zur Durchführung eines geregelten und sicheren Luftverkehrs umfangreich und kostspielig sind. Sollten die Kosten, die entstehen, einzig von den den Luftverkehr ausübenden Gesellschaften getragen werden, so würde von allem Anfang an jedes derartige Unternehmen so belastet, daß eine Rentabilität ausgeschlossen wäre. Man verfiel deshalb auf den Ausweg, zum mindesten die Kosten für die Flugplätze auf andere Schultern abzuwälzen. Man geht zur Begründung dieser Maßnahme davon aus, daß man sagt, wenn die Schiffahrt treibenden Gesellschaften die Kosten für Errichtung und Instandhaltung der Hafenanlagen tragen müßten, so wäre das ihr Untergang. Deshalb ist auch für den Lufthafen wie für den Seehafen zu fordern, daß diese Aufgabe den Städten, die die Vorteile des Lufthafens genießen, zufällt. Man kann Bedenken haben, ob dieser Vergleich zutrifft. Diese Bedenken werden vor allem die Stadtverwaltungen hegen, die die Kosten bewilligen sollen. Es verlohnt sich bei der Wichtigkeit dieser Frage, sie ausführlicher zu erörtern.

Bei einem Seehafen liegen die Verhältnisse in jeder Hinsicht einfach. Man kann klein beginnen und die Entwicklung abwarten. Man kennt von ungezählten anderen Beispielen den Gang der Dinge, man überblickt die sich einstellenden Vorteile. Der Aufschwung des Seeverkehrs gibt einem großen Teil der Einwohnerschaft Beschäftigung und Verdienstmöglichkeit, angefangen mit den Transportarbeitern und den Gastwirtschaften bis zu den Handelshäusern und ihren Angestellten, es vermehrt sich Geldumlauf und Steuereinnahmen, es entstehen Export- und Importgeschäfte, Lagerhäuser und Agenturen. Alles das läßt zunächst die Anlage eines Lufthafens nicht erwarten, denn jeder nennenswerte unmittelbare Güterverkehr ist ausgeschlossen. Und doch wird sich voraussichtlich im Laufe der Zeit zeigen, daß die Entwicklung der Städte, die an ein ausgedehntes Luftverkehrsnetz gut angeschlossen sind, zur Überflügelung anderer Städte führt, denen dieser Anschluß fehlt. Der Kaufmann und Industrielle, der an einem Ort sitzt, der ihm ermöglicht, in kürzester Zeit zu mündlichen Verhandlungen an weit entlegene Brennpunkte des kaufmännischen und industriellen Lebens zu gelangen, wird vor dem, der diese Möglichkeit nicht besitzt, einen Vorsprung haben. Er wird über Nachrichten und Winke, Berichte und Beobachtungen verfügen, die seinem an abgelegenem Ort sitzenden Wettbewerber fehlen. Diesen Nachteil empfindet dieser Wettbewerber bald und die Folge wird sein, daß er gleichfalls darauf sinnen wird, sich an einem ähnlich begünstigten Ort niederzulassen. Auf gewisse Geschäftszweige wird demnach ein Ort, der an einen großen Luft-

Digitized by Google

verkehr angeschlossen ist, unzweifelhaft Anziehungskraft ausüben. Die weiteren Folgen, Zunahme des Geldumlaufs, der Steuern, des Warenverkehrs und des Verkehrs überhaupt werden sich von selbst einstellen. Es wird sich wiederholen, wenn auch teilweise aus anderen Gründen, was sich bei der Einführung der Eisenbahnen gezeigt hat. Städte, die an keine Eisenbahnlinie zu liegen kamen, verloren ihre Bedeutung vollständig, solche, die nicht Knotenpunkte des Eisenbahnverkehrs darstellten, gingen in ihrer Bedeutung im Vergleich mit anderen Städten zurück und wurden von begünstigteren Städten überflügelt, die früher nur eine untergeordnete Bedeutung hatten. Man vergleiche die Entwicklung von Nürnberg mit der von Augsburg oder Ulm.

Es scheint so berechtigt, wenn die Stadt, die die Annehmlichkeiten und Vorteile des Luftverkehrs genießen will, auch für die Errichtung der nötigen Hafenanlagen Mittel bereit stellt, und es ist anzunehmen, daß diese Ausgaben sich lohnen und der Entwicklung der Stadt dienen werden. Eine andere Frage ist es, ob sich diese Ansicht überall in den Stadtparlamenten so schnell durchsetzen wird, daß eine schnelle Entwicklung des Luftverkehrs möglich ist.

Würden dergestalt die Kosten für die Hafenanlagen von den beteiligten Städten übernommen, so bleiben noch immer so große Ausgaben, daß nicht von vornherein die Rentabilität des Flugverkehrs gesichert erscheint, und doch bildet diese Rentabilität, wenn keine Zuschüsse vom Staat zu erwarten sind, die Voraussetzung für die Entwicklung.

Der Laie wird, um sich ein Bild von den zu erwartenden Kosten zu machen, von den Kosten der Betriebsmittel, Benzin und Öl ausgehen und dabei zu sehr günstigen Ergebnissen kommen.

Ein Riesenflugzeug mit 25 Fahrgästen wird über eine Strecke von 600 Kilometer (das ist 5 Stunden) bei 1000 Pferdestärkeleistung etwa 1250 Kilogramm Benzin und Öl gebrauchen, die vor dem Krieg etwa 500 Mark kosteten, heute etwa auf 7500 Mark zu stehen kommen. Auf einen Fahrgast entfallen also 20 bzw. 300 Mark. In der Tat sind aber diese Ausgaben nicht die ausschlaggebenden. Abgesehen von den Kosten für die Unterhaltung der Flugplätze und Flugstrecken spielt die Abnützung und der Verbrauch von Luftfahrzeugen, Preise für ihre Instandhaltung und Ausbesserung eine gewichtige Rolle. Wie sehr diese Kosten bei der Fahrpreisberechnung in den Vordergrund treten, läßt sich ohne weiteres nicht sagen, solange ein umfangreiches Erfahrungsmaterial nicht zur Verfügung steht. Man ist hier bis auf weiteres auf Schätzungen angewiesen. Ein Beispiel möge diese Dinge weiter beleuchten.

Würde mit dem angeführten Riesenflugzeug an 300 Tagen im Jahr eine Reise über 600 Kilometer und zurück ausgeführt und wäre dasselbe jedesmal voll besetzt, so würden jährlich 600×25, das sind 1500 Fahrgäste über 600 Kilometer befördert. Tritt ein Verbrauch des Flugzeugs samt Motoren in durchschnittlich einem Jahr ein, so kommt auf den Fahrpreis für eine Fahrt und Person der 1500. Teil der Kosten des Flugzeugs. Die Kosten des Flugzeugs hätten vor dem Krieg samt Motoren etwa 450 000 Mark betragen, und dürften

Digitized by Google

heute voraussichtlich etwa 2 250 000 Mark betragen. Vor dem Krieg hätte sich damit zu den Betriebskosten im engeren Sinn von 20 Mark ein Zuschlag von 300 Mark ergeben, während heute mit einem Zuschlag von 1500 Mark zu 300 Mark zu rechnen wäre. Nun ist die Annahme, daß das Flugzeug in einem Jahr und nach 600 Fahrten aufgebraucht sei, durchaus willkürlich. Würde man an Stelle von einem Jahr drei Jahre setzen können, so würde der Zuschlag 100 bzw. 500 Mark betragen. Es kämen weiter die Gehälter für die Mannschaften hinzu, von denen die Bordmannschaften jedenfalls besonders gut bezahlt werden müßten. Man hätte für sie vor dem Krieg Gehälter von 6000 bis 15 000 Mark je nach ihrer Tätigkeit an Bord ansetzen müssen und dementsprechend für jede Besatzung von 4 Personen eine Jahresausgabe von etwa 39 000 Mark rechnen können, so daß auf den Preis einer Fahrt 26 Mark entfallen wären. Dabei ist angenommen, daß dieselbe Besatzung für Hin- und Rückfahrt verwendet werden könnte, was einen täglichen zehnstündigen Flugdienst voraussetzen würde. Abgesehen vom Achtstundentag würde das eine unmögliche Beanspruchung der Mannschaft bedeuten, so daß eine doppelte Besatzung und doppelte Bezahlungen anzusetzen wären. Heute wäre hierfür mindestens mit dem dreifachen Betrag zu rechnen. Man erhält so zunächst folgende Posten:

Betriebskosten	20	bzw.	300	Mark
Gehälter	52	„	150	„
Abnützung	300	„	1500	„
In Summa	372	bzw.	1950	Mark.

Es zeigt sich deutlich, welche ausschlaggebende Rolle die Abnützungskosten spielen. In dieser Aufstellung noch nicht enthalten sind allgemeine Geschäftsunkosten, Platzmiete, Versicherungskosten, Gewinn. Dementsprechend müßte man mit einem Fahrpreis von mindestens 500 bzw. 2500 Mark oder einem Kilometerpreis von 0,82 Mark bzw. 4,10 Mark rechnen.

Die Rechnung ist nur sehr roh, vor allem ist die Annahme der Abnützung des Flugzeugs nach 600 Flügen ohne Begründung. Bei näherer Überlegung wird man finden, daß die Lebensdauer des Flugzeugs von der seiner Motoren verschieden sein wird und daß für beide verschiedene Umstände maßgebend sind. Die Lebensdauer des Motors hängt von seiner Wartung und der Zahl seiner Betriebsstunden ab. Die mehr oder weniger gute Wartung, die einen starken Einfluß ausübt, wird mit der Zeit auf eine durchschnittliche Höhe gebracht werden, die Zahl der Betriebsstunden ist fast genau berechenbar. Das Flugzeug selbst altert erstens, wenn auch wenig schon vom Stehen im Schuppen (Metallflugzeuge wohl kaum oder verschwindend wenig, wohl aber Holzflugzeuge mit Tuchbespannung). Stärker, aber nicht übermäßig ist die Abnutzung im geregelten Flug. Nur die Teile der Motorenlagerung und Umgebung der Motoren werden einer öfteren Ausbesserung und teilweisen Erneuerung bedürfen. Im Vordergrund wird die Abnutzung durch Abflug und Landung

Digitized by Google

stehen, wobei infolge nicht beherrschbarer großer Beanspruchungen alle Verbände im Laufe der Zeit in Mitleidenschaft gezogen werden. Diese Beanspruchungen werden abhängen von der Beschaffenheit des Bodens, auf dem Landung und Abflug zu bewerkstelligen sind. Eine besondere Rolle spielen dabei Notlandungen auf unvorbereitetem Gelände, die unter Umständen zur vollständigen Zerstörung führen können. Gerade diese Verhältnisse lassen es fast unmöglich erscheinen, ohne Erfahrungstatsachen in großem Umfang genaueres zu sagen. Diese Unsicherheit der Vorausberechnung und damit die Größe des Risikos werden um so mehr eingeschränkt, je mehr der Verkehr auf gut vorbereiteten Linien stattfindet. Es wird damit die Forderung verständlich, daß die Linien so vorbereitet und ausgebaut sein sollten, daß mit einer Landung und auch einer Notlandung auf unvorbereitetem und unbekanntem Boden überhaupt nicht zu rechnen ist. Solche Maßnahmen werden nicht nur das Risiko herabsetzen, sondern auch die Lebensdauer der Flugzeuge außerordentlich erhöhen und damit den Fahrpreisanteil, der auf Abnützung der Flugzeuge entfällt, bedeutend herabsetzen. Das englische Luftverkehrsministerium rechnet dementsprechend mit einer dreijährigen Lebensdauer der Flugzeuge und einer einjährigen Lebensdauer der Motoren. Daß diese Zahlen nur für ganz bestimmte Verhältnisse gelten können, ist nach dem zuvor Gesagten klar. In der Tat handelt es sich dabei um tägliche Flüge mit zirka 350 Kilometer Reiseweg (London—Paris). Dabei ist aber zu bedenken, daß man auch an dieser Stelle noch über keine dreijährige Betriebserfahrung, die diese Abschreibungen rechtfertigen könnte, verfügt.

Würde man diese Angaben als Grundlage unseres früheren Beispiels nehmen und annehmen, daß die Kosten der Motoren rund ein Fünftel der Gesamtkosten des Flugzeugs ausmachen, so käme man dahin, daß in einem Jahr Betriebszeit ungefähr die Hälfte der Kosten des Flugzeugs abgeschrieben sein müßte. Damit käme man zu einem Kilometerpreis von zirka 0,6 bzw. 3 Mark anstatt 0,82 bzw. 4,1 Mark.[1])

Mit diesen Zahlen würde die Reise London—Paris pro Person ungefähr 210 bzw. 1050 Mark kosten. Demgegenüber errechnet das englische Luftverkehrsministerium für die Person einen Preis von 156 Pfund oder 3120 Goldmark. Dieses Mißverhältnis ist zunächst unerklärlich, es bleibt das auch, wenn man weiterhin erfährt, daß ein englisches Pfund Ware über dieselbe Strecke zu befördern 0,17 Pfund kostet. Da eine Person etwa 200 englische Pfund wiegt, würde nur nach dem Gewicht gerechnet der Fahrpreis für eine Person 34 Pfund oder 680 Goldmark betragen gegen 3120. Daraus wird klar, daß der obige Passagierpreis nur auf Grund einer unbekannten Rechnungsart fest-

[1]) Eine genauere Rechnung müßte von der Betriebsstundenzahl der Motoren einerseits und von der Zahl der erforderlichen Landungen andererseits ausgehen. Bei Flügen über 200 Kilometer kommen auf die Zahl der Betriebsstunden mehr Landungen als bei Flügen über 600 Kilometer. Wie ersichtlich wird damit auch die Reisegeschwindigkeit von mehrfachem Einfluß auf die Kosten.

Digitized by Google

gesetzt sein kann. Tatsächlich rechnen auch die englischen Privatgesellschaften mit ganz anderen Zahlen für den Passagierpreis. Der Passagierpreis für die Person und Reise London—Paris betrug ursprünglich 21 Pfund oder 420 Goldmark. Er wurde sodann herabgesetzt auf 393 Franken französische Währung, das sind 1,09 Franken/Kilometer und wurde diesen Sommer angeblich auf Grund der günstigen Betriebserfahrungen auf 262 Franken oder 0,75 Franken/Kilometer ermäßigt. Berücksichtigt man die Valuta, so entsprechen 393 bzw. 262 Franken in England 7,8 bzw. 5,25 Pfund in Deutschland etwa 1250 bzw. 840 Papiermark. Wie man sieht, hält sich der oben errechnete Preis von 1050 Mark für heutige Verhältnisse fast genau in der Mitte zwischen beiden Zahlen. Freilich muß es dahingestellt bleiben, ob die Angabe, daß die Preisherabsetzung auf Grund der günstigen Ergebnisse erfolgte, ihre Richtigkeit hat, denn es wäre ja auch denkbar, daß der innere Grund mangelnde Benützung infolge zu hoher Preise war.

Ähnliche Preise für die Reise London—Brüssel, nämlich 300 Franken für die einfache Fahrt bei 325 Kilometer, das sind 0,91 Franken/Kilometer Entfernung, setzte für diesen Sommer das Belgische Nationalsyndikat zum Studium des Lufttransports fest. Demgegenüber setzt die französische Regierung den Preis für Paris—Brüssel auf 500 Franken oder 1,50 Franken/Kilometer, den Preis für Paris—Straßburg auf 750 Franken oder 1,92 Franken/Kilometer, Paris—Lyon 800 Franken (2,05 Franken/Kilometer), Paris—Marseille 1200 Franken (1,81 Franken/Kilometer), Paris—Bordeaux 900 Franken (1,76 Franken/Kilometer) je für Fahrt hin und zurück fest.

Diese Preise von durchschnittlich 1 Franken/Kilometer entsprechend zirka 4 Papiermark/Kilometer, sind recht beträchtlich; es muß sich schon um wichtige und für Gewinn oder Verlust schwer ins Gewicht fallende Umstände handeln, die einen so hohen Preis bei einem Zeitunterschied gegenüber der Bahnfahrt, der nur Stunden beträgt, rechtfertigen. Es wird denn auch berichtet, daß in erster Linie Geschäftsleute die Beförderungsgelegenheit benutzen. Der Verkehr Paris—London findet dreimal täglich statt, und es wird berichtet, daß an einem Tag 30 Personen von London nach Paris befördert worden seien. Diese Zahl stellt jedenfalls eine Höchstleistung dar zwischen zwei für den Luftverkehr zueinander in günstiger Entfernung liegenden Millionenstädten. Schlüsse für den Verkehr zwischen kleineren Städten ergeben sich von selbst. Aber wir stehen erst im Anfang einer Entwicklung.

Noch weniger Anhaltspunkte als für die Preisberechnung des Flugzeugverkehrs haben wir für die des Luftschiffverkehrs. Zwar wurden im vergangenen Sommer einige 80 Fahrten von Friedrichshafen nach Berlin bzw. von Berlin nach Friedrichshafen, auch eine solche von Berlin nach Stockholm ausgeführt. Doch bleibt auch bei diesen Fahrten vorläufig die Frage der Abschreibungen vollständig offen. Ist das Flugzeug in erster Linie durch eine schlechte Landung unter Umständen bei Notlandung auf unvorbereitetem Boden gefährdet, so liegen für das Luftschiff die Gefahren in einer Landung

Digitized by Google

bei stürmischem Wetter, weil es eben am Boden vollständig hilflos und in starkem Maß der Gewalt des Windes preisgegeben ist, dem es um vieles größere Angriffsflächen als das Flugzeug entgegensetzt. Während diese Gefährdung durch den mehrfach genannten Ausbau der Flugstrecke und Flughäfen für das Flugzeug fast ganz ausgeschaltet werden kann, nützt ein solcher Ausbau für das Luftschiff wenig. Hier hat der Wetterdienst und die Nachrichtenübermittlung von der Erde zum Luftschiff einzugreifen, die rechtzeitig vor einer gefährlichen Landung am Ziel warnt. Dann wird für den weiteren Verlauf der Ereignisse die Größe des Betriebsmittelvorrats und die Entfernung bis zum nächsten Flughafen maßgebend sein. Zwar bleibt immer noch die Möglichkeit einer Landung auf unvorbereitetem Boden ohne Einrichtungen, dabei besteht aber immer die starke Wahrscheinlichkeit mehr oder weniger großer Beschädigungen. Flughäfen mit vollwertigen Unterkunftsräumen für Luftschiffe, wie sie durch Drehhallen verkörpert sind, werden aber bei den großen Kosten solcher Hallen stets nur in verhältnismäßig großer Entfernung voneinander anzutreffen sein. Es kommt der Mißstand hinzu, daß die Fahrgäste an einem ganz anderen Ort als dem Ziel ihrer Reise landen. Bei Fahrten über sehr große Strecken ist der letztere Umstand von untergeordneter Bedeutung. Für den Reisenden, der von Berlin nach Neuyork unterwegs ist, spielt es schließlich keine allzugroße Rolle, wenn er unterwegs erfährt, daß das Schiff anstatt in Neuyork wegen widrigen Wetters in Boston oder in Baltimore landen wird, auch für den Betriebsmittelvorrat ist das kaum von Belang, um so weniger je früher das veränderte Ziel angesteuert wird. Freilich müssen solche Zufälle Ausnahmen bleiben und sie werden das auch, aber doch nicht in so starkem Maß, daß nicht die Berechnung der Betriebskosten dadurch empfindlich beeinflußt würde. Wie gesagt, bilden die bisherigen Erfahrungen kaum eine Unterlage für eine Berechnung. Im vorigen Sommer ergab unter 81 Fahrten einmal eine solche gefährliche Sachlage, die zwar nicht zur Zerstörung, wohl aber zu einer Beschädigung des Schiffs führte. Es war das die letzte von 81 Fahrten, es ist möglich, daß sich 200 glatt verlaufende Fahrten angeschlossen hätten, es hätte aber auch diese 81. Fahrt zum Verlust des Schiffs führen können.

Aus dem Geschäftsbericht der Delag ergibt sich, daß abgesehen von 22 Rundfahrten über Berlin und dessen Umgebung 40 Fahrten Berlin—Friedrichshafen und 41 Fahrten Friedrichshafen—Berlin ausgeführt wurden. Das Luftschiff war dabei 533 Stunden in der Luft und legte 52 000 Kilometer zurück. Die Zahl der beförderten Fahrgäste betrug 2380, zu denen 4500 Kilogramm Post und 30 000 Kilogramm Reisegepäck der Fahrgäste kamen.

Der Fahrpreis Friedrichshafen—Berlin betrug erst 400 Mark, wurde dann ab 1. Oktober infolge der Erhöhung der Betriebskosten erhöht auf 575 Mark, und im November 1919 auf 690 Mark. Da die Strecke zirka 600 Kilometer lang ist, beträgt der Preis im November 1,15 Mark/Kilometer, was im Vergleich mit den übrigen mitgeteilten Preisen außerordentlich niedrig ist.

Digitized by Google

Die Fahrtdauer betrug fahrplanmäßig 7 Stunden, entsprechend einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von zirka 90 Kilometer/Stunden. Das ist erheblich weniger als die durchschnittliche Reisegeschwindigkeit von 120 Kilometer/Stunde der Flugzeuge. Es wäre aber bei Volleistung aller Motoren auch in dem vorliegenden Fall eine größere durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit erzielbar gewesen.

Aus dem Geschäftsbericht ergibt sich, daß die erzielten Einnahmen aus den Fahrpreisen nicht ganz genügten, um die Unkosten des Betriebs zu decken. Im Vergleich zum Preis anderer Luftreisen kann aber der Fahrpreis auch noch beträchtlich erhöht werden.

Über die Betriebssicherheit und Betriebsregelmäßigkeit ergibt sich aus den Erfahrungen der im Luftverkehr tätigen Firmen, soweit Mitteilungen vorliegen, folgendes:

Nach Angabe des englischen Luftverkehrsministeriums sind in der Zeit vom 1. Mai bis 31. Dezember 1919 mit 403 Flugzeugen 35 350 Flüge ausgeführt und dabei 64 416 Reisende und 33 571 Kilogramm Fracht befördert worden. Dabei ereigneten sich 4 Todesfälle, 8 Beschädigungen von Insassen oder Flugzeugen und 5 Unfälle ohne Verletzungen. Daraus ergibt sich, daß auf 1960 Flüge ein Unfall entfiel. Demgegenüber gibt die deutsche Luftreederei an, daß 95 Prozent ihrer 3546 Flüge eines Jahres ohne Zwischenfall verliefen. Auf der Strecke Paris—London wurden im Lauf des Jahres 1919 305 Flüge ausgeführt, die 9 Notlandungen nötig machten, d. h. es sind rund 97 Prozent der Flüge glatt verlaufen.

Man kann aus diesen Angaben schließen, daß 95 bis 97 Prozent der Flüge bei den heutigen Verhältnissen ohne Unterbrechung und Störung verlaufen, des weiteren, daß 0,05 Prozent der Flüge Verletzungen im Gefolge haben. Gegenüber dem Eisenbahnverkehr ist diese Betriebssicherheit nicht übermäßig groß, es ist aber zu bedenken, daß wir uns erst am Anfang einer neuen Entwicklung befinden.

Die Regelmäßigkeit der Fahrten wird nur im Winter und Herbst zu wünschen übrig lassen. Auf der Strecke Paris—London fiel von August bis November ein Flug, im Winter mehrere Flüge wegen schlechten Wetters, besonders Schnee, Nebel, aus. Je besser der Nachrichten- und Signaldienst ausgebildet ist, um so mehr wird solche Vorsicht überflüssig werden und damit die für Verkehrsunternehmungen wünschenswerte und auch notwendige Verkehrsregelmäßigkeit verbessert. Immerhin sieht man aus den angeführten Zahlen, daß Regelmäßigkeit und Sicherheit des Luftverkehrs schon heute, obwohl noch verbesserungsbedürftig und verbesserungsfähig, die Einstellung des Flugzeugs in den Dienst der Allgemeinheit rechtfertigen.

Dementsprechend nimmt der Luftverkehr, wie man aus allen Nachrichten folgern muß, zu, wobei aber an früher gemachte einschränkende Bemerkungen erinnert sei. Man liest oft von der Errichtung neuer Luftverkehrslinien, ohne daß jederzeit möglich wäre zu prüfen, ob diese Linien nur auf dem Papier bestehen. In manchen Fällen ist man versucht, das zu glauben.

Digitized by Google

Welche Ausdehnung der Luftverkehr in England hat, das zur Zeit an der Spitze des Luftverkehrs stehen dürfte, geht schon aus den mitgeteilten Zahlen hervor, die allerdings nicht erkennen lassen, ob es sich nicht großenteils nur um Passagierflüge anstatt um Luftreisen handelt. Sicherlich bestehen aber eine ganze Anzahl von Flugstrecken, von denen die wichtigste und meistbenutzte die Strecke Paris—London sein dürfte.

In Frankreich bestehen offiziell folgende Verbindungen mit teils täglichem, teils mehrmaligem Verkehr an jedem Tag:

1. Paris—London.
2. Toulouse—Rabat.
3. Paris—Brüssel.
4. Paris—Straßburg.
5. Paris—Marseille.
6. Paris—Bordeaux.
7. Bordeaux—Toulouse.
8. Toulouse—Nimes—Nizza.

Hiervon sind die Linien 1, 3, 4, 5, 6 für Personen- und Postverkehr, die Linien 2, 7, 8 nur für Postverkehr bei Ausfall der Eisenbahn. Geplant sind außerdem Linien nach Warschau, Prag, Wien, Budapest, Rom usw. Die Linien 1, 2 und 7 bestehen schon längere Zeit, während die anderen erst in diesem Frühjahr errichtet wurden. Die Zahl der Linien erscheint recht stattlich, und man könnte danach auf einen ausgedehnten Luftverkehr schließen. Man ist deshalb erstaunt, wenn man liest, daß im ersten Vierteljahr 1920 auf den Linien 1, 2 und 7 zusammen nur 185 Flüge über 130 750 Kilometer ausgeführt und dabei 2592 Kilogramm Fracht und 133 Kilogramm Briefpost befördert wurden. Auf jede der Linien kommt danach, da 2 und 7 als eine durchgehende Linie in der Statistik zusammengefaßt sind, täglich ein Flug und auf jeden Flug durchschnittlich zirka 18 Kilogramm Fracht. Im Monat wurden also zirka 60 Flüge über zirka 43 000 Kilometer mit 800 Kilogramm Fracht ausgeführt. Da die Strecke Bordeaux—Toulouse—Rabat zirka 1600 Kilometer lang ist, so kann auf ihr aber nicht ein täglicher Verkehr stattgefunden haben (der würde sich nach Marokko auch nicht lohnen), denn sonst müßten mehr als 130 000 Kilometer Flugstrecke erreicht sein.

Diese Leistungen sind außerordentlich bescheiden und werden trotz der erschwerenden Umstände, unter denen noch im vorigen Jahr über einige Monate in Deutschland ein Luftverkehr von der deutschen Luftreederei aufrechterhalten wurde, von den deutschen Leistungen übertroffen.

Die deutsche Luftreederei unterhielt bis August vorigen Jahres einen Luftdienst, der im August wegen Benzinmangels abgebrochen werden mußte. In dieser Zeit wurden folgende Strecken betrieben:

1. Berlin—Leipzig—Weimar . .	250	Kilometer	in 6	Monaten	893 Flüge
2. Berlin—Hamburg	260	„	„ 6	„	571 „

Digitized by Google

3. Berlin—Hannover—Rheinland—Westfalen	490	Kilometer	in	4	Monaten	402	Flüge
4. Berlin—Warnemünde	220	„	„	4	„	159	„
5. Berlin—Swinemünde	175	„	„	1	„	132	„

Der Betrieb wurde mit 71 Postflugzeugen und mit 13 Großflugzeugen durchgeführt, es wurden in dieser Zeit 650 000 Kilometer zurückgelegt, 3000 Passagiere und 350 000 Kilogramm Post und Waren befördert. Zu den genannten regelmäßigen Flügen auf festen Strecken kamen noch 1389 Sonderflüge nach wechselnden Zielen. Bei einem durchschnittlichen Betrieb von 5 Monaten ergibt sich somit eine monatliche Leistung von 430 Flügen mit 600 beförderten Fluggästen und 70 000 Kilogramm Fracht bei 130 000 Kilometer Flugstrecke, ganz abgesehen von dem Luftschiffverkehr Friedrichshafen—München—Berlin, der gleichfalls im vorigen Sommer durch Monate stattfand. Dem stehen die französischen Leistungen von 60 Flügen über 43000 Kilometer mit 800 Kilogramm Fracht gegenüber. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß der Vergleich hinkt. Es werden französische Wintermonate mit deutschen Sommermonaten verglichen. Es werden kurze deutsche Linien mit sehr langen französischen, die, nach Afrika gehend, von Haus aus keinen großen Personen- noch Frachtverkehr besitzen können, verglichen. Es wird ein deutsches Privatunternehmen mit einem staatlichen französischen verglichen. Immerhin ist der Vergleich dieser Leistungen lehrreich.

Aus Amerika hören wir, daß dort seit zwei Jahren eine Luftpost Washington—Neuyork (320 Kilometer) und Neuyork—Chikago (1150 Kilometer) besteht, die im letzten Jahr 248 000 Kilogramm über 801 280 Kilometer beförderte und daß die Linien Chikago—Omaha (zirka 700 Kilometer) und Neuyork—S. Francisco (zirka 4200 Kilometer) in Vorbereitung sind. Die Leistung der amerikanischen Luftpost ist demnach pro Monat zirka 12000 Kilogramm über zirka 67 000 Kilometer. Auch diese Leistungen werden von den Deutschen bei weitem übertroffen.

Wieder muß betont werden, daß wir nicht darüber unterrichtet sind, ob die angegebenen ausländischen Zahlen alles einschließen, was an regelmäßigem Luftverkehr besteht.

Immerhin zeigen die Zahlen, daß schon heute von einem nennenswerten Luftverkehr in der Welt gesprochen werden kann und daß dieser Luftverkehr zunächst ständig zunimmt und an Bedeutung gewinnt, ganz besonders wenn die Betriebserfahrungen eine weitere Herabsetzung der Preise zulassen. Wir sehen, daß trotz aller äußeren Hemmungen deutscher Unternehmungsgeist schon Ansehnliches geleistet hat. Es steht zu erwarten, daß sobald die politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten und künstlichen Schranken wegfallen, unser Luftverkehr sich neben dem der übrigen Welt wird sehen lassen können.

Die große Mehrzahl der in Betrieb befindlichen Linien geht für den Personenverkehr über Strecken von 200 bis 350 Kilometer in Übereinstimmung

Digitized by Google

mit den betreffs der Rentabilität für den Nahverkehr aufgestellten Leitsätzen; die meisten verbinden große verkehrsreiche Städte. Ob sich Linien wie Paris—Straßburg oder Paris—Lyon—Marseille auf die Dauer werden halten können, bleibt dahingestellt. Nach den früheren Überlegungen sind sie einerseits zu lang, andererseits zu kurz, als daß für ihre Benutzung in Rücksicht auf Zeitgewinn ein genügender Anreiz vorläge. Sind sie aber als Anfang für späteren Ausbau zu großen europäischen Strecken gedacht, so ist zu vermuten, daß sie durch einen späteren Luftschiffverkehr auf gleicher oder ähnlich verlaufender Strecke lahmgelegt werden. Strecken jedoch wie Paris—Bordeaux—Toulouse—Rabat scheiden bei den Fragen der Rentabilität aus, es handelt sich um militärische Strecken nach Kolonialgegenden, die einerseits nötig sein mögen, andererseits in absehbarer Zeit keinen lohnenden Verkehr auf sich ziehen werden. Dementsprechend eignen sie sich trotz der großen Entfernung von über 1600 Kilometer besser für Flugzeug- als Luftschiffverkehr.

Wir leben in einer politisch und wirtschaftlich außerordentlich bewegten Zeit, in der schon morgen nicht mehr gelten kann, was gestern noch unumstößlich sicher stand, alle früheren Grundlagen sind gestürzt, ohne ersetzt zu sein. Das macht jede Voraussage zu einem Wagnis. Nirgends spiegelt sich das deutlicher als in der Entwicklung des Luftverkehrswesens. Einerseits begünstigt durch einen Zugverkehr, der gegenüber früher durchaus unzulänglich ist, durch geschäftliche Bewegtheit bei politischer Unsicherheit, die zum Abschluß schneller und großer spekulativer Geschäfte reizt, die schnelles Reisen zur Voraussetzung haben, andererseits gehemmt durch Betriebsstoffknappheit bei hohen Preisen und politische Schwierigkeiten aller Art, brachte fast jeder Tag durch Monate die Kunde von neuen Luftverkehrsplänen. Nur ein Bruchteil von dem geplanten wurde durchgeführt, sonst bestünde schon heute über ganz Europa und die halbe Welt ein ausgedehntes und engmaschiges Luftverkehrsnetz. Sei es, daß in nicht zu ferner Zukunft ruhigere Zeiten kommen, die uns die Verwirklichung all dieser Pläne bringen! Dann aber wird die Welt so klein, daß man in wenigen Tagen an jeden Punkt der Welt gelangen kann. Dann wird die Zeit sein, wo man sich das Leben ohne solche Verkehrsmöglichkeiten nicht mehr vorstellen kann, wo es wirklich gelungen ist, der Menschheit das Bedürfnis des Luftverkehrs anzugewöhnen.

Wir kommen damit zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen und der Frage zurück, ob die Schaffung eines solchen neuen Bedürfnisses wirklich einen Fortschritt nicht in technischer, sondern in geistiger Hinsicht bedeutet. Die Welt wird dann so klein geworden sein, daß der Mensch in ihr bei der ihm mit dem Luftverkehr gegebenen Fortbewegungsgeschwindigkeit fast einem im Käfig eingesperrten Tier gleicht, dieselbe Welt, die noch unseren Vorvätern vor hundert Jahren, ehe es Eisenbahnen gab, so unendlich groß erschien! — Und der Gewinn? Nicht erhöhter vereinfachter Warenaustausch, sondern noch schnellere Reisen mit noch oberflächlicheren Eindrücken, hastige Geschäftsabschlüsse und — erhöhte Geschäftigkeit; allerdings vielleicht auch Ausgleich

Digitized by Google

von Gegensätzen, Völkervermischung, erhöhtes gegenseitiges Verständnis. Aber, so fragt man sich, haben Eisenbahnen und Telegraph, Telephon in dieser Hinsicht im Vergleich zu der Postkutschenzeit einen Fortschritt gebracht? Wir bekriegen uns wie vordem, wir verleumden uns, wir suchen uns genau so wie früher zu übervorteilen und zu vergewaltigen. Früher ging es um Glanz, Ruhm und Macht von Herrschern, heute im Grunde um das Wohlleben und den materiellen Gewinn von Völkern und Völkergruppen oder auch von Volksteilen.

Aber sei dem wie ihm wolle, das Rad ist im Gang, niemand wird es aufhalten können: Eine technische Aufgabe von Reiz war von alters her gestellt, sie wurde gelöst, sie ist der Menschheit gegeben und sie wird sich einreihen in die vielgestaltigen menschlichen und technischen Einrichtungen, gleichviel welchem Endziel die Menschheit auf dem beschrittenen Weg zugeführt wird.

Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil

Herausgegeben von

Professor H. Ulmann

(Schluß)

Wir blieben von 1824 bis 1828 in unserem isolierten Zustande, den wir unter manchen Kämpfen immer mehr zu befestigen strebten. So z. B. konnten wir natürlich die Bundesgarnison in Mainz nicht besteuern, wieviel Mühe und Verdruß hat es aber gekostet, bis wir es dahin brachten, daß nicht diese Garnison das Vehikel zu großartigem Schmuggelhandel ward. Wie wenig aber entsprach ein solcher Zustand, wenngleich die Finanzen sich ordneten und auch mein Hauptzweck, das Steuersystem zu modifizieren, erreicht war, dem Ideal, das wir so sehr gepflegt hatten, dem Gedanken nämlich, Verkehrsfreiheit im Innern Deutschlands herzustellen?

In meiner Verzweiflung legte ich mir endlich die Frage vor: ob man sich nicht, um das Eis zu brechen, an Preußen anschließen könne? Hieran hatte noch kein Mensch in Süddeutschland gedacht und auch ich bis dahin nicht, denn wir alle strebten ja einzig nur danach, Front gegen Preußen zu machen. Da ich nun nichts mehr fürchtete, als mich als einen Projektenmacher darzustellen, da ferner jenem Gedanken ungeheure Schwierigkeiten entgegenstanden, von welchen die geographischen nicht die geringsten waren, da wir Preußen nur mit zwei schmalen Grenzbezirken berührten, mir das Gelingen mehr als problematisch erschien, so hatte ich nicht den Mut, meinen Herrn von diesem Gegenstande zu unterhalten. Da ich jedoch nichts unversucht lassen wollte, so verfiel ich auf einen anderen Weg.

Digitized by Google

In Berlin war Graf Bernstorf Minister des Äußern, mit ihm hatte ich den Wiener Konferenzen beigewohnt, war näher mit ihm bekannt geworden und hatte von seiner Seite stets das freundlichste Entgegenkommen genossen. An diesen wendete ich mich. In meinem Schreiben, das ich als einen Privatbrief bezeichnete, schilderte ich die traurigen Verkehrszustände Deutschlands, sagte ganz offen, daß der Fluch dieser Zustände auf Preußen ruhe, das sich zuerst von dem übrigen Deutschland getrennt und sich dadurch viel Haß zugezogen habe, daß, wenn auf einer Seite vielleicht die dortige Regierung keinen großen Wert darauf legen sollte, das Großherzogtum ihrem Zollsystem anzureihen, sie doch auf der anderen durch ihr eigenes Interesse aufgefordert sei, sich in der öffentlichen Meinung zu rehabilitieren, aus ihrer Isolierung herauszutreten und der Welt zu zeigen, daß ihr nicht der gute Wille fehle, zu einer Besserung der dermaligen Zustände beizutragen, usw., wobei ich denn mit der Frage schloß: Ob wohl, falls der Großherzog, mein Herr, sich zu einem derartigen Antrage entschlösse, ein Entgegenkommen in Berlin zu erwarten sei? Die Antwort war, was meine Person betrifft, eine überaus freundliche, freundschaftliche sogar, aber eine ablehnende. Der Graf sagte, er sähe die Möglichkeit einer solchen Vereinigung gar nicht ein; schon die geographische Lage stehe ihr entgegen, vermöge derselben könnten die preußischen Finanzen nur gefährdet werden, die Monarchie könne ihre Interessen nicht nach den unsrigen modeln, wir müßten uns daher lediglich ihren Verfügungen unterwerfen, dies sei aber eine Art von Mediatisation, die ich doch wohl nicht beabsichtigte.[1])

Dieses Schreiben beantwortete ich umgehend dahin: In einem Punkte träfen wir ganz zusammen, in dem nämlich, daß er annehme, daß ich nicht die Absicht hätte, das Großherzogtum gleichsam zu mediatisieren, einen solchen Gedanken hätte ich nie haben können, vielmehr gehe meine Absicht dahin, von Gleich zu Gleich zu unterhandeln, wie das unter Bundesmitgliedern nicht anders sein könne und wobei etwaige Machtverschiedenheit nicht in Betracht komme.

Was den anderen Punkt beträfe, so teilte ich nicht ganz seine Ansicht über die Unmöglichkeit eines Übereinkommens und doch sei der in Rede stehende Gegenstand ein so wichtiger und interessanter, daß ich wohl die Bitte an ihn stellen dürfe, mir das Versprechen zu verschaffen, daß, wenn der Großherzog einen Diener nach Berlin abordne, man diesen, ohne vorgefaßte Meinung, zu einer gründlichen Erörterung der Materie mit Fachmännern zulassen und seine Vorschläge in reifliche Erwägung ziehen wolle. Erst wenn dies vorangegangen, werde es sich zeigen, ob die Sache möglich sei oder nicht.

Hierauf erwiderte Bernstorf: Ein solches Begehren sei zu sehr in der Billigkeit und in den Rücksichten begründet, die sein Hof dem Großherzog

[1]) In dieser Beziehung enthielt der Brief eine merkwürdige Stelle, die sagte: „— wenn dies (die quasi Mediatisation) in der Absicht liegen sollte, so muß ich Sie versichern, daß der König, mein Herr (Friedrich Wilhelm III.), nach seinen Grundsätzen niemals darauf eingehen würde."

Digitized by Google

schulde und bereitwillig zolle, als daß es abgelehnt werden könne, man werde daher zu dem Ende Einleitungen treffen, wenn von hier aus eine amtliche Anregung erfolge.

Erst nachdem dieser Brief mir die Gewißheit gegeben hatte, daß ein derartiger Antrag nicht werde schnöde zurückgewiesen werden, legte ich meine Korrespondenz Seiner Königlichen Hoheit vor. Ludewig I. hatte zu klare staatliche Ansichten, war zu sehr durchdrungen von der Überzeugung, daß die zahllosen Mauten im Innern ein Unglück seien, das[1]) daß ich nicht im voraus Seiner Genehmigung hätte versichert sein dürfen.

Herr v. Hofmann ward bestimmt, nach Berlin zu gehen und nachdem wir unter uns alle Chancen überlegt, um Anträge zu formulieren, reiste er unter anderem Vorwand dahin ab. Gar wenig Menschen kannten seine Bestimmung.

Dort war Herr v. Motz, ehemaliger Chefpräsident in Magdeburg, Finanzminister und hatte im Ministerio seinen künftigen Nachfolger (denn er starb bald) „Maasen" zur Seite. — Der erste war ein sehr gescheiter Mann, der die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte als Graf Bernstorff ursprünglich getan hatte, betrachtete, und der andere befreundete sich vollends mit dem Projekte. Herr v. Hofmann fand daher mehr wirklichen guten Willen, als wir uns zu finden schmeicheln durften. Das war aber auch nötig, denn die Schwierigkeit war wahrlich groß. Auf der einen Seite die Besorgnisse Preußens, daß das Geschäft zu seinem großen Nachteile ausschlagen werde, zu beschwichtigen, und auf der anderen die politische Selbständigkeit des Großherzogtums vollständig zu wahren. Beides gelang jedoch der Geschicklichkeit des Herrn v. Hofmann. Nach langen Beratungen kam anfangs 1828 jener berühmte Vertrag, der im Laufe der Zeit goldene Früchte für Deutschland gebracht hat, zustande.[2])

Sobald ich durch die Berichte Hofmanns die sichere Aussicht erhielt, daß ein Vertrag zustande kommen werde, sagte ich ihm in einer Instruktion, er möge dahin streben, daß in einem geheimen Artikel stipuliert werde, daß Kurhessen ganz mit denselben Bedingungen wie wir ohne alle weitere Verhandlung dem Vertrage beitreten dürfe. Dieser Separatartikel kam ohne Widerspruch wirklich zu dem Vertrage.

Ich hatte mir eingebildet, ein solcher Vorbehalt sei eine Art von Pflicht und ein Liebesdienst, der nur mit großem Danke aufgenommen werden könne,

[1]) Lies: als.

[2]) Ich will hier die Frage nicht zur Sprache bringen, ob es rätlich sei oder nicht, zwei Ministerialdepartements in einer Hand zu vereinigen. Ich lasse das dahingestellt sein. Es hängt wohl von Umständen und Persönlichkeiten ab, das aber ist ganz gewiß, daß dieser preußische Vertrag nicht oder wenigstens noch lange nicht zustande gekommen wäre, wenn ich nicht Finanzminister und Minister des Äußern zugleich gewesen wäre und beide Ministerien zusammengehalten hätte — denn eine Spaltung unter ihnen, die bei den großen Bedenklichkeiten, die die Sache darbot, wohl nicht ausgeblieben wäre, würde dem Herrn selbst die Sache sehr erschwert haben.

Digitized by Google

da gerade Kurhessen, gleich bei[1]) Nassau eingeklemmt zwischen Preußen und dem Großherzogtum, durch unseren Vertrag in eine peinliche Lage versetzt werden müßte. Zudem aber war der Beitritt Kurhessens für Preußen wie für uns in hohem Grade wünschenswert, da erst hierdurch ein mehr geschlossenes Zollgebiet geschaffen und die Gefahren vermindert werden konnten, die Preußen wie uns drohten.

Herr v. Hofmann nahm daher, nach Unterzeichnung des Vertrags, seinen Rückweg über Kassel, um dort eine vertrauliche Eröffnung zu machen. Diese nahm Herr v. Schminke, damals Minister des Äußern, sehr kühl auf, doch mußte er sie seinem Herrn hinterbringen.

Seine Königliche Hoheit der Kurfürst (der letzt Verstorbene) fanden sich durch die Mitteilung in großen Zorn versetzt und äußerten, „von der Sache könne gar nicht die Rede sein, da es nicht zu dulden wäre, daß die jüngere Linie (des Hauses Hessen) sich anmaße, für die ältere zu paziszieren".

Dies ist eines der betrübenden Beispiele, die die Geschichte zuweilen bringt, daß die wichtigsten Staatsinteressen, die Wohlfahrt ganzer Länder, ohne weitere Erwägung, nach alberner Laune gelenkt werden können. Kurz, der Empfang war derart, daß Herr v. Hofmann nicht über 24 Stunden in Kassel verweilte.

Die Sensation, die jener Vertrag, den niemand erwartet hatte, in Deutschland erregte, war wirklich eine ungeheure; alle Regierungen kamen in Aufruhr, die Privaten erwarteten mit Staunen, wie sich die Dinge gestalten würden. (Gerade dieser Spektakel amüsierte Ludewig I.) Wer aber einen richtigen staatsmännischen Blick bewährte, war König Wilhelm von Württemberg. Dieser Herr, sehr betreten beim Empfang der Nachricht, sagte augenblicklich: „Ihr werdet sehen, daß wir früh oder spät noch werden gezwungen sein, dem Beispiele zu folgen." Das geschah nun freilich nicht sogleich, aber das Wort war doch ein wahres, denn es erfüllte sich nach vier Jahren. Vielmehr war die erste Folge die, daß Bayern und Württemberg unter sich einen Zollvereinigungsvertrag abschlossen, dem sehr ähnlich, den wir soeben mit Preußen eingegangen waren. Diese beiden Regierungen waren also klug genug, sich fernzuhalten von der Komödie, die das übrige Deutschland spielte. — Königreich Sachsen, alle Thüringer Regierungen, Kurhessen, Nassau traten in einem Kongresse zusammen, um gleichfalls einen Verein zu bilden, der dem Preußisch-Hessischen entgegengesetzt sein sollte und den sie den „Mitteldeutschen" benannten. Nach langen Beratungen kam ein sehr unschuldiges Ding, ein negativer Verein, zutage. Das heißt, die Teilnehmer beschlossen, daß jeder von ihnen seine Steuerangelegenheiten nach seinem Gutfinden regeln, dem Nachbar so wenig als möglich wehe tun solle, daß alle sich anheischig machten, niemals dem Hessisch-Preußischen Verein beizutreten. — Der Hauptführer, wenigstens der Hauptschreier auf diesem Kongresse war Herr v. Marschall in Wiesbaden. Allein hinter dem Lautesten stand Österreich, dessen Agenten überall hetzten, um die

[1]) Soll wohl heißen: wie.

Digitized by Google

Ausbreitung des Preußischen Vereins zu hindern. Wir in Hessen sollten durch diesen imposanten Verein bedroht und bestraft werden, waren aber gescheit genug, ihm, sobald die Bedingungen bekannt wurden, seine ganze Nichtigkeit abzumerken und uns nicht zu beunruhigen. Bei keiner, ich glaube in der Tat bei keiner Gelegenheit sind soviele Orden verschwendet worden, als bei dieser. Nicht genug, daß die Minister und Gesandten Großkreuze, die Räte Kommandeurkreuze erhielten, auch fast jeder Kanzlist, der eine Abschrift gemacht hatte, mußte bedacht werden. Es war ein Gegacker, als sei ein großes Werk vollbracht worden, und doch war dieses so sehr aus leerem Stroh gebaut, daß nach Verlauf von weniger als zwei Jahren der Name „Mitteldeutscher Verein" nicht mehr ausgesprochen ward und mancher Teilnehmer an demselben bei sich überlegte, wie er mit Anstand zu dem Preußisch-Hessischen übergehen könne.

Als nun Bayern und Württemberg sich durch Erfahrung überzeugt hatten, daß ihr Separatverein dem Interesse ihrer Staaten nicht genüge und daher im Jahr 1833 mit ihrem Gesamtvereine dem Preußisch-Hessischen beitraten, war für alle Zwischenliegende keine Rettung mehr, die Natur der Dinge zwang sie nicht nur, den Beitritt nachzusuchen, sondern die Zeit hatte sie auch über den großen Irrtum belehrt, in welchem Vorurteile sie lange erhalten hatten.

Nur Baden, welchem der Umstand, daß es fast mehr ausländische als deutsche Grenzen hat, eine etwas größere Selbständigkeit in dieser Beziehung verleiht, widerstand noch mehrere Jahre. Nicht etwa, weil die Regierung nicht eingesehen hätte, daß es patriotischer und vorteilhafter sei, sich dem großen Verein anzuschließen! Nein, sondern weil die Stände sich dem hartnäckig widersetzten, und zwar war es Herr Welcker, einer der Führer der Opposition, der die Zweite Kammer aufwiegelte, und warum? „Weil," dies sind seine eigenen Worte: „durch einen Zollverein mit dem inkonstitutionellen Preußen dessen absolutistische Grundsätze in das glückliche, freie und konstitutionelle Badener Land eingeschwärzt werden könnten." [1])

Leider war seine Furcht eine ganz unbegründete, da sich Preußen einen politischen Einfluß nicht beilegte — denn wir haben schon von 1845 an gesehen, daß es gar nicht so übel gewesen wäre, wenn ein fremder Einfluß den badischen Ultrakonstitutionalismus, der dem Lande und auch uns so herbe Früchte getragen hat, ein wenig hätte mildern können. Auch dort setzte endlich die Regierung ihre Meinung durch und konnte endlich, die letzte von allen, dem großen Vereine beitreten, der nun ganz Deutschland umfaßte, mit Ausnahme Braunschweigs und der beiden norddeutschen maritimen Staaten, die ihrerseits den Steuerverein bildeten, der seit 1852 auch in den anderen übergegangen ist.

---

[1]) Wer hätte wohl damals glauben können, daß dieser Ehrenmann einst badischer Bundestagsgesandter sein würde?

Digitized by Google

Diese gedrängte, aber getreue Skizze wird einen Überblick des Ganges gewähren, welchen jene große Nationalangelegenheit von dem Ei, d. h. meiner Wiener Punktation vom April 1820 an, bis zu ihrer Vollendung im Jahr 1852 genommen hat. Von da kehre ich wieder nach Darmstadt und zum Jahr 1828 zurück.

Die erste Sorge nach abgeschlossenem Vertrage war natürlich die Organisation der Verwaltung, auf welche wir zwar durch unser eigenes Zollsystem vorbereitet waren, die aber doch manche Änderung erheischte. — Preußen war vielleicht aus politischen Rücksichten, hauptsächlich um einen Versuch zu machen, ob der von hier ausgegangene Gedanke sich praktisch bewähren werde und es verdiene, weiter verfolgt zu werden, in jenen Vertrag eingegangen, seine Finanzmänner aber hegten die lebhaftesten Besorgnisse, daß das Unternehmen zu ihrem Nachteile ausschlagen werde, und gingen mit großer Ängstlichkeit voran, weil sie unseren Beamten weder die Verwaltungsgeschicklichkeit der preußischen zutrauten, noch den guten Willen, und daher fürchteten, das Großherzogtum werde das Schmuggeldepot für die ganze Monarchie werden. Darauf beruht es denn, daß sie die Dauer des Vertrags auf eine Zahl von Jahren beschränkten und sich das Recht ausbedungen, sechs Beamte als Kontrolleure bei unseren Hauptstationen anzustellen, welche zwar nicht zu verwalten, aber zu bewachen hatten. Sie hatten sich getäuscht; unsere Verwaltung stellte sich als eine so solide dar, die der ihrigen in nichts nachstand, daß nach Verlauf eines Jahres fünf ihrer Beamten, als unnötige, zurückgezogen wurden, und nur einer bei der hiesigen Zolldirektion in der Eigenschaft verblieb, in welcher noch heute ein württembergischer sich hier und ein hessischer sich in Stuttgart befindet.

Das Verdienst der vortrefflichen Einrichtung unserer Verwaltung gebührt vor allem dem jetzigen Geheimen Finanzrat Biersack, früher einer der zahlreichen Steuerrektifikatoren. — Herr v. Hofmann und ich waren dann vorzüglich bemüht, dieser Verwaltung den Geist der Rechtlichkeit einzuprägen, um Preußen jeden Stoff zu Verdacht zu benehmen. Ein kurzer Zeitraum reichte hin, uns das volle Vertrauen der preußischen Geschäftsmänner zuzuwenden, und Herr Biersack gelangte bald dazu, bei ihnen als eine wahre Autorität im Steuerfache zu gelten. Niemand dachte von da an daran, uns den Vertrag aufzukündigen.

Für mich war dieser Zeitraum eine der wichtigsten und geschäftigsten Perioden meines Lebens. Die amtlichen und nichtamtlichen Briefe, die ich damals an preußische Minister und andere Personen zu schreiben Tag und Nacht beschäftigt war, sind schwer zu zählen, doch ist dies Nebensache, die Gemütsbewegungen vielmehr die Hauptsache. Der Lärm, den jener für alle unerwartete, ja für unmöglich gehaltene Vertrag verursachte, war wirklich zum Erschrecken. Freilich frohlockte die industrielle Bevölkerung des Landes nicht nur, sondern eines großen Teiles von Deutschland, weil sie in dem Vertrage eine Morgenröte, einen ersten Anfang eines lang ersehnten Zustandes erblickte, und mancher intelligente, weiter sehende Mann mag diese Ansicht ge-

Digitized by Google

teilt haben. Mich aber, den man als den eigentlichen Urheber betrachtete, trafen die Verwünschungen, vor allem der Regierungen und aller derer, die die Sache nicht begriffen, und das war bei weitem die Mehrzahl, bis Zeit und Erfahrung, unleugbare Tatsachen, die Begriffe geläutert hatten und mir dann die spätere Entschädigung zuteil ward, zu einer Art von Ruf und Lob zu gelangen.

Wer hier in Darmstadt den Mund am vollsten nahm, war Graf Lehrbach, Deputierter in der Zweiten Kammer. Er ging umher, um zu beklagen, daß die Stände nicht versammelt seien, und tadelte, daß sie nicht einberufen würden, um den Minister, der das Großherzogtum verraten, zur gebührenden Verantwortung zu ziehen.

In der Tat war es ein Glück, daß die Stände nicht versammelt waren und wir Zeit hatten, uns in unserer Position festzusetzen und dem Publikum durch den Augenschein recht begreiflich zu machen, wovon denn eigentlich die Rede sei; denn das war es, was die meisten nicht wußten. Wären die Stände in dem Augenblick des Bekanntwerdens des Vertrags versammelt gewesen, so würden wir in den Zustand verfallen sein, der bei dem babylonischen Turmbau obgewaltet hat; keiner würde den anderen verstanden haben.

Es war sonnenklar, daß etwas so Unerhörtes nicht auf rechtliche Weise entstanden sein konnte. Das war nun gleichfalls ein Unsinn. Es ist oben gesagt worden, mit welcher Ängstlichkeit Preußen versuchsweise in diesen Vertrag einging, und kein Vernünftiger konnte glauben, daß diese Regierung dabei noch Geld aufgewendet habe, ihn zu erkaufen. Vielmehr würde die gerade umgekehrte Meinung, nämlich die, daß der Großherzog von Hessen den Vertrag durch Bestechung in Berlin erkauft habe, viel eher Wahrscheinlichkeit für sich gehabt haben. Aber auf solche Kleinigkeiten kommt es gewöhnlich dem Publikum bei seinen Urteilen nicht an.[1])

[1]) Es ist eine alltägliche Erscheinung, daß das Publikum, die meisten der Menschen, sich von dem Charakter und der Denkweise der Personen, die einigermaßen in Evidenz stehen, ein zum Teil auf Tatsachen, aber ebenso oft auf Gerüchte und Vorurteile gegründetes Bild entwirft, und, als sei dieses Bild nur in Wahrheit begründet, auf Grundlage desselben Urteile fällt, Lob oder Beschuldigung schleudert. So auch hier. Herr v. Hofmann und ich waren die einzigen Diener des Großherzogs, die bei dem Vertrage handelnd aufgetreten waren, und doch wurden wir nicht beschuldigt, Geld von Preußen erhalten zu haben. Das ist nie gesagt worden. — (Ich erhielt nicht einmal einen Orden, weil ich ihn schon seit acht Jahren hatte.) Aber einer mußte doch notwendig bestochen sein! Hierzu wählte sich das Publikum nach seinem eigenen Geschmack eine dritte Person, von welcher das Gerücht ging und eine Zeitlang Glauben fand, daß sie aus dem preußischen Staatsschatze 100 000 Taler empfangen habe, um durch ihre Einwirkung den Vertrag zustande zu bringen; diese Person, die ich nicht nennen will, war so unschuldig wie das Kind im Mutterleibe, sie hatte mit der ganzen Sache nichts zu tun. Es ist aber gar nicht selten, daß solche Erfindungen müßiger oder bösartiger Köpfe nach Umständen sogar in die Geschichte übergehen und durch sie verewigt werden, und in ihren Büchern mag mancher Charakter der Nachwelt schwärzer oder lichtvoller erscheinen, als er bei Lebzeiten wirklich war.

Digitized by Google

Ich konnte nicht umhin, Ludewig I., in dessen letztes Lebensjahr diese Angelegenheit fiel, alles dies zu hinterbringen, was über den Gegenstand im Publikum verhandelt ward.

„Was kümmert Uns das?" sagte mir eines Tages Seine Königliche Hoheit. „Nichts ist geschehen ohne Meinen Willen, und Ich habe Mir die Sache wohl überlegt, bin mit allem zufrieden und gratuliere Mir dazu, an das Geschwätz der Leute kehre Ich Mich nicht; was können sie Ihnen denn anhaben ohne Mich? Und davon können Sie versichert sein, daß Ich Sie nicht fallen lasse."

Durch solchen Trost gestärkt, ging ich nun meinen Weg weiter, und die Dinge entwickelten sich, das vollständige Dementi aber erhielt der Lärm schlagende Herr Graf Lehrbach, denn als nach etwa anderthalb Jahren die Stände wirklich zusammentraten, hatten die Leute Zeit gehabt einzusehen, was jener Vertrag bedeute, und es fand sich in der Zweiten Kammer niemand, der eine Anklage gegen mich und Hofmann provozieren wollte. Ja, so sehr wechseln oft die Ansichten der Menschen, daß ihnen heute rot erscheint, was gestern gelb sein sollte, und als nun Ludewig I. das Zeitliche segnete und dem Hohen Nachfolger Ludwig II. eine Adresse der Zweiten Kammer zu überreichen war, diese (sie floß aus der Feder des Herrn v. Gagern, Sohn) eine sehr warme Danksagung für die durch den Zollvertrag dem Lande erzeigte Wohltat enthielt, aber, der absprechenden Natur des Konzipienten gemäß, auch einen scharfen Ausfall auf andere Regenten, die, wie die Adresse meinte, weniger eifrig für das Wohl ihrer Länder besorgt seien.

Natürlich ward mir Abschrift der Adresse vor der Übergabe eingehändigt. Ich fühlte wohl, daß bei der gereizten Stimmung, die viele Regierungen noch bewahrten, dieser unzarte Wurf, der doch in Zeitungen abgedruckt werden sollte, noch mehr böses Blut erzeugen werde, wenn er ohne Rüge bliebe. Als ich daher Seiner Königlichen Hoheit diese Abschrift überreichte und Sie sich eine Antwort auf die Adresse skizzieren wollten, gab ich Ihnen den Rat, zwar die Danksagung für Ihre und Ihres Höchstseligen Herrn Vaters Bestrebungen recht gnädig aufzunehmen, dem aber beizufügen: „daß es der Kammer nicht zukomme, Urteile über fremde Regierungen auszusprechen, daß Sie, der Großherzog, aus deren Munde keinen Tadel Ihrer Mitfürsten vernehmen wollten, die ebenso berechtigt seien, ihre Angelegenheiten nach eigenem Ermessen zu ordnen, als Sie, der Großherzog, dieses Recht gleichfalls für Sich in Anspruch nähmen."

Seine Königliche Hoheit adoptierten die Phrase, die, von der Kammerdeputation sehr übel vernommen, auswärts, zumal bei den Regierungen des Mitteldeutschen Vereins, großen Applaus fand, und der österreichische Hof ließ durch seinen Gesandten ein eigenes Kompliment wegen dieses Passus hierher gelangen.

*

So groß beim Bekanntwerden des Vertrags der Ingrimm der Nachbarn war, so waren doch die Regierungen der Mittelstaaten nicht in der Lage, uns

Digitized by Google

wie Schülern eine Lektion zu geben. Österreich aber nahm diese Befugnis in Anspruch. Jener Hof war in Verzweiflung, weil er irrtümlich glaubte, daß durch solche Verträge der politische Einfluß seines Nebenbuhlers vermehrt werden würde. Mit dem General v. Langenau, der neben dem wenig bedeutenden Grafen Buol (Vater) die cheville ouvrière der Präsidialgesandtschaft war, habe ich manche peinliche Unterredung über den Gegenstand durchführen müssen; denen Österreichern, die mit mir sprachen, erwiderte ich stets, Österreich trage ganz allein die Schuld bei der Sache. Seine, des Präsidenten, Bundespflicht würde es gewesen sein, den Art. 19 der Bundesakte zur Ausführung zu bringen, wodurch alle Partikularverträge abgeschnitten gewesen sein würden. Hieran habe sie der Egoismus ihrer Finanzmänner verhindert, und wenn man begehre, daß diesem Egoismus zu Gefallen deutsche Fürsten die wesentlichsten Interessen Ihrer Länder vernachlässigen sollten, so sei das zu viel verlangt.

Kurz, ich zeigte mich in solchen Unterredungen wenig empfänglich für Belehrung, und wenn sie damals nicht alle zusammen an meinem Sturz arbeiteten, wie es bei Herrn Jaup und einmal sogar bei Herrn v. Grolman, als er das Äußere führte, geschehen war, wenn ich „quand même" die Gönnerschaft des Fürsten Metternich nicht einbüßte, so beruhte das einzig darauf, daß ihnen im übrigen meine politischen Grundsätze, die der Fürst „korrekt" nannte, wert waren.

Eben dieser Fürst kam im Jahr 1829 für einige Tage nach Frankfurt. Ich eilte, ihm einen Besuch abzustatten. Natürlich brachte er die Unterredung auf den bewußten Vertrag; ich versicherte ihn, daß dieser nur merkantilischer und nicht politischer Natur sei. Er schüttelte den Kopf und sagte: unbegreiflich sei es ihm gewesen, wie ich mich dazu habe hergeben können, zu dulden, daß der preußische Adler an den Großherzoglichen Zollstellen angeschlagen werde.

Ich entgegnete mit lautem Lachen, das unbegreiflichste sei vielmehr das, daß es Leute gäbe, die sich erlauben dürften, einen Herrn in seiner Stellung mit solchen Fabeln zu unterhalten! Er möge mir doch den Gefallen tun, noch heute eine Spazierfahrt nach dem nahen Offenbach zu machen, da werde er am Zollhause eine Figur angemalt sehen, die mit dem Adler keine Ähnlichkeit habe. Der Fürst war ganz erstaunt, das zu hören. Soweit war damals die Aufhetzerei und das Lügensystem getrieben worden.

Im Laufe der Zeit bemerkte man denn, daß die Großherzogliche Regierung sich im Bunde ganz unabhängig von Preußen, oft im österreichischen Sinne bewegte, und die Prävention minderte sich allmählich, und als nun gar 1833 der ganze Bayerisch-Württembergische Verein in unser Lager überging, war nicht mehr zu helfen, man mußte sich in die Sache finden, geschehen lassen, was nicht zu hindern war. Der Groll schwand und ward ziemlich vergessen.

*

Sehr viele Kongresse der Zollvereinsstaaten haben in Berlin und zuweilen anderwärts stattgefunden, teils der Verwaltung gewidmet, wie soeben jetzt in

Digitized by Google

Darmstadt, vorzüglich aber aus Anlaß des nachgesuchten Beitritts eines neuen Mitgliedes oder eines wichtigen Handelsvertrags. Bei solchen Gelegenheiten ist das Großherzogtum noch einmal durch Herrn v. Hofmann, einmal durch Herrn v. Kopp, am allerhäufigsten durch Herrn Biersack, einmal durch General Schäfer, gemeinschaftlich mit Biersack, und dann zuletzt durch Herrn v. Biegeleben und Ewald vertreten worden.

Von mir diktiert im Oktober 1854.

Deutsche Geschichte in deutschen Geschichten

Von

Dr. Fritz Endres

Gebieten wir denn dem Gewesenen? Wir dienen dem Kommenden": über jeder deutschen Geschichte sollte, dem Zünftler ein Ärgernis, dies stolzbescheidene Wort der Skepsis stehen. Gäbe es eine objektive Geschichtschreibung: sie müßte einmal, sich selbst aufhebend, zu absoluten Lösungen gelangen. So aber spiegelt, deutlicher als was geschah, die Kunst — wann jemals wäre die Historie eine Wissenschaft gewesen? — all das wider, was geschieht, geschehen wird, zum mindesten geschehen sollte. In den deutschen Geschichten unserer Zeit wird unsere Zeit lebendig; nicht einmal ein Ranke konnte völlig verleugnen, daß er aus der Restaurationsepoche und für sie geschrieben.

Der wilhelminischen Ära entsprach die „Deutsche Geschichte" Karl Lamprechts: ihre Fehler und Vorzüge waren die Fehler und Vorzüge ihrer Zeit. Gewiß führte der Wunsch, „alles deutsche Leben der Vergangenheit zusammenzufassen", zu einer gewaltigen Konzeption; aber wie den politisch-wirtschaftlichen Plänen der Reichsregierung, so fehlte auch diesem wissenschaftlichen Entwurfe des deutschen Gelehrten äußerlich und innerlich die Möglichkeit der Durchführung. Auch Karl Lamprecht trat mit vorgefaßter Meinung an sein Werk heran, mit naturwissenschaftlichem Dogmatismus, „mit Hebeln und mit Schrauben"; auch ihm war die Bescheidenheit fremd geworden, die den Historiker einst auf den Schritt Gottes in der Geschichte hatte lauschen lassen; auch ihm fehlte die innere Ruhe, die warten kann, bis die Früchte der Arbeit reifen. Wie seine mannarme Zeit sah auch er statt des Mannes die Menschen, statt problematisch-unberechenbarer Individuen eine graue Gesamtheit, deren Entwicklung mit Hilfe einfacher Gesetze vorauszubestimmen war. Beweglich und geistreich, aber weder stark noch fest, ist er ein Anreger von hohen Graden, kein Führer gewesen, ein Talent, kein schöpferischer Künstler.

Ihrer Begrenztheiten bewußter, haben seine Zeitgenossen zumeist das Problem deutsche Geschichte entweder überhaupt nicht oder durch Sammel-

Digitized by Google

werke zu lösen versucht, die ihrer Natur nach eine Lösung nicht sein konnten. Nur wenige sind bestrebt gewesen, sich von der Verpflichtung, die in dem Begriff „Deutsche Geschichte" für jeden rechten Historiker liegen muß, so gut es eben ging, zu befreien. Von Originalität war dabei nicht allzuviel zu spüren: ist Einhart-Claß fast eine Karikatur, so ist, trotz unleugbarer Vorzüge, doch auch Dietrich Schäfer nur ein Epigone Heinrich v. Treitschkes: selbst die erfreuliche nationale Tendenz beider Bücher kann über ihren wirklichen Wert den Historiker nicht täuschen. Um eine brauchbare deutsche Geschichte befragt, mußte man vor dem Weltkrieg wohl oder übel auf die etwas altfränkischen Bände Oskar Jägers, konnte erst nach dem Zusammenbruch mit besserem Gewissen auf die vortreffliche, nur zu knappe „Deutsche Geschichte" Karl Brandis hinweisen. Wer sich eingehender unterrichten wollte, griff immer noch am besten nach der leider unvollendeten „Geschichte des deutschen Volkes", die im Anfang der achtziger Jahre aus dem Nachlaß von Karl Wilhelm Nitzsch herausgegeben worden war.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, wenn bei Ankündigung einer neuen deutschen Geschichte den gewissenhaften Kritiker ein Bangen überkommt. Zwar würde ohne geschichtliche Selbstbesinnung jedem nationalen Aufstieg in kürzester Zeit derselbe Absturz folgen. Aber wo fände sich der Mann, der, im Chaos des Vergehens und Werdens, den Glauben, das Wissen, den Willen besäße, deren als Vorbedingungen die geschichtliche Selbstbesinnung bedarf!

Die „Politische Geschichte der Deutschen" (Stuttgart-Berlin 1921, Deutsche Verlags-Anstalt) verdankt das deutsche Volk einem Außenseiter, Albert v. Hofmann: in den letzten Jahren ist, wie wir alle wissen, die geistesgeschichtliche Bedeutung solcher Außenseiter, von Langbehn über Chamberlain zu Oswald Spengler, mächtig gewachsen. Ihr Auftreten und ihre Wertung bedeutet eine Reaktion gegen das Zunehmen fachmännischer Spezialisierung, das selbst den Fähigen schließlich vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen ließ. Albert v. Hofmann sieht den Wald und hört seine Bäume rauschen.

Der erste Band der „Politischen Geschichte" (noch ist nicht mehr erschienen) reicht „nur" von der Wanderung der Zimbern und Teutonen bis zum Ende der deutschen Karolinger; er umfaßt also, was vielleicht nicht allen sofort klar sein wird, die Hälfte der deutschen Geschichte überhaupt, fast ein volles Jahrtausend, den Zusammenbruch einer alten Welt, die Anfänge einer neuen: wer Römerherrschaft, Völkerwanderung, Frankenreich nur von irgendeiner trübseligen Geschichtsstunde her kennt, wird mit Staunen bemerken, daß bekannt-unbekannte Namen und Daten mit einemmal lebendig werden können, lebendig an sich und für uns. Denn mit vollem Bewußtsein ist diese Geschichte für uns geschrieben; „die ... Herstellung der lebendigen Beziehungen zwischen Gegenwart und Vergangenheit" bezeichnet der Verfasser selbst ausdrücklich als den Zweck seines Buches.

Digitized by Google

Eine Tendenzschrift also? Gewiß nicht! Um objektive Erkenntnis hat auch Albert v. Hofmann schwer gerungen, freilich ohne wie andere, bei der kühlen Wiedergabe solcher Erkenntnis stehenzubleiben. Mit gelehrten Streitfragen, dem Schlachtfeld etwa des Jahres neun hat auch er sich befaßt; gleichzeitig aber Völker, Menschen und Mächte mit hellen Künstleraugen gesehen, mit heißem Künstlerherzen erlebt, erlitten: die temperamentvollen Sätze über Odovakars Ende konnte so nur ein Künstler schreiben.

Auch der beliebte Vorwurf von Kompilation braucht Albert v. Hofmann nicht zu schrecken. Gewiß kann in einer großen deutschen Geschichte nicht jeder Satz durch eigenes Quellenstudium befruchtet, in einer künstlerisch empfundenen Geschichte nicht jedes Urteil gerecht sein: wer das klägliche Handwerk des Fehlersuchens ausübt, wird selbst bei Hofmann auf seine Kosten kommen, und alle seine Wertungen möchte auch ich nicht unterschreiben. Aber ein Kompilator wäre nur, wer eigener Gedanken bar, die Ergebnisse fremder Forschung planlos aneinanderreihte, nicht wer eine Fülle selbsterlebter Einzelereignisse von einem großen eigenartigen Gesichtspunkt aus planvoll zu ordnen bestrebt ist. Wie in dem prächtigen Buche „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" (Stuttgart-Berlin 1920, Deutsche Verlags-Anstalt) ist der ordnende Gedanke auch diesmal die Erkenntnis des Zusammenhanges von Geschichte und Gelände. Gewiß ist diese Erkenntnis nicht neu: meines Wissens hat als erster der große Geograph Karl Ritter gelehrt, daß jedes Land seine notwendige Geschichte erlebe. So eindrucksvoll aber, zugleich so vorsichtig und undogmatisch wie von Albert v. Hofmann ist der Ritterschе Gedanke wohl noch von keinem auf die Tatsachen selbst angewendet worden; die Gefahr, den ganzen Entwicklungsgang deutscher Geschichte nur als örtlich bedingte Naturerscheinung anzusehen, ließ wiederum echtes Künstlertum vermeiden.

Denn ein Künstler wie Hofmann hätte sich, auch wenn er gewollt, dem Heldischen in der deutschen Geschichte nicht entziehen können. Welch ein Reichtum, welch eine Tragik in den Jahrzehnten nur der Wanderung! Ein Mann nach dem anderen reckt sich empor, begabt und tapfer, und schließlich — erliegen sie alle, Geist und Phantasie in schicksalshaftem Irrtum befangen, vor oströmisch diplomatischer Routine. Wer da nichts von ewig-deutschem Leide spürt, für den ist deutsche Geschichte schlechterdings nicht zu schreiben.

Keine bessere Empfehlung des Hofmannschen Buches, ich weiß es, als wenn ich begänne zu zitieren: Urteile, Charakteristiken, Sentenzen, vielleicht gar den Lesern dieser Zeitschrift das grandiose Bild des Ostgotenkönigs Theoderich leibhaftig vor die Augen führte. Aber nie sollte eine Besprechung der Ersatz sein wollen für ein Erlebnis. Und dies Buch, erlebt in jeder Zeile, wird vielen ein Erlebnis sein.

Als das römische Reich auf der Höhe seiner äußeren Macht stand, schrieb sein größter Historiker, Tacitus, die Geschichte der römischen Kaiser, ein Buch der Niedertracht und Schande, des Hasses und der hoffnungslosen Qual. Er hat recht gehabt. Heute, da wir Deutschen scheinbar ziel- und

Digitized by Google

hoffnungslos durch Nacht und Not dahinwandern, schreibt ein deutscher Historiker, klaren Auges für die Fehler und Sünden unseres Volkes, ein Buch des Stolzes, des Glaubens und der Liebe. Er wird recht behalten.

Die neueste Entwicklungstendenz in der deutschen Industrie

Es ist viel Unberechtigtes und auch viel Berechtigtes gegen die deutsche Industrie und ihre Führer geschrieben worden, und auch heute ließe sich gar manches gegen sie ins Feld führen. Aber über aller Kritik darf man doch nicht die positiven Leistungen übersehen, die namentlich augenblicklich wieder in einem bewundernswerten Umfange zutage treten. Der Kriegsausgang hatte in vielfacher Hinsicht fast alle wichtigsten Voraussetzungen der deutschen Industrie zerstört. Kein Kapital, keine Flotte, wenig Rohstoffe, unglaubliche Lieferungsverpflichtungen gegen das Ausland, unendliche Schwierigkeiten durch die Revolution. So betrachtet, ähnelte das deutsche Wirtschaftsleben zu Ende des Jahres 1918 einem Ameisenhaufen, in den der Fuß eines Grausamen willkürlich hineintrat. Ein unendliches Durcheinander, weitestgehende Zerstörung. Wenn man aber heute die Dinge betrachtet, so hat man wieder den Eindruck, als wenn der Ameisenhaufen bereits emsig daran wäre, den zerstörten Staat wieder aufzurichten. Zwar sind wir in vielen Dingen noch sehr weit entfernt von jeglicher Sozialisierung. Das gilt vor allem von den staatsfinanziellen und währungspolitischen Problemen. Aber rein industriell vollzieht sich doch bereits ein erstaunlicher Gesundungsprozeß. Daß der Arbeitswille im großen und ganzen wiedergekehrt ist, daß emsig geschafft, Gutes geleistet wird, kann nicht bestritten werden. Darüber hinaus aber sehen wir überall, wie an die Stelle des unmöglich gewordenen Alten Neues tritt. Nehmen wir beispielsweise die Industrie mit großem Bedarf an ausländischen Rohstoffen, so finden wir da verschiedene recht charakteristische Entwicklungstendenzen, verschiedene Arten, um auf neuen Wegen zu den Rohstoffen zu kommen. Wir sehen vor allem Abschlüsse und Abmachungen mit dem Ausland. Erwähnt sei hier der Vertrag der A. E. G. mit Guggenheimer in Neuyork; hier hat man den Amerikanern Aktien gegen die Verpflichtung von Kupferlieferungen gewährt, oder der rührigen deutschen Knochenmehlfirma Scheidemandel, die mit ihrer amerikanischen Konkurrenz Abmachungen traf, oder der Continental-Caoutchouc- und Guttapercha-Co. in Hannover, die ebenfalls mit ihrer größten amerikanischen Konkurrentin ein Betriebsabkommen geschlossen hat. Die beiden wichtigsten Rohstoffe Kohle und Erz fehlen uns in der empfindlichsten Weise. Den Kohlenmangel sucht man dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man systematisch an die Stelle von Steinkohle Braunkohle setzt. So hat das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk, die größte Kraftzentrale in Deutschland, systematisch durch Betriebsabkommen mit der Braunkohlengesellschaft Roddergrube begonnen, sich großzügig umzugestalten. In bezug auf Erz bestehen weitgehende Lieferungsverträge mit den nunmehr an Lothringen und Luxemburg gefallenen Konzernen. Neben oder vielleicht vor den industriellen Rohstoffen fehlt uns freilich auch die Nahrung, denn wir sind ja auch nicht annähernd imstande, uns selbst zu ernähren. Auch hier ist wohl die Hoffnung nicht aufzugeben, daß die Industrie, und zwar die chemische, für eine befriedigende Versorgung und Steigerung der heimischen Produktion sorgen wird. Wir denken hierbei an die Stickstoffgewinnung. Wer jemals die Bahnstrecke Merseburg–Halle bei Tag durchfahren hat, kann sich ja ungefähr vorstellen, was dort in Entstehung begriffen ist, weiß, daß der deutsche Anilintrust mit einem Kostenaufwand von 2 Milliarden Mark Deutschland gewissermaßen mit Stickstoff

Digitized by Google

zu überschwemmen gedenkt. Daneben sind ähnliche Pläne in Ausführung, wie etwa die Absicht der Höchster Farbwerke, jetzt, wo uns die wichtigsten Kartoffelgebiete genommen sind, an Stelle der landwirtschaftlichen Brennereien Spiritus auf synthetischem Wege herzustellen.

All diese wirtschaftlichen Pläne führen auch zu neuen Zusammenschlüssen und wirtschaftlichen Formen. Fast täglich hören wir von neuen Zusammenballungen. Erwähnt sei nur das Zusammengehen der Deutschen Erdöl-Aktien-Gesellschaft und der Deutschen Petroleum-Aktien-Gesellschaft unter gleichzeitiger Aufsaugung sehr erheblicher Braunkohlenfelder, die offenbar auf Öl und ähnliches hin ausgenutzt werden sollen, oder etwa an die Errichtung eines Montantrusts durch Peter Glöckner oder schließlich an die bemerkenswerten Ausdehnungen der Gutehoffnungshütte in Oberhausen, die weitgehende Interessengemeinschaft mit wichtigen Fertigfabrikanten eingeht, die sich beispielsweise an dem größten deutschen Schiffsbauunternehmen der Deutschen Werft in Hamburg oder der größten deutschen Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg ausschlaggebend beteiligt und mit ihnen und anderen Werken eine Interessengemeinschaft gründet.

Das alles aber wird in den Schatten gestellt durch den soeben angekündigten „Elektro-Montan-Trust". Darunter ist zu verstehen ein inniges Zusammengehen dreier führender deutscher Bergwerksunternehmungen, von Gelsenkirchen-Deutsch-Luxemburg-Bochum, mit den beiden Elektrizitätsfirmen Siemens und Schuckert. Die Geschichte dieses Trusts steht in engstem Zusammenhang mit dem verlorenen Krieg, und als geistiger Vater ist wohl Hugo Stinnes anzusprechen. Sowohl die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft wie auch die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks-Aktien-Gesellschaft haben durch unsere Niederlage in weitgehendem Maße wichtige Teile ihrer Unternehmungen an Frankreich bzw. Luxemburg verloren. Beide, früher wohlabgerundete Gemischtbetriebe mit reichlichen Erz- und Kohlengrundlagen, verloren ihre wichtigsten Voraussetzungen für einen geschlossenen Betrieb. Sie schlossen sich deshalb zusammen, um sich zu einem großen Betrieb zu vereinigen und sich gegenseitig zu ergänzen. Das scheint in hohem Grade zu gelingen, und es scheint vor allem dadurch, daß die beiden großen Unternehmungen zusammen unter einen Hut kommen, möglich zu sein, viel rationeller zu arbeiten, denn was dem einen fehlt, das besitzt der andere, und da die Werke in gewisser Beziehung benachbart sind, so kann man auch durch Seilbahnen u. dgl. gar manches unter Ausschluß des teueren und umständlichen Bahnverkehrs befördern. Seit wenigen Wochen ist zu diesen beiden einander völlig Gleichberechtigten ein dritter Montankonzern, der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation, hinzugetreten. Es scheint sich hierbei mehr um eine zufällige Erwerbung zu handeln. Durch einen Berliner Großspekulanten und Bankier war nämlich die Aktienmehrheit von Bochum an der Börse gekauft worden, und es scheint Gefahr gewesen zu sein, daß die Aktien in ausländische Hände übergeführt würden. Stinnes hat diese Aktienmehrheit zu einem sehr erheblichen Preis gekauft, angeblich auf telegraphisches Ersuchen von Berliner Großbanken. Auch der Bochumer Verein scheint nun betrieblich umgestellt zu werden, so daß ein möglichst rationelles Arbeiten gesichert wird. Bis hierher ist die Entwicklung an und für sich recht bemerkenswert, aber nicht gerade überraschend. Die Sensation für die Öffentlichkeit trat erst ein, als dieser Konzern Gelsenkirchen-Luxemburg-Bochum eine Interessengemeinschaft mit Siemens und Schuckert einging. Denn damit ist etwas ganz Neuartiges geschaffen, nämlich ein Trust, der gewissermassen ausgehend von der Kohle und dem Erz den Fabrikationsprozeß durchführen wird bis zur fertigen Dynamomaschine, der Glühlampe und dem Telephon. Man ist, um es anders auszudrücken, zum ersten Male von der horizontalen Vertrustung zur vertikalen übergegangen.

Die wirtschaftlichen Erwägungen, die diesen Dingen zugrunde liegen, sind wohl mannigfacher Art. Auf der Seite der Elektrizitätsindustrie scheint man auf diese Weise vor allem die finanziellen Sorgen aus der Welt schaffen oder mildern zu wollen. Denn bei der außerordentlichen Höhe der heutigen Materialienpreise sind begreiflicherweise

Digitized by Google

die Fertigfabrikanten in einiger Verlegenheit, woher sie die nötigen Mittel bekommen sollen. Die A. E. G. ihrerseits hat neben dem schon erwähnten Abkommen mit Amerika vor allem auch auf dem heimischen Markt einige hundert Millionen neue Aktien ausgegeben. Beim Siemenskonzern sprach man von einem Geldbedarf von 700 bis 900 Millionen. Der Zusammenschluß mildert nun in zweifacher Beziehung diese Sorgen. Fürs erste hat die Interessengemeinschaft Gelsenkirchen-Luxemburg offenbar außerordentlich große Mittel verfügbar, da sie ja teils zwangsweise, teils freiwillig an Frankreich und Luxemburg beträchtliche Vermögensstücke verkauft hat, wenn auch die Nachricht bestritten wird, wonach Deutsch-Luxemburg auf diese Weise eine Milliarde Mark in die Hände bekommen habe. Fürs andere aber wird in dem Augenblick eines innigen Zusammenarbeitens auf beiden Seiten das Aufslagerarbeiten unnötig. Weder ist der Bezieher gezwungen, sich in allen Dingen große Bestände zu halten, noch aber muß der Fabrikant auf gut Glück seine Lager in der alten Weise füllen. Wenn Siemens an Luxemburg regelmäßig und frühzeitig seine Aufträge auf Träger, Draht usw. weitergibt, so kann man sich in der Fabrikation danach einrichten, und es werden, wie gesagt, beiderseits außerordentliche Kapitalersparnisse erzielt. Umgekehrt scheint man auf der Seite der Schwerindustrie sich zu sagen, daß der heutige Materialmangel nach einiger Zeit vielleicht aufhören kann. Gibt es doch Leute, die meinen, daß in drei oder vier Jahren nicht nur die Kohlenknappheit beseitigt ist, sondern daß wir dann allmählich sogar wieder Feierschichten erleben werden. Aus diesen Erwägungen heraus will man frühzeitig sich sichere Abnehmer binden. Wenn nicht alles täuscht, so ist die hier skizzierte Entwicklung keineswegs vollendet, sondern es dürften wohl in jeder Beziehung noch weitere wichtige Dinge bevorstehen. Fürs erste lehrt ja die Erfahrung, daß derartige Transaktionen ansteckend wirken, und es fragt sich, ob etwa eine Firma wie die A. E. G. nicht nun ihrerseits auch Anschluß an die deutschen Rohstoffquellen suchen wird. Weiter aber hört man, daß der bereits so gewaltige Elektro-Montan-Trust sich auch umsieht nach weiteren Fertigfabrikanten. Es ist begreiflicherweise nicht unbekannt geblieben, daß Stinnes die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg in den Anschluß hereinbringen wollte und daß augenblicklich noch Verhandlungen mit den Adlerwerken Kleyer schweben. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß man besonders in der Motorenfabrikation Fuß fassen will und, sobald man dort eingedrungen ist, ganz anders wie bisher auf Typisieren und Spezialisieren Wert legen wird. Bekanntlich ist in Deutschland üblich, daß ein jeder Fabrikant alle möglichen Dinge fabriziert. Das aber ist auf die Dauer und bei der heutigen Not unrationell. Man wird deshalb früher oder später dazu übergehen müssen, in weitgehendem Maße sich zu spezialisieren und zu typisieren. Gerade die Motorenfabrikation wird dabei vermutlich mit gutem Beispiel vorangehen müssen.

Faßt man alles zusammen, so hat man trotz der überschweren Sorgen, die noch auf uns lasten, doch den Eindruck, daß ähnlich wie ein menschlicher Körper auch der Volkskörper gewisse Kräfte in sich schlummern hat, die für eine Adaption an veränderte Verhältnisse sorgen. Ebenso wie eine offene Wunde am Körper sofort die weißen Blutkörperchen in Bewegung setzt und an der gefährdeten Stelle zur schützenden Eiterbildung veranlaßt, ebenso sind auch in unserem Volkskörper gewisse halb automatische, halb bewußte Kräfte im Gange, die nach einer derartigen unendlich schweren Attacke für den Heilungsprozeß Sorge tragen. E. K.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Die Jakobsleiter. Von Ludwig Finckh. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 16.—.

Zwölf Zeichnungen zu Ludwig Finckhs „Jakobsleiter". Von Paul Jauch. (Ebenda). In Mappe M. 10.—.

Eine Oase des Trostes und des Friedens in der Wirrnis und Aufregung dieser Tage bedeutet uns des schwäbischen Dichters neuer Roman, den er „Die Jakobsleiter" betitelt hat. Wieder sind es ein paar innerlich reich bewegte Lebensläufe, denen er uns folgen läßt, und sie nehmen wieder ihren Ausgang aus Finckhs eigener Heimat; die alte Reichsstadt Reutlingen mit ihrer näheren und weiteren Umgebung, den romantischen Bergen und Wäldern der Alb ist der Schauplatz für die Kindheits- und Jugendschicksale der Hauptgestalten des Buches, und zu diesem Schauplatz führt uns der reich und harmonisch ausklingende Schluß wieder zurück. Wie eine Fülle farbenfreudiger Herbstblumen in einem schön und einfach geformten Gefäß, so ist in der Erzählung ein wahrer Reichtum an volkstümlicher Empfindung und Anschauung, oft in köstlich derbem Humor, an eigenartig klugen und frischen Gedanken über Medizin, als Heil- und als Menschenkunde, über deutsches Wesen und deutsches Verhängnis zusammengebracht. Bei aller Helle und Freudigkeit ist die „Jakobsleiter" doch ein Buch von tiefem, sittlichem Ernst, ein Buch, das mit Recht seinen Namen trägt nach jenem schönen biblischen Sinnbild für das Herunter- und Emporsteigen himmlischer Mächte zum und vom dunkeln, erdgebundenen Menschenleben. — Zu diesem Buche nun hat ein schwäbischer Maler, Paul Jauch, eine Reihe von Bleistiftzeichnungen geschaffen, die jetzt in Reproduktion zu einer hübsch ausgestatteten Mappe vereinigt erscheinen. In weltferner Stille hat sich Paul Jauchs Talent gebildet; er ist heute ein Mann, der die Fünfziger schon überschritten hat, ein reifer Künstler, ganz einzig dastehend in dem Gebiet, das er sich selbst geschaffen und ausgebaut hat, in einer mit absoluter Meisterschaft behandelten Technik der Zeichnung, die dem sonst überwiegend für flüchtige Skizze und vorbereitende Studie verwendeten Material des Bleistifts völlig überraschende und doch das Material nicht verleugnende Wirkungen abgewinnt. In diesen Schwarzweißblättern ist Sonne und Luft, Wärme und Farbigkeit, Walten der Natur und Schlagen des Menschenherzens. Die Seele der schwäbischen Landschaft, der Geist der Finckhschen Dichtung atmet aus diesen Blättern, die zu dem Schönsten und Echtesten gehören, was stillversonnene und doch ernstlich nach Vollendung ringende Kunst in unserem „Gotteswinkel" hervorgebracht hat. Es ist wie eine leise, wunderbar harmonische Musikbegleitung zu Finckhs Roman; beide Werke, die Erzählung des Dichters und die Zeichnungen des Malers, bilden eine schöne künstlerische Einheit, und wer die „Jakobsleiter" liebgewonnen hat, wird sich auch an der Jauchschen Mappe als an einem dauernden Besitz freuen wollen.

Ein glücklich Jahr. Von Karl Storck. Im Geleit deutscher Dichtung. Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer. In Halbleinen geb. M. 30.—.

„In den letzten harten Jahren, als kein Tag ohne Leid über Geschehenes oder bange Sorge um die Zukunft war, ist es mir Gewohnheit geworden, zum Abschluß des Tages nach einem Gedichtbande zu greifen und darin zu lesen, bis ich beruhigende Stille, erlösende Schönheit oder auch den mutigen Aufschwung fand. Da kam mir der Gedanke, ein solches hilfreiches Geleit für alle Tage des Jahres aus unserer reichen Lyrik zusammenzustellen." So sagt Karl Storck in dem Vorwort zu dem Gedichtbande, der die Verwirklichung dieses Gedankens ist, und wir können hinzufügen, daß die Auswahl der Gedichte mit feiner Hand und reifem Geschmack getroffen worden ist. Unter der Fülle der Beiträge ist uns kein Gedicht aufgefallen, das wir in der Sammlung missen möchten. Der Herausgeber hat die neuere Dichtung bevorzugt, mit Recht, aber er hat auch Aelteres nicht außer acht gelassen. Nur Goethe fehlt. „Das ist natürlich die Folge seiner Fülle, neben der die anderen zu kurz gekommen wären", sagt Storck, verrät aber zugleich, daß noch ein „Tagebuch der Freude" folgen soll, in dem der „heitere" Goethe besonders vertreten sein wird. Und so können wir die Sammlung warm empfehlen, sie wird jedem feinsinnigen Leser gewiß eine ebensogroße Freude machen, wie sie sie uns gemacht hat. Die Ausstattung des Buches ist in Anbetracht des heute Gewöhnten sehr schön. H. H.

Der kranke Hölderlin. Urkunden und Dichtungen aus der Zeit seiner Umnachtung, zum Buche vereinigt durch Erich Trummler. München, O. C. Recht Verlag.

Der kleine, in der Ausstattung sehr ansprechende Band weckt widerstreitende Gefühle. Er bringt nichts von des Dichters

Digitized by Google

eigenen Niederschriften aus den Jahrzehnten seines Wahnsinns, was nicht in den Gesamtausgaben, nichts an zeitgenössischen Berichten über ihn, was nicht mühelos an bekannten Stellen zu finden wäre. Was der Herausgeber in der Einleitung und in den Glossen über Hölderlins furchtbares Geschick sagt, wird manchen, dem der große Dichter seit Jahrzehnten ein treuer Lebensgefährte ist, zum Widerspruch herausfordern. Die Tragik dieses Schicksals senkt ihre Wurzeln in Tiefen, in die das astrologisch-anthroposophisch tönende Pathos Trummlers nicht hinabreicht und die nicht dadurch ergründet werden, daß man die einschneidende Bedeutung der Katastrophe von 1802 leugnet, die Augen verschließt vor dem erschütternden Kampf zwischen höchster geistiger Klarheit und beginnender Verwirrung, der sich in Dichtung und Prosa der nächsten Jahre abspielt, und die Ergebnisse sorgfältiger, wenn auch vielleicht im einzelnen danebengreifender ärztlicher Betrachtung abtut als „Zeugnisse widriger Krankheitswissenschaft", zugunsten „geheimerer Deutung". Als bliebe es nicht ewig das tiefste, Ehrfurcht gebietende und schreckliche Geheimnis, wie reinste, edelste Geistigkeit unlösbar an Körperliches gebunden ist und mit dessen Erkrankung selbst erkrankt, verstummt, erlischt! So stark aber all die Bedenken gegen die Art der Herausgabe und den Standpunkt des Herausgebers sein mögen, es soll nicht geleugnet werden, daß man beim Blättern und Lesen in dem kleinen Buch sich doch dem Zauber nicht entziehen kann, den die letzten stammelnden Verse des Verwirrten, den seine ganze rührend-erschütternde Gestalt und ihre Spiegelung in den empfänglichen Gemütern jüngerer Verehrer immer wieder auf uns ausüben müssen.

—y—

Legenden. Von Isolde Kurz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 20.—.

An Gottfried Kellers „Sieben Legenden" klingen diese Legenden nicht nur dem Titel nach an; daß sie aber weit mehr bedeuten als ein Weiterspinnen des goldenen Fadens, den der Schweizer Meister aus altem Golde neu geschlagen, dafür bürgt schon die starke Eigenart der Dichterin und ihr künstlerisches Gewissen, das ihr verbieten würde, schon Getanes noch einmal zu tun. Schon in der Stilisierung der Stoffe ist ein gewichtiger Unterschied dadurch gegeben, daß Keller im Schweizerischen, Gotischen wurzelt, Isolde Kurz im Boden der Renaissance und Italiens, auch wo der Inhalt der Legende, wie etwa im „Zwillingsbruder", durchaus deutsch anmutet. Diese neuen Legenden tragen aber zum Teil auch mehr novellistischen Charakter, fast möchte man die schon genannte vom „Zwillingsbruder" und die „Gnadeninsel" Novellen auf Goldgrund nennen; Unschuld, Schönheit und Güte sehen wir von menschlicher Selbstsucht und Blindheit bedrängt und verfolgt, aber Erlösung und Verklärung warten ihrer, an denen „die Gnade von oben teilnimmt". Dabei wirken aber die kirchlichen, dogmatischen Begriffe ganz durchleuchtet von den allgemein menschlichen, versöhnenden Kräften, die ihr lebendiger Inhalt sind, im Sinne des Goetheschen Wortes: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit." Am klarsten und tiefsinnigsten kommt diese Grundrichtung der Kurzschen Legenden vielleicht zum Ausdruck in der zu echter Größe sich erhebenden Geschichte von der „Anfechtung des heiligen Franziskus" und in der lieblich rührenden vom „Einsiedel und der Nymphe Arethusa": dort die Versöhnung der christlichen Weltanschauung mit den ewig brennenden Fragen nach Ursprung und Sinn des Leidens und der Ungerechtigkeit in der Welt, hier die Versöhnung des Christentums mit der Antike, beidemal in wundervoll farbigen, lebensfrischen und herzenswarmen Bildern, ohne jede Spur anspruchsvoller Gravität in anmutig ernstem Ton mit dem leisen Lächeln der echten Weisheit vorgetragen.

Vom Bismarck der 70er Jahre. Von Adalbert Wahl. Tübingen, Mohr.

Zwei verschiedene Untersuchungen, deren innere Zusammengehörigkeit aber durch die Art der Problemstellung gewährleistet ist, vereinigt der Verfasser in diesem Buch. Die erste betrifft den Kulturkampf. In einleuchtender Weise wird als entscheidendes Motiv für die Eröffnung des Kampfes durch Bismarck die Rücksicht auf die außenpolitische Lage des jungen Deutschen Reiches erwiesen. Dadurch wird die Tatsache verständlich, daß Bismarck die Kampfgesetzgebung duldete, obwohl er sie fast vom ersten Augenblick an verurteilte. Durch den Kampf gegen Rom will er Deutschland als den gegebenen Bundesgenossen für die ebenfalls mit dem Vatikan verfeindeten Mächte Rußland und Italien hinstellen und auf diese Weise aus der Isolierung herauskommen, die zur Gefahr für seine Schöpfung zu werden drohte.

Die zweite Untersuchung betrifft die Kriegsgefahr von 1875, die erste schwere diplomatische Niederlage, die Bismarck erlitten hat, einen der Markfteine in seinem Verhältnis zu Rußland. Erbittert ist der Streit, ob der Kanzler damals den Krieg gegen Frankreich gewollt hat oder nicht. Wahl stellt die These auf, daß die Episode nicht als einheitliches Ganzes behandelt werden darf, sondern in zwei Phasen zer-

Digitized by Google

legt werden muß. Die erste reicht bis zum 15. April. In ihr habe Bismarck, unter dem Eindruck der französischen Rüstungen, die Stimmung der Mächte sondieren wollen, ob sie vielleicht zu einer Frankreich aufzuerlegenden Rüstungsbeschränkung zu haben wären. Mit Recht leugnet Wahl jeden Kriegswillen Bismarcks. Als er die Aussichtslosigkeit seines Planes erkannt, habe er ihn fallen lassen, so daß um den 15. April tatsächlich jede Gefahr beseitigt gewesen sei. Danach habe dann das bekannte Spiel eingesetzt, das Bismarck zutreffend als Intrige Gortschakows und Decazes' empfunden hat. Obwohl sie wußten, daß keine Gefahr mehr für den Frieden bestand, gaben sie sich den Anschein, als glaubten sie an seine Bedrohung, und schufen so für die Russen die Möglichkeit, sich als Friedensretter aufzuspielen.

Zweifellos stellt die Kriegsgefahr von 1875 einen in seiner Wichtigkeit bei uns nicht genügend eingeschätzten Zwischenfall dar. Es ist deshalb erfreulich, daß durch Wahls Untersuchung die Aufmerksamkeit verstärkt darauf hingewiesen wird.

W. W.

Pierrot. Ein Liederbuch von Rudolf Presber. Mit acht Zeichnungen von Lutz Ehrenberger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 15.—.

In dem seidenen weißen Pierrotkittel fühlt sich der Dichter wohl; vielleicht sucht er nichts anderes darin als der Klosterbruder von ehemals in seiner groben Kutte: Weltflucht, Abkehr, Gegenwartsüberwindung. Niemand wird ihn schelten, weil er leichtbeschwingte Weisen suchte in düsteren Tagen, weil er Stimmung und Verkleidung eines nicht deutschen Spieles wählte, um allerlei zu sagen und zu singen, was auch in Deutschland einmal Leichtsinn, Hoffnung, Lebensfreude, Schalkheit und Schwermut hieß. — Sehen wir Presber unter die Maske, so wird das Auge neben dem spielerischen Frohsinn auch das Weh der Welt im Spiegel seines Temperaments finden, neben der lächelnden Genußfreude den Schmerz und die Sehnsucht eines roten zuckenden Menschenherzens erspähen.

Cottasche Handbibliothek. Hauptwerke der schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Stuttgart, Verlag der Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Die Cottasche Handbibliothek ist neuerdings um eine Anzahl Bände bereichert worden, die allseitig Interesse finden dürften und auf die wir besonders hinweisen möchten: „Der Pfarrer von Kirchfeld", Volksstück von Ludwig Anzengruber; „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", „Der Schmied seines Glückes" und „Spiegel, das Kätzchen", von Gottfried Keller; „Salin Kaliske", von Helene Böhlau; „Die Sängerin" von Herman Grimm; „Um einen Thron", Roman von Eugen Zabel. Ueber Anzengrubers und Gottfried Kellers Bücher brauchen wir wohl nichts mehr zu sagen, sie gehören zu den Perlen der Literatur. Helene Böhlaus Novelle „Salin Kaliske" ist die Geschichte eines böhmischen Holzschnitzers, der, vom Schicksal in ein abenteuerliches Leben gestoßen, unschuldig schuldig wird und seine Erkenntnis vom tragischen Sinn alles Daseins mit schmerzlich-düsterer Weltflucht besiegelt. Eine packende Erzählung der bekannten Dichterin. Die Novelle Herman Grimms „Die Sängerin" zeigt, daß der berühmte Literar- und Kunsthistoriker, dessen „Goethe" und „Leben Raphaels" ihm einen glänzenden Namen gemacht haben, nicht nur ein ausgezeichneter ästhetischer Beurteiler, sondern auch ein feinsinniger Künstler war. Im Mittelpunkt von Eugen Zabels Roman „Um einen Thron" steht die zweite Katharina von Rußland, um deren Thron sich eine geheimnisvoll-zwittrige Welt, verdunkelt von den finsteren Erscheinungen eines halbasiatischen Moskowitertums, gruppiert. H.

Die Sünderin. Ein Mysterium in 5 Bildern von Anna Freiin von Krane. J. P. Bachem, Köln. Geb. M. 3.—.

In dieser Dichtung ist die Macht des Christentums verherrlicht. Die Geschichte der Sünderin spielt im Jahre 31, zur Zeit des Kaisers Tiberius. Diese ist die Jüdin Miriam, die Geliebte des römischen Legaten Prokulus. Sie wird durch das Christentum — Christus tritt auch persönlich auf — zu ihrem Volk zurückgeführt und dann mit einer Anzahl Stammesgenossen bekehrt. Der Stoff ist dem Wesen nach derselbe, den die Verfasserin in ihrem Roman Magna Peccatrix (Maria Magdalena) behandelt hat. Für ein eigentliches Drama — dieser Name ist absichtlich vermieden — ist manches zu breit gehalten; doch schreitet die Handlung ununterbrochen vorwärts und ist durchaus spannend. Die Sprache, Prosa, ist dem Stoff entsprechend realistisch gehalten, weist aber doch tief poetische Stellen auf. E. M.

Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen, 1788—1835. Herausgegeben von Anna v. Sydow. Gekürzte Ausgabe in einem Band. Mit 6 Bildern. Berlin, E. S. Mittler & Sohn Geb. M. 40.—.

Unsere heutige Generation sucht nach neuen Vorbildern deutscher Menschheit und Menschlichkeit; sie hat sich das in Wahrheit etwas abstrakte Ideal des „gotischen Men-

Digitized by Google

schen" geschaffen, in mehr oder minder betontem Gegensatz zum „Goethischen Menschen". Die Sorge, über den humanistischen Einschlag des Menschen unserer klassischen Literaturperiode den germanischen Grundcharakter, das starke Individualistische, zu verlieren, zeugt nicht gerade von einem wirklichen Gefühl der Sicherheit im Besitz „völkischer" Eigenschaften. Die deutschen Menschen etwa von 1750 bis 1830 wußten, klar oder instinktiv, daß wir nicht in Gefahr sind, uns zu verlieren, solange wir ernsthaft danach streben, uns zu vervollkommnen. In niemandem vielleicht, Goethe und Schiller ausgenommen, hat sich dies Streben nach Vervollkommnung reiner ausgewirkt, einen reicheren harmonischeren Charakter entwickelt, als in Wilhelm v. Humboldt. Und nirgends tritt uns das rein Menschliche Humboldts unmittelbarer, anziehender und bezaubernder entgegen als in seinem Briefwechsel mit der ihm ebenbürtigen, mindestens seiner durchaus würdigen Lebensgefährtin. Die sieben Bände dieses Briefwechsels sind sogleich beim ersten Erscheinen als eine der schönsten Gaben unserer biographischen Literatur gewürdigt worden; doch hinderten Umfang und Preis der köstlichen Publikation die verdiente weiteste Verbreitung. Jetzt hat die Herausgeberin, Humboldts Urenkelin A. v. Sydow, aus den sieben Bänden mit großer Liebe und Pietät eine einbändige Auswahl zusammengestellt; die Briefe — die meisten der aufgenommenen konnten leider nur gekürzt gegeben werden — sind mit erläuternden und verbindenden Anmerkungen versehen und ergeben so zusammen ein vollständiges Lebensbild und Doppelbildnis der Ehegatten. Eine besonders liebe und wertvolle Gabe wird der schöne Band, der so entstanden ist, den vielen Freunden des gleichfalls von A. v. Sydow herausgegebenen, in seiner Art nicht minder anziehenden Buches „Gabriele v. Bülow" bedeuten. —r.

Die neue Musik. Von Walter Krug. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach bei Zürich. 124 Seiten, 8 Bildnisse.

In neun bezeichnenden Vertretern taucht sie aus dem Nebel unklarer Begriffe vor uns auf, die neue, zeitgenössische Kunst, mit ihren Vorzügen und Schwächen. Letztere zeigt der Verfasser nicht bloß an Schönberg, sondern auch an Strauß, Mahler und Reger, ja an Grieg und Tschaikowsky. Dagegen spricht er Pfitzner bleibende Bedeutung zu, so stark sich dieser etwa von Wagner abhebt, dessen Parsifal einige schöne Worte gewidmet sind. Am höchsten aber stellt der Verfasser Pfitzners Gegenbild, den Symphoniker und Kirchenkomponisten Bruckner (aus der Abneigung gegen Bruckner hat Pfitzner nie ein Hehl gemacht). Was über Bruckners Symphonien gesagt wird, berührt sich in manchem mit den bekannten Ausführungen August Halms, bietet aber viel Eigenes und macht den wertvollsten Abschnitt des empfehlenswerten Buches aus: er ist geistvoll und sachlich zugleich, und so geschrieben, daß ihn jeder Brucknerhörer verstehen kann.

Dr. Karl Grunsky.

Der Weg nach Dingsda. Erzählungen von Auguste Supper. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 16.—.

Kleine Erzählungen, meist von „kleinen Leuten" handelnd, von Bauern und Arbeitern, von ländlichen Pfarrern und ihren Seelsorgekindern, von Alten und Kranken — das ist es, was wir dem Stoff nach in diesem neuen Geschichtenbuch der schwäbischen Dichterin, wie in so manchem ihrer früheren finden. Aber was sie in den Stoff hineinlegt, was sie aus dem von ihr mit so viel Liebe und so starkem sittlichem Ernst beobachteten Kleinleben heraussieht, das gibt diesen anscheinend so einfachen Geschichten einen inneren Gehalt, eine verschwiegene Tiefe, wie wir sie bei gar manchen viel anspruchsvolleren Schriftstellern vergeblich suchen würden. Die Grundstimmung ihres Lebensgefühls und ihrer Weltanschauung kann man wohl als mystisch bezeichnen, wenn man unter Mystik den nicht dogmatisch festgelegten, sondern gefühlsmäßig erlebten Glauben an die Beseelung und Gottdurchdrungenheit alles Daseins versteht. Wie sie in das Alltägliche scheinbare Zufälle seltsame und bedeutungsvolle Lichter werfen sieht, wie ihrem starken und reinen Naturgefühl Zusammenhänge zwischen Menschenschicksalen und Naturvorgängen als beseligende Gewißheit sich offenbaren, davon weiß die Dichterin in immer neuen Gestalten und Bildern zu berichten, deren symbolischer Gehalt darum so rein und überzeugend wirkt, weil sie zugleich mit so kraftvoll gesundem Wirklichkeitssinn der festgegründeten Welt des Tatsächlichen, Gegenwärtigen entnommen und nachgebildet sind. Dabei umfaßt diese scheinbar eng umgrenzte Welt eine bedeutende Weite des persönlichen Wollens und Anteilnehmens. Alles in allem: ein kleiner Band und doch eine reiche Gabe!

Das Leben Jesu. Von Joh. Lepsius. 2. Band. Potsdam, Tempelverlag. 380 Seiten.

Dem ersten Band, der an dieser Stelle früher bereits angezeigt wurde, ist inzwischen der zweite gefolgt. Er hält sich auf derselben Höhe, ja man kann sogar sagen, daß er noch besser gelungen ist. In drei Büchern: Jerusalem, Jericho, das Ende werden

Digitized by Google

fünfundzwanzig Kapitel von zum Teil plastischer Kraft und dichterischer Schönheit geboten. Schlicht und einfach, aber oft hinreißend ist die Sprache. Wie lebendig werden viele Geschichten und Szenen, wie die Feste in Jerusalem und die Streitgespräche mit den Gegnern. Es ist hier nicht der Ort, mit dem Verfasser über die Möglichkeit der Aufgabe eines „Lebens Jesu" überhaupt, über die Frage des „Romans" und der „Biographie" zu streiten. Es wird hier eine feine Mittellinie eingehalten. Trotz aller Freiheit in der Gestaltung und Gruppierung des Stoffs wird doch das allzu Willkürliche vermieden. Jeder Leser wird aufs tiefste ergriffen werden von der Person, die überall im Mittelpunkt steht. Und mögen auch Gestalten wie Judas oder Pilatus zeitweilig das Interesse besonders auf sich ziehen, dahinter und darüber steht doch immer der Eine, den wir zum letztenmal im Jüngerkreise und nach Gethsemane begleiten, dessen Sterben auf Golgatha in erschütternder Weise dargestellt wird und der doch nicht im Tode bleiben konnte. Aber um diesem Buch gerecht zu werden, muß man es selber zur Hand nehmen. Es kann nur durch sich selber reden, und es wird für sich selber reden. Lic. Dr. W.

Hermann Gradl, ein neuer deutscher Maler-Romantiker. Von Dr. Heinrich Bingold. Mit 12 farbigen Tafeln, 64 ganzseitigen Autotypien, 12 Zeichnungen und dem Bilde des Künstlers. Stuttgart, Walter Hädecke. Geb. in Halbleinen M. 32.—, in Ganzleinen M. 65.—, in Halbleder M. 80.—, in Ganzleder (100 num. Exemplare) M. 300.—.

Joseph Freiherr v. Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Mit Bildschmuck von Karl Sigrist. Mit 4 farbigen Tafeln, 10 Vollbildern und reichem Buchschmuck. Ebenda. M. 52.—, bzw. M. 65.—, bzw. M. 80.—, bzw. M. 300.—.

Weltwende. Gesammelte politische Aufsätze von Graf Posadowsky. Ebenda. M. 10.50 und M. 14.—, in Ganzleinen M. 18.—, Halbleder M. 30.—.

Jahresgabe deutscher Dichter. Ebenda. Geb. M. 3.50 und M. 5.—, in Ganzleinen M. 7.—, in Saffianleder auf Bütten (300 Exemplare) M. 125.—.

Es mag erlaubt sein, einige unter sich ganz verschiedene Werke hier vereinigt anzuzeigen, unter dem Gesichtspunkt, daß jedes von ihnen in seiner Art ein schönes Festgeschenk darstellt und daß alle zusammen die Strebsamkeit und Vielseitigkeit des jungen Verlags kennzeichnen, zu dessen ersten Publikationen sie gehören. — Die Jahresgabe deutscher Dichter, Sinngedichte und Sprüche der Lebensweisheit von 21 der bedeutendsten deutschen Dichter der Gegenwart in Faksimilewiedergabe enthaltend, ist vor allem eine schöne sinnige Neujahrsgabe, zu der man, wie zu einer Sammlung weltlicher „Losungen" im Laufe des Jahres noch manchmal gerne greifen wird. „Wer mit gläubiger Nadel sticht, überall wird gutes Wort ihn freuen." — Jeder politisch und zeitgeschichtlich Interessierte, welcher Partei er auch angehören mag, darf sicher sein, in den politischen Aufsätzen des Grafen Posadowsky Anregung und Erhebung zu finden. Ist es doch ein echt deutsch gesinnter, durch und durch vornehm denkender Mann, der hier zu uns spricht, und dessen Persönlichkeit wertvoll genug ist, um auch seinen Aeußerungen zu Tagesereignissen einen den Tag überdauernden Wert zu geben. — Aus den politischen Kämpfen der Gegenwart führt uns Hermann Gradl in eine zeitferne, idyllisch friedliche Welt. Oft fühlen wir uns an Spitzweg, manchmal auch wohl an Hengeler erinnert, aber Gradl gibt doch immer so viel des Eigenen, daß man sich mit Freude in seine verträumten Städtchen und Winkel, in seine oft von einem Hauche zarter Melancholie verschleierten Landschaften vertieft. Auch der Humor fehlt in dieser stillen Welt nicht und bewahrt sie und uns vor weichlicher Sentimentalität. Die ganze Ausstattung und die technische Wiedergabe der einzelnen Bilder und Zeichnungen verdient volles Lob. — Das gleiche gilt für die neue Ausgabe von Eichendorffs „Taugenichts"; auch hier sind wir aus der „aufgeregten Zeit" weit hinweggversetzt in glückliche Romantik und goldene Weltvergessenheit. Interessant ist es, wie zu der träumerisch weichen und doch jugendfrischen Melodie der entzückenden Novelle Eichendorffs die Illustrationen und der Buchschmuck Karl Sigrists gleichsam die Begleitung in kräftig herben Akkorden geben; Sigrist ist ein durchaus modern, wenn man will expressionistisch orientierter Künstler. Ausstattung und Reproduktionen stehen auch bei diesem Band wie bei den vorhin genannten auf der Höhe technischer Vollkommenheit.

Der Weg der Liebe. Von O. S. Marden. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann. Geh. M. 10.—, geb. M. 14.—.

Was uns im Elternhaus, in Schule und Kirche immer und immer wieder gepredigt und eingeprägt wurde — der Kern der christlichen Heilsbotschaft: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst" —, das wird in dem vorliegenden Buche in einer Fülle beweiskräftiger Beispiele in die Beleuchtung des praktischen Lebens gerückt, und jeder vorurteilslose Leser muß sich von der Tat-

Digitized by Google

sache überzeugen, daß die Betätigung wahrhafter Nächstenliebe nicht bloß ein kirchliches Dogma und das höchste Ideal menschlicher und christlicher Vollkommenheit darstellt, sondern daß sie zugleich tiefste Lebensweisheit, eine Quelle innerer Kraft, Gesundheit und Befriedigung wie ein Wegweiser zu äußerem Erfolg und Lebensglück ist. In einer Zeit, wo Wut und Rachgier wilde Orgien feiern, wo der Traum der menschlichen Bruderschaft zum widerlichsten Possenspiel verzerrt wird, wo der Pessimismus immer weiter um sich greift und „die böse Tat fortzeugend Böses zu gebären" droht, da tut es doppelt und dreifach not, sich die apostolische Mahnung: „Liebet euch untereinander!" zu Herzen zu nehmen und durch einen hoffnungsfreudigen Optimisten daran erinnert zu werden, was für ein Paradies die Liebe und Versöhnlichkeit aus derselben Erde machen könnten, die durch Haß und Krieg zu einem unerträglichen Jammertal geworden ist. H.

Der Friede von Versailles. Wirtschafts- und sozialpolitische Ausblicke. Von Adolf Braun. 8°. 34 S. Berlin, J. Springer. Geb. M. 2.—.

Während die meisten Betrachtungen über Friedensverträge bisher hauptsächlich von historischen oder politischen Gesichtspunkten ausgingen, untersucht Verfasser hier von rein wirtschaftlichem und sozialpolitischem Standpunkt aus die Folgen, die der Versailler Friedensvertrag für Deutschland haben muß. Seine eingehenden Untersuchungen, die sich unter Berücksichtigung des Gesamterdraums als Wirtschaftsgebiet und dessen Entwicklung während des Weltkrieges auf alle wirtschaftlichen Fragen und Zukunftsmöglichkeiten erstreckt, kommen trotz ihrer nüchternen, sich von allen politischen und nationalen Erwägungen fernhaltenden Betrachtungsweise zu dem Ergebnis, daß die Friedensbedingungen für Deutschland in jeder Hinsicht, wenn auch vielleicht nicht undurchführbar sein, so doch die deutsche Volkswirtschaft und die soziale Entwicklung Deutschlands auf das schwerste schädigen werden. —ei—

Die Liebe der Jugend. Erzählung von Wilhelm Meyer-Förster. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 15.—.

Ehe Wilhelm Meyer-Förster mit seinem „Alt-Heidelberg" sich den großen, heute noch fortdauernden Bühnenerfolg errang, war sein Name schon durch einige Romane bekannt geworden — auch das Bühnenstück ist ja bekanntlich erst aus der Erzählung „Karl Heinrich" entstanden. Lange Jahre hat dann der Dichter geschwiegen; heute erscheint er endlich wieder vor dem Publikum mit einem kleinen Buch, nach dem jeder, der einmal „Alt-Heidelberg" gesehen, mit Spannung, jeder, der den Erzähler Meyer-Förster aus seinen früheren Werken kennt, mit angenehmer Erwartung greifen wird. Und keinen wird diese neue Erzählung enttäuschen. Denn bei aller Anspruchlosigkeit des Stoffes, der Geschichte einer „ersten Liebe", die sich selbst ein paar Monate lang für „ewig" hält, und bei aller Schlichtheit der Darstellung fesselt die Erzählung durch echtes, warmes Gefühl und durch allerlei überraschende, originelle Züge, die das alte Thema wieder ganz neu und frisch erscheinen lassen. Den Grundton des Buches gibt wohl jene leise Wehmut, mit der jeder, dem eine schöne Jugend beschieden war, auf diese zurückblickt; aber diese Empfindung wird nie zur Rührseligkeit, denn immer wird sie umspielt und durchklungen von warmherzigem Humor.

Theodor Storms Sämtliche Werke in acht Bänden. Herausgegeben von Albert Köster. Leipzig, Insel-Verlag.

Die Kösterſche Storm-Ausgabe, deren erste Bände hier schon vor Monaten angezeigt wurden, liegt nun in acht schönen, in Satz, Papier und Einband einfach-vornehmen Bänden vor. Es ist eine „Klassiker"-Ausgabe im besten Sinn geworden, wie Storm sie verdiente, der ein Klassiker auf dem Gebiet der Novelle ist, und wie sie nur einem Gelehrten gelingen konnte, der mit unermüdlicher Andacht zum Kleinen den offenen Sinn für das Große, Wesentliche verbindet. An Kleinarbeit hat Köster Erstaunliches geleistet, 220 Drucke und Manuskripte hat er zur Herstellung des definitiven Drucks verglichen, an 1550 Stellen zum Teil recht wesentliche Berichtigungen der früheren Ausgaben vorgenommen. Aber wie er diese Zahlen in der Ausgabe selbst nicht anführt, so macht diese auch sonst kein Aufhebens von dem „labor improbus", der in ihr steckt; keine „Thermometerzahlen" an den Seitenrändern weisen auf die textkritischen Anmerkungen hin, die, in der zweiten Hälfte des achten Bandes — man möchte sagen, geräuschlos — untergebracht, hier jedem, der sich für innere und äußere Form des künstlerisch gestalteten Worts interessiert, es ermöglichen, sich von den manchmal recht stark voneinander abweichenden Fassungen und dem Werden der endgültigen Gestalt ein genaues Bild zu machen. Doch damit begnügen sich die Anmerkungen nicht; sie berichten auch in gedrängter Kürze über Anlaß, Motive, Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke, über die Schätzung, die der Dichter, seine Freunde, die Oeffentlichkeit ihnen entgegenbrachten. So sind die Anmerkungen die beste Ergänzung zu der

Digitized by Google

meisterhaften biographischen Einleitung, die den ersten Band eröffnet; und zwischen beiden Arbeiten des Herausgebers hat der Dichter, ungestört und von keiner Zwischenrede unterbrochen, das Wort, zuerst im Vers, in der wesentlich, aber um nichts Unwesentliches vermehrten Sammlung der Gedichte, dann in der Folge seiner Novellen, die chronologisch geordnet die Entwicklung des Dichters aus seinem Lebenswerk veranschaulichen. Und es ist eine organische, nicht immer gleichmäßig fortschreitende, aber immer vom selben Geiste künstlerischen Ernstes bestimmte Entwicklung, die von den ersten Geschichten aus dem Anfang der fünfziger Jahre, wie dem fast zu populär gewordenen „Immensee", zu dem düsteren mächtigen Strandbild des „Schimmelreiters" aus der zweiten Hälfte der achtziger Jahre führt. — y —

Friedrich Theodor Vischer. Aussprüche des Denkers, Dichters und Streiters. Herausgegeben von Rudolf Krauß. Mit 14 Abbildungen. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann. Geh. M. 12.—, geb. M. 15.—.

Vischer war wohl eine der markigsten Erscheinungen unter den vielen Kernnaturen des Schwabenlandes, eine Leuchte seiner Wissenschaft, tief schürfender Kritiker und wurzelechter Dichter in einer Person. Dann war er auch ein unbefangener Politiker und glühender Patriot, eine Persönlichkeit von straffster Sittlichkeit, ein Kraftmensch und eine Kämpfernatur. Daß ein solcher Mann viel Schönes und Wahres gesagt, manches kernige Wort geprägt hat, ist wohl selbstverständlich. Rudolf Krauß hat es nun unternommen, aus den poetischen und Prosa-Schriften Vischers die charakteristischsten Worte zusammenzutragen, und es ist ein Genuß, das Buch zu lesen, das ein Bild der ganzen hochgemuten Persönlichkeit Vischers wiedergibt.

Die Landkarte Europas gestern und morgen. Von Georg Engelbert Graf. 8°. 271 S. Berlin, P. Cassirer. Geh. M. 10.—.

Ein Wert, eigenartig und bedeutend in seinem Stoff und seiner Betrachtungsweise. Auf der Grundlage des historischen Materialismus entwirft Verfasser ein Bild der Entwicklung Europas bis auf unsere Zeit und der Kräfte, die dabei maßgebend gewesen sind; besonders wertvoll ist dabei die Anwendung wirtschaftsgeographischer Gesichtspunkte. Bemerkenswert ist auch seine Auseinandersetzung über die Friedensschlüsse des Imperialismus (Brest-Litowsk und Versailles), worin er besonders den letzteren einer vernichtenden Kritik unterzieht, die, da sie aus dem Munde eines Sozialdemokraten unabhängiger Richtung kommt, dem keinerlei nationalistische Gründe untergeschoben werden können, besondere Beachtung verdient. S.

Maria am Gestade. Roman von Herbert Selke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 20.—.

An einem von unheimlich bannendem Zauber umsponnenen See in den Wäldern Litauens beginnt dieser Roman. Hier knüpfen sich die Fäden seines Geschehens, von Anfang an auf geheimnisvolle Zusammenhänge und unentrinnbares Verderben hinführend. Wohin sich auch Wend Rehberg, der Held des Romans, wenden mag, im internationalen Badeleben am Lido Venedigs, an einsamer skandinavischer Küste, in seiner Heimatstadt Danzig und wieder an jenem See mit der verlassenen Kapelle „Maria am Gestade" — immer dichter zieht sich um ihn das Netz, in das er sich, teils durch eigene Widerstandslosigkeit, teils durch das Walten der Elementargeister, verstrickt sieht. Dieselben Gestalten, eine schöne Frau aus dem Geschlecht der Undinen, ein Mann von anscheinend hochstaplerhaftem, despotisch erpresserischem Wesen, eine halbverrückte und doch schlaue Alte, treten immer aufs neue unter seltsam wechselnder Hülle an ihn heran und zerstören seinen Frieden und seine Existenz, während eine edle, reine Frau in treuer Hingabe und selbstlosem Entsagen ihn vergeblich aus diesem Bann zu retten sucht. Mit raffinierter Kunst hat der Verfasser es verstanden, Bewegung und Gepräge des modernen Romans in das gespenstische Zwielicht des Naturmythus zu rücken, die elementaren Triebkräfte, die im Menschenherzen wie im Naturleben immer wieder durchbrechen, in Gestalten und Vorgängen zu verkörpern, die sich auf der schmalen Grenze zwischen Wirklichkeit und Märchen, zwischen Tag und Traum lockend und verwirrend bewegen. So blickt aus dem Roman etwas Sphinxhaftes, dämonisch Zwiefältiges den Leser an und fesselt ihn unwiderstehlich, von der „mondbeglänzten Zaubernacht", in die ihn der Anfang führt, bis zu dem tragisch versöhnenden Ausgang.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bernhardi, Friedrich v., General der Kavallerie z. D., Vom Kriege der Zukunft. Nach den Erfahrungen des Weltkrieges. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Geh. M. 15.—, geb. M. 19.—.

Boy-Ed, Ida, Charlotte von Kalb. Eine psychologische Studie. Mit 8 Abbildungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Chrousť, Prof. Dr. A., Die Oesterreichische Frage. Würzburg, Verlag von Kabitzsch & Mönnich. Brosch. M. 4.—.

Die Deutsche Schulreform. Ein Handbuch für die Reichsschulkonferenz. Herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht Berlin. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. Geh. M. 22.50, geb. M. 30.—.

Die Deutsche Stadt. Kommunale Monatshefte. Heft 1 und 2. Stuttgart. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Kommunalwesen.

Die Friedenslast. Die Probleme des Friedensvertrages in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von der Deutschen Liga für Völkerbund. 3. Heft. Die Bedrohung der Deutschen Wirtschaftshoheit durch den Frieden von Versailles. Von Dr. Eduard Rosenbaum. Berlin, Verlag Hans Engelmann.

Enthüllungen aus dem französischen Generalstab. Jacquot, Paul, Major im Generalstab der franz. VIII. Armee, General Gérard und die Pfalz. Herausgegeben von Dr. Ritter-Mannheim. Berlin W, Verlag von Julius Springer. M. 7.50.

Erdmann, sen., Karl, Gewerkschaften, Rätesystem und Demokratie. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 1.50 und 25% Teuerungszuschlag.

Frank-Charlottenburg, Paul, Wohlfahrtspflege im Volksstaat. Gedanken zur Umgestaltung des Fürsorgewesens. Berlin, Verlag von Franz Vahlen.

Freksa, Friedrich, Der Wanderer ins Nichts. Roman. München, Georg Müller Verlag.

Freytag-Loringhoven, Frhr. v., General der Inf. z. D., Dr. h. c. der Universität Berlin, Heerführung im Weltkriege. Vergleichende Studien. Erster Band mit 44 Skizzen im Text. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. M. 16.—.

Goldschmidt-Faber, Dr. jur. Hermann, Sterben und Werden des liberalen Bürgertums. Ein Bekenntnis. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. Geh. M. 6.—.

Golz, Bruno, Ludwig Richter. Der Mann und sein Werk. Mit 15 Abbildungen nach teils noch unbekannten Werken Richters. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. In Pappband M. 28.—.

Günther, Prof. Adolf, Rückkehr zur Weltwirtschaft. Die Organisation der Weltwirtschaft auf sozialer und kontinentaler Grundlage. München und Leipzig, Verlag Duncker & Humblot. Geh. M. 8.—.

Günther, Geheimrat Prof. Dr. Siegmund (München), Lehren der Revolution. Zur Frage Reform oder Revolution. München und Leipzig, Verlag Duncker & Humblot. Geh. M. 3.—.

Hamburger, Dr. Ernst, Zur Kohlen- und Rohstoffnot. Ihre Ursachen und ihre Ueberwindung. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 2.—.

Helfferich, Staatsminister Dr., Der wirtschaftliche Hintergrund des Weltkrieges. Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 18. Oktober 1919. Leipzig und Dresden, Verlag von B. G. Teubner. Geh. M. 1.20.

Heuß, Theodor, Kapp-Lüttwitz. Das Verbrechen gegen die Nation. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann. M. 2.50.

Hopman, Vizeadmiral a. D. Der Bolschewismus als Weltgefahr. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 1.25 und 25% Teuerungszuschlag.

Immanuel, Friedr., Oberst a. D., Der Weltkrieg 1914 bis 1919. Volkstümliche Darstellung des Krieges zu Lande, zur See, in den Schutzgebieten. Mit 5 Karten und 83 Zeichnungen usw. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Geh. M. 26.—, geb. M. 32.—.

Immanuel, Friedr., Oberst a. D., Deutschlands Wiederaufbau und bolschewistische Lockungen. Warnung an das deutsche Volk zu ernster Stunde. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 2.— und 25% Teuerungszuschlag.

Kluck, A. v., Generaloberst, Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht 1914. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Geh. M. 16.—, geb. M. 20.—.

Komaroff-Kurloff, General der Kavallerie, Das Ende des russischen Kaisertums. Persönliche Erinnerungen des Chefs der russischen Geheimpolizei. Berlin, Verlag August Scherl G. m. b. H. Brosch. M. 30.—, geb. M. 40.—.

Kritik des Weltkrieges. Das Erbe Moltkes und Schlieffens im großen Kriege. Von einem Generalstäbler. Leipzig, Verlag von K. F. Koehler. Geh. M. 20.—, in Halbleinenband M. 30.—.

Digitized by Google

Kuczynski, R., Schulden, Steuern und Valuta. Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann. M. 3.—.

Ludendorff, Erich, Meine Kriegserinnerungen. Volksausgabe. Berlin SW, E. S. Mittler & Sohn. Geb. M. 22.—.

Martin, Hermann, Rechtsanwalt in Leipzig, Die Schuld am Weltkriege. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. Geh. M. 29.—, geb. M. 36.— zuzüglich Teuerungszuschlag.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1921. XXIV. Jahrgang. Mit 12 ausführlich erläuterten Sternkarten sowie 353 Ansichten historisch und geographisch denkwürdiger Landschaften und Städte, Bildnissen, Darstellungen aus dem Gebiete der Natur-, Kultur- und Kunstgeschichte, der Altertums- und Völkerkunde, mit Gedenktagen, Sprüchen, Zitaten, astronomischen Notizen, Jahresübersicht, Register und einem Kalendarium auf der Rückseite. Als Abreißkalender eingerichtet. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. M. 24.—.

Monographien zum Völkerbund. Herausgegeben von der Deutschen Liga für Völkerbund. Heft 8: Reinold v. Thadden, Völkerrecht und Völkerbund. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Neumann, Maxim (München), Des Reichsnotopfers zweiter Teil. Wege zum Wiederaufbau. München und Leipzig, Verlag Duncker & Humblot. Geh. M. 2.—.

Nicolai, Friedrich, Reise durch Deutschland 1781. Regensburg—Passau—Linz—Wien. Leipzig-Wien, Leonhardt-Verlag. Geb. M. 16.50.

Plehn, Dr. Hans, Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung. München und Berlin, Verlag von R. Oldenbourg. Geh. M. 28.—, geb. M. 32.—.

Pribram, Dr. Alfred Francis, Die politischen Geheimverträge Oesterreich-Ungarns 1879—1914. Nach den Akten des Wiener Staatsarchivs. Wien, Wilhelm Braumüller. 1. Band. M. 14.—.

Sammlung von Quellen zum Studium des Bolschewismus. 5. Heft. Das Justizwesen der Sowjetrepublik. (Gesetze und Verordnungen.) Herausgegeben vom Generalsekretariat zum Studium des Bolschewismus. Berlin W 35, [illegible] ag der Kulturliga G. m. b. H. M. 2.— und 25% Teuerungszuschlag.

Schulpolitik und Volksbildung. Schriftenreihe des Preußischen Lehrervereins. Heft 1: Kutzner, Dr. Oskar, Die Pädagogische Fakultät. Ein Beitrag zur Reform der Lehrerbildung. M. 2.60. Heft 2: Karstädt, Dr. O., Aufbauschule und Deutsche Oberschule. M. 5.—. Heft 3: Tews, J., Ein einheitlicher Lehrerstand, Die Voraussetzung und Grundlage der Einheitsschule. M. 2.40. Heft 4: Harms-Plön, H., Die Volkshochschule im Lichte allgemeiner Bildungs- und Menschheitsfragen. Ein Beitrag zu einer naturgemäßen Gestaltung der Volkshochschulen. M. 6.—. Osterwieck-Harz, Verlag von A. W. Zickfeldt.

Schwarte, M., Generalleutnant z. D., Die Militärischen Lehren des Großen Krieges. Berlin SW 68, E. S. Mittler & Sohn. Geb. M. 34.—, geb. M. 40.—.

Soffel, Karl, Lebensbilder aus der Tierwelt Europas: Von Affen, Fledermäusen, Insektenfressern, Raubtieren, dem Walroß und den Robben. 23 Tiergeschichten. Mit 127 photographischen Abbildungen freilebender Tiere. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. In Pappband M. 28.—, in Leinenband M. 33.—.

Thiessen, Johannes, Eine neue wissenschaftliche Entdeckung zur Lösung des Rätsels der Schwere nebst einer Erklärung über das Wesen der Elektrizität und der chemischen Anziehung. Düsseldorf, Selbstverlag von Johannes Thiessen. M. 6.—.

Turba, Franz, Das Nationalitätenproblem und der Völkerbund. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Wagenführ, Prof. Dr. Robert, Neues will werden! Kritisch-politische Gedanken über Ursachen, Verlauf und Folgen des Weltkrieges und der revolutionären Bewegung in Deutschland. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

In neuer Auflage liegt vor:

Ullsteins Weltgeschichte

In Verbindung mit achtundzwanzig der ersten Deutschen Hochschullehrer

herausgegeben von

Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung

Sechs Bände

in Ganzleinen gebunden 1500 Mark
in Halbleder gebunden 1800 Mark

*

Ein ausführlicher Prospekt steht kostenlos zur Verfügung

Ullstein & Co.
Berlin SW 68

Digitized by Google

KLINKHARDT & BIERMANN, VERLAG, LEIPZIG

Deutsche Graphiker der Gegenwart. Von Kurt Pfister. 4°. 44 Seiten mit 23 Künstler-Originalbeiträgen und 8 Reproduktionen. In Halbleinenband 160 M., numerierte Vorzugsausgabe mit 1 sign. Original-Radierung in Halbleder 500 M.

An Hand einer großen Zahl von eigens für das Werk geschaffenen Originalblättern der Künstler gibt Pfister einen Querschnitt durch das graphische Schaffen der Gegenwart. Freunde graphischer Kunst haben hier Gelegenheit, eine Sammlung von auserlesenen Blättern prominenter Künstlerpersönlichkeiten zu sehr niedrigem Preise zu erwerben.

Rembrandt. Von Richard Graul (Meister der Graphik Bd. VIII). XVI u. 85 S. mit 292 Abbild. auf 129 Tafeln in Lichtdruck. Geh. 80 M., geb. 100 M.

Nach mühevollen Vorbereitungen ist nunmehr dieser Band, der das gesamte Radierungswerk Rembrandts umfaßt, fertig geworden. Ein weiterer Band mit den Handzeichnungen wird folgen. Die Güte der Reproduktionen erlaubt, die Blätter fast wie Originale zu genießen. Es gibt kein annähernd so preiswertes Werk in gleicher Vollständigkeit und technischer Vollendung.

Jahrbuch der jungen Kunst 1920. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Biermann. XVI u. 348 Seiten mit 8 Originalgraphiken, 1 Faksimile und 285 Abbildungen. In Pappband 80 M., in Halbleder mit Original-Radierung 300 M.

Das Jahrbuch will, aufgebaut auf unserem „Cicerone", einen Überblick über das Schaffen der Kunst unserer Zeit geben. Die überreiche Illustrierung in Verbindung mit den ausgezeichneten Aufsätzen und den interessanten graphischen Blättern ermöglicht es jedem Kunstfreund, sich selbst ein Urteil über Wert und Unwert der viel umstrittenen modernen Kunst zu bilden. Der starke Band ist ungewöhnlich billig für unsere Zeit.

Führer zur Kunst unsrer Zeit. Viele Menschen suchen nach einem Ariadnefaden in dem Irrgarten, als der ihnen die moderne Kunst erscheint. Dazu scheinen uns die nachstehenden Bändchen berufen, die nicht mit verwirrendem Phrasengeklingel, sondern in kühler Sachlichkeit sich mit deren Problemen befassen und sie dem Suchenden nahebringen.

Impressionismus und Expressionismus. Eine Einführung in das Wesen der neuen Kunst. Von Prof. Dr. F. Landsberger. 4. Aufl. 19.—25. Tauf. 48 S. mit 24 Abbildungs-Tafeln. In Pappbd. 8 M.

Die Methode des Expressionismus. Studien zu seiner Psychologie. Von Dr. G. Marzynski. 56 Seiten mit 24 Abbildungs-Tafeln. In Pappband 10 M.

Der Kubismus. Ein künstlerisches Formproblem unserer Zeit. Von Dr. P. E. Küppers, 64 S. mit 40 Abbildungs-Tafeln. In Pappband 12 M.

Junge Kunst. Der überraschende Erfolg dieser Sammlung, deren erster Serie, die wir 1919 herausbrachten, heute eine zweite folgt, beweist am besten, wie sehr diese Monographien lebender Künstler dem Bedürfnis unserer Zeit entgegenkommen. Die neue Serie beschäftigt sich mit einer Reihe besonders interessanter Künstler. Jeder Band enthält 16 Seiten Text mit einer Selbstbiographie des Künstlers, 1 farbige Tafel oder Gravüre und 32 Abbildungen.

Erste Serie:

1. Max Pechstein von G. Biermann. 2. Aufl.
2. Paula Modersohn v. C. E. Uphoff. 2. Aufl.
3. Bernhard Hoetger von C. E. Uphoff
4. Ludwig Meidner von L. Brieger
5. Cesar Klein von Th. Däubler
6. Franz Heckendorf von J. Kirchner
7. Rudolf Großmann von W. Hausenstein
8. Hugo Krayn von K. Schwarz

Zweite Serie:

9. Willy Jaeckel von E. Cohn-Wiener
10. Edwin Scharff von K. Pfister
11. M. de Vlaminck von D. Henry
12. Wilhelm Morgner von W. Frieg
13. Paul Klee von H. v. Webderkop
14. Joseph Eberz von L. Zahn
15. André Derain von D. Henry
16. Schmidt-Rottluff von W. Valentiner

Jeder Band in Pappband 6 M.

Digitized by Google

Ferd. Dümmlers Verlag · Berlin SW 68

Schützenstrasse 29/30 — Gegr. 1808 — Postscheck Berlin 145

In zwei Welten

Lebenserinnerungen von Prof. Ernst M. Roloff. Kart. *M* 22.—; geb. *M* 28.—. Ungewöhnlich anziehendes Bekenntnisbuch des Herausgebers des „Lexikons der Pädagogik".

Reifendes Leben

Ein Buch der Selbstzucht für die Jugend von St. von Dunin Borkowski S. J. 2. Aufl. (5. bis 9. Tausend.) Kart. *M* 12.—; geb. *M* 16.—. „Ein herrliches Buch hat unsere Jugend erhalten. Es überragt alle ähnlichen, die es schon gibt." (Quickborn.)

Führende Jugend

Aufgaben und Gestalten junger Führer von St. v. Dunin Borkowski S. J. Kart. *M* 14.—, geb. *M* 18.—. „Es ist das Führerbuch, wie bisher noch keines auf dem deutschen Büchermarkt erschienen ist." (Leuchtturm.)

Aufwärts aus eigener Kraft

Ratschläge und Lebensziele. Von Dr. Paul v. Sizycki. 5. Auflage. Kart. *M* 16.—; geb. *M* 20.— „Ein Buch, das gerade heute der Jugend in die Hand gegeben werden sollte." (Volksbildung.)

Deutschlands Wiedergeburt

Von Med.-Rat Dr. J. Graßl. *M* 16.—, geb. *M* 20.—. „Graßl ist ein Originaldenker, und sein Werk ragt weit hinaus über die Fülle von Bucherscheinungen ähnlicher Art." (Mag. f. Pädag.)

Verträumte Städte

Deutsche Kleinstadtbilder von Fritz Mielert. Mit 32 Zeichnungen von Willy Neuhaus. Kart. etwa *M* 20.—. Die anziehendsten unter den Kleinstädten Deutschlands bringt der Verfasser unserm Herzen in köstlicher Weise nahe.

Freiheit

Von Dr. A. Nachtigal. Kart. *M* 10. Inhalt: Freiheit, die ich meine — Der Zwiespalt - „Zerbrich d. Fessel" - Polarität - Erdenschwere - Gleichgewicht - Ideal u. Wirklichkeit - Stirb u. werde - Das Gefühl der Schwäche - Das dunkle Reich - Genesung - Die Quelle der Kraft.

Leben und Weben

der Sprache von Dr. G. Wasserzieher. 3. Aufl. Kart. *M* 17.—; geb. *M* 20.—. „Keine Spur von trockener Stubengelehrsamkeit oder von aufdringlicher Schulmeisterei. Gehört mit zu den aufbauenden Werken für unser Volk." (Bücherwelt.)

Littrows Atlas

des gestirnten Himmels f. Freunde der Astronomie. Taschenausgabe. 2. Auflage. Geb. *M* 11.—. „Durch den Neudruck wird einem fühlbaren Mangel abgeholfen. Die Plaßmannsche Einleitung gibt eine klare Anleitung z. Benutzung des Buches." (Prometheus.)

DR. BENNO FILSER / VERLAG / STUTTGART-I

JULIUS BAUM

Gotische Bildwerke Schwabens

Mit 128 ganzseitigen Abbildungen

Die gotische Bildnerkunst ist dem Menschen von heute Spiegel seiner tiefsten Sehnsucht. Hier findet er Abwendung von der Welt, Geistigkeit und Inbrunst. / Noch hat man kaum begonnen, die Schätze zu heben, die uns eine Anschauung des inneren Lebens der Gotik vermitteln. Jede Grabung fördert Goldadern. Wenige Forscher sind in das fremde Land der mittelalterlichen Kunst so tief eingedrungen wie Julius Baum. Das Buch, das er hier vorlegt, enthält die letzten Ergebnisse jahrelanger Forschungen. Aus der Fülle eines Stoffes, den er wie kein zweiter beherrscht, bringt er eine Auswahl des Wertvollsten: 128 klare und große Abbildungen schwäbischer Bildwerke aus den ersten beiden Jahrhunderten der Gotik, der Zeit zwischen 1250 und 1450, zu einem großen Teile Neuaufnahmen unbekannter Kunstwerke, und zwar, was vor allem wichtig ist, nicht nur Gesamtansichten, sondern auch eine Fülle herrlicher Einzelheiten. In diesem Werke erschließt sich, wie in keiner früheren Veröffentlichung, auch dem kunstfremden Laien unmittelbar die ausdrucksvolle Schönheit gotischen Kunstschaffens. / Die Einleitung erläutert zunächst, auf Grund ikonographischer Vergleichung, ausführlich die Entwicklung des Formgefühls im 14. Jahrhundert, sucht in der Form den Geist zu fassen, der sie schuf, und gibt sodann eine Kennzeichnung der Eigenart schwäbischer Kunst. Ein genaues Register erteilt Aufschluß über sämtliche schwäbischen Bildwerke der behandelten Epoche. So erfährt durch die Arbeit Baums zunächst die Kunstwissenschaft eine erhebliche Bereicherung. Darüber hinaus aber sucht das Werk auf alle kunstempfänglichen und religiös gesinnten Menschen zu wirken, als ein warmes Bekenntnis zu dem glaubensstarken Idealismus des Mittelalters. :: ::

Das Buch kostet gebunden Mk. 85.—, in Vorzugsausgabe (100 Exempl.), Abbildungen auf einseitig bedruckten Tafeln mit gesondert beigelegtem Text Mk. 130.-

Weitere fünf Bildproben aus dem humoristisch-satirischen Werk

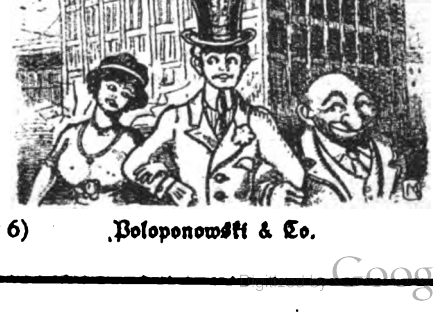
„Fränzchen" von Nulli Nulli

(Siehe Anzeigen im Oktober- und November-Heft der „Deutschen Revue")

3) Reigen der Elfen

4) Leibgarde der Wichtelkönigin

5) Annäherung



6) Poloponowski & Co.

Digitized by Google

7) Wir kleinen Götter ...

Schönstes Geschenk von bleibendem Wert

Etwas für jedermann, ob alt oder jung, ob Anhänger dieses oder jenes Bekenntnisses.

Glänzendste Anerkennungen.

Lettstern: Frohsinn (nicht Leichtsinn), sinnige Belehrung, Humor und nicht verletzende Satire, Liebe zum Schönen und Edlen, Liebe zur Heimat.

Trotz der hohen Herstellungskosten beträgt der Preis nur:
je Band fein gebunden Mk. 21.50 || je Band fein geheftet Mk. 18.–
beide Bände: fein gebunden Mk. 40.–, fein geheftet Mk. 34.–
bei portofreier Zusendung, Nachnahmegebühr besonders.

Zweite hohe Auflage. – – – Sofortige Bestellung ist zu empfehlen, da eine Neuauflage vor Weihnachten kaum möglich sein wird.

Die Bilder 1 bis 5 (siehe auch vorige Nummer der „Deutschen Revue") werden auch in Mehrfarbendruck als überaus wirkungsvoller Wandschmuck geliefert. Größe bei Nr. 3: 47×36 cm, Größe bei Nr. 1, 2, 4, 5: 42×32 cm. Preis je Bild ungerahmt Mk. 22.–, alle fünf nur Mk. 98.– portofrei, Nachnahmegebühr besonders.

Das Lied zu Bild 3 ist in Musik gesetzt. Preis für Klavier und Singstimme Mk. 7.–, Geige Mk. 2.–, Salonorchester Mk. 10.

Mulli-Verlag, Fritz Görres, Essen

Postscheckkonto 77587, Amt Köln. Eleonorenstraße 37.

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNG

aus dem Verlag von GUSTAV FISCHER in Jena

Soeben erschien:

Mazedonien

Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers im Gefolge des deutschen Heeres

Von

Dr. Franz Doflein

o. ö. Professor der Zoologie an der Universität Breslau

Mit 270 Abbildungen im Text und 4 farbigen und 12 schwarzen Tafeln

640 S. 8°. Preis: Mk 105.—, geb. Mk 120.—

Das Buch enthält Erlebnisse und Forschungen eines Zoologen, welcher während des Weltkrieges im Gefolge des deutschen Heeres in Mazedonien arbeitete. Es bringt Beiträge zur Erforschung des vor dem Kriege wissenschaftlich fast unbekannten Landes.

In dem Buch wird eine Schilderung der Landschaft in den verschiedenen Gegenden Mazedoniens gegeben. Expeditionen und die Alpen Mazedoniens werden beschrieben; besondere Kapitel bringen Untersuchungen über die Seen, aus den Darstellungen ergeben sich Schlüsse auf die Kräfte, welche die Oberflächengestaltung des Landes bedingen. Es schließen sich Schilderungen der Gewohnheiten der vielen Völker an, welche das Land bewohnen, ihrer Wohnstätten, ihrer Trachten und Sitten. Die malerischen Städte und Dörfer des Landes, der Ackerbau und seine Bedingungen, Handel und Wandel und Gewerbe finden ihre Darstellung.

In besonderen Kapiteln wird die eigenartige Tier- und Pflanzenwelt des Landes geschildert. Das Buch gibt **ein Gesamtbild des Landes,** seines Aufbaus, seiner Natur, seiner Siedlungen und Bevölkerung.

Die Kriegsereignisse spielen in dem Buch nur insofern eine Rolle, als von den Leistungen unserer Truppen bei der Überwindung der Schwierigkeiten, welche die Natur des Landes mit sich brachte, die Rede ist.

Hervorragendes Geschenkwerk

W. Witte

Fabrikation Nordischer Blockhäuser

Osterwieck, Harz.

Älteste Spezialfabrik Deutschlands.

Erstklassige Referenzen. Musterbücher bereitwilligst.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Unlängst wurde ausgegeben:

Auguste Supper

Der Weg nach Dingsda

Erzählungen. Gebunden M 16.–

„Jede der neun Geschichten hat irgend etwas Bedeutsames und Bemerkenswertes zu sagen, und jede führt irgendwie vom Zufälligen und Alltäglichen zum Geistigen und Ewigen. Denn immer versteht es die Dichterin, Fensterläden aufzustoßen, daß in die Welt der Dämmerungen und der Düsternisse schimmernde Lichtstrahlen hereinfallen. In diesen Geschichten ist überall das Erzählerische mit dem Lehrhaften, die Umweltschilderung mit dem Sinnbildlichen, Laune und Humor mit dem ernsten Kern aufs beste verschmolzen und ausgeglichen. Das gibt diesen Erzählungen ihren eigenen Reiz, ebenso wie es ihnen besonders zugute kommt, daß die Lebensweisheit von Auguste Supper sich jederzeit von dogmatischer Engherzigkeit und Beschränktheit freihält. Besinnlichen, nachdenksamen Lesern wird auch dieses neue Suppersche Buch wieder eine willkommene Gabe sein." *(Dr. Theodor Klaiber im Stuttgart. Neuen Tagblatt.)*

Von Auguste Supper sind ferner in unserem Verlag erschienen:

Der Herrensohn

Roman. 20.–22. Auflage. Gebunden M 18.–

„Ein Werk, das frisch und gewaltig wirkt. Der Roman ist wie keiner der Roman des altwürttembergischen Hügellandes und als solcher ein Wurf, der bis jetzt ohne Beispiel ist. Ich will den großen Romanschriftstellern wie Stratz und Genossen nicht wehtun, aber es wäre doch schön, wenn auch einmal ein Buch wie „Der Herrensohn" die hundertste Auflage erreichte. Das wäre dann endlich tatsächlich einmal ein deutsches Wunder, das auch Blinde mit Händen greifen müßten." *(Wilh. Schussen im Schwabenspiegel.)*

Lehrzeit. Ein Stück aus meinem Leben. 8. u. 9. Auflage. Gebunden M 17.–

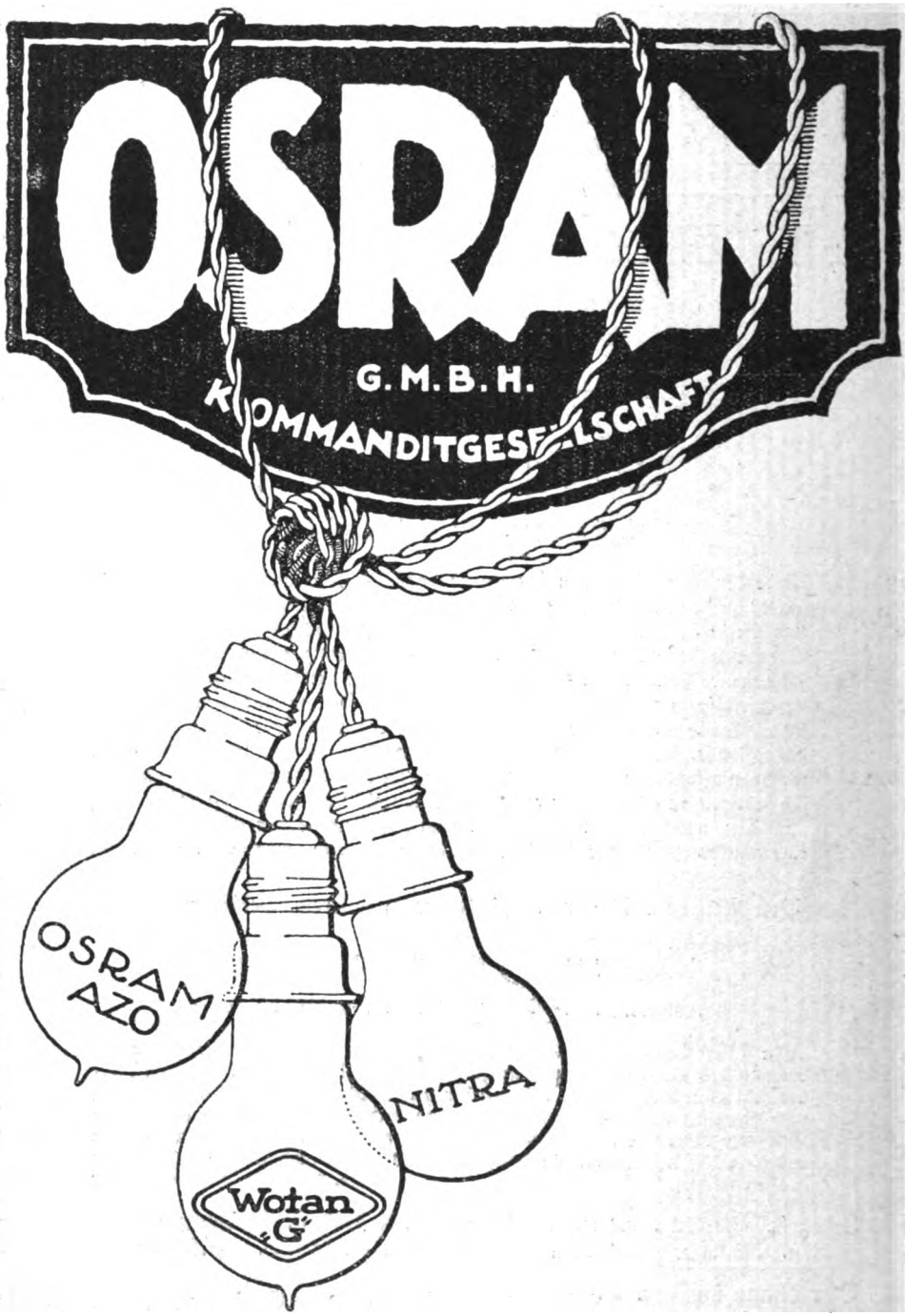
Der Mann im Zug. Erzählungen. 5. u. 6. Auflage. Gebunden M 17.–

Das Glockenspiel. Gedichte. Geb. M 9.–

Holunderduft. Erzählungen. 7.–9. Tausend. Gebunden M 18.–

Ausgewählte Erzählungen. Mit einer Einführung von Fr. Donat. 21.–25. Tausend. In Pappband M 6.–

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN



Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Fünfundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Oktober 1920

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Roux (Halle a. S.): Über Professor Steinachs künstliche Verjüngung 1
Erinnerungen von Ernst Freiherrn v. Plener (Schluß) 4
Dr. Max v. Szczepanski, Oberstleutnant a. D.: Hans Delbrück und Karl v. Clausewitz 14
Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil. Herausgegeben von Professor H. Ulmann (Fortsetzung) ... 21
Albert Freiherr v. Margutti, Feldmarschalleutnant a. D.: Die Kaiser Franz Joseph I. und Wilhelm II. Persönliche Erinnerungen 34
G. Klehmet: Zum Novembersturm von 1908 42
Dr. Alfred Hillebrandt, Deutsch-Lissa bei Breslau: Indiens Lehren für „Kulturpolitiker" 50
Freiherr v. Griesinger, Gesandter z. D.: Die kritischen Tage in Serbien. Erinnerungen 60
Dr. Buttersack, Generaloberarzt: Menschen, Völker, Welten. Versuch einer Erweiterung des biologischen Denkens 75
E. K.: Das Schlagwort vom Staatsbankrott 90
Literarische Berichte 92
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1920

Preis des Jahrgangs 48 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19: 47 Millionen Mark.
Zweckmäßigste Kapitalanlage.

Bei Nervosität, Schlaflosigkeit, Magen-, nerv. Herz-, und anderen Beschwerden verordnet der Arzt
ein Trinkkur mit Lithionwasser von
Dr. A. Erlenmeyer
Dieses hat den Charakter und den Wert eines natürlichen alkalisch-muriatischen kohlensauren Mineralwassers. Literatur kostenlos. Gebrauchsanweisung auf jeder Flasche. In den Apotheken und Handlungen nat. Mineralwässer, sonst durch Dr. Carbach & Cie., Coblenz 2 a. Rh., in Kisten zu 10 oder 30 Flaschen.

Der Schwäbische Bund
Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland
Unter Mitarbeit der namhaftesten Dichter, Künstler und Gelehrten.
Inhalt:
Volkstümlich und in edlem Sinne unterhaltsam. Möglichste Vielseitigkeit: Dichtung, Musik, die bildenden Künste, Kunstgewerbe, Geschichte, Philosophie, religiöse Bewegung, Heimatforschung, Volkswirtschaft, Naturkunde, Technik werden mit gleicher Sorgfalt berücksichtigt.
Jedes Heft über 100 Seiten mit zahlreichen Tafeln und Textbildern.
Bezugspreis vierteljährlich M. 12.50; Einzelhefte M. 4.30.
Der neue Jahrgang beginnt im Oktober.
Ausführliche Ankündigungen und Probehefte versendet
Verlag „Der Schwäbische Bund"
(Strecker & Schröder) G. m. b. H. Stuttgart

Digitized by Google

Gute neue Bücher

von und über: **Hermann Kurz — Friedrich Theodor Vischer — Eduard Mörike — Gottfried Keller**

Mörike-Gedichte. Mit neun Scherenschnitten von Maria Jutz. Auf holzfreiem Papier in künstlerischem Pappband M. 16.—

Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Mit 34 Faksimileseiten. Herausgegeben von Walther Eggert Windegg. 5. und 6. Tausend. Gebunden M. 6.—

Eduard Mörike, Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen. Des Dichters Wispeliaden mit Abbildungen von Handschriften und Zeichnungen. Herausgegeben von Walther Eggert Windegg. In künstlerischem Einband M. 14.—

Eduard Mörike. Von Walther Eggert Windegg. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Gebunden M. 6.—

Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Dr. H. Kindermann. Mit Bildbeigaben und Brief-Faksimiles. Feiner Halbpergamentband M. 16.—

Hermann Kurz, Lisardo. Roman. Feiner Halbleinenband M. 7.—

Gottfried Keller und die Schwaben. Von Dr. Theodor Klaiber. Leicht kartoniert M. 3.50.

Friedrich Theodor Vischer. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und eine Auswahl aus seinen Werken von Dr. Theodor Klaiber. Mit 6 Tafeln. Auf holzfreiem Papier. Geh. M. 14.—, Halbpergamentband M. 18.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom

Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Soeben erschien:

CARL LUDWIG SCHLEICH

Bewußtsein und Unsterblichkeit

Vorträge, gehalten an der Lessing-Hochschule zu Berlin

Der Verfasser hat mit seinen oft so völlig neuartigen Anschauungen über das Wesen des Bewußtseins, des Ichs, der Seele usw. über die Kreise der Wissenschaft hinaus die allgemeine Bildung unserer Tage um neue Einsichten und Werte bereichert. Alles Wesentliche seiner wissenschaftlichen Forschungsresultate und philosophischen Erkenntnisse ist in diesem Bande zusammengefaßt.

Mit 31 graphischen Darstellungen. Gebunden M 12.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Geschäftliche Mitteilung

Kaplan X in **Essen** schreibt über **„Fränzchen"** von **Mulli Mulli:** Endlich etwas Neues — endlich ein Buch, das seine Daseinsberechtigung aus seinem Inhalte heraus beweist. Nicht schemenhafte oder unglaubwürdige Personen sind hier gezeichnet — wie man sie leider allzuoft in der heutigen seichten Romanliteratur antrifft —, sondern lebenswarme Menschen sprechen zu uns, sprechen zu uns in einer wohlvertrauten, kernigen Sprache, die sowohl der Ältere als auch der Jüngere gern hört. Vor allem eins: man merkt und fühlt es genau, daß uns Selbsterlebtes hier geboten wird. Der Boden der Wirklichkeit wird nicht verlassen. Die Ideen sind rein und klar. Nichts Überspanntes. Der Verfasser hat sich liebevoll auch mit dem Gefühlsleben der heranwachsenden Jugend befaßt. Weiter so. Solche Bücher sollten mehr geschrieben werden, dann würden die Schmutzbücher bald von der Bildfläche verschwinden. Das Buch sagt vor allen Dingen der Jugend und denen, die der Jugend etwas zu geben haben, viel Gutes.

Digitized by Google

Dresden – Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**
Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Soeben erschien:

Kurd von Schlözer: Jugendbriefe

Herausgegeben von L. von Schlözer — 1841–1856 — Gebunden in Halbleinen mit Goldaufdruck M 25.–

Der neue Band Briefe aus Schlözers Feder gewährt uns Einblick in den Familien- und Freundeskreis, in dem der feine, hochbegabte Mann wurzelte. Schon in den Briefen des Jünglings finden wir die Eigenschaften, die das Lesen der Römischen und Mexikanischen Briefe so genußreich machen: die Sicherheit des Blicks und Freiheit des Urteils, die lächelnde Skepsis gegenüber allem, was sich selbst zu wichtig nimmt, und den geschichtlichen Sinn. Es sind bedeutsame Zeiten, vielfach wechselnde, bald idyllische, bald glänzende Orte, die uns in den Briefen wieder lebendig werden, gesehen durch ein Temperament, das auf die Außenwelt in seiner eigenen Weise reagiert und die Eindrücke äußerst lebensvoll gestaltet.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

W. Witte

Fabrikation Nordischer Blockhäuser
Osterwieck, Harz.
Älteste Spezialfabrik Deutschlands.
Erstklassige Referenzen. Musterbücher bereitwilligst.

Gummiwaren-Versandhaus OTTO HEIMSOTH in Braunschweig 37
sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

Mein Bruder Benjamin
Roman von Rudolf Presber
31.–40. Tausend. Gebunden M 21.–
:—: *Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart* :—:

Prospekt über
WISSENSCHAFTLICHE CHARAKTERFORSCHUNG
frei (gegen Rückporto) durch das GRAPHOLOGISCHE INSTITUT **H. GERSTNER**
Freiburg i. B., Zasiusstr. 87

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.
BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO
Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Google

Fünfundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

November 1920

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Professor Dr. R. F. Kaindl (Graz): Bismarck und der Anschluß Österreichs an Deutschland 97

Fried. Noack: Von König Humbert zu Viktor Emanuel III. Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers 100

Friedrich v. Duhn: Die Sixtinische Madonna 113

Gustav Mayer: Briefe von Friedrich Engels an Mutter und Geschwister 126

Dr. Jettel-Ettenach (Wien): Das Donaurecht und seine geschichtliche Entwicklung 139

Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil. Herausgegeben von Professor H. Ulmann (Fortsetzung) 145

Dr. Heinrich Kanner (Wien): Das Problem des sozialistischen Weltboykotts 155

Albert Freiherr v. Margutti, Feldmarschalleutnant a. D.: Die Kaiser Franz Joseph I. und Wilhelm II. Persönliche Erinnerungen (Schluß) 157

Professor Dr. Polis, Direktor des Meteorologischen Observatoriums Aachen: Der Wind und seine Bedeutung für das wirtschaftliche Leben. Mit 6 Abbildungen 168

Literarische Berichte 182

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 190

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1920

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19: 47 Millionen Mark.
Zweckmäßigste Kapitalanlage.

Bei Nervosität, Schlaflosigkeit, nerv. Herz-, Magen- und anderen Beschwerden verordnet der Arzt
eine Trinkkur mit Lithionwasser von Dr. A. Erlenmeyer

Dieses hat den Charakter und den Wert eines **natürlichen** alkalisch-muriatischen **kohlensauren Mineralwassers.** Literatur kostenlos. Gebrauchsanweisung auf jeder Flasche. In den Apotheken und Handlungen nat. Mineralwässer, sonst durch **Dr. Carbach & Cie., Coblenz 2 a. Rh.,** in Kisten zu 10 oder 30 Flaschen.

Gediegene Geschenkwerke für Weihnachten
aus dem Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart

Mörike-Gedichte. Mit neun Scherenschnitten von Maria Jutz. Auf holzfreiem Papier in künstlerischem Pappband M. 16.–

Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Mit 34 Faksimileseiten. Herausgegeben von Walther Eggert Windegg. 5. und 6. Tausend. Gebunden M. 6.–

Eduard Mörike, Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen. Des Dichters Wispeliaden mit Abbildungen von Handschriften und Zeichnungen. Herausgegeben von Walther Eggert Windegg. In künstlerischem Einband M. 14.–

Eduard Mörike. Von Walther Eggert Windegg. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Gebunden M. 6.–

Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Dr. H. Kindermann. Mit Bildbeigaben und Brief-Faksimiles. Feiner Halbpergamentband M. 16.–

Hermann Kurz, Lisardo. Roman. Feiner Halbleinenband M. 7.–

Gottfried Keller und die Schwaben. Von Dr. Theodor Klaiber. Leicht kartoniert M. 3.50.

Friedrich Theodor Vischer. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und eine Auswahl aus seinen Werken von Dr. Theodor Klaiber. Mit 6 Tafeln. Auf holzfreiem Papier. Geh. M. 14.–, Halbpergamentband M. 18.–

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder auch direkt vom Verlag

Der Schwäbische Bund

Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland

Unter Mitwirkung der namhaftesten Dichter, Künstler und Gelehrten.

Novellen und Romane

erschienen bisher oder liegen vor von

Rudolf Hans Bartsch, Walther Burk, Hans Heinrich Ehrler, Wilhelm Fischer (Graz), Hermann Hesse, Isolde Kurz, Heinrich Lilienfein, Dr. Owlglaß, Jakob Schaffner, Anna Schieber, Wilhelm Schussen, Auguste Supper usw.

Inhalt: Volkstümlich und in edlem Sinne unterhaltsam. Möglichste Vielseitigkeit: Dichtung, Musik, die bildenden Künste, Kunstgewerbe, Geschichte, Philosophie, religiöse Bewegung, Heimatforschung, Volkswirtschaft, Naturkunde, Technik werden mit gleicher Sorgfalt berücksichtigt.

Der neue, zweite Jahrgang hat soeben begonnen.

Jedes Heft über 80 Seiten mit zahlreichen Tafeln und Textbildern.
Bezugspreis vierteljährlich M. 12.50; Einzelhefte je M. 4.30.

Ausführliche Ankündigungen und Probehefte versendet

Verlag „Der Schwäbische Bund" (Strecker & Schröder) G. m. b. H., Stuttgart

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Soeben erschien:

Isolde Kurz: Legenden

Diese Legenden, die an Gottfried Kellers „Sieben Legenden" anklingen, bedeuten mehr als ein Weiterspinnen des goldenen Fadens, den der Schweizer Meister aus altem Golde neu geschlagen; dafür bürgt schon die starke Eigenart der Dichterin. Ihre Legenden tragen mehr novellistischen Charakter, man möchte sie Novellen auf Goldgrund nennen; Unschuld, Schönheit und Güte sehen wir von menschlicher Selbstsucht und Blindheit bedrängt und verfolgt, aber Erlösung und Verklärung warten ihrer. Die ewig brennenden Fragen nach Ursprung und Sinn des Leidens und der Ungerechtigkeit in der Welt, die Versöhnung des Christentums mit der Antike — werden in wundervoll farbigen, lebensfrischen und herzenswarmen Bildern in anmutigem, ernstem Ton mit dem leisen Lächeln der echten Weisheit vorgetragen.

Preis gebunden M 20.—

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

Geschäftliche Mitteilungen

Diesem Hefte liegt ein Werbeprospekt der bekannten Monatsschrift „**Die Kunst**" (Verlag **F. Bruckmann A.-G., München**) bei. Sie ist die führende Kunstzeitschrift, ausgezeichnet besonders durch Reichtum des Inhalts in Bild und Text und sei den Lesern der Deutschen Revue hiermit besonders empfohlen.

Ferner ist diesem Heft ein Prospekt von **Walter Hädecke Verlag** in **Stuttgart** über wertvolle Geschenkbücher für Weihnachten beigegeben, der gefl. Beachtung hiermit empfohlen wird.

Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**
Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Soeben erschien:

Die Grundlagen des Geldwerts

Von

RUDOLF KAULLA

Kartoniert M 12.–

Die vorliegende Arbeit wendet sich ebensowohl an Geldtheoretiker wie an Finanzpolitiker und Praktiker des Geld- und Bankwesens. Die Schlußfolgerungen, zu denen der Verfasser im Verlaufe seiner überaus klaren und allgemeinverständlichen Darlegungen kommt, weichen in zahlreichen praktischen Fragen, wie der Beurteilung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs, der Inflation und anderen, so stark von der hergebrachten Auffassung ab, daß die Schrift schon darum des größten Interesses aller Fachleute sicher sein darf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

W. Witte

Fabrikation Nordischer Blockhäuser

Osterwieck, Harz.

Älteste Spezialfabrik Deutschlands.

Erstklassige Referenzen. Musterbücher bereitwilligst.

Gummiwaren-Versandhaus OTTO HEIMSOTH in Braunschweig 37

sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

Im Schatten der Titanen

Von LILY BRAUN

100. Auflage. Gebunden M 20.–

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Prospekt über

WISSENSCHAFTLICHE CHARAKTERFORSCHUNG

frei (gegen Rückporto) durch das GRAPHOLOGISCHE INSTITUT **H. GERSTNER**

Freiburg I. B., Zasiusstr. 87

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

2 A

Fünfundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Dezember 1920

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

C. v. Weizsäcker: Zur elsaß-lothringischen Frage im Weltkrieg 193
Professor Dr. Ch. Bäumler, Wirkl. Geh. Rat: Der Achtstundenarbeitstag. Vom wissenschaftlich-ärztlichen Standpunkt aus betrachtet 202
Gustav Mayer: Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister (Schluß) 218
Fried. Noack: Von König Humbert zu Viktor Emanuel III. Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers (Schluß) 230
Alexander Baumann, Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart: Der Luftverkehr 240
Aus den Denkwürdigkeiten des hessischen Ministers Freiherrn du Bos du Thil. Herausgegeben von Professor H. Ulmann (Schluß) 265
Dr. Fritz Endres: Deutsche Geschichte in deutschen Geschichten 274
E. K.: Die neueste Entwicklungstendenz in der deutschen Industrie 277
Literarische Berichte 280
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 287

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1920

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19:
47 Millionen Mark.
Zweckmäßigste Kapitalanlage.

Bei Nervosität, Schlaflosigkeit, nerv. Herz-, Magen- und anderen Beschwerden verordnet der Arzt
eine Trinkkur mit Lithionwasser von
Dr. A. Erlenmeyer
Dieses hat den Charakter und den Wert eines natürlichen alkalisch-muriatischen kohlensauren Mineralwassers. Literatur kostenlos. Gebrauchsanweisung auf jeder Flasche. In den Apotheken und Handlungen nat. Mineralwässer, sonst durch Dr. Carbach & Cie., Coblenz 2 a. Rh., in Kisten zu 10 oder 30 Flaschen.

Gummiwaren-Versandhaus OTTO HEIMSOTH In Braunschweig 37
sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

Von Leutchen, die ich liebgewann.
Ein Skizzenbuch von Rud. Presber
50. Auflage. Mit 16 Zeichnungen von Lutz Ehrenberger. Gebunden M 20.—
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Gebunden *M* 15.— und Zuschläge
Eine entzückende Wanderung durch einen großen Teil des Wunderreiches der Insektenwelt. In dem Buche steckt viel Moral aber kein Moralisieren, viel feiner Humor, der auch dem Erwachsenen die Lektüre würzt. Kinder finden darin Unterhaltung und Belehrung zugleich; Erwachsene werden es mit Freude und Genuß zur Hand nehmen. Der Bildschmuck ist dem Inhalt ebenbürtig.
Herder & Co. / Freiburg i. Br.

Zum 150. Geburtstag Beethovens
(16. Dezember 1920)
Beethoven
Seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, seinen Briefen und Tagebüchern.
Herausgegeben von
O. Hellinghaus.
Gebunden *M* 9.20 und Zuschläge.
„... Die ungezählten Verehrer Beethovens, die ihn aus seinen unsterblichen Meisterwerken kennen, mögen zu diesem Buche greifen, ihr Verständnis für seine Tonsprache wird dadurch reiche Erweiterung erfahren und die Liebe zu dem großen Menschen Beethoven geweckt werden." (Reichsbote, Berlin 1920, Nr. 48.)
Herder & Co. / Freiburg i. Br.

Digitized by Google

KLINKHARDT & BIERMANN, VERLAG, LEIPZIG

Asien als Erzieher. Von Paul Cohen-Portheim. VIII und 241 Seiten. Geheftet 20 M., gebunden 26 M.

Die Zeitereignisse bereiten nicht einen Untergang des Abendlandes vor, sondern auf politischem wie auf geistigem Gebiet einen Ausgleich zwischen Asien und Europa, eine höhere Menschheitssynthese. Von diesem Gesichtspunkte aus sind in dem gedankenreichen, aber jedem verständlichen Bande Fragen der Politik, der Kunst und der Metaphysik erörtert. Nicht zerstörend, sondern versöhnend und dadurch aufbauend und in die Zukunft weisend ist dieses Buch. Das Buch ist eines der universalsten Zeugnisse deutschen Geistes und wird, wie kaum ein anderes, die Öffentlichkeit beschäftigen.

Käthchen Schönkopf. Eine Frauengestalt aus Goethes Jugendzeit. Von Julius Vogel. XII und 120 Seiten mit 12 Abbildungen und 1 farbigen Tafel. In Pappband 17.50 M., in Ganzseidenband 40 M.

Käthchen Schönkopf hat bisher merkwürdigerweise noch keinen Biographen gefunden. In dem anmutigen Bändchen geht Vogel den Lebensschicksalen der Jugendgeliebten Goethes nach, und er hat mancherlei Neues und Unbekanntes dabei gefunden. Ein Geschenkbuch besonders für Goethefreunde.

Adele Schopenhauer. Gedichte und Scherenschnitte. Herausgegeben von Prof. Dr. H. H. Houben und Dr. Hans Wahl. I. Gedichte, 180 Seiten. II. Scherenschnitte, 16 Seiten und 33 Scherenschnitte auf 23 Tafeln. 1200 numerierte Exemplare. Zusammen in Kassette 60 M., in Ganzleder 400 M.

Dieselbe zarte Mädchenseele spricht aus diesen Gedichten und den köstlichen Scherenschnitten, die Immermann „Gedichte mit der Schere" nannte. Dieses neu aufgefundene Silhouettenbuch zeigt jedenfalls die Schwester des Philosophen als Meisterin der graziösen schwarzen Kunst. Die beiden Bände, die mit größter Sorgfalt hergestellt wurden, bilden ein bibliophiles Kleinod von höchstem Reiz.

Schöne Seelen. Studien über Männer und Frauen aus der Wertherzeit. Von Valerian Tornius. Einband von Erich Gruner. VIII und 224 Seiten mit 24 Tafeln. In Pappband 24 M., in Halbleder 40 M.

Tornius, der Meister der kulturgeschichtlichen Essays, stellt sich hier die Aufgabe, die ganze Epoche der Empfindsamkeit als eine eigentümliche kulturpsychologische Erscheinung uns nahezubringen, und er tut es in farbensprühenden Bildern und eleganter, leichtflüssiger Sprache. Ein entzückender Band, der sich besonders als Geschenk für feinsinnige Frauen eignet.

In neuen Auflagen erschienen folgende bewährte Werke des Verlags:

Im Lande meiner Modelle. Vom Tiermaler Wilhelm Kuhnert. VIII und 281 Seiten, mit 8 farbigen Tafeln, 24 Original-Steinzeichnungen und 102 Abbildungen im Text. 2. Auflage. In Halbleinenband 80 M., Vorzugsausgabe mit sign. Original-Radierung des Künstlers in Halblederband 300 M.

Die griechische Plastik. Von Emanuel Loewy. Bd. I Text, 154 S. Bd. II 297 Abbildungen auf 168 Tafeln. 3. Auflage. In 2 Pappbänden 40 M.

Giovanni Segantini. Sein Leben und sein Werk. Von Franz Servaes. 4. Auflage. 230 Seiten mit 24 Tafeln. Geb. 18 M., in Pappband 24 M.

Die italienischen Hausmöbel der Renaissance. Von Wilhelm von Bode. IV und 48 Seiten mit 134 Abbildungen auf 71 Tafeln (Monographien des Kunstgewerbes Band VI). In Halbleinenband 30 M.

Digitized by Google

Dresden – Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.
Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.
BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO
Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Eine vornehme Festgabe zu Weihnachten

ist ein Abonnement auf die neue Monatsschrift aus Oberdeutschland

Der Schwäbische Bund

Die führende Zeitschrift Süddeutschlands unter Mitwirkung der namhaftesten Dichter, Künstler und Gelehrten.

Novellen und Romane
erschienen bisher oder liegen vor von
Rudolf Hans Bartsch, Walther Burk, Hans Heinrich Ehrler, Wilhelm Fischer (Graz), Hermann Hesse, Isolde Kurz, Heinrich Lilienfein, Dr. Owlglaß, Jakob Schaffner, Anna Schieber, Wilhelm Schussen, Auguste Supper usw.

Inhalt: Volkstümlich und in edlem Sinne unterhaltsam. Möglichste Vielseitigkeit: Dichtung, Musik, die bildenden Künste, Kunstgewerbe, Geschichte, Philosophie, religiöse Bewegung, Heimatforschung, Volkswirtschaft, Naturkunde, Technik werden mit gleicher Sorgfalt berücksichtigt.

Monatlich ein reich illustriertes Heft Großoktav
Vierteljährlich M. 12.50; Einzelhefte je M. 4.30.

Beginn des neuen, zweiten Jahrgangs mit dem vor kurzem erschienenen Oktoberheft

Ausführliche Ankündigungen und Probehefte versendet

Verlag „Der Schwäbische Bund" (Strecker & Schröder) G. m. b. H., Stuttgart

Geschäftliche Mitteilungen

Diesem Hefte liegen Prospekte nachstehender Verlagsbuchhandlungen bei, die gefl. Beachtung hiermit angelegentlich empfohlen werden:

Vier Quellen Verlag in **Leipzig** über **Bücher von August Wibbelt;**

Oldenburg & Co. in **Berlin** über **Neue Bücher;**

Ferdinand Hirt in **Breslau** über **„Volz im Dämmer des Rimba"** u. a.

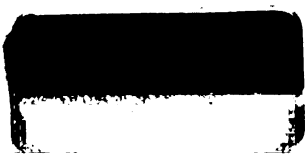
Deutsche Verlags-Anstalt in **Stuttgart** über **„Albert von Hofmanns Politische Geschichte der Deutschen".** 1. Band.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google